Hoffmeyer und Hering
Lehrbuch für den Geschichtsunterricht
in Lehrerbildungsanstalten

III. Teil

Quellenbuch

für den

Geschichtsunterricht

in

Seminaren

Ferdinand Hirt in Breslau

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs.C.D.Bertram

Bella gerant alii tu felix
Austria nube.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries and Member Libraries

http://www.archive.org/details/quellenbuchfrd03hoffuoft

Wilhelmina C. Lamont.

Lehrbuch

für den

Geschichtsunterricht

in

Lehrerbildungsanstalten

von

L. Hoffmeyer, und **W. Hering,**
Seminar-Oberlehrer in Osnabrück. Seminarlehrer in Northeim.

In drei Teilen.

Mit zahlreichen Abbildungen zur Kultur- und Kunstgeschichte.

Dritter Teil:

Quellenbuch für den Geschichtsunterricht in Seminaren.

Ferdinand Hirt,
Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.
Breslau, 1903.

HG
H71189

Quellenbuch

für den

Geschichtsunterricht

in

Seminaren,

zusammengestellt von

L. Hoffmeyer, Seminar-Oberlehrer in Osnabrück, und **W. Hering,** Seminarlehrer in Northeim.

Mit 1 Tafel Schriftproben und der verkleinerten Wiedergabe des ältesten Originals der in den deutschen Archiven aufbewahrten Königsurkunden.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Ferdinand Hirt,
Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.
Breslau, 1903.

430181
29.11.44

Alle Rechte vorbehalten.

Vorrede.

Vorliegendes Quellenbuch, das unser Lehrbuch für den Geschichtsunterricht in Lehrerbildungsanstalten abschließt, ist nach folgenden Gesichtspunkten gearbeitet worden:

1. Die neue Geschichte hat eine weit eingehendere Berücksichtigung gefunden als die mittlere und alte.
2. Neben der politischen kommt auch die Kulturgeschichte zu ihrem vollen Rechte.
3. Außer den Urkunden, Staatsverträgen, Chroniken 2c. gehören auch Tagebücher und Briefe des einfachen Mannes aus dem Volke sowie gleichzeitige geschichtliche Dichtungen zu den Quellen, aber nicht Dichtungen und Auszüge aus Geschichtswerken späterer Verfasser.
4. Die fremdsprachlichen Quellen sind sämtlich, die mittel- und die niederdeutschen mit geringer Ausnahme in Übersetzungen, die hochdeutschen bis auf wenige in neuer Rechtschreibung gegeben.
5. Von der Zeit des Großen Kurfürsten ab ist die brandenburgisch-preußische Geschichte als Trägerin der deutschen in den Vordergrund gestellt.
6. Die Fürsorge der Hohenzollernfürsten sowie die Verfassung Preußens und des Deutschen Reiches sind eingehend berücksichtigt worden.

Wenn unser Quellenbuch mit den bekannten Werken ähnlicher Art — von Richter, Schilling, Zurbonsen, Heinze u. a. — auch einen „eisernen Bestand" gemeinsam hat, so bietet es doch auch manches neue Stück. Die beigegebenen Schrifttafeln dürften den Seminaristen insofern willkommen sein, als sie ihnen die Schriftarten vorführen, in denen unsere alten Urkunden verfaßt sind, und durch Nachbildung einer der ältesten Urkunden unserer Geschichte nebst der beigegebenen Erläuterung ihnen einen kleinen Einblick in die Diplomatik eröffnen.

Die Verfasser.

Bemerkung der Verlagsbuchhandlung.

Diesem dritten Teile von

Hoffmeyer und Hering, Lehrbuch für den Geschichtsunterricht in Lehrerbildungsanstalten

gehen voraus:

I. Teil: **Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in Präparandenanstalten.** Mit einem Anhang von 86 Abbildungen. 10. Auflage, umgearbeitet auf Grund des Lehrplans für die Präparandenanstalten vom 1. Juli 1901. **1902.** 367 S. Leinwandband 3 *M.*

II. Teil: **Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in Seminaren.** Mit einem Anhang von 66 Abbildungen. 2. Aufl., umgearbeitet auf Grund des Lehrplans für die Seminare vom 1. Juli 1901. **1903.** 528 S. Leinwandband 6 *M.*

Für den Unterricht in der Methodik der ersten Seminarklasse sorgt die bereits in vierter, verbesserter Auflage vorliegende

Methodik des Geschichtsunterrichts von H. Rosenburg. 1903. 150 S. Leinwandband 2.25 *M.*

Ferner sei hier noch hingewiesen auf nachstehende

Ergänzungen zu Hoffmeyer und Herings weitverbreitetem Geschichtswerke:

Ferdinand Hirts Historischer Karten-Atlas. 14 Haupt- und 15 Nebenkarten. Geh. 1 *M.*

Ferdinand Hirts Historische Bildertafeln. Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts herausgegeben von mehreren praktischen Schulmännern und Gelehrten. 25 Tafeln Abbildungen mit kurzem erläuterndem Text. (30 S.) Leinwandband 7.50 *M.*

Schneider, J., Sem.-Lehr., u. Archit. **O. Metze, Hauptmerkmale der Baustile.** (Neu!) In zwei Ausgaben:

Große Ausgabe. 10 Lichtdrucktafeln in Sepia-Ton auf starkem Kartonpapier, Größe 70×90 cm. In Papphülse mit erläuterndem Text 20 *M.*, aufgezogen und lackiert 30 *M.*

Kleine Ausgabe. Ein handlicher Atlas mit denselben Tafeln in kleinerem Maßstabe mit gegenüberstehendem Texte für Schüler und Schülerinnen beim Unterricht und zur häuslichen Wiederholung, sowie zum Selbststudium. Kart. 1.60 *M.*

Inhaltsverzeichnis.

Das Mittelalter.

Seite

I. Kampf der Römer mit den Deutschen 1
1. Cäsars Bericht über die Germanen 1
2. Die Schlacht im Teutoburger Walde 2
3. Die Feldzüge des Germanikus . 5
4. Tacitus' Bericht über die Germanen 8

II. Aus der Zeit der Völkerwanderung 15
1. Die Hunnen 15
2. Wulfila 16
3. Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern 17
4. Tejas Tod 20
5. Der Longobardenkönig Alboin . 21
6. Brautwerbung des Longobardenkönigs Authari 23
7. Aus dem Volksrecht der salischen Franken 24
8. Bekehrung Chlodowechs zum Christentume 26

III. Aus dem Koran 27

IV. Bonifatius 29
1. Seine Wirksamkeit in Hessen und Thüringen 29
2. Der Tod des Bonifatius . . . 30

V. Die Karolinger 32
1. Karls des Großen Kriege mit den Sachsen 32
2. Wie Karl das Longobardenreich unterwarf 34
3. Kapitulare Karls des Großen . . 36

Seite

4. Karls des Großen Persönlichkeit und sein Ende 43
5. Die Straßburger Eide 46

VI. Die sächsischen Kaiser 48
1. Herzog Heinrichs Kämpfe mit Konrad I. und seine Wahl . . 48
2. Plünderung des Klosters St. Gallen 49
3. Heinrichs I. Sieg über die Wenden bei Lenzen 53
4. Ottos I. Wahl und Krönung . 55
5. Ottos I. Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich 56
6. Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde 57
7. Liudprands Bericht über seine Sendung nach Konstantinopel . 61

VII. Die fränkischen Kaiser 64
1. König Konrads II. Wahl . . . 64
2. Heinrich IV. und die Sachsen . 66
3. Heinrich IV. und Gregor VII. 68
4. Anklage Heinrichs IV. gegen seinen Sohn Heinrich 71
5. Das Wormser Konkordat . . . 73

VIII. Das Zeitalter der Kreuzzüge . 74
1. Veranlassung zu dem ersten Kreuzzuge 74
2. Aus dem deutschen Ritterleben . 75
3. Vom Deutschen Orden 78

IX. Die Hohenstaufen 80
1. Die Zerstörung Mailands . . . 80
2. Das Reichsfest zu Mainz . . . 82

Seite

3. Der Tod Friedrich Barbarossas 84
4. Kaiser Friedrich II. und die Fürsten 86

X. Deutsche Kolonisation im Osten 88
1. Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern 88
2. Der Kreuzzug gegen die Slaven 92
3. Weitere Kämpfe Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären im Slavenlande 93
4. Die Einnahme der Stadt Brandenburg durch Albrecht den Bären 95
5. Otto IV. mit dem Pfeil . . . 97
6. Eroberung Preußens 98

XI. Aus dem Volksleben des 13. und 14. Jahrhunderts 100
1. Bruder Reyner, ein Einsiedler . 100
2. Kreuzzug gegen die Stedinger . 101
3. Meier Helmbrecht und sein Sohn 103
4. Die erste freie deutsche Reichsstadt 107
5. Wunderbrunnen und Wunderblut des Klosters Rulle 108
6. Die große Geißelfahrt 109
7. Die Weberschlacht in Cöln . . 113
8. Die Vitalienbrüder; Störtebecker 115
9. Aus dem Sachsenspiegel . . . 117
10. Die Feme 119

XII. Kampf Kaiser Ludwigs IV. gegen den Papst 121
1. Der Kurverein zu Rense . . . 121

Seite

2. Der Reichstagsabschied v. 6. Aug. 1338 122
3. Aus der Verfluchungsbulle, die Papst Clemens VI. 1346 gegen den Kaiser erließ 123

XIII. Die luxemburgischen Kaiser . 124
1. Die Goldene Bulle 124
2. Die Verbrennung des Johann Hus 126

XIV. Die ersten Hohenzollern in Brandenburg 127
1. Rot der Mark Brandenburg unter Jost von Mähren 127
2. König Sigismund ernennt den Burggrafen Friedrich VI. zum Verweser der Mark 129
3. Friedrichs VI. Kampf mit den Raubrittern 130
4. Friedrichs I. Belehnung mit der Mark Brandenburg zu Konstanz 132
5. Albrecht Achilles 134

XV. Aus der Zeit Friedrichs III. und Maximilians 137
1. Eine Fehde aus dem Jahre 1440 137
2. Äneas Silvius über Deutschland 139
3. Kaiser Maximilians I. Landfriedensgesetz 142
4. Die deutschen Landsknechte . . 143
5. Einführung eines Bischofs im Jahre 1509 145

Neue Geschichte.

XVI. Reformationsgeschichte. . . . 147
1. Luthers Leben bis 1517 . . . 147
2. Der Ablaßhändler Tetzel in Annaberg 149
3. Thesen Luthers gegen den Ablaß 153
4. Ein Sendbrief Luthers an Papst Leo X. 154
5. An den Christlichen Adel deutscher Nation von des Christlichen Standes Besserung 156
6. Beschwerden der weltlichen Stände über den päpstlichen Stuhl und die geistlichen Reichsstände . . 158
7. Das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521 159
8. Albrecht Dürers Klage 160
9. Brief Luthers an Friedrich den Weisen 161
10. Luther im Schwarz-Bären zu Jena 162
11. Luthers Bibelübersetzung . . . 165
12. Luthers Tod 166
13. Stiftung der Universität Frankfurt a. d. O. 168
14. Die Säkularisation des Ordenslandes Preußen 169

Seite

XVII. Aus dem Volksleben zur Reformationszeit 171
1. Der Adel 171
2. Die Bürger 172
3. Deutsche Bürgerhäuser im 16. Jahrhundert 174
4. Aus der vom Rat d. Stadt Magdeburg 1544 erlassen. Luxusordnung 176
5. Die Bauern 177
6. Hexenverfolgungen 180

XVIII. Der Dreißigjährige Krieg . 184
1. Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. 184
2. Klageschrift des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel an den Kaiser Ferdinand II. . . . 185
3. Die Mansfelder in Ostfriesland 186
4. Wallenstein vor Stralsund . . 187
5. Die „Seligmacher" in Glogau . 187
6. Klage der Fürsten über Wallenstein auf dem Kurfürstentage zu Regensburg 189
7. Unterredung Gustav Adolfs mit dem brandenburgischen Bevollmächtigten in Stettin 190
8. Erlebnisse d. Stadtschreibers Friese bei der Zerstörung Magdeburgs 192
9. Die Schlacht bei Breitenfeld . 197
10. Die Schlacht bei Lützen . . . 198
11. Erlebnisse des Pfarrers Martin Böttinger im Dreißigjähr. Kriege 199
12. Aus dem Simplicissimus . . . 204
13. Bestimmungen des Westfälischen Friedens. 205
14. Die Verwüstung Deutschlands durch den Dreißigjährigen Krieg 209
15. A la mode-Kehraus 210
16. Die Sprachmengerei 213

XIX. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 215
1. Zustände in der Mark Brandenburg beim Regierungsantritte des Großen Kurfürsten. 215
2. Die Schlacht bei Warschau . . 216
3. Aufruf des Kurfürsten an den „ehrlichen Teutschen" 217

Seite

4. Die Erstürmung der Stadt Rathenow am 15. Juni 1675 . . . 219
5. Die Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675 221
6. Brief des Großen Kurfürsten an den Prinzen Johann Georg von Anhalt, Statthalter in der Mark 224
7. Brief des Prinzen von Hessen-Homburg an seine Gemahlin . 224
8. Ludwig XIV. bemächtigt sich der Städte Kolmar und Straßburg 225
9. Die Türken vor Wien 227
10. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 229
11. Das Potsdamer Edikt des Großen Kurfürsten 230
12. Aus dem politischen Vermächtnisse des Großen Kurfürsten 232

XX. König Friedrich I. 235
1. Preußen wird ein Königreich . 235
2. Die preußischen Truppen in der Schlacht von Turin 236

XXI. Friedrich Wilhelm I. 237
1. Aus der Instruktion des Königs für die Erziehung des Kronprinzen Friedrich 237
2. Aus der Instruktion Friedrich Wilhelms I. für das Generaldirektorium 239
3. Friedrich Wilhelms I. deutsche Gesinnung 240
4. Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen und dem Könige . . . 240
5. Kronprinz Friedrich in Küstrin. 241
6. Aufnahme der vertriebenen Salzburger Protestanten 243
7. Erlasse, Instruktionen und Kabinettsorders König Friedrich Wilhelms I., das Wohl seiner Untertanen betreffend. 246
8. Der Preußische Staat unter Friedrich Wilhelm I. 249

XXII. Friedrich der Große 251
1. Kronprinz Friedrich in Rheinsberg 251

Seite

2. Friedrichs Auffassung vom fürstlichen Beruf 252
3. Friedrichs II. Schreiben an seinen Minister v. Podewils beim Beginn des I. Schlesischen Krieges 254
4. Soldatenleben zur Zeit Friedrichs des Großen. 254
5. Friedrichs des Großen geheime Instruktion für den Staatsminister Grafen Finckenstein 260
6. Friedrichs des Großen Anrede an seine höheren Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen 261
7. Die Schlacht bei Leuthen . . . 262
8. Der Überfall bei Hochkirch . . . 264
9. Lied über die Schlacht bei Kunersdorf. 269
10. Friedrichs des Großen Stimmung während des Siebenjährigen Krieges 270
11. Randbescheide Friedrichs d. Gr. . 272
12. Erlasse, Instruktionen und Briefe Friedrichs des Großen, die Wohlfahrt seiner Untertanen betr. . . 273
13. Friedrichs des Großen Urteil im Müller Arnoldschen Prozeß . . 277
14. Lage der Bauern im Osten und Friedrichs Bemühungen, ihr Los zu bessern 278
15. Eine Besichtigungsreise Friedrichs des Großen 281
16. Eine Ministerrevue Friedrichs des Großen 285
17. Aus dem Testamente Friedrichs des Großen 289
18. Der „Alte Fritz" 290
19. Friedrich d. Gr. und die deutsche Literatur. 292
20. Stimmen über Friedrich d. Großen und seinen Staat 293
21. Joseph II. gegen Glaubenszwang 295

XXIII. Die französische Revolution und ihre Bekämpfung 296

1. Die Hauptartikel aus der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte 296
2. Aus dem Manifest des Oberfeldherrn Ferdinand v. Braunschweig an die Franzosen 297
3. Französische Emigranten in Deutschland 298
4. Auflösung des Deutschen Reiches 301

XXIV. Preußens Fall und Wiedergeburt 303

1. Die Schlacht bei Jena 303
2. Die Übergabe d. Festung Hameln 308
3. Die Festlandssperre Napoleons . 309
4. Nach der Schlacht bei Eylau . . 310
5. Die Belagerung von Kolberg . . 311
6. Yorks Urteil üb. d. Lage Preußens nach dem Tilsiter Frieden . . . 313
7. Preußens Unglücksjahre 314
8. Die Stimmung der Königin Luise nach dem Tilsiter Frieden . . . 317
9. Wodurch die Erhaltung der deutschen Nation bewirkt werden kann 320
10. E. M. Arndts Urteil über Napoleon und das französische Heer . . . 321
11. Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend 323
12. Über die preußische Heeresorganisation 325
13. Das politische Testament des Freiherrn vom Stein. 327
14. Deutsche Schmach 330

XXV. Die Befreiungskriege 331

1. Untergang d. französischen Armee 331
2. Fluchtlied 336
3. Die Konvention von Tauroggen. 337
4. König Friedrich Wilhelm III. in Breslau 338
5. Die Stände Ostpreußens erbieten sich zur Errichtung einer Landwehr 344
6. Gesetz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die Dauer des Krieges betreffend 345
7. Zwei Briefe Theodor Körners. . 346
8. Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An Mein Volk" 347
9. Des Königs Aufruf zur Bildung

Seite

einer Landwehr und eines Landsturms 348
10. Deutsche Frauen im Jahre 1813. 349
11. Vaterlandsliebe 350
12. Zwei Briefe v. Eleonore Prohaska 351
13. Unterredung Metternichs mit Napoleon zu Dresden 353
14. Die Schlacht an der Katzbach. . 354
15. Leipzig während d. Völkerschlacht 356
16. Über das Elend der in der Völkerschlacht bei Leipzig Verwundeten 359
17. Blüchers Tagesbefehl beim Rheinübergange 360
18. Eigenhändiges Schreiben Blüchers an Kaiser Alexander I. 361
19. Napoleons I. Entthronung. . . 362
20. Einführung d. allgemeinen Wehrpflicht 363
21. Napoleons Rückkehr von Elba . 364
22. Briefe Blüchers aus der Zeit der Befreiungskriege 365
23. Die heilige Allianz 368
24. Verordnung über die Einrichtung von Landständen in Preußen . . 369

XXVI. Deutschland bis 1848 . . . 370
1. Aus den Karlsbader Beschlüssen 370
2. Der preußisch-deutsche Zollverein 372

XXVII. Friedrich Wilhelm IV. 373
1. Patent Friedrich Wilhelms IV., die Einführung des Vereinigten Landtages betreffend 373
2. Patent wegen beschleunigter Einberufung d. Vereinigten Landtages 375
3. Proklamation des Königs „An Meine lieben Berliner" 376
4. Preußen und die deutsche Kaiserkrone 377
5. Des Königs Thronrede und Eid auf die Verfassung 382
6. Aus der Verfassungsurkunde des Preußischen Staates vom 31. Jan. 1850 383
7. Aus einer Denkschrift des Bundestagsgesandten Otto von Bismarck 388

Seite

XXVIII. Wilhelm I. bis zum Deutsch-französischen Kriege 390
1. Ansprache des Prinz-Regenten an das neuberufene Ministerium. . 390
2. Thronbesteigung König Wilhelms I. am 2. Januar 1861 391
3. Aus der Konfliktszeit 393
4. Der Wiener Friede vom 30. Okt. 1864 394
5. Bedingungen, unter denen Preußen die Bildung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein zugestehen wollte 394
6. Der Gasteiner Vertrag 396
7. Preußens Austritt aus dem Deutschen Bunde 397
8. König Wilhelms Aufruf „An Mein Volk" 398
9. Des Königs Abreise zum Kriegsschauplatze 400
10. Die Schlacht bei Königgrätz . . 403
11. Der Friede zu Prag vom 23. Aug. 1866 406

XXIX. Der Deutsch-französische Krieg 1870/71 407
1. Ausbruch des Krieges 407
2. Thronrede König Wilhelms bei Eröffnung des Reichstages am 19. Juli 1870 410
3. Die Schlacht bei Wörth 411
4. Die Schlachten bei Metz 414
5. Die Schlacht bei Sedan 416
6. Die Übergabe von Metz 420
7. Der Friede von Frankfurt . . . 422

XXX. Das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm dem Großen 423
1. Die Errichtung d. Deutschen Reiches 423
2. Kaiser Wilhelms I. Thronrede an den ersten Deutschen Reichstag am 21. März 1871 429
3. Aus der Verfassung des Deutschen Reiches 430
4. Auszug aus den letztwilligen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms des Großen 437

Seite

5. Begründung der Sozialreform durch Kaiser Wilhelm d. Großen 440
6. Heimgang Kaiser Wilhelms des Großen 442
7. Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm den Großen 444

XXXI. Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung 9. März 1888 . . 446

XXXII. Kaiser Wilhelm II. 447

1. Seine Thronbesteigung 447
2. Kaiser Wilhelms Fürsorge für die Arbeiter 448
3. Feier des fünfundzwanzigjährigen Reichsjubiläums am 18. Januar 1896 450
4. Dankbarkeit des Kaisers gegen Moltke 452
5. Ehrung Bismarcks. 453
6. Deutschlands Weltstellung und Seemacht 456
7. Der Kaiser als oberster Kriegsherr und als Friedenshort. . . 457
8. Des Kaisers Ansicht über die Aufgabe der Kunst. 460
9. Kaiser Wilhelm II. als Christ. 461

Die Wahlsprüche der hohenzollernschen Fürsten 463

Das Mittelalter.

I. Kampf der Römer mit den Deutschen.

1. Cäsars Bericht über die Germanen.

Julius Cäsar, Gallischer Krieg. Lateinisch. Übersetzung nach A. Richter, Quellenbuch. Leipzig 1888. S. 1. Während des Eroberungskampfes in Gallien drang Cäsar zweimal (55 und 53) über den Rhein. In den Aufzeichnungen über seine eigenen Erlebnisse erzählt er auch, was er bei den Germanen beobachtet und durch Nachforschungen bei den Galliern oder reisenden Kaufleuten erfahren hat.

Jagd und kriegerische Übung füllt das Leben der Germanen aus. Schon von klein auf gewöhnen sie sich deshalb an harte Strapazen und üben ihre Ausdauer.

Wenig beschäftigen sie sich mit Ackerbau; der größere Teil ihrer Nahrung besteht aus Milch, Käse und Fleisch. Auch hat keiner Ackerland von bestimmtem Umfange oder überhaupt eigenen Grundbesitz, sondern die Häupter des Volkes und die Fürsten teilen auf ein Jahr den Stämmen und Sippen, wie sie zusammengetreten sind, Acker zu, in dem Umfange und an dem Orte, wie es ihnen angemessen erscheint. Und nach Ablauf des Jahres zwingen sie dieselben, an eine andere Stelle überzugehen. Viele Gründe führen sie für diesen Brauch an: man wolle verhindern, daß die Gewöhnung an ein seßhaftes Leben dazu verführe, die Lust am Kriege mit der Bebauung des Bodens zu vertauschen, daß jemand weit ausgedehnten Landbesitz zu erwerben trachte und die Mächtigeren die Ärmeren aus ihrem Besitz verdrängten. Auch sollte man nicht, um sich vor Kälte und Hitze zu schützen, die Häuser sorgfältiger bauen. Habgier nach Geld, in deren Gefolge Parteiungen und Zwist einhergehen, sollte dadurch verbannt sein, der gemeine Mann sollte in Zufriedenheit erhalten werden, wenn er sähe, daß bei dieser Sitte sein Besitz dem des Mächtigsten gleich stünde.

Als ein hohes Lob gilt es für die Völkerschaften, um ihr Gebiet herum weithin alles Land zu verwüsten und von einer Einöde umgeben zu sein. Sie glauben, es sei ein Zeichen männlicher Tatkraft, wenn die Nachbarn, vertrieben von ihren Äckern, in die Ferne zögen, und niemand in ihrer Nähe sich anzusiedeln wage. Zugleich glauben sie durch eine solche Maßregel gesicherter zu sein und nicht einen plötzlichen Überfall befürchten zu müssen. Rüstet sich eine Völkerschaft zum Kampfe, sei es zum Angriff oder zur Abwehr, dann wählt sie einen Herzog, der den Krieg leiten soll. In seiner Hand liegt die Gewalt über Leben und Tod. Im Frieden dagegen hat sie kein gemeinsames Oberhaupt, sondern die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen unter den Ihrigen Recht und schlichten den Zwist. Dem Raube

haftet kein Makel an, sobald er außerhalb der Grenzen der Völkerschaft vollführt wird. Durch ihn, glauben sie, werde die junge Mannschaft geübt, der Müßiggang aber gemindert. Sobald einer der Fürsten in öffentlicher Versammlung erklärt, daß er die Führung übernehmen wolle und es möchten sich die melden, die ihm zu folgen gedächten, erheben die sich, die mit der Sache und mit dem Manne einverstanden sind, und versprechen ihren Beistand. Lob wird ihnen von der Menge zu teil. Wer aber von diesen dann nicht folgt, der wird als ein Feigling und Verräter betrachtet, und jedes Vertrauen wird ihm fernerhin entzogen.

An dem Gastfreunde sich zu vergreifen, dünkt sie Frevel. Wer aus irgend einem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill und halten ihn für unverletzlich. Alle Häuser stehen ihm offen, und der Lebensunterhalt wird mit ihm geteilt.

Der Stamm der Sueven ist der bei weitem größte und kriegslustigste von allen Germanen. Hundert Gaue soll er zählen, und aus jedem ziehen jährlich tausend Krieger zum Kampfe über die Grenze. Die übrigen, die zu Hause bleiben, erwerben für sich und jene die Nahrungsmittel. Im folgenden Jahre stehen diese zur Abwechselung unter den Waffen, und jene bleiben in der Heimat. So wird weder der Ackerbau noch das Kriegshandwerk vernachlässigt. Aber getrennte, bestimmten Personen zugehörige Äcker gibt es nicht. Auch ist es nicht gestattet, an einem Orte um des Ackerbaues willen länger als ein Jahr zu bleiben. Das Weidwerk betreiben sie mit Vorliebe, und diese Beschäftigung nährt durch die Art der Speise wie durch die tägliche Übung ihre Kräfte und macht sie zu Menschen von ungewöhnlicher Körpergröße.

Kaufleuten gestatten die Sueven nur aus dem Grunde den Zutritt, um jemand zu haben, an den sie ihre Kriegsbeute verkaufen können, nicht aber, als ob sie nach der Einfuhr von irgend etwas Verlangen trügen. Ja selbst der Pferde bedienen sie sich nicht, wenn sie aus der Fremde kommen. Klein und häßlich sind zwar die einheimischen, doch durch tägliche Übung fähig, die größten Anstrengungen zu ertragen.

Im Reitertreffen springen sie oft von den Pferden herab und kämpfen zu Fuß. Nichts gilt nach ihrem Brauche für schimpflicher oder feiger, als den Sattel zu gebrauchen.

Die Einfuhr von Wein dulden sie überhaupt nicht, denn sie glauben, daß er den Menschen zum Ertragen von Strapazen unfähig mache und verweichliche.

2. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Über die Kämpfe, die zur Zeit der römischen Kaiser Augustus und Tiberius zwischen den Germanen und den Römern stattfanden, berichtet u. a. der römische Geschichtsschreiber Vellejus, der Waffengenosse des Kaisers Tiberius. Eine Erzählung über den Kampf im Teutoburger Walde ist von dem Griechen Cassius Dio in dessen „Römischer Geschichte" erhalten, der Aufzeichnungen von Augenzeugen benutzt hat. Er lebte im Beginn des 3. Jahrhunderts. Seine durch einzelne Züge römischer Geschichtsschreiber ergänzte Erzählung lautet nach A. Richter a. a. O. S. 2:

Die Römer besaßen einige Bezirke in Germanien, nicht beisammen, sondern wie sie gerade erobert worden waren. Sie überwinterten dort. Die Deutschen

fügten sich in manchen Stücken der römischen Sitte, kamen auf die Marktplätze und pflegten friedlichen Verkehr mit den Römern. Aber sie konnten doch der Sitten ihrer Väter, ihrer Landesgebräuche, ihrer ungebundenen Lebensweise und der Macht, die ihre Waffen ihnen verliehen, nicht ganz vergessen. So lange sie von den Römern nur allmählich und mit großer Behutsamkeit ihrer alten Sitten entwöhnt wurden, empfanden sie die Veränderung ihrer Lebensweise nicht drückend und merkten es kaum, wie sie andere wurden. Als aber der Römer Quintilius Varus, der vorher Statthalter in Syrien gewesen war, zum Oberbefehlshaber in Germanien ernannt wurde, wollte dieser alles rascher entfernen; er behandelte die Germanen herrisch und erpreßte von ihnen wie von Untertanen Tribut. Das wollten sie sich nicht länger gefallen lassen. Die Häupter des Volkes strebten nach der früheren Herrschaft, und die Menge fand die frühere, hergebrachte Regierungsweise besser als die jetzige Zwingherrschaft der Fremden. Mit Kummer blickten die Germanen auf ihre Schwerter, die der Rost bedeckte, und auf ihre Rosse, die müßig standen.

Ein Jüngling von edlem Geschlechte, tapferen Armes und gewandten Geistes, namens Armin, ein Sohn Segimers, des Fürsten der Cherusker, gedachte die Sorglosigkeit des römischen Befehlshabers sich zu nutze zu machen. Er hatte früher die Römer auf vielen Feldzügen begleitet und besaß außer dem römischen Bürgerrecht auch den Rang eines römischen Ritters. Jetzt dachte er gar klug, niemand sei leichter zu überwältigen, als wer nichts fürchte, und nichts sei öfter der Anfang des Unglückes gewesen als Sorglosigkeit und das Gefühl der Sicherheit. Zuerst weihte er wenige, dann mehrere als Genossen in seine Pläne ein. Daß es möglich sei, die Römer zu besiegen, behauptete er mit Zuversicht, überzeugte davon auch seine Gefährten, und er bestimmte eine Zeit zum Überfall. Das wurde Varus durch einen Cherusker, namens Segest, angezeigt. Aber das Auge des Varus blieb geblendet.

Einen offenen Aufstand wagten die Germanen nicht, weil sie meinten, die Zahl der Römer, die am Rheine und im Innern des Landes standen, sei zu groß. Sie nahmen vielmehr den Varus so auf, als ob sie allen seinen Forderungen sich fügen wollten, und lockten ihn vom Rheine weiter in das Land der Cherusker und bis zur Weser. Auch hier lebten sie mit ihm in Frieden und Freundschaft und ließen ihn glauben, daß sie auch ohne die römischen Waffen den Befehlen der Römer gehorchen würden. So geschah es, daß Varus nicht, wie er in Feindesland hätte tun sollen, seine Truppen zusammenhielt, sondern viele seiner Leute nach verschiedenen Seiten hinsandte, sei es, um gewisse Plätze zu beschützen, sei es, um Räuber aufzugreifen oder Transporte von Lebensmitteln zu decken.

Die vornehmsten Verschworenen, die später auch im Kriege die Anführung übernahmen, waren Armin und Segimer, die beide stets um Varus waren und oft an seiner Tafel aßen. Während nun Varus ganz zuversichtlich war und sich keines Argen versah, vielmehr alle, die ihn zur Vorsicht mahnten, wegen allzugroßer Ängstlichkeit schalt, empörten sich zuerst der Verabredung gemäß etliche entferntere Stämme. Sie wollten dadurch den Varus, wenn er gegen die Empörer zöge, in eine Falle locken und ihn verhindern, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wenn sie sich alle zugleich empörten. So geschah es denn auch. Als Varus aufbrach, begleiteten sie ihn eine Strecke; dann aber blieben sie zurück, angeblich, um Bundesgenossen zu werben und sie ihm zuzuführen. Nachdem sie die Hilfsmacht, die schon an einem bestimmten

Platze bereit stand, an sich gezogen hatten, rückten sie gegen Varus vor und zeigten sich nun nicht als Untertanen oder Bundesgenossen, sondern als Feinde.

Die Gebirge, in denen sich Varus jetzt befand, waren schluchtenreich und zerklüftet, die Waldungen undurchdringlich dicht und voll gewaltiger Stämme, so daß die Römer schon vor dem Erscheinen der Feinde mit dem Fällen der Bäume, dem Wegebahnen und dem Schlagen von Brücken volle Arbeit hatten. Die Römer führten auch wie im Frieden viele Wagen und Lasttiere mit sich, und Kinder, Weiber und Diener folgten ihnen, so daß schon dadurch wenig Ordnung in dem Zuge war. Dazu kam, um sie noch mehr auseinander zu bringen, Regen und heftiger Wind, und der schlüpfrig gewordene Boden sowie die Wurzeln und die umgestürzten Baumstämme gestatteten nur unsichere Tritte. In dieser Not fielen die Feinde aus den dichten Wäldern über die Römer her. Der Wege besser kundig, umzingelten sie die Römer von allen Seiten und beschossen sie mit ihren Pfeilen und Speeren anfangs aus der Ferne, dann aber, als die Römer sich nicht zur Wehr setzten, rückten sie ihnen dichter auf den Leib. Die Römer, deren Zug vielfach durch Wagen und durch Unbewaffnete unterbrochen war, konnten sich nicht leicht auf einem Punkte sammeln und litten daher, den Angreifenden selbst an Zahl nicht gewachsen, großen Verlust, ohne den Feinden etwas anhaben zu können.

Als sie einen tauglichen Platz fanden, soweit dies in dem Waldgebirge möglich war, schlugen sie ein Lager auf, verbrannten die Mehrzahl ihrer Wagen und anderes, was sie entbehren konnten, oder ließen es zurück und zogen dann am anderen Tage in besserer Ordnung weiter. Sie waren zwar so glücklich, bis zu einem lichteren Orte vorzudringen, doch geschah auch das nicht ohne Verluste. Als sie von da aufbrachen, gerieten sie wieder in dichte Waldungen. Sie wehrten sich zwar gegen die Andringenden, gerieten aber auch dadurch in nicht geringe Not. Denn wenn sie an engeren Stellen sich zusammentaten, um in geschlossenen Gliedern, Reiterei und Fußvolk, gegen den Feind vorzurücken, wurden sie daran durch ihre eigene Menge sowie durch die Bäume gehindert.

Es war der dritte Tag, daß sie so daherzogen; heftige Regengüsse und ein furchtbarer Sturm überfielen sie, so daß sie weder weiter zu ziehen noch sichern Fuß zu fassen vermochten. Ja sie konnten sogar nicht einmal von ihren Waffen Gebrauch machen, denn Pfeile, Wurfspieße und Schilde waren durchnäßt und nicht gut zu gebrauchen. Ihre Feinde, die meist leicht bewaffnet waren und deshalb angreifen oder sich zurückziehen konnten, wie sie wollten, hatten von solchen Unfällen weniger zu leiden. Überdies waren sie auch an Zahl den Römern weit überlegen, denn auch die früher Bedenklichen hatten sich, wenn auch nur, um Beute zu machen, jetzt eingefunden. Sie umringten die schwächeren Römer, die schon in den vorangegangenen Kämpfen viele Leute verloren hatten, um so leichter und machten sie nieder, so daß Varus und die angesehensten Führer, aus Furcht, gefangen zu werden, oder durch die Hand ihrer verhaßten Feinde zu sterben — denn verwundet waren sie schon —, den Entschluß faßten, sich in ihre eigenen Schwerter zu stürzen. Sobald dies bekannt wurde, setzte sich keiner, wenn er auch noch Kräfte hatte, weiter zur Wehr. Die einen ahmten dem Beispiel ihrer Führer nach, die andern warfen die Waffen weg und ließen sich ohne Gegenwehr niedermachen. An Flucht war, wenn man auch wollte, nicht zu denken. Alle wären umgekommen oder in Gefangenschaft geraten, wenn nicht die Feinde nach Beute

zu begierig gewesen wären. So gewannen die Kräftigsten unter den Römern einen Vorsprung, um zu entkommen.

Nichts Blutigeres gab es je als das Schlachten dort in den Sümpfen und Wäldern Germaniens. Vorzugsweise hatten es die Feinde auf die Sachwalter abgesehen. Einigen stachen sie die Augen aus, anderen schnitten sie die Hände ab; einem nähten sie den Mund zu, nachdem sie ihm die Zunge ausgerissen hatten. Diese nahm einer der Barbaren in die Hand und sprach: „Nun höre endlich auf zu zischen, Schlange!"

Als Augustus von dieser großen Niederlage Kunde erhielt, war er so niedergeschlagen, daß er mehrere Monate hindurch Haar und Bart wachsen ließ. Bisweilen stieß er den Kopf gegen die Tür und rief dabei aus: „Varus, gib mir die Legionen wieder!" Den Tag der Niederlage beging er alljährlich als einen Tag tiefer Trauer.

3. Die Feldzüge des Germanikus.

Cornelius Tacitus, Annalen (Jahrbücher). Lateinisch. Nach der Übersetzung von Erler, Deutsche Geschichte. Leipzig 1882. Bd. 1, S. 28. Der Geschichtsschreiber Tacitus ist vermutlich im Jahre 54 n. Chr. geboren. Seine Annalen reichen vom Tode des Kaisers Augustus bis zum Jahre 68. Nachdem Tacitus erzählt hat, wie das Heer des Germanikus auf dem zweiten Zuge (15 n. Chr.) in drei Abteilungen die Ems erreicht hatte, fährt er fort:

Die Chauken versprachen Hilfe und wurden zu Waffengefährten angenommen. Die Brukterer aber verheerten mit Feuer ihr eigenes Gebiet (um Germanikus am Vordringen zu hindern). Gegen sie wurde Lucius Stertinius mit einer leichtgerüsteten Schar ausgesandt. Er schlug sie. Während des Blutbades und der Plünderung fand er den Adler der neunzehnten Legion, der mit Varus verloren worden war. Von da zog das Heer bis in das entfernteste Gebiet der Brukterer, alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstend. So kam man bis in die Nähe des Teutoburger Waldes, wo, wie das Gerücht ging, die Überreste des Varus und seiner Legionen unbestattet liegen sollten. Daher wurde Germanikus von dem Verlangen ergriffen, den Soldaten und dem Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen. Auch das ganze Heer, das zugegen war, wurde vom Mitleide bewegt. Man gedachte an die gefallenen Verwandten und Freunde, endlich auch an die Wechselfälle des Krieges und das unsichere Menschenlos. Cäcina wurde vorausgesandt, um das Dunkel des Waldgebirges zu durchforschen und Brücken und Dämme dort herzustellen, wo es Gewässer und Moorboden erforderten. Dann rückte man hinter ihm her und betrat jene Stätten der Trauer, dem Auge wie der Erinnerung gleich schrecklich. Das erste Lager des Varus mit weitem Umfange und wohl abgesteckten Quartieren zeigte, daß noch drei Legionen daran gearbeitet hatten. Sodann erkannte man an einem halb eingestürzten Walle und geringem Graben, daß hier die schon geschwächten Reste Halt machten. Inmitten des Blachfeldes lagen bleichende Gebeine; hier gehäuft, dort zerstreut, je nachdem sie geflohen oder Widerstand geleistet hatten. Daneben fanden sich zerbrochene Geschosse und Knochen von Pferden. Zugleich erblickte man an den Bäumen Menschenschädel hängend. In den benachbarten Wäldern stieß man auf barbarische Altäre, an denen die Tribunen und die Centurionen höheren Ranges hingeschlachtet worden waren.

Soldaten, die das Blutbad überlebt hatten und dem Kampfe oder der Gefangenschaft entflohen waren, gaben Bericht von den einzelnen Hergängen. Hier seien die Legaten gefallen, dort habe man den Legionen die Adler entrissen. Sie zeigten die Stelle, wo Varus seine erste Wunde empfangen, wo er durch den Stoß seiner unseligen Hand den Tod gefunden, von welcher Anhöhe herab Armin zu den Seinen gesprochen habe. Sie erzählten ferner, wie viele Galgen für die Gefangenen angelegt worden seien, wie viele Gruben, um die Gegner lebendig zu begraben, und wie man frech die Feldzeichen und Adler verhöhnt habe. So bestattete denn das anwesende römische Heer sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und da niemand wissen konnte, ob er die Überreste des Feindes oder der Seinen der Erde anvertraute, begruben sie alle Gebeine wie von Verbündeten, von Blutsverwandten, mit gesteigertem Zorn gegen den Feind, voll tiefer Trauer und zugleich erbitterten Hasses. Und als man einen Erdhügel aufschüttete, legte Germanikus das erste Rasenstück darauf. Den Toten erwies er damit einen willkommenen Dienst, den Anwesenden zeigte er damit, daß er ihren Schmerz teile.

Über das Zusammentreffen Armins mit seinem Bruder Flavus vor der Schlacht bei Idistaviſus erzählt Tacitus (Erler S. 34 ff.):

Noch trennte die Weser allein die Römer von den Cheruskern. Am Ufer stand mit den übrigen Edlen seines Volkes Armin. Er fragte, ob Germanikus angelangt sei. Da er die Antwort erhielt, er sei zugegen, bat er, daß man ihm eine Unterredung mit seinem Bruder gestatte. Dieser Bruder, Flavus hieß man ihn, diente im Heere. Allbekannt war er durch seine bewährte Treue gegen die Römer wie durch seine Einäugigkeit. Wenige Jahre zuvor hatte er in den Kämpfen unter Tiberius durch eine Verwundung ein Auge verloren. Auf die Erlaubnis des Feldherrn hin trat er an das Ufer; Armin begrüßte ihn. Dieser ließ seine Begleiter weit zurücktreten und befahl, daß auch die Bogenschützen zurückgezogen würden, die längs des Ufers, das die Unsrigen besetzt hatten, aufgestellt waren. Als dies geschehen, fragte er den Bruder, woher die Verunstaltung seines Antlitzes rühre. Jener nennt Ort und Schlacht. Darauf fragt er, welche Belohnung er dafür erlangt habe. Flavus erwähnt seine Solderhöhung, einen goldnen Kranz und andere Dienstauszeichnungen. Armin aber höhnte: billig sei doch fürwahr die Knechtschaft zu kaufen. Ein Wortstreit der beiden erhebt sich. Der eine spricht von der Herrlichkeit des römischen Reiches, der Macht des Kaisers, der strengen Strafe, die den Besiegten treffe, und der Gnade, mit der man ihn aufnehmen würde, wenn er freiwillig sich unterwerfe. Auch sein Weib, sein Kind würden nicht feindlich behandelt. Dagegen redete Armin von den Verpflichtungen, die man dem Vaterlande schulde, und erinnert ihn an die angestammte Freiheit, die heimatlichen Götter Germaniens, an die Mutter, die mit ihm seine Rückkehr erflehe. Nicht solle er sein Haus, seine Sippe, nicht sein Volk verlassen, um an denen zum Verräter zu werden, deren Haupt und Führer er sein könne.

Allmählich ging man zu gereiztem Wortwechsel über. Selbst der Fluß hätte sie nicht am Zweikampf gehindert, wäre nicht Flavus, der voller Zorn Waffen und Roß forderte, zurückgehalten worden.

Armin übrigens hatte, als er nach dem Abzuge der Römer nach königlicher Herrschaft strebte, den Freiheitssinn seiner Volksgenossen gegen sich. Mit den Waffen angegriffen, kämpfte er mit wechselndem Erfolg. Endlich

erlag er einem hinterlistigen Anschlag seiner Verwandten. Ohne Zweifel ist er der Befreier Germaniens. In der Feldschlacht nicht immer des Erfolges sicher, blieb er im Kriege unbesiegt. Auf siebenunddreißig Jahre brachte er sein Leben, zwölf Jahre behauptete er seine Macht. Noch wird sein Ruhm bei den germanischen Völkern besungen.

Wie Germanikus auf der Heimfahrt von seinem dritten Zuge (16 n. Chr.) die Schrecken des nordischen Meeres kennen lernte, darüber erzählt Tacitus folgendes (Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer. Emden 1879. S. 19 ff.):

Erst rauschte die glatte Fläche des Meeres von dem Ruderschlag und kräuselte sich unter den dahinsegelnden tausend Schiffen, dann schüttete der plötzlich verfinsterte Himmel Hagelschauer aus dunklen Wolken hernieder, und die durch aus verschiedenen Ecken zugleich hervorbrechende Stürme aufgewühlten Wellenberge benahmen die Aussicht und hemmten die Leitung. Die Landsoldaten, erschrocken und der Unfälle zur See unkundig, standen den Schiffern im Wege oder hinderten die Verrichtungen der Sachkundigen durch ihre ungeschickte Behilflichkeit. Hernach nahm der Sturm die herrschende Richtung aus Südwesten an und trieb Wolken und Meer mit der ganzen Kraft, welche die feuchten Länder Germaniens, tiefe Ströme und unerschöpfliche Wolkenmassen, und mit der schneidenden Kälte, welche der nahe Norden ihm verleiht, vor sich her: so riß er die Schiffe fort und zerstreute sie in die offene Nordsee hinaus, gegen die Inseln, deren zackige Riffe und verborgene Untiefen sie bedrohten. Als man an diesen kaum und mit knapper Not vorüber war, da hielt kein Anker; auch war es unmöglich, das überstürzende Wasser auszuschöpfen: Pferde, Lasttiere, Gepäck, selbst Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern, da das Wasser durch die Fugen drang und ins Schiff schlug. Soviel wilder die Nordsee ist als andere Meere, und das Klima von Deutschland rauher als das anderer Länder, soviel überstieg dies Mißgeschick alles andere durch unerhörten Umfang: ringsumher feindliche Küsten und eine Öde und Tiefe des Meeres, daß man glauben mußte, hier sei das Ende, und das Meer habe keine Grenzen mehr. Ein Teil der Schiffe versank, mehr noch strandeten an entlegenen Inseln, und die Soldaten kamen in der menschenleeren Einöde vor Hunger um, nur einige hatten mit den an den Strand geworfenen Pferdeleichen ihr Leben gefristet. Nur das Schiff des Germanikus, von den übrigen verschlagen, landete an der Küste der Chauken, Tage und Nächte lang irrte er an den Küstenvorsprüngen umher und maß sich laut die Schuld all des entsetzlichen Unglücks bei, kaum hielten ihn seine Freunde zurück, in denselben Wellen den Tod zu suchen. Als endlich das Meer ruhiger und der Wind günstig wurde, kamen einige Schiffe schwer beschädigt mit ein paar Riemen rudernd oder mit ausgespannten Kleidungsstücken anstatt der Segel zurück, einige auch von den minder beschädigten ins Schlepptau genommen; die wurden in der Eile ausgebessert und abgesandt, um die Inseln abzusuchen. So wurden noch die meisten der Übriggebliebenen zusammengebracht, manche auch von den Angrivariern, die sich neuerdings ergeben hatten, im Binnenlande losgekauft und ausgeliefert, einige, die nach Britannien verschlagen waren, von den dortigen Häuptlingen zurückgeschickt.

Der römische Schriftsteller Plinius (um 50 n. Chr.) schildert das Leben der Bewohner unserer Nordseeküste in folgender Weise:

Der unermeßliche Ozean schwillt hier in dem Zeitraum eines Tages zweimal an und läuft wieder ab, so daß man bei diesem ewigen Kampfe der Natur zweifelhaft sein kann, ob man diese Gegend für festes Land oder für einen Teil des Weltmeeres halten soll. Dort wohnt das arme Volk, das auf Dünen oder mit Händen aufgeworfenen Dämmen seine Hütten baut. Sie haben kein Vieh,

um von seiner Milch sich zu ernähren, wie ihre Nachbarn; nicht einmal der Jagd können sie obliegen, weil ihnen jeder Baumwuchs fehlt. Aus dem Schilf und den Binsen ihrer Sümpfe flechten sie Netze, mit denen sie bei ihrer Hütte die mit dem abfließenden Wasser zurückeilenden Fische fangen. Den Schlamm drücken sie mit den Händen zusammen und trocknen ihn mehr durch den Wind als durch die Sonne. Diesen zünden sie an, um ihre Speisen zu kochen und ihre von dem kalten Nordwinde erstarrten Glieder zu erwärmen. Zu trinken haben sie nichts als Regenwasser, das sie in Gruben am Eingange ihres Hauses aufbewahren. Und solche Menschen würden sich noch für Sklaven halten, wenn sie dem römischen Volke untertan würden!

4. Tacitus' Bericht über die Germanen.

Corn. Tacitus, Germania. Lateinisch. Um das Jahr 100 n. Chr. schrieb Tacitus dies treffliche Buch, dem wir die ausführlichsten Nachrichten über Land und Sitten unserer Vorfahren verdanken. Zugleich wollte er in der Germania seinen Landsleuten ein Gegenbild ihrer Unnatur und Sitte vor Augen stellen, daher treten die guten Eigenschaften der Germanen weit mehr hervor als die tadelnswerten.

Obwohl Germanien ziemliche Abwechselung darbietet, ist es im ganzen doch von rauhen Wäldern oder unwirtlichen Sümpfen bedeckt. Für Getreidebau ist es ergiebig, aber Obstbäume trägt es nicht. Es ernährt zahlreiche Rinderherden, diese sind des Volkes einziger und liebster Reichtum; doch sind sie meistens unansehnlich. Auch fehlt dem Rinde sogar das eigentümliche stattliche Wesen und der stolze Stirnschmuck. Silber und Gold haben ihm die Götter — soll ich sagen: aus Huld oder Zorn? — versagt. Und doch möchte ich nicht behaupten, daß Germanien nicht eine Ader Silber oder Gold berge, denn wer hat danach geforscht? Der Besitz oder Gebrauch des edlen Metalles übt jedenfalls auf die Germanen keine große Gewalt aus. Man kann sehen, wie bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten als Geschenke erhalten haben, neben anderen zu gleichem Dienste verwandt werden. Unsere nächsten Nachbarn freilich kennen infolge des Handelsverkehrs den Wert des Goldes und Silbers. Bei den Binnenvölkern dagegen gilt noch der einfache und altertümliche Tauschhandel. Selbst an Eisen ist kein Überfluß, wie man nach der Beschaffenheit ihrer Waffen schließen kann.

Die zum Ackerbau bestimmten Felder werden, je nach der Anzahl der Bebauer größer oder kleiner, von der ganzen Gemeinde als Gesamtbesitz angesehen und nach Schätzung unter die Mitglieder verteilt. Bei der großen Ausdehnung der Fluren macht die Teilung keine Schwierigkeiten. Von dem bestellbaren Boden wird abwechselnd immer nur ein Teil für den Ackerbau benutzt, das übrige bleibt brach liegen. Denn sie suchen nicht die Ertragsfähigkeit und den Umfang des angebauten Landes in regem Wetteifer zu steigern, um Obstpflanzungen anzulegen, Wiesengründe auszuscheiden und Gärten zu bewässern. Nur die Saat wird vom Boden gefordert. Daher teilen sie auch das Jahr nicht in soviele Jahreszeiten ein wie wir. Winter, Frühling und Sommer unterscheiden und benennen sie. Der Name des Herbstes wie dessen Segen ist ihnen unbekannt.

Die Germanen möchte ich für Ureinwohner halten; denn wer möchte Asien, Afrika oder Italien verlassen, um in Germanien zu wohnen, dem unfreundlichen Lande, das mit seinem rauhen Himmel unwirtlich, düster, unheimlich jedem erscheinen muß, dem es nicht Vaterland ist. In alten Liedern,

durch die allein jenes Volk die Erinnerung vergangener Zeiten lebendig erhält, singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisko und seinem Sohne Mannus, den Stammvätern und Gründern ihres Geschlechts. Ich trete der Meinung derer bei, welche glauben, daß Germaniens Bevölkerung nicht durch Ehen mit fremden Stämmen entartet sei, sondern als ein besonderer, unvermischter und nur sich selbst ähnlicher Volksstamm dastehe. Daher trotz der großen Anzahl der Menschen dieselbe Körperbildung, dasselbe trotzig blickende blaue Auge, das rotblonde Haar, der gewaltige Wuchs der Leiber, die freilich nur zu kriegerischem Angriff geschaffen, ohne Ausdauer in Mühe und Arbeit und am wenigsten fähig sind, Durst und Hitze zu ertragen, an Kälte und Hunger dagegen durch Himmel und Boden gewöhnt.

Liegt der Germane nicht zu Felde, so verbringt er seine Zeit mit Jagd, mehr noch im Müßiggang, mit Schlafen, Essen und Trinken. Gerade der tapferste und kriegslustigste Mann liegt in träger Ruhe; die Wirtschaft und Pflege des Hauses, die Bestellung des Ackers bleibt den Weibern, den Alten und Schwachen der Familie überlassen. Seltsamer Widerspruch der Natur, daß dieselben Menschen so sehr die Trägheit lieben und doch die Ruhe hassen!

Daß die Völker Germaniens keine Städte bewohnen, daß sie selbst aneinander gebauten Häusern abhold sind, ist zur Genüge bekannt. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, ein Feld, ein Hain zur Ansiedlung einlud. Die Dörfer legen sie nicht wie wir in geschlossenen Häuserreihen an; mit einem freien Raum umgibt jeder sein Haus, sei es gegen Feuersgefahr, oder weil man es überhaupt nicht besser versteht. Auch Steinbau und Ziegeldach sind nicht bekannt. Alles ist von Holz, plump und ohne Rücksicht auf Form und gefälliges Aussehen. Doch übertünchen sie einzelne Teile des Baues mit einer Art Ton von so reiner und glänzender Farbe, daß es wie Malerei aussieht. Auch pflegen sie unterirdische Höhlen zu graben, die sie als Zuflucht für den Winter und Aufbewahrungsort für die Feldfrüchte mit Dung bedecken. Ein solcher Bau macht die Strenge des Winters erträglich. Fällt aber der Feind ins Land, so verheert er doch nur, was offen daliegt; jene verborgenen Schätze in der Tiefe ahnt er entweder nicht, oder sie entgehen ihm schon deswegen, weil sie gesucht sein wollen.

Als Volkstracht dient allgemein ein Mantel, der durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, einen Dorn zusammengehalten wird. Im übrigen unbekleidet, liegen sie ganze Tage lang am Herdfeuer. Die Wohlhabenden zeichnen sich durch ein Gewand aus, das eng anliegend die einzelnen Gliedmaßen erkennen läßt. Auch Tierfelle trägt man am Rheinufer ohne sonderlichen Schmuck, weiter im Innern aber nicht ohne wählerischen Geschmack, weil kein Handelsverkehr dorthin sonstigen Schmuck bringt. Man sucht die Tierart sorgfältig aus und verbrämt die Pelze mit Fellstücken von Tieren, die vom fernen Ozean und von unbekannten Gestaden kommen. Die weibliche Tracht unterscheidet sich von der männlichen nicht. Nur trägt die Frau häufiger ein linnenes Gewand, das sie mit einem Purpurstreifen ziert.

Die Ehe wird heilig gehalten, und in keiner Hinsicht sind ihre Sitten mehr zu loben. Denn fast allein unter allen Barbaren treiben sie keine Vielweiberei. Eine Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Eltern und Verwandte sind bei der Überreichung zugegen und prüfen die Geschenke, Gaben, nicht auf die weibliche Eitelkeit berechnet, noch zum Putz für die Neuvermählte bestimmt, sondern Rinder, ein ge-

zäumtes Roß, ein Schild mit Frámea und Schwert. Gegen diese Gaben empfängt der Germane sein Weib, und sie selbst bringt dem Manne ein Waffenstück mit. Solche Gaben gelten ihnen als das festeste Band, als eine geheimnisvolle Weihe und die Schirmgötter der Ehe. Damit das Weib nicht glaube, daß sie der kriegerischen Welt, dem wechselvollen Leben des Mannes fern stehe, wird sie schon an der Schwelle des Ehestandes erinnert, daß sie in Kampf und Gefahr des Mannes Genossin sein, in Krieg und Frieden sein Schicksal teilen soll. Dies künden ihr das Joch Rinder, das kampfgerüstete Roß, dies das Geschenk der Waffen an. In solchem Geiste soll sie leben und sterben. Ein Pfand empfängt sie, das sie unverletzt und unentehrt dereinst ihren Kindern vererbe, das würdig sei, von einer Schwiegertochter wieder empfangen und auf die Enkel gebracht zu werden.

So leben sie in keuscher Sitte, durch kein lüsternes Schauspiel, kein sinnreizendes Gastgelage verderbt. Höchst selten kommt Ehebruch bei diesem doch so zahlreichen Volke vor. Für entweihte Keuschheit gibt es keine Nachsicht. Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum möchte der Entehrten einen Gatten gewinnen. Denn dort lacht niemand über das Laster. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder die Nachgeborenen zu töten, gilt als schändlich. Mehr aber als anderswo gutes Gesetz gilt hier die gute Sitte. So wächst in jeglichem Hause die Jugend nackt und schmutzig zu jenen Riesengestalten heran, die wir anstaunen. Jeden hat die Brust der Mutter genährt, keiner bleibt Mägden und Ammen überlassen, Herren- und Sklavenkind genießen dieselbe Pflege. Zwischen demselben Vieh, auf dem gleichen Boden kriechen sie umher, bis das Alter sie trennt, und die Tüchtigkeit dem Freien höheren Wert verleiht. Erben und Nachfolger sind die eigenen Kinder, Testamente gibt es nicht. Je größer die Verwandtschaft, je zahlreicher die Schwägerschaft, um so mehr Anerkennung und Liebe genießt der Greis. Kinderlosigkeit bringt keinen Gewinn. Auch die Fehden des Vaters oder eines Verwandten, so gut wie seine Freundschaften, muß der Erbe übernehmen. Doch währen jene nicht unversöhnlich fort. Denn selbst ein Totschlag wird mit einer bestimmten Anzahl von Groß- und Kleinvieh gesühnt. Das ganze Haus des Erschlagenen nimmt die Buße an.

Geselligkeit und Gastfreundschaft übt kein anderes Volk so freigebig aus. Einem Menschen Obdach zu verweigern, gilt als gottlos; nach Vermögen bewirtet jeder den Fremden. Ist der Vorrat aufgezehrt, so begleitet der Wirt den Gast nach einem anderen Hause. Ungeladen treten sie in den nächsten Hof, wo sie beide mit gleicher Freundlichkeit empfangen werden. Sitte ist's, dem Gaste beim Abschiede zu bewilligen, was er etwa begehrt; mit derselben Unbefangenheit macht man eine Gegenforderung.

Gleich nach dem Schlafe, den sie gewöhnlich bis in den Tag ausdehnen, baden sie. Nach dem Bade nimmt man Speise zu sich. Jeder hat seinen besonderen Sitz und seinen eigenen Tisch. Dann geht es an die Geschäfte und ebenso oft zum Gelage, stets in Waffen. Tag und Nacht beim Becher zuzubringen, ist keine Schande. Häufig kommt es natürlich unter den Trunkenen zu Streitigkeiten, die selten mit Scheltworten, meistens mit Totschlag und Blutvergießen enden. Aber auch über Aussöhnung von Feinden, über Eheschließung, über die Wahl von Fürsten, über Krieg und Frieden pflegt man beim Gelage zu beraten, als wenn zu keiner anderen Stunde der Geist fähiger wäre, einen einfachen Gedanken zu erfassen und für

einen großen sich zu erwärmen. Dieses Volk öffnet noch das Innere ohne Arglist, ohne Verschlagenheit der Brust in fröhlicher Stunde. Tags darauf wird dieselbe Sache noch einmal beraten. So widerfährt beiden Seiten ihr Recht. Sie beraten, wenn sie zur Verstellung unfähig sind, sie beschließen, wenn keine Betörung stattfindet. Ihr Getränk bereiten sie aus Gerste oder Weizen; entfernt ähnlich schmeckt es dem Weine. Die dem Rheine benachbarten Völker kaufen aber auch Wein. Einfach sind die Speisen: wildes Obst, frisches Wildbret oder geronnene Milch. Dem Durste gegenüber ist man nicht so mäßig. Wer hier der Trunksucht Vorschub leistet und soviel herbeischafft, als sie wünschen, der möchte sie ebenso leicht durch dieses Laster als durch Waffengewalt besiegen.

Von Schauspielen ist ihnen nur eins bekannt, das sich bei jeder Versammlung wiederholt: junge Leute tanzen nackt zwischen Schwertern und drohenden Frameen, — die Übung bewirkt ein kunstvolles Spiel, das kunstvolle Spiel Anmut — nicht um des Gewinnes oder Lohnes willen, wenn auch der kühne Scherz nicht unbelohnt bleibt, sondern zur Freude des Zuschauers. Das Würfelspiel treiben sie, sonderbar genug, wie ein ernstes Geschäft mit solcher Verwegenheit beim Gewinn und Verlust, daß, wenn alles verspielt ist, sie auf den letzten verzweifelten Wurf ihre persönliche Freiheit setzen. Willig folgt der Verlierende in die Knechtschaft. Wenn auch jünger und stärker, läßt er sich doch geduldig binden und zum Verkauf führen. Welche Hartnäckigkeit in einer so verkehrten Sache! Sie selbst nennen es Treue. Knechte dieser Art verhandeln sie, um sich selbst der Schande des Gewinns zu entledigen.

Beim Leichenbegängnis vermeiden sie eitlen Prunk. Nur das verlangt des Landes Brauch, daß die Leichen bedeutender Männer mit einer bestimmten Holzart verbrannt werden. Den Holzstoß bedecken sie nicht mit Teppichen oder Räucherwerk, nur die Waffen folgen allen, einigen auch das Streitroß in die Flammen. Über dem Grabe erhebt sich ein Rasenhügel. Die Ehre eines hohen, gewaltigen Grabmals verschmähen sie als eine Last für den Toten. Klagen und Tränen entsagen sie schnell, langsam dem Schmerz und Gram; Trauer geziemt der Frau, dem Manne treue Erinnerung.

Bei der Wahl der Könige entscheidet adlige Herkunft, bei der der Herzöge Tapferkeit. Doch herrschen die Könige nicht mit unbeschränkter Gewalt; und die Herzöge sichern sich, mehr zum Vorbilde als zum Befehle gewählt, ihren Vorrang mehr durch die Bewunderung, die sie erwerben, wenn sie tapfere Taten vollbringen, sich hervortun und vor dem Heere kämpfen.

Über minder wichtige Fragen beraten die Fürsten, über wichtigere die Gesamtheit, doch so, daß alles, worüber dem Volke die Entscheidung zusteht, von den Fürsten vorher reiflich erwogen worden ist. Man versammelt sich, wenn nicht ein außergewöhnliches, plötzliches Ereignis dazwischen tritt, an bestimmten Tagen, am Neumond oder Vollmond. Denn diese Zeit halten sie für die günstigste für Staatsgeschäfte. Eine Schattenseite hat ihr Freiheitsgefühl: nie kommen sie zur gebotenen Stunde. Sobald die Versammelten sich zahlreich genug dünken, lassen sie sich nieder, alle bewaffnet. Stille gebieten die Priester, denen auch das Strafrecht zusteht. Dann ergreift der König oder der Fürst und wem sein Adel, sein Kriegsruhm, seine Beredsamkeit ein Anrecht verleiht, das Wort, mehr durch das Gewicht seiner Gründe, als auf die Gewalt seines Befehls gestützt. Mißfällt eine Ansicht,

so verwirft man sie mit lautem Murren, findet sie Beifall, so schlägt man die Frameen klirrend zusammen. Waffengeklirr ist die ehrenvollste Zustimmung.

Die Versammlung nimmt Klagen an und hält Gericht über Leben und Tod. Nach der Art des Verbrechens wird die Strafe bestimmt. Verräter und Überläufer knüpft man an Bäumen auf. Feiglinge, Fahnenflüchtige und mit Unsittlichkeit Befleckte wirft man in Schlamm und Sumpf und erstickt man durch darüber geworfenes Flechtwerk. Wer eines geringeren Vergehens überführt wird, zahlt eine Buße an Pferden und Rindern; die eine Hälfte fällt dem Könige oder der Gemeinde zu, die andere dem Geschädigten oder seinen Verwandten. In denselben Versammlungen werden auch die Vorsteher gewählt, die in den Gauen und Dörfern das Recht sprechen. Jedem stehen hundert Beisitzer aus dem Volke zur Seite, um ihm Rat zu erteilen und Ansehen zu verschaffen. Nie erscheint der Germane ohne Wehr und Waffen; doch keinem gestattet die Sitte, früher die Waffen zu führen, als bis die Gemeinde ihn für waffenfähig erklärt hat. Dann aber macht in der Versammlung einer der Fürsten, der Vater oder einer der Verwandten den Jüngling wehrhaft, indem er ihm Schild und Frámea reicht. Das ist bei ihnen die höchste Zierde der Jugend. Bis dahin erschien er als ein Glied der Familie, von nun an gehört er dem Staate an.

Vornehme Abkunft oder große Verdienste der Väter lenken die Aufmerksamkeit des Fürsten auch auf zarte Jünglinge. Neben Kräftigern und längst Bewährten werden sie in das Gefolge eingereiht, und keiner schämt sich, im Gefolge eines andern zu erscheinen. Ja selbst das Gefolge hat Rangstufen nach dem Urteile des Gefolgsherrn, und unter dem Gefolge ist ein großer Wettstreit, dem Fürsten am nächsten zu stehen, unter den Fürsten aber, das zahlreichste und mutigste Gefolge zu haben. Ansehen und Macht gibt es, immer von einer zahlreichen Schar auserlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden ein Schmuck, im Kriege ein Schutz. Und nicht nur bei seinem Volke, auch bei den benachbarten Völkern sind Ruhm und Ehre dem gesichert, dessen Gefolge sich durch Zahl und Tapferkeit auszeichnet. Gesandtschaften suchen ihn auf, und oft schlägt schon der Klang seines Namens einen drohenden Krieg nieder.

Ihre Knechte (Hörigen) gebrauchen sie übrigens nicht wie wir, daß die verschiedenen häuslichen Geschäfte unter sie verteilt sind, sondern jeder sitzt dort auf seinem Hofe, am eigenen Herde. Der Herr fordert von ihm eine bestimmte Menge von Getreide oder Vieh oder Gewändern, wie wir von einem Pächter. Hierauf allein beschränkt sich die Pflicht des unfreien Mannes. Die Hausgeschäfte verrichten Weib und Kind. Daß der Unfreie gezüchtigt, in Fesseln gelegt und mit Zwangsarbeit bestraft wird, kommt selten vor. Häufiger geschieht es, daß sie ihn töten, nicht aus überlegter Strenge, sondern in der Leidenschaft, im Jähzorn, wie sie etwa den freien Gegner erschlagen; nur steht keine Buße darauf.

Im Getümmel der Schlacht sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, ist eine Schmach für den Fürsten, an Tapferkeit es dem Fürsten nicht gleich zu tun, eine Schmach für sein Gefolge, aber gar den Fürsten überlebend aus dem Kampfe zu weichen, ist vollends eine für das ganze Leben entehrende Schande. Ihn zu verteidigen, zu beschützen, die eigenen Heldentaten seinem Ruhme zu opfern — das ist die erste Kriegspflicht. Der Fürst kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn ihr Volk in allzulangem

Frieden und müßiger Ruhe lebt, ziehen Scharen edler Jünglinge meist zu den Völkern, welche gerade Krieg führen. Denn die Ruhe behagt diesem Volke nicht, teils, weil sie unter Kampf und Gefahr sich leichter Ruhm erwerben, teils weil sie nur durch Gewalt und Krieg ein großes Gefolge zusammenhalten können. Von der Freigebigkeit ihres Fürsten fordern sie jenes kriegerische Roß, das sie in die Schlachten tragen, jene Framea, die den blutigen Sieg erkämpfen soll. Zu solchem Aufwande schaffen Krieg und Raub die Mittel. Denn die Erde zu pflügen und der Ernte zu warten, dazu beredet man sie weniger leicht, als den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen. Ja Trägheit und Feigheit nennen sie es, im Schweiße des Angesichts zu verdienen, was man mit seinem Blute gewinnen kann.

Selten führen sie Schwerter oder lange Lanzen; Speere, in ihrer Sprache Frameen genannt, sind nur mit einer schmalen und kurzen eisernen Spitze versehen, die aber so scharf und zweckmäßig gearbeitet ist, daß diese Waffe nach Erfordernis zum Fern- und Nahkampf verwendet werden kann. Der Reiter begnügt sich mit Schild und Frámea. Das Fußvolk schleudert auch Wurfspeere, jeder immer mehrere und außerordentlich weit, ungerüstet oder nur im leichten Feldmantel. Ihr Anzug ist ohne Prunk; nur die Schilde bemalen sie zur Unterscheidung mit verschiedenen Farben. Wenige nur sind mit Panzer, kaum der eine oder der andere mit einem Helm oder einer Sturmhaube versehen. Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus; auch werden sie nicht nach unserer Weise gelehrt, künstliche Wendungen zu machen. Sie reiten geradeaus oder mit einer zusammenhängenden Wendung nach rechts, so daß keiner zurückbleibt. Im allgemeinen liegt im Fußvolk ihre Hauptstärke; daher kämpft auch das Fußvolk unter den Reitern, denn jene Fußkämpfer, die sie aus der gesamten jungen Mannschaft auswählen und vor die Schlachtreihe stellen, sind durch ihre Behendigkeit im stande, am Reitertreffen sich zu beteiligen.

Die Schlachtordnung wird aus Keilrotten zusammengestellt. Zurückzuweichen, wenn nur wieder ein neuer Angriff erfolgt, gilt mehr für ein Zeichen der List als der Furcht. Am meisten treibt sie aber zur Tapferkeit der Umstand an, daß kein blindes Ungefähr, noch die zufällige Zusammenstellung den Schlachthaufen oder den Keil ordnet, sondern die Familie und die Verwandtschaft. Sie wissen ihre Lieben in der Nähe; sie hören den Zuruf ihrer Weiber und das Geschrei ihrer Kinder. In ihnen sieht ein jeder seine heiligsten Zeugen, seine größten Lobredner. Zur Mutter, zur Gattin bringt er seine Wunden. Diese unterstützen durch Speise und Zuspruch die Kämpfenden. Man erzählt, daß Frauen manche wankenden und selbst weichenden Schlachtreihen wieder in das Gleichgewicht gebracht haben durch ihr Flehen, durch ihre entgegengehaltene Brust, durch die Hinweisung auf die drohende Gefangenschaft, die sie um ihrer Frauen willen besonders unerträglich dünkt. Sie haben eine Art Kriegsgesang, Barditus, durch dessen Vortrag sie sich zum Kampfe begeistern und dessen Klang für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht als Vorbedeutung gilt. Denn je nachdem der Gesang durch die Schlachtreihe braust, flößt er dem Feinde Schrecken ein oder erfüllt sie selbst mit Zagen. Vor allem streben sie nach rauher Wildheit des Tones und dumpf grollendem Widerhall. Deshalb halten sie den Schild vor den Mund, damit die Stimme, an der Wölbung sich brechend, voller und stärker zurückhalle. Ihre Toten schaffen sie auch in unentschiedenen Schlachten zurück. Den Schild

im Stich zu lassen, gilt als die größte Schmach. Solch ein Ehrloser darf keinem Opfer beiwohnen, keine Versammlung besuchen. Mancher, der den Krieg überlebte, hat seine Schande durch den Strang geendet.

Unter den Göttern genießt Merkurius die größte Verehrung. Ihm selbst Menschen an bestimmten Tagen zu opfern, halten sie für ein frommes Recht. Den Herkules und Mars machen sie durch Tieropfer sich geneigt. Viele Germanen verehren die Nerthus, das ist die Mutter Erde. Von ihr glauben sie, daß sie in menschliche Angelegenheiten eingreife und die Völker besuche. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter Wagen, mit Tüchern überdeckt. Nur der Priester darf ihn anrühren; er merkt es, wenn die Göttin in ihrem Heiligtum gegenwärtig ist, und begleitet ihren von Kühen gezogenen Wagen mit tiefer Ehrfurcht. Dann gibt es frohe Tage, und festlich geschmückt sind alle Stätten, welche die Göttin immer ihres Besuchs und Aufenthalts würdigt. Sie führen dann keinen Krieg, greifen nicht zu den Waffen, verschlossen ruht alles Eisen; Friede und Ruhe sind nur dann ihnen bekannt, nur dann willkommen, bis die Göttin, satt des Umgangs mit den Sterblichen, von dem Priester in das Heiligtum zurückgeführt wird. Danach wird der Wagen, die Tücher und, wer es glauben will, die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Den Dienst verrichten Sklaven, die sogleich derselbe See verschlingt.

Die Germanen halten es der Größe der Götter nicht für angemessen, sie in Tempel einzuschließen oder mit menschlichem Antlitz darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit Götternamen rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das nur ihr anbetender Geist ahnt. Zeichendeutung und Los spielen bei keinem Volke eine größere Rolle. Einfach ist das Verfahren beim Losen. Ein Reis von einem Fruchtbaum schneiden sie in kleine Stücke, bezeichnen diese mit gewissen Zeichen und streuen sie dann ordnungslos aufs Geratewohl über ein weißes Tuch. Dann hebt bei öffentlicher Befragung der Priester, in Privatangelegenheiten das Haupt der Familie unter Anrufung der Götter, den Blick gen Himmel gerichtet, drei Stücke nacheinander auf und deutet die vorher darauf bemerkten Zeichen. Sind diese ungünstig, so wird an demselben Tage diese Sache nicht weiter beraten; lautet ihre Antwort günstig, so ist noch eine Beglaubigung durch Götterzeichen erforderlich. Und wirklich kennt man auch hier den Brauch, der Vögel Stimmen und Flug zu deuten. Eigen ist ihnen aber, Weissagung und Rat von den Rossen zu heischen, die in eben jenen Hainen und Wäldern unterhalten werden. Weiß sind sie von Farbe, kein irdischer Dienst hat sie je entweiht. Geschirrt an einen heiligen Wagen, werden sie von dem Priester und dem Könige oder Fürsten des Landes geleitet, die auf das Wiehern und Schnauben achten. Keine andere Weissagung hat mehr Glauben, nicht bloß bei dem Volke, sondern auch bei den Vornehmen und Priestern.

Noch hat man eine andere Art, die Zukunft zu erforschen, durch die man den Ausgang eines ernsten Krieges zu erraten sucht. Einen Kriegsgefangenen des Volkes, mit dem man im Streite liegt, lassen sie mit einem Auserwählten aus ihren Genossen, jeden in den Waffen seines Landes, kämpfen. Der Sieg des einen oder des andern wird als Vorbedeutung für die Entscheidung angesehen.

II. Aus der Zeit der Völkerwanderung.

1. Die Hunnen.

Ammianus Marcellinus, Bücher der Geschichte. Lateinisch. In einer Geschichte der römischen Kaiser, die er in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts schrieb, findet sich folgende Schilderung der Hunnen, die er aus eigener Anschauung kannte. A. Richter a. a. O. S. 11 ff.

Die Hunnen übertreffen alle Völker an barbarischer Wildheit. Den Knaben durchfurchen sie gleich nach der Geburt mit einem Messer die Wangen, damit auf der narbenzerrissenen Haut kein Bart wachse. Alle haben gedrungenen und festen Gliederbau und starken Nacken und gleichen roh behauenen Holzfiguren, wie man sie an Brückengeländern sieht, und bei ihrem ungeheuerlichen Aussehen möchte man sie für wilde Tiere halten.

Ihre Lebensart ist wild und rauh, bei der Zubereitung ihrer Speisen gebrauchen sie weder Feuer noch Gewürz. Sie leben von den Wurzeln wildwachsender Pflanzen und von dem halbrohen Fleische aller möglichen Tiere, das sie zwischen ihren Schenkeln und dem Rücken der Pferde mürbe reiten. Sie bewohnen kein Haus, sondern vermeiden jedes Gebäude, als wäre es ein Grab. Nicht einmal Hütten mit einem Strohdach haben sie. Immer schweifen sie durch Berg und Wald. Frost, Hunger und Durst lernen sie von Jugend auf ertragen. Ihre Kleider sind von Linnen oder aus Fellen. In der Öffentlichkeit tragen sie kein anderes Kleid als im Hause, und sie legen ihr Gewand nie ab, wechseln es auch nicht, bis es ihnen in Lumpen vom Leibe fällt. An ihre häßlichen doch ausdauernden Pferde sind sie wie angewachsen; Tag und Nacht leben sie auf ihnen. Dort kaufen und verkaufen sie, dort essen und trinken, dort schlafen und träumen sie, indem sie sich vornüber auf den Hals des Rosses beugen. Selbst bei Versammlungen und Beratungen steigen sie nicht ab.

Von strenger Königsgewalt werden sie nicht gebunden; in wildem Durcheinander, einer der Häuptlinge voran, stürzen sie auf alles, was ihnen entgegentritt. Meist beginnen sie den Angriff, selten erwarten sie ihn; aber immer erheben die Haufen beim Zusammenstoß ein furchtbares Schlachtgeschrei. Von außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit, zerstreuen sie sich plötzlich im Kampfe und jagen zurück, um sich zu neuem Ansturme zu sammeln und dann unter den Gegnern unerwartet ein furchtbares Blutbad anzurichten. Eine Verschanzung greifen sie nicht an, ein festes Lager plündern sie nicht; zum Belagern fehlt ihnen alle Ausdauer. Aus der Ferne schleudern sie Wurfspeere und Pfeile, deren Spitzen künstlich aus scharfen Knochen gefertigt sind; im Handgemenge brauchen sie das Schwert. Während der Feind sich gegen ihre Schwerthiebe wehrt, wissen sie ihm mit der linken Hand eine Fangleine überzuwerfen, um ihn zu verstricken und wehrlos zu machen.

Niemand bestellt bei ihnen den Acker, niemand berührt den Pflug. Ohne feste Wohnsitze, ohne Obdach, ohne Gesetz und Recht schweifen sie mit ihren Karren, die mit Fellen überzogen sind, umher. Die Karren sind die Wohnungen ihrer schmutzigen Weiber; dort weben die Weiber die groben Kleider,

dort ziehen sie die Kinder auf, bis sie erwachsen sind. Keiner kann sagen, wo er geboren ist. Treulos und unbeständig sind die Hunnen auch während eines Waffenstillstandes. Zeigt sich ihnen eine Hoffnung auf Gewinn, so brechen sie los und folgen jeder Eingebung mit leidenschaftlichem Eifer. Was ehrbar oder unehrbar ist, wissen sie so wenig zu unterscheiden, wie die Tiere des Waldes. Voll Lüge und Tücke sind sie und ohne alle Religion. An einen Vertrag fühlen sie sich nicht gebunden; unersättliche Goldgier beherrscht sie allein. Das ist das Wesen dieses behenden, wilden Menschenschlages.

2. Wulfila. † 381.

Wulfila (Ulfila, Ulfilas) wurde 311 in Kappadocien geboren, aber nebst seinen Eltern von raubenden Goten in das Land nördlich von der unteren Donau entführt, wo er unter der gotischen Jugend aufwuchs. Er erhielt eine gelehrte Bildung und war, wie seine Eltern, Arianer. Zum Bischof unter seinen Landsleuten ernannt, entfaltete er eine reiche Tätigkeit, mußte aber bald vor den heidnischen Goten mit den Bekehrten nach Mösien flüchten. Der Patriarch Photius in Konstantinopel († 891) berichtet aus einer nicht erhaltenen Kirchengeschichte des Philostorgius über Wulfila (nach A. Richter a. a. O. S. 12) folgendes:

Wulfila hat aus dem jenseit der Donau gelegenen Lande eine große Menge der Goten auf den Boden des römischen Reiches geführt, welche um ihres Glaubens willen aus den Sitzen ihrer Vorväter vertrieben worden waren. Das Volk der Goten aber ist zum Glauben Christi auf folgende Weise bekehrt worden. Zu der Zeit, als die Kaiser Valerianus und Galienus (253—268) das römische Reich beherrschten, machte eine ungeheure Menge Goten, die jenseit der Donau ihre Wohnsitze hatten, einen Einfall in das römische Gebiet. Sie verheerten einen großen Teil Europas, setzten dann nach Asien über und verwüsteten Galatien und Kappadocien. Als sie aber, mit Beute reich beladen, sich wieder auf den Heimweg machten, führten sie mit sich eine Menge Menschen fort, unter denen sich auch eine große Anzahl von Geistlichen befand. Unter diesen Gefangenen waren auch viele Gläubige. Diese verkehrten mit den Barbaren und führten nicht wenige unter ihnen zum wahren Glauben, so daß sie von den heidnischen Irrlehren ließen und zum Glauben an Christus sich bekannten.

Unter denen, welche damals gefangen fortgeschleppt wurden, waren auch die Vorfahren des Wulfila, Kappadocier von Abstammung, gebürtig aus einem Orte bei der Stadt Parnassus. Dieser Wulfila war später das Oberhaupt jener gläubigen Männer, welche aus dem Gotenlande in das römische Reich zogen, und er wurde ihr erster Bischof. Erwählt wurde er auf folgende Weise. Als einst der König der Goten ihn mit einer Gesandtschaft an Kaiser Konstantin schickte (330) — denn auch die jenseit der Donau wohnenden barbarischen Völker leisteten Konstantin Gehorsam —, wurde er von Eusebius und anderen Bischöfen, die bei dem Kaiser waren, zum Bischofe der Christen, welche unter den Goten lebten, geweiht. Für diese sorgte er in allen Dingen. Vor allem aber ersann er besondere Buchstaben für sie und übersetzte in ihre Sprache die ganze Heilige Schrift. Nur die Bücher der Könige nahm er aus, weil sie von kriegerischen Taten berichten, das Volk der Goten aber schon genug Freude am Waffenhandwerk empfand und in seiner Kriegslust eher des Zügels bedurfte als des Sporns. Jene Schriften erweckten große Begeisterung. Sie wurden für besonders heilig ge-

halten, und durch sie wurden die Seelen der Gläubigen noch zur Verehrung Gottes geleitet. Den ausgewanderten Goten gab der Kaiser in Mösien Land zur Besiedlung, wo es ihnen gefiel. Den Wulfila selbst hielt er in großen Ehren, und oft, wenn er von ihm sprach, nannte er ihn den Moses seiner Zeit.

Als eine Probe der Bibelübersetzung des Wulfila folgt hier die Übersetzung des Vaterunsers:

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein; quimai
Vater unser du in (den) Himmeln, geweihet werde Name dein; (es) komme
thiudinassus theins; vairthai vilja theins, sve in himina,
(die) Herrschaft dein; (es) werde (der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel,
jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga;
auch auf Erden; Brot (Laib) unseres dies fortwährende gib uns diesen Tag;
jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam
und erlasse uns das schuldig wir seien, so wie auch wir erlassen diesen Schuldigen
unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma
unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem
ubilin.
Übel.

3. Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern. 451.

Jordanes, Der Goten Ursprung und Taten. Lateinisch. Nach A. Richter a. a. O. S. 15 ff. Bischof Jordanes schrieb vorgenanntes Werk um 550; er ist für manche Abschnitte der Völkerwanderung unsere einzige Quelle.

Nachdem Attila seinen Bruder Bleda, der über einen großen Teil der Goten herrschte, hinterlistig ermordet hatte, vereinigte er das ganze Volk der Hunnen unter seinem Zepter; und nachdem er die anderen Völker, die ihm damals untertan waren, in großer Anzahl versammelt hatte, war sein sehnlichster Wunsch der, die ersten Völker der Welt, die Römer und die Westgoten, zu unterwerfen. Sein Heer soll fünfhunderttausend Mann gezählt haben. Er war ein Mann, dazu geschaffen, die Welt zu erschüttern, der Schrecken aller Länder, der auf eine unerklärliche Weise alles in Furcht setzte durch den schrecklichen Ruf, der über ihn verbreitet war.

Attila, der schon längst auf Krieg sann, schickte Boten nach Italien zu dem Kaiser Valentinian, um Zwietracht zwischen den Römern und Goten zu säen, und ließ sagen, er wolle in keinem Punkte das Freundschaftsverhältnis zu den Römern verletzen, aber er habe gegen den Westgotenkönig Theodorich einen Kampf auszufechten. Im übrigen hatte er seinen Brief mit vielen Schmeicheleien ausgestattet, um für seine Lügen Glauben zu finden. Auf gleiche Weise schickte er ein Schreiben an den König Theodorich und forderte ihn auf, sich von dem Bündnis mit den Römern loszusagen.

Da sandte Kaiser Valentinian eine Gesandtschaft an König Theodorich mit folgendem Auftrage: „Eure Klugheit, tapferstes der Völker, gebietet es, euch mit uns gegen den Tyrannen der Welt zu vereinigen. Kommt daher dem Reiche zu Hilfe, von dem ihr einen Teil bewohnt.“ Der König der Westgoten antwortete den Gesandten: „Euren Wunsch, o Römer, wollen wir erfüllen. Wir werden nicht säumen, wider Attila zu ziehen. Wie übermütig er sich auch brüsten mag, so wissen doch die Goten auch Übermütigen in der Feldschlacht kühn entgegenzutreten.“

Diesen Worten des Königs jubelte das Volk der Westgoten Beifall zu. Alle zeigten Kampfeseifer und begannen sich zu rüsten, und der König brachte ein großes Heer zusammen. Von seinen Söhnen ließ er vier zu Hause, nur die beiden ältesten, Thorismund und Theodorich, nahm er mit sich zum Kampfe.

Auf seiten der Römer besaß der Statthalter Aëtius, der damals die Stütze des Westreiches war, solche Umsicht, daß er, nachdem er seine Truppen von allen Seiten zusammengezogen hatte, dem wilden, unzählbaren Feinde wohl gewachsen war. Zu Hilfe waren ihm gekommen die Franken, Burgunden, Sachsen und viele andere germanische sowie auch keltische Völker. Zum Zusammenstoß kam es auf den katalaunischen Feldern, die sich hundert Leugas in die Länge und siebzig in die Breite erstrecken. Eine gallische Leuga aber beträgt so viel als 1500 Schritte. Auf beiden Seiten waren es die tapfersten Heere, die hier aneinander gerieten. Das Schlachtfeld war eine Ebene, die sich allmählich ansteigend zu einer Anhöhe erhob. Dieses Punktes suchten sich beide Heere zu bemächtigen, weil seine günstige Lage nicht unbedeutende Vorteile bot. So besetzten die Hunnen mit den Ihrigen die rechte, die Römer und Westgoten mit ihren Hilfsvölkern die linke Seite, und um den freien Gipfel des Berges erhob sich der Kampf. Auf dem rechten Flügel stand Theodorich mit den Westgoten, den linken hielt Aëtius mit den Römern. In die Mitte hatten sie Sangipan mit seinen Alanen gestellt, weil sie sich auf seine Treue nicht zu verlassen wagten und ihn daher zwischen zuverlässigen Leuten wissen wollten. Die Schlachtordnung der Hunnen war so geordnet, daß Attila mit seinen Tapfersten in der Mitte stand, bei welcher Anordnung der König erreichen wollte, inmitten der Kerntruppen seines Volkes vor jeder drohenden Gefahr geschützt zu sein. Die Flügel des hunnischen Heeres bildeten verschiedene Völker, die die Hunnen sich unterworfen hatten, unter ihnen besonders die Ostgoten und die Gepiden.

Attila schickte die Seinen ab, den Gipfel der Anhöhe zu erstürmen; aber Thorismund und Aëtius kamen den Hunnen zuvor, erreichten zuerst die Spitze und verjagten die herankommenden Hunnen vermöge ihrer günstigen Stellung mit Leichtigkeit. Als Attila sein Heer dadurch in Bestürzung geraten sah, hielt er es für geraten, es durch eine feurige Ansprache zu begeistern. „Nun mag sich euer Mut hervortun," sprach er, „nun mag eure gewohnte Wut zum Ausbruch kommen! Wer verwundet wird, vergelte mit dem Tode der Feinde, wer noch heil, sättige sich in ihrem Blute! Die Sieger wird kein Geschoß treffen; wer zum Tode bestimmt ist, den erreicht das Geschick auch in Friedenszeiten. Warum sollte das Glück den Hunnen Sieg auf Sieg über so viele Völker verliehen haben, wenn es sie nicht auf die Freude dieses Kampfes hätte vorbereiten wollen? Ich täusche mich nicht über den Erfolg. Ich selbst werde zuerst mein Geschoß in die Feinde schleudern. Wer ruhen kann, wenn Attila kämpft, der muß tot sein." Durch solche Worte begeistert, stürzten alle in den Kampf. Es kam zum Handgemenge; ein schrecklicher, gewaltiger Kampf war es, wie von einem solchen das ganze Altertum nicht zu berichten weiß. Wer dieses Kampfes Anblick genoß, der hätte nicht Großartigeres in seinem Leben sehen können. Das Bächlein — wenn man den Erzählungen der älteren Leute glauben darf —, das in flachen Ufern an der Ebene vorbeifließt, schwoll von dem Blute der Verwundeten und Getöteten an, es wurde durch des Blutes Zufluß zu einem reißenden Gießbach. Die Verwundeten aber tranken, um ihren brennenden Durst zu löschen, das mit Blut vermischte Naß.

Der König Theodorich wurde, während er ermutigend sein Heer durcheilte, vom Pferde gerissen, und von den Seinigen zertreten endigte er sein Leben. Da trennten sich die Westgoten von den Alanen und drangen auf die Scharen der Hunnen ein; fast hätten sie Attila getötet, wenn er nicht geflohen wäre und sich und die Seinen sogleich in das Gehege seines Lagers, das er mit Wagen umgeben hatte, eingeschlossen hätte. Wenngleich dies nur eine gebrechliche Schutzwehr war, so suchten doch dort diejenigen Fristung ihres Lebens, die vorher meinten, daß kein Mauerwall ihnen widerstehen könnte.

Am Tage nach der Schlacht beleuchtete die aufgehende Sonne ein Gefilde, das, mit Leichen und Verwundeten bedeckt, einen schrecklichen Anblick bot. Da die Hunnen keinen neuen Angriff wagten, schrieben die Römer und Westgoten sich den Sieg zu; denn sie waren überzeugt, daß Attila, wenn er sich nicht für besiegt hielte, sicherlich nicht das Schlachtfeld geräumt hätte. Aber obgleich er überwunden war, tat er doch nicht wie einer, der niedergeworfen ist, sondern unter Waffenlärm ließ er die Hörner blasen, und er schien bereit zu einem Angriff wie ein Löwe, der verwundet am Eingange seiner Höhle auf- und abgeht und nicht wagt, aufzuspringen, aber unaufhörlich mit Gebrüll seine Feinde schreckt. So ängstigte der kriegerische König seine Besieger noch, als er eingeschlossen war.

Goten und Römer waren zu einer Beratung zusammengekommen und überlegten, welche Maßregeln man dem besiegten Attila gegenüber ergreifen sollte. Man kam überein, ihn einzuschließen und durch eine Belagerung auszuhungern, da er keinen Vorrat an Lebensmitteln hatte. Es schien dieser Entschluß der beste zu sein, weil der König seine Bogenschützen zwischen den Karren seiner Wagenburg aufgestellt hatte, von wo aus jene durch einen Pfeilregen jeden Angriff abzuweisen vermochten. Attila aber soll in dieser verzweifelten Lage, noch an der Schwelle des Todes voll mutiger Entschlossenheit, sich aus Pferdesätteln einen Scheiterhaufen haben erbauen lassen, um sich, wenn es den Gegnern gelingen sollte, die Verschanzung zu durchbrechen, in die Flammen zu stürzen. So sollte niemand die Freude haben, ihm den tödlichen Streich zu versetzen oder den Herrn über so zahlreiche Völker in seine Gewalt zu bringen.

Während man die Hunnen umschlossen hielt, suchten die Westgoten auf dem Schlachtfelde ihren König, die Söhne ihren Vater. Endlich fand man ihn unter einem dichten Haufen Erschlagener. Da stimmten die Goten zu seiner Ehre Totenlieder an und führten im Angesichte der Feinde den Leichnam hinweg. Tränen wurden dabei vergossen, wie sie einem so wackeren Helden ziemten. Und nachdem die Goten ihrem Könige die schuldige Ehre erwiesen hatten, erwählten sie unter Waffengeklirr Thorismund zu ihrem neuen königlichen Herrn. Dieser aber führte sein Volk wieder heim in die alten Wohnsitze und nahm die sterblichen Überreste des geliebten Vaters mit sich. Sobald Attila von dem Abzuge der Goten Kunde erhielt, dachte er, wie man es einem unerwarteten Ereignisse gegenüber zu tun pflegt, zunächst an eine List der Feinde und hielt sich längere Zeit vorsichtig im Lager. Als aber nach Abmarsch der Feinde Stille ringsumher eintrat, erhob sich sein Geist zu neuer Siegeshoffnung, und das Vertrauen auf das alte Glück kehrte ihm zurück. Wohl zog er jetzt nach seiner Königsburg in Ungarn zurück, aber schon im nächsten Jahre erschien er mit einem neuen Heere in Italien zum Kampfe gegen die Römer.

4. Tejas Tod.

Prokopius, Gotischer Krieg. Lateinisch. Übersetzung nach Erler a. a. O. I. S. 337 ff. Der Verfasser, ein griechisch gebildeter Jude, war Geheimschreiber Belisars, den er auf seinen Zügen gegen die Goten begleitete.

Als sich die Goten auf dem laktarischen Berge niedergelassen hatten, bereuten sie alsbald ihren Entschluß, denn noch mehr gebrach es ihnen hier an Lebensmitteln, so daß sie bald nichts mehr besaßen, wovon sie sich und ihre Rosse ernähren konnten. In dieser Not faßten sie einen heldenmütigen Gedanken. Besser, meinten sie, sei es, in der Schlacht den Tod zu erleiden als dem Hunger zu erliegen. Darum warfen sie sich unvermutet in plötzlichem Angriffe auf den Feind. Doch hielten die Römer stand und wehrten sich, so gut es nur möglich war, denn sie kämpften nicht unter ihren Führern noch nach Abteilungen gesondert und in Reih und Glied geordnet. Keiner gehorchte den Befehlen, die im Kampfe gegeben wurden, und wie es der Zufall fügte, so stürmte jeder mutig dem Feinde entgegen. Darauf stiegen die Goten von ihren Rossen und stellten sich, das Antlitz dem Feinde trotzig zugewandt, in eine tiefe Schlachtreihe auf. Sobald dies die Römer sahen, entfernten auch sie ihre Pferde und ordneten sich in gleicher Weise.

Meine Erzählung wendet sich nun einer Schlacht zu, die würdig ist, unvergessen zu bleiben, schon wegen der Tapferkeit eines Mannes, der die Taten der gefeiertsten Helden des Altertums übertroffen hat, des Königs Teja.

Die Verzweiflung erhöhte die Kraft des Gotenheeres, aber auch die Römer leisteten, obgleich sie sahen, daß der Feind wie im Wahnsinn focht, mutigen Widerstand, denn sie schämten sich, vor der geringen Zahl der Feinde das Feld zu räumen. So stürmten beide Teile wutentbrannt aufeinander ein, die einen, um den Tod zu suchen, die andern, um den Lohn ihrer Tapferkeit zu gewinnen. Am Morgen begann die Schlacht. Allen sichtbar, den Schild vorhaltend und die Lanze zum Stoße vorgestreckt, stand Teja, Freund und Feind sichtbar, vor seinem Schlachthaufen. Wenige Waffengenossen waren ihm zur Seite. Als die Römer den König erblickten, meinten sie, der Kampf werde sogleich ein Ende nehmen, wenn der Führer falle. Daher drangen die Mutigsten in großer Menge auf ihn ein. Lanzen wurden gegen ihn geschwungen und Wurfgeschosse geschleudert, aber standhaft fing Teja mit dem deckenden Schilde alle Speere auf und stürzte dann wieder plötzlich hervor, eine Menge der Feinde erlegend. War der Schild voll von darin haftenden Speeren, so gab er ihn seinen Schildträgern und ergriff einen andern.

So hatte der Held ununterbrochen den dritten Teil des Tages gestritten. Eben wurde der von zwölf Speeren starrende Schild seinem Arme zu schwer, und er vermochte ihn nicht mehr nach Belieben zu bewegen noch die Angriffe damit zurückzuweisen. Eilig rief er daher einen seiner Schildträger herbei. Aber er verließ seine Stellung nicht, er wich nicht um eines Fingers Breite zurück, ließ die Feinde nicht anrücken, noch lehnte er seinen Rücken auf den Schild oder wandte er sich zur Seite, sondern aufrecht, als wenn er mit dem Boden zusammengewachsen wäre, stand er, den Schild in der Linken vorhaltend und den Angriff abwehrend, mit der Rechten aber Tod den Feinden

bringend. So rief er seinen Waffenträger beim Namen. Der Gerufene reichte sofort einen anderen Schild, und der König vertauschte alsbald den von Wurfgeschossen beschwerten Schild mit dem neuen. Nur einen Augenblick blieb dabei seine Brust unbedeckt, und in diesem Augenblicke traf ihn ein Wurfspeer und tötete ihn auf der Stelle. Die Römer schnitten der Leiche das Haupt ab, steckten es auf eine Lanze und zeigten es, indem sie es hoch erhoben und herumtrugen, beiden Heeren. Um so zuversichtlicher, hofften sie, würden die Ihrigen vorgehen, die Goten aber würden alle Hoffnung sinken lassen und die Waffen niederlegen. Aber auch jetzt gaben die Goten den Kampf noch nicht auf. Bis in die Nacht stritten sie fort, obwohl sie wußten, daß ihr König tot sei.

Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden; aber an derselben Stelle harrten beide Heere bewaffnet aus, und sobald am anderen Tage das erste Licht den Himmel rötete, erhoben sie sich wieder gegeneinander und kämpften bis zur Nacht, trotzig entschlossen, nicht zu weichen, nicht zu fliehen oder nur zurückzugehen, obwohl auf beiden Seiten viele Krieger erschlagen zu Boden sanken. Von grimmiger Wut entflammt, setzten sie den Kampf weiter fort, denn den Goten war es klar, daß sie ihren letzten Kampf bestanden, und die Römer hielten es für schimpflich, hinter ihren Gegnern zurückzustehen.

Endlich sandten die Barbaren einige ihrer angesehensten Männer zu Narses und ließen ihm kund tun, sie sähen ein, daß sie wider den Willen Gottes den Kampf führten. Sie fühlten seine strafende Gewalt und gäben sich, nachdem sie noch einmal alles Unglück sich vergegenwärtigt hätten, das ihnen zugestoßen sei, keiner Täuschung mehr über das ihnen bestimmte Geschick hin. Darum seien sie bereit, für die Zukunft die Waffen niederzulegen; aber ohne dem Kaiser Gehorsam leisten zu müssen, wünschten sie mit anderen Barbaren zusammen nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Sie baten also die Römer, sie möchten sie ungestört abziehen und ihren Entschluß nicht bereuen lassen. Als Wegzehrung sollten die Römer ihnen die Schätze geben, die sie früher in den festen Plätzen Italiens niedergelegt hätten.

Narses legte die Forderung der Goten seinen Feldherren zur Beratung vor. Da sprach einer derselben: „Männer von Klugheit und Mäßigung lassen es genug sein am Siege. Wer darüber hinausgehen will, der möchte wohl Unglück erleiden.“ Narses stimmte diesem Vorschlage bei. So wurde denn ein Vertrag gemacht, nach welchem alle Barbaren, die am Leben geblieben waren, sogleich Italien zu verlassen hatten und keinen Krieg mehr mit den Römern zu führen sich verpflichteten. Unterdessen hatten schon tausend Goten das Lager verlassen und sich aufgemacht, um in das Land jenseits des Po zu ziehen. Alle anderen Goten aber leisteten einen Eid und bekräftigten die getroffenen Vereinbarungen.

5. Der Longobardenkönig Alboin. 568.

Paulus Diakonus, Geschichte der Longobarden. Lateinisch. Übersetzung von Dr. O. Abel in: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung. Berlin 1849. S. 34 ff.

Paulus stammte aus vornehmem longobardischem Geschlechte und hatte eine gelehrte Bildung empfangen. Der Kummer über den Untergang des Longobardenreiches trieb ihn

ins Kloster Monte Kasino, wo er oben genanntes Werk schrieb. Kurze Zeit lebte er auch am Hofe Karls des Großen, den Lebensabend aber verbrachte er wieder im Kloster.

Nachdem Narses . . das gesamte Volk der Goten überwunden und vernichtet und auf gleiche Weise auch über die genannten fränkischen Herzöge gesiegt, dazu eine große Masse Gold und Silber nebst anderen reichen Schätzen gesammelt hatte, so erhob sich unter den Römern, für die und gegen deren Feinde er doch immer tätig gewesen war, großer Neid wider ihn. Sie verleumdeten ihn also bei dem Kaiser Justinus und dessen Gemahlin Sophia und sprachen die Worte: „Für die Römer war es wahrlich besser, den Goten dienstbar zu sein, als den Griechen, wo der Eunuche Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Unser gnädigster Fürst weiß das nicht: entweder aber befreie uns aus jenes Hand, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst fremdem Volke." Als das dem Narses zu Ohren kam, erwiderte er ganz kurz die Worte: „Wenn ich mit den Römern schlecht umgegangen sein soll, so will ich es auch schlecht finden." Dadurch wurde der Kaiser sehr heftig gegen Narses aufgebracht, daß er augenblicklich den Longinus nach Italien schickte, damit er des Narses Stelle als Statthalter übernehme. Narses erschrak über diese Nachricht nicht wenig und fürchtete sich besonders vor der Kaiserin Sophia so sehr, daß er nicht nach Konstantinopel zurückzukehren wagte. Unter anderem habe, so wird erzählt, die Sophia ihm, weil er ein Eunuch war, auch das sagen lassen, er solle heimkommen und mit ihren Mägden Wolle spinnen in der Weiberstube. Darauf soll nun Narses zur Antwort gegeben haben, er wolle ihr ein Gespinst anfertigen, das sie ihr Lebtag nicht mehr werde entwirren können. Hierauf zog er sich aus Haß und Furcht nach der Stadt Neapel in Kampania zurück und schickte bald nachher Boten an das Volk der Longobarden mit der Aufforderung, sie sollen doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien verlassen und sich in den Besitz von Italien setzen, das reich an allen Schätzen sei; zugleich schickte er verschiedene Arten von Obst und andere Erzeugnisse Italiens mit, um dadurch ihre Gemüter noch mehr anzureizen. Die Longobarden nahmen freudig die gute und erwünschte Botschaft auf und faßten große Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft. Sofort wurden in Italien nachts schreckliche Zeichen sichtbar, feurige Schlachtreihen erschienen am Himmel als Vorbedeutung des vielen Blutes, was bald nachher vergossen ward. Alboin überließ jetzt Pannonien den Hunnen und führte sein Volk nach Italien.

Die meisten Städte fielen nach kurzem Widerstand, Pavia aber erst nach einer mehr als dreijährigen Belagerung in seine Hand. Als nun Alboin von Osten her durch das St. Johannistor in die Stadt einzog, da stürzte sein Pferd mitten im Tor, und weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Schläge des Marschalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da sprach ein Longobarde zu dem König: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du getan hast; brich dieses grausame Gelübde, und du wirst alsbald in die Stadt einziehen; denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen." Alboin hatte nämlich gelobt, die gesamte Bevölkerung, weil sie sich nicht hatte ergeben wollen, mit dem Schwert umzubringen. Als er nun aber sein Gelübde brach und den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Pferd sogleich, und als er in die Stadt eingezogen war, so hielt er sein Versprechen und tat niemandem etwas zu-

leide. Da strömte alles Volk zu ihm in den Palast und faßte nach so großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft. Nachdem Alboin drei Jahre und sechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anschläge seiner Gemahlin. Die Ursache seiner Ermordung aber war folgende: Als er in Verona länger, als er hätte tun sollen, fröhlich bei einem Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters hatte machen lassen, da befahl er, auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Wie nun Rosamunde solches hörte, da regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte, und sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen, und verschwor sich bald darauf mit Helmigis, des Königs Schildträger, zur Ermordung Alboins. Rosamunde hieß nun, als sich Alboin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, alles im Palaste stille sein, schaffte alle Waffen beiseite bis auf des Königs Degen, den sie zu Häupten seines Ruhebettes festband, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grausame Weib den Mörder Helmigis herein. Alboin erkannte, sobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert, aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er einen Fußschemel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen beigesetzt.

6. Brautwerbung des Longobardenkönigs Authari.

Paulus Diakonus. Übersetzung von Dr. O. Abel a. a. O. S. 66 ff.

König Authari schickte Gesandte nach Bayern und ließ durch sie um die Tochter Garibalds für sich werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach dem Authari seine Tochter Teudelinde zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkamen, so kam ihn das Verlangen an, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen; er suchte sich wenige, aber rüstige Leute und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Longobarden aus und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, so trat Authari, der von niemand erkannt wurde, näher auf König Garibald zu und sprach: „Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsere künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicherer berichten kann, wie ihre Gestalt ist." Wie das der König hörte, ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war, und sie ihm in allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „Da uns die Gestalt deiner Tochter wohl gefällt und wir sie darum zu unserer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie sie ihn uns später reichen wird." Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Teudelinde zuerst jenem den Becher mit Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam sei. Als dieser getrunken hatte

und ihr nun den Becher zurückgab, so berührte er, ohne daß es jemand merkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wangen herab. Ganz schamrot erzählte das Teudelinde ihrer Amme; da sagte diese zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laß uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich, es ist ein Mann, der es wohl verdiente, König zu sein und mit dir vermählt zu werden." Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter; er war von edler Gestalt, hellgelocktem Haare, rötlichem und schönem Antlitz. Bald nachher machten sie sich mit königlichem Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimat und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Die Provinz Norikum, welche von dem Volk der Bayern bewohnt wird, grenzt aber gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien, gegen Mitternacht an die Donau. Als nun Authari in die Nähe der Grenze von Italien gekommen war und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um sich hatte, so erhob er sich, so sehr als er konnte, auf dem Pferd, das ihn trug, und stieß mit aller Macht die Streitaxt, die er in der Hand trug, in einen nahestehenden Baum und ließ sie darin stecken und sprach dazu die Worte: „Solche Hiebe führt Authari." Wie er das gesprochen hatte, da erkannten die Bayern, die ihm das Geleit gaben, daß er der König Authari selber sei. Als nun nach einiger Zeit Garibald durch den Anzug der Franken in Not kam, da floh seine Tochter Teudelinde mit ihrem Bruder, der Gundvald hieß, nach Italien und ließ ihrem Verlobten Authari ihre Ankunft melden. Der ging ihr sogleich in stattlichem Aufzuge zur Hochzeit entgegen und traf sie auf dem Sardisfeld oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tage des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel die Hochzeit gefeiert wurde.

7. Aus dem Volksrecht der salischen Franken.

Geschriebene Gesetze gab es bei den alten Germanen nicht; seitdem aber die Franken größere Staaten gegründet hatten, waren geschriebene Gesetze nicht mehr zu entbehren. Das älteste geschriebene germanische Gesetz ist die Lex salica, das aus der Zeit stammt, als die Franken noch Heiden waren.

Einige der wichtigsten Bestimmungen des salischen Gesetzes lauten nach Erler a. a. O. I. S. 437 ff.:

Über Schmähungen, Überfall und Tötung: Wer einem andern vorwirft, er habe seinen Schild weggeworfen, und bleibt den Beweis dafür schuldig, der soll es mit 120 Denaren, das sind 3 Solidi, büßen.

Wer einen andern als Angeber oder Fälscher bezeichnet und bleibt den Beweis dafür schuldig, der soll 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer einen andern Kesselträger nennt, das heißt einen Kesselträger in der Hexenküche oder einen, der den Kessel tragen soll, wo die Hexen kochen, der soll um 2500 Denare, das sind 63 Solidi, gebüßt werden.

So einer eine Frau Hexe nennt und bleibt den Beweis schuldig, der soll dreimal 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer einen Freien überfällt und plündert, der soll, wenn es ihm nachgewiesen ist, einer Buße von 2500 Denaren, das sind 63 Solidi, schuldig erachtet werden.

So ein Römer einen Salier plündert, soll das eben erwähnte Gesetz befolgt werden.

Hat dagegen ein Franke einen Römer beraubt, so soll er 1200 Denare, das sind 30 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer ein Haus über schlafenden Menschen anzündet, soll er für so viele, als darin waren, vor Gericht gezogen werden, und wenn einer darin verbrannt ist, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer einen andern hat töten wollen, und der Schlag ging fehl, und er ist dessen überführt, so soll er 2500 Denare, das sind 63 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer einen freigeborenen Franken oder einen Deutschen, der nach dem salischen Gesetze lebt, getötet hat, und er wird dessen überführt, so soll er 8000 Denare, das sind 200 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

So einer aber einen Mann, der im Königsdienste steht, oder ein freigeborenes Weib tötete, soll er 24000 Denare, das sind 600 Solidi, zu zahlen schuldig sein.

Wenn der Vater einer Familie getötet ist, so sollen die eine Hälfte des Wergeldes die Söhne erhalten, die andere Hälfte sollen die nächsten Verwandten von Vater- und Mutterseite untereinander teilen. Wenn aber nur von einer Seite, der väterlichen oder mütterlichen, keine Verwandten vorhanden sind, fällt jener Teil dem Fiskus zu.

Die Ladung vor Gericht: So einer zum Gericht nach Königsrecht geladen ist und sich nicht stellt, so soll er schuldig sein, 600 Denare, das sind 15 Solidi, zu zahlen.

So einer verachtet, zu Gericht zu kommen oder sich der Erfüllung dessen, was ihm die Rachineburgen (aus den freien Gemeindegliedern gewählte Schöffen) geurteilt haben, entzieht und sich weder zur Leistung der Buße noch zur Übernahme der Kesselprobe noch irgendwie zu dem, was das Recht fordert, verpflichtet, dann soll der Kläger ihn vor den König fordern. Und zwar muß er zwölf Zeugen stellen, von denen jedesmal drei unter Eid aussagen sollen, daß sie zugegen waren, wie die Rachineburgen das Urteil sprachen, daß er zur Kesselprobe käme oder das Versprechen, die Buße zu zahlen, gäbe, und jener es vernachlässigte. Dann sollen drei andere schwören, daß sie ebenda waren, als die Rachineburgen das Urteil sprachen, daß er durch Kesselprobe oder Zahlung der Buße sich löse, und daß man von jenem Tage ab 40 Nächte auf die Erfüllung des Urteils gewartet und noch die Sonne habe untergehen lassen, der Beklagte aber dem Gesetze nicht nachgekommen sei. Dann soll er ihn vor den König fordern und zwar über 14 Tage, und drei Zeugen sollen ihm beschwören, daß er ihn geladen habe. Wenn er auch dann noch nicht kommt, so mögen jene neun Zeugen, wie wir oben gesagt haben, es beschwören. Doch soll er in gleicher Weise an jenem Tage, wenn er nicht kommt, bis Sonnenuntergang warten und neun Zeugen sich bestellen, die dafür Zeugnis ablegen. Wenn nun der Ladende alle diese Bedingungen erfüllt hat, und der Geladene sich noch weigert, vor irgend einem Gerichte zu erscheinen, dann mag ihm der König, vor den er gefordert ist, seinen Schutz entziehen, ihn für friedlos erklären und ausstoßen aus der Gemeinschaft seines Volkes. Schuldig soll er dann sein und sein Hab und Gut dem Könige verfallen. Und so ihm einer Speise reicht oder ihn hauset, und wäre es sein eigen Weib, soll er 600 Denare (15 Solidi) zu zahlen schuldig sein, bis er in allem, was das Gesetz von ihm verlangt, seine Pflicht erfüllt hat.

8. Bekehrung Chlodowechs zum Christentume. 496.

Gregor von Tours, Zehn Bücher fränkischer Geschichte. Lateinisch. Übersetzung nach A. Richter a. a. O. S. 18. Gregor († 594) stammte aus einer vornehmen römischen Familie in Frankreich und war Bischof in Tours.

Die Königin Chlotilde ließ nicht ab, in ihren Gemahl, den König Chlodowech, zu dringen, daß er den wahren Gott bekenne und von den Götzen ablasse. Aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einmal mit den Alemannen in einen Krieg geriet. Da zwang ihn die Not, zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbade, und Chlodowech war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er sprach: „Jesus Christus, Chotilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg denen geben, die auf dich hoffen; demütig beuge ich mich vor dir und erflehe deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich, wie ich nun erfahren, mit ihrer Hilfe verlassen. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich rufe ich an, und ich will an dich glauben, wenn du mich den Händen meiner Widersacher entreißest."

Da Chlodowech solches gesprochen hatte, wandten sich die Alemannen und begannen zu fliehen; und als sie sahen, daß ihr König gefallen war, entschwand ihnen der Mut ganz. Sie unterwarfen sich der Macht Chlodowechs und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen, denn wir sind schon die Deinen!" Da tat Chlodowech dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe.

Da ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem König zu Herzen führen. Da ging der Bischof zu dem Könige und drang in ihn, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, glauben und den Götzen den Rücken kehren, die weder ihm noch andern helfen könnten. Der König aber sprach: „Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken. Das Volk, das mir folgt, wird nicht dulden, daß ich seine Götter verlasse. Aber ich will hingehen und mit dem Volke sprechen nach deinem Worte." Als er nun mit den Seinigen sich beriet, riefen sie alle einmütig: „Wir verlassen, o König, die sterblichen Götter und sind bereit, dem unsterblichen Gotte zu dienen, den Remigius predigt."

Solches wurde dem Bischof gemeldet, und dieser befahl hocherfreut, das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Teppichen wurden die Straßen behängt, mit weißen Tüchern die Kirche geschmückt; das Taufbecken wurde in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, hell schimmerten die brennenden Kerzen, und der ganze Raum um das Taufbecken war von Duft und Wohlgeruch derart erfüllt, daß alle, die zugegen waren, meinten, sie seien in das Paradies

versetzt. Der König verlangte zuerst getauft zu werden, um in dem Bade der Taufe die Flecken seiner früheren Taten abzuwaschen. Als er zur Taufe herantrat, sprach der Bischof zu ihm: „Beuge deinen Nacken, stolzer Sigambrer! Bete an, was du verbrannt hast, verbrenne, was du angebetet hast!“ Also bekannte der König den allmächtigen Gott und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und er wurde gesalbt mit dem heiligen Öle unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge aber ließen sich an diesem Tage mehr als dreitausend taufen.

III. Aus dem Koran.

a) Nach der Übersetzung von Wahl. Halle 1828.

Die Frauen. 4. Sure.

Könnt ihr gewiß sein, daß ihr gegen die Waisen nicht ungerecht handelt, so nehmt nach eurem Gutdünken zwei, drei, vier Frauen; so ihr aber überzeugt seid, daß ihr (durch diese mehrfache Ehe) nicht recht handelt, so nehmt nur eine Frau.

Das Paradies. Aus Sure 47, 37 und 18.

Flüsse sind darin mit einem Wasser, das nicht verderben kann, Flüsse von Milch, die ihren Geschmack behält, Flüsse von Wein, der den Trinkenden lieblich durch die Kehle fließt, Flüsse von geläutertem Honig. Sie können darin die ausgesuchtesten Früchte genießen und haben die huldreiche Gnade des Herrn.

Sie und ihre Frauen werden in schattigen Gefilden auf weichen Polstern ruhen, die schönsten Früchte werden sie dort haben und was sie sonst nur verlangen mögen.

Die Frommen aber sind dort in Gärten und in Wonne. Vergnügen werden sie sich an der Glückseligkeit, mit der der Herr sie begnadet hat, und ihr Herr wird sie erlösen von der Hölle. Esset und trinket, wird man ihnen zurufen, fröhlich über das Gute, welches ihr getan habt, sitzend auf weichen, in Reihen gelegten Polstern. Wir wollen liebliche Jungfrauen mit schönen Gazellenaugen in eure Gesellschaft bringen. Mit vielen Früchten wollen wir sie beschenken und mit Fleisch, wonach es sie immer gelüstet. Sie werden einander den Becher darreichen, und diese Freuden werden weder durch unnütze Reden noch durch lasterhafte Triebe befleckt werden. Jünglinge, den Perlen gleich, die noch in den Muscheln liegen, zu ihren Diensten bestimmt, werden um sie herumgehen. Sie werden sich einander nähern mit wechselnden Fragen.

b) Nach Fr. Rückert, Der Koran im Auszuge übersetzt. Frankfurt a. M. 1888.

Vorschriften über den Krieg gegen die Ungläubigen. Aus Sure 2, 4 und 47.

Sie rasten nicht,
Euch zu bekämpfen, bis sie euch von eurem Gottesdienst abbringen,

Wenn sie's vermögen; doch von euch, wer abfällt
Von seinem Gottesdienst, und stirbt als Leugner,
Desselben Werke sind verfallen
In dieser Welt und in der andern,
Dieselbigen sind die Genossen
Des Feuers, darin sie ewig sind.
Doch die den Glauben nehmen an
Und die auswanderten und stritten
Für Gottes Weg, dieselben haben
Zu hoffen die Erbarmung Gottes,
Und Gott ist gnädig und barmherzig.
Und seid nicht weich und ruft nach Frieden,
Da ihr die Obhand habt, und Gott ist mit euch
Und nie verkürzen wird er seine Werke.
Doch kämpfen soll für Gottes Weg,
Wer da verkaufen will dies Leben für das künftige.
Und wer da kämpft für Gottes Weg,
Werd' er getötet oder siege,
Wir bringen großen Lohn ihm.

Fatalismus. Aus Sure 17 und 57.

Und jedem Menschen haben wir
Geheftet sein Geschick an seinen Nacken,
Und zieh'n hervor für ihn am Tag der Urständ'
Ein Buch, er findet's aufgeschlagen:
Da lies dein Buch; es zeuget deine Seele
Heut gegen dich zur Klägerin.
Betroffen hat euch kein Betreff
Auf Erden noch an euern Seelen,
Der nicht im Buche stand,
Bevor wir ihn verfügten:
Fürwahr, das ist für Gott ein Leichtes.

c Nach Dr. L. Ullmann, Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu übersetzt. Bielefeld und Leipzig 1877. 7. Aufl.

Über Gerechtigkeit. Sure 2.

Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß ihr (beim Gebet) das Gesicht nach Osten oder Westen richtet, sondern der ist gerecht, der an Gott glaubt und an den jüngsten Tag und an die Engel und an die Schrift und die Propheten und mit Liebe von seinem Vermögen gibt den Anverwandten, Waisen und Armen und Pilgern, überhaupt jedem, der darum bittet; der Gefangene löset, das Gebet verrichtet, Almosen spendet, der da festhält an eingegangenen Verträgen, der geduldig Not, Gefahr und Kriegsunglück erträgt; der ist gerecht, der ist wahrhaftig gottesfürchtig. Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß ihr von hinten in eure Häuser geht, sondern darin, daß ihr Gott fürchtet, und dann geht nur in eure Häuser durch die Tür hinein; fürchtet nur Gott, auf daß ihr glücklich seid. Tötet für den Weg Gottes die, so euch töten wollen, jedoch beginnt ihr nicht die Feindseligkeit, denn Gott liebt nicht die Sünde. Tötet sie, wo ihr sie auch trefft, vertreibt sie, von wo sie euch vertrieben, denn die Versuchung ist schlimmer als Tot-

schlag. Bekämpft sie aber nicht in der Nähe des heiligen Tempels; so sie euch aber dort angreifen, dann erlegt sie auch da; dies ist das Los der Ungläubigen. Wenn sie sich aber bessern, dann ist Gott versöhnend und barmherzig.

Die Zerspaltung. (Das Weltgericht.) Sure 82.

Wenn die Himmel sich spalten und die Sterne sich zerstreuen, und die Meere sich vermischen, und die Gräber sich umkehren, dann wird eine jede Seele wissen, was sie getan und was sie unterlassen. O Mensch, was hat dich denn verführt wider deinen verehrungswürdigen Herrn, der dich geschaffen, gebildet und geformt und dich in eine Gestalt zusammengefügt hat, die ihm gefiel? So und nicht anders ist's, und dennoch leugnen sie den Tag des Gerichts. Aber verehrungswürdige Wächter sind über euch gesetzt, die alles niederschreiben, und so da wissen, was ihr tut. Die Gerechten werden kommen in das wonnevolle Paradies, die Missetäter aber in die Hölle. An dem Tage des Gerichts werden sie hineingeworfen, um zu brennen, und nie werden sie abwesend von dort sein dürfen. Was lehrt dich aber den Tag des Gerichts begreifen? Was belehrt dich über die Beschaffenheit des Gerichtstages? An diesem Tage vermag keine Seele etwas für eine andere; denn Gottes ist die Herrschaft an diesem Tage.

IV. Bonifatius.

1. Seine Wirksamkeit in Hessen und Thüringen.

Willibald, Das Leben des heiligen Bonifatius. Lateinisch. Zur Abfassung dieser Lebensbeschreibung wurde Willibald, ein Priester zu St. Viktor in Mainz, von dem Bischof Lullus, dem Nachfolger des Bonifatius auf dem erzbischöflichen Stuhle, und dem Bischof Megingoz von Würzburg veranlaßt; beide waren Schüler des Bonifatius. A. Richter a. a. O. S. 29ff.

Bonifatius durchwanderte langer Wege Krümmungen und vieler Völker Gebiete und kam auch zu dem Volke der Hessen. Damals empfingen viele Hessen, die dem katholischen Glauben ergeben und durch die Gnade des Geistes gestärkt waren, die Handauflegung, während andere, deren Geist noch nicht erstarkt war, sich weigerten, des rechten Glaubens Wahrheiten anzuhören. Einige opferten auch heimlich bei Bäumen und Quellen, andere taten dies ganz offen; einige wiederum betrieben teils offen, teils im geheimen Seherei und Wahrsagung, Wunder und Zauberkünste, beobachteten den Flug der Vögel und die Zukunft kündenden Vorzeichen und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche. Andere dagegen, die schon allem heidnischen Götzendienste entsagt hatten, taten nichts von alledem. Auf den Rat und mit der Hilfe dieser unternahm er es, eine Eiche von wunderbarer Größe, die man die Donarseiche nannte, und die bei Geismar stand, im Beisein der Knechte Gottes zu fällen.

Als er nun kühn entschlossen den Baum zu fällen begonnen hatte, verwünschte ihn die große Menge der herbeigeeilten Heiden als einen Feind ihrer Götter. Aber noch war die Eiche von der Axt nicht durchhauen, als

plötzlich der ungeheure Baum, vom Windhauche Gottes getroffen, mit zerschmettertem Wipfel zusammenstürzte und wie auf des Herrn Befehl in vier Teile zerbarst. Als das die Heiden sahen, die vorher voll Verwünschungen waren, wurden sie umgewandelt, vergaßen alle Lästerung und priesen, zum Glauben sich bekehrend, den Herrn. Der heilige Priester aber erbaute, als er sich mit den Brüdern beraten, aus dem Holze der Eiche ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus.

Als er dann solches alles vollendet hatte, eilte er sofort nach Thüringen weiter. Dort wandte er sich an die Fürsten des Volkes und an die Ältesten der Gemeinde und brachte sie dazu, die heidnische Finsternis von sich zu tun und sich zum christlichen Glauben zu bekennen. Und da die Menge der Gläubigen zunahm, auch die Zahl der Prediger wuchs, erhoben sich bald zahlreiche Kirchen, und verbreitete sich vielfältig die Lehre, die er verkündete. Er erbaute auch ein Kloster an einem Orte, der Ohrdruf heißt, und er sammelte hier eine Schar von Knechten Gottes und von Mönchen, die in hoher Heiligkeit lebten und nach dem Beispiele der Apostel mit eigener Hand in emsiger Arbeit Brot und Kleidung sich erwarben.

Der Ruhm seiner heiligen Predigt verbreitete sich in alle Welt und wuchs so sehr, daß sein Name schon fast durch ganz Europa genannt wurde, und aus den Ländern Britanniens strömte eine große Menge der Knechte Gottes zu ihm, Männer, die im Lesen und Schreiben wohl unterrichtet waren. Von diesen unterwarfen sich die meisten seiner Leitung und riefen an vielen Orten das Volk von des Heidentums unheiligen Abwegen zurück. Andere verkündeten in dem Lande der Hessen, andere auch in Thüringen weit und breit zerstreut unter dem Volke in Gauen und Dörfern das Wort des Herrn. Der heilige Mann selbst aber erbaute dem Herrn zwei Kirchen, die eine zu Fritzlar, die er zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus weihte, die andere zu Amöneburg zu Ehren des heiligen Erzengels Michael. Auch fügte er zwei Klösterlein den beiden Kirchen hinzu und versammelte in ihnen eine nicht geringe Anzahl solcher, die dem Herrn dienten.

2. Der Tod des Bonifatius. 755.

Es war aber der Wille Gottes, daß Bonifatius und mit ihm die Knechte Gottes nach Friesland zögen, und daß er an derselben Stelle, wo er zuerst zu predigen anhob und seine Ernte begann, auch aus dem Leben scheiden und seinen Lohn empfangen sollte. „Mein Wunsch ist es," sprach er zu dem Bischof Lullus, „die Wanderung, die mir bestimmt ist, zu vollenden. Nichts kann mich zurückhalten von der ersehnten Reise, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor. Aber du, mein geliebter Sohn, vollende den von mir an der Fulda begonnenen Bau einer Basilika, und dorthin führe auch meine durch viele Jahre gealterten Gebeine! Sorge auch dafür, daß alles, was uns auf dieser unserer Reise notwendig ist, zusammengelegt werde. Aber auch ein Leintuch tue in meine Bücherkiste, darein mein verfallener Leib gelegt werde." Wenige Tage darauf rief Bonifatius seine Gefährten zu sich, bestieg mit ihnen ein Schiff und fuhr den Rheinstrom hinunter, nur des Nachts einen Hafen aufsuchend, bis er in der Friesen wasserreiches Land gelangte.

Da durchzog er ganz Friesland und verkündete, nachdem er des Heidentums Irrlehre und den heidnischen Götzendienst zerstört hatte, ohne Aufhören das Wort des Herrn und erbaute nach der Vernichtung der Götzenbilder mit Eifer Kirchen. Bald hatte er viele Tausende getauft, Männer, Frauen und Kinder, mit Beihilfe seiner Gefährten, aus deren Zahl er dem Eobán das Bistum über die Friesen in der Stadt Utrecht übertrug. Als nun durch das Friesenland des Glaubens Licht leuchtete und das Lebensende des heiligen Mannes sich nahen sollte, schlug er am Ufer des Flusses Bordena (in der Nähe des heutigen Dokkum) seine Zelte auf, und er ließ den festlichen Tag der Firmelung und Handauflegung der Neugetauften durch den Bischof dem Volke verkünden.

Der bestimmte Tag brach an, und die lichte Morgenröte erglänzte mit der aufgehenden Sonne. Aber anstatt der Freunde kamen Feinde herbei, und eine große Menge von Heiden stürmte mit geschwungenen Waffen, mit Speeren und Schilden in das Lager. Da stürzten sich ihnen sofort die Mannen aus den Zelten entgegen; überall suchten sie nach Waffen und versuchten, die zum heiligen Märtyrertode Bestimmten gegen die Macht des wütenden Haufens zu schützen. Der Mann Gottes jedoch berief sofort, als er das Andringen des tobenden Haufens gewahr geworden, seiner Kleriker Schar, nahm die Reliquien der Heiligen, die er beständig bei sich zu führen gewöhnt war, schritt aus dem Zelte heraus und verbot sogleich den Mannen den Kampf, indem er sprach: „Lasset ab, Mannen, vom Kampfe, denn das Zeugnis der Heiligen Schrift lehrt uns, nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Heute ist der lang erwünschte Tag da, und die herrliche Zeit unseres Abscheidens ist vorhanden. Darum seid stark in dem Herrn und hoffet auf ihn, denn er wird eure Seele erlösen.“ Zu den in der Nähe befindlichen Priestern und zu den Männern, die in niederen Graden Gott dienten, sprach er mit väterlich mahnenden Worten: „Männer und Brüder, seid tapfern Mutes und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen; freuet euch vielmehr in dem Herrn, der euch den ewigen Lohn geben und in den himmlischen Höfen Wohnungen bei den Engeln anweisen wird.“

Indes er so zu seinen Gefährten redete, stürzte der wütende Haufe der Heiden mit Schwertern und voller Kriegsrüstung über sie her und vergoß das Blut der heiligen Märtyrer. Darauf stürzte sich der Haufe frohlockend auf die Siegesbeute, zerstörte die Zelte und raubte auch die Schreine, in denen sich die Bücher und die Kästchen mit den Reliquien befanden, in der Hoffnung, darin eine große Menge von Gold und Silber zu finden. Darauf begaben sie sich zu den Schiffen, in denen sich der tägliche Lebensbedarf der Gottesmänner sowie ein kleiner Vorrat von Wein in den noch verschlossenen Gefäßen befand. Als sie nun den Wein entdeckt hatten, begannen sie sofort zu trinken und hielten dabei Rat, wie das Gold und Silber, das sie noch gar nicht gesehen hatten, verteilt werden sollte. Und da sie sich nicht einigen konnten, begannen sie allmählich mit Schimpfworten gegeneinander loszufahren, und endlich entstand so heftige Zwietracht, daß der von Wut und Tobsucht erfüllte Haufe sich in zwei Parteien schied, welche die Waffen, mit denen sie kurz vorher die heiligen Märtyrer umgebracht, in grausigem Kampfe gegeneinander kehrten. Nachdem dann der größte Teil des tobenden Haufens niedergesunken, liefen die Überlebenden auf die Beute zu; sie fanden

aber, als die Behälter zerbrochen waren, statt des Goldes Bücher, statt des Silbers Blätter göttlicher Weisheit. So in ihrer Hoffnung getäuscht, zerstreuten sie von den gefundenen Büchern einige weit und breit auf den Feldern, andere warfen sie in das Röhricht der Sümpfe. Doch wurden etliche der Bücher nach langer Zeit unversehrt wiedergefunden und nach dem Hause zurückgebracht.

V. Die Karolinger.

1. Karls des Großen Kriege mit den Sachsen.

Einhard, 1. Das Leben Karls des Großen, 2. Annalen (Jahrbücher). Lateinisch. Übersetzt von Otto Abel in „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit". Berlin 1850. S. 28 ff. Einhard, in späteren Jahrhunderten auch Eginhard genannt, war im Maingau geboren und erhielt seine Bildung in der Klosterschule zu Fulda. Da er sich bald durch ungewöhnliche Tüchtigkeit auszeichnete, sandte ihn der Abt an den Kaiserhof, wo er in Karl dem Großen einen väterlichen Freund und in Alkuin einen hervorragenden Lehrer fand. Der Kaiser übertrug ihm auch die Leitung seiner Bauten. Später wurde Einhard Laienabt, ohne sich aber von seiner Gemahlin Imma zu trennen. (Die Sage hat diese zu einer Tochter Karls gemacht.) Sein „Leben Karls des Großen" gehört, was Reinheit der Sprache und künstlerische Darstellung anbetrifft, zu den besten mittelalterlichen Geschichtswerken. Die nach ihm benannten Annalen hat er wahrscheinlich nur überarbeitet und ergänzt.

Aus der Lebensbeschreibung: Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, ist mit solcher Ausdauer und Erbitterung geführt worden wie der gegen die Sachsen, die wie fast alle Völkerschaften Deutschlands wild, dem Götzendienste ergeben und gegen unsere Religion feindselig gesinnt waren und es nicht für unehrenhaft hielten, göttliches und menschliches Recht zu übertreten. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten: die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchaus in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten. So wollten Totschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich nicht mehr bloß ihren Schaden heimgeben, sondern es auch auf offenen Krieg mit den Sachsen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung, jedoch mehr zum Nachteile der Sachsen als der Franken dreiunddreißig Jahre lang ununterbrochen fortgeführt. Er hätte wohl früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treulosigkeit der Sachsen gewesen wäre. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und sich unterwarfen, wie oft sie ohne Zögern Geiseln stellten und die zu ihnen geschickten Beamten aufnahmen. Einigemal waren sie so geschwächt, daß sie selbst dem Götzendienste zu entsagen und den christlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber sie waren auch sogleich wieder bei der Hand, das Gegenteil zu tun, und es ist, seitdem der Krieg seinen Anfang nahm, kaum ein Jahr verflossen, in dem die Sachsen sich nicht so schwankend erwiesen hätten. Aber in seinem hohen Sinne und in seiner im Glück wie im Unglück sich gleichbleibenden Beharrlichkeit ließ sich der König durch keinen Wankelmut der Sachsen ermüden, noch von dem, was er sich vorgenommen hatte, abbringen. Vielmehr ließ er ihnen nie ihr treuloses

Verhalten ungestraft hingehen, sondern entweder zog er in eigener Person gegen sie zu Felde oder schickte seine Grafen mit Heeresmacht gegen sie aus. Nachdem er zuletzt alle, die ihm Widerstand geleistet hatten, besiegt und unterjocht hatte, führte er zehntausend Mann mit Weib und Kind aus ihren Wohnsitzen zu beiden Seiten der Elbe fort und siedelte sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens an. Der Krieg, der sich durch so viele Jahre hingezogen, nahm endlich ein Ende unter den vom Könige gestellten und von den Sachsen angenommenen Bedingungen, daß die Sachsen dem heidnischen Götzendienste und den heidnischen Religionsgebräuchen entsagten, die Sakramente des christlichen Glaubens annähmen und mit den Franken zu einem Volke sich verbänden.

Zu dem Jahre 782 erzählen die „Jahrbücher" (Übersetzung S. 65) ausführlicher folgendes:

Zu Anfang des Sommers, als es bereits hinlänglich Futter gab, um mit einem Heere ausziehen zu können, beschloß der König, nach Sachsen zu gehen, um daselbst, wie alljährlich im Frankenlande zu geschehen pflegte, den Reichstag zu halten. Nachdem er in Cöln den Rhein überschritten hatte, rückte er mit dem ganzen Heere der Franken an den Ursprung der Lippe, wo er ein Lager aufschlug und nicht wenige Tage verweilte. Als er nach Schluß des Reichstags über den Rhein nach Gallien zurückgezogen war, kehrte Widukind, der zu den Normannen sich geflüchtet hatte, wieder heim in sein Vaterland und reizte die Sachsen mit eitlen Hoffnungen zum Aufruhr.

Unterdessen wurde dem Könige gemeldet, daß die Slaven, die das Land zwischen Elbe und Saale bewohnen, in das Gebiet der ihnen benachbarten Thüringer und Sachsen eingebrochen waren und mehrere Orte mit Raub und Brand verwüstet hatten. Sogleich beschied er drei seiner Beamten zu sich, den Kämmerer Adalgis, den Marschall Geilo und den Pfalzgrafen Worad, und befahl ihnen, mit dem Heerbann der Ostfranken und Sachsen die Vermessenheit der Slaven möglichst schnell zu bestrafen. Als sie jedoch, den ihnen gewordenen Auftrag auszuführen, in das sächsische Gebiet kamen, hörten sie, daß die Sachsen nach dem Rate Widukinds sich zum Kriege gegen die Franken gerüstet hätten. Sie gaben also den Zug gegen die Slaven auf und rückten mit den Ostfranken dahin, wo die Sachsen sich versammelt haben sollten.

Schon auf sächsischem Boden begegnete ihnen der Graf Theodorich, ein Anverwandter des Königs, mit den Truppen, die er bei der Nachricht von dem Abfalle der Sachsen in der Eile hatte zusammenbringen können. Er gab ihnen den Rat, zuerst durch Kundschafter möglichst rasch in Erfahrung zu bringen, wo die Sachsen seien und was bei ihnen vorgehe, und alsdann, falls die Beschaffenheit des Ortes es zulasse, zu gleicher Zeit sie anzugreifen. Dieser Rat fand bei ihnen Beifall, und sie rückten nun mit jenem vereint bis zum Berge Süntel vor, an dessen Nordseite sich die Sachsen gelagert hatten. Nachdem hier der Graf Theodorich sein Lager aufgeschlagen hatte, setzten sie der Verabredung gemäß, um so den Berg leichter umgehen zu können, über die Weser und lagerten sich am Ufer des Flusses. Als sie sich nun untereinander besprachen, fürchteten sie, die Ehre des Sieges möchte dem Theodorich allein zufallen, wenn er in der Schlacht bei ihnen wäre, daher beschlossen sie, ohne ihn mit den Sachsen anzubinden, nahmen also die Waffen zur Hand und rückten, als ob sie es nicht mit einem zur Schlacht geordneten Feinde

zu tun, sondern als ob sie Fliehende zu verfolgen und Beute zu machen hätten, so schnell, als jeden sein Roß tragen mochte, auf die Sachsen los, die vor ihrem Lager in Schlachtordnung standen. So schlecht der Anmarsch, so schlecht war auch der Kampf selbst. Sobald das Treffen begann, wurden sie von den Sachsen umringt und fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Die, welche davonkamen, flohen nicht in das eigene Lager, von dem sie ausgezogen waren, sondern in das Theodorichs, das über dem Berge drüben lag. Der Verlust der Franken war noch größer, als es der Zahl nach schien, denn die beiden Sendboten Adalgis und Geilo, vier Grafen und viele andere erlauchte und vornehme Männer waren gefallen.

Als der König die Nachricht von diesem Ereignis erhielt, glaubte er keinen Augenblick zögern zu dürfen; schleunigst bot er sein Heer auf und zog nach Sachsen. Hier berief er alle sächsischen Großen vor sich und forschte nach den Rädelsführern der letzten Empörung. Da nun alle den Widukind als den Anstifter bezeichneten, ihn aber nicht ausliefern konnten, weil er wieder zu den Dänen sich begeben hatte, so ließ der König von den übrigen, die des Verführers Rate gefolgt waren, sich 4500 ausliefern, und sie ließ er zu Ferdi an dem Flusse Alara alle an einem Tage enthaupten. Nachdem er so Rache genommen hatte, begab sich der König in das Winterlager nach Theodonisvilla (Diedenhofen) und feierte daselbst wie gewöhnlich Weihnachten und Ostern.

2. Wie Karl das Longobardenreich unterwarf.

Hierüber berichtet ein uns unbekannter Mönch von St. Gallen um 880 und die Chronik des Klosters Novalese unweit Susa am Mont Cenis. Diese enthält die schönsten Sagen der Longobarden, die ein Mönch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts nach den im Volke bekannten Liedern niederschrieb. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Übersetzt Nr. 1 von Wattenbach, Nr. 2 von Abel.

Desiderius, hinter den Mauern Pavias sich verschanzend, beschloß, den unbesiegbaren Karl zu bekriegen. Es hatte sich aber einige Jahre vorher ereignet, daß einer seiner vornehmsten Fürsten, namens Otkar, den Zorn des furchtbaren Kaisers erregt und deshalb zu Desiderius seine Zuflucht genommen hatte. Da sie nun von der Ankunft des furchtbaren Karl hörten, stiegen sie auf einen sehr hohen Turm, von wo sie weit und breit die Ankommenden erblicken konnten. Als der Troß sich zeigte, sprach Desiderius zum Otkar: „Ist Karl etwa in dem großen Heere?" Aber er antwortete: „Noch nicht." Als aber jener das Volksheer sah, gesammelt aus dem ganzen weiten Reiche, da sprach er mit Zuversicht zum Otkar: „Gewiß zieht Karl mit diesen Truppen." Otkar erwiderte: „Aber noch nicht und auch jetzt noch nicht." Da fing jener an sich zu ängstigen und zu sagen: „Was werden wir tun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?" Otkar sprach: „Du wirst schon sehen, wie jener ankommt; was aber aus uns werden soll, das weiß ich nicht." Und siehe, da sie noch sprachen, erschien sein Hausgesinde, das niemals müßige. „Das ist Karl," sagte er. Aber Otkar sprach: „Noch nicht und auch jetzt noch nicht." Darauf zeigten sich die Bischöfe und Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „Laßt uns hinabsteigen und unter der Erde uns verbergen vor dem Zorn eines so furchtbaren Feindes." Otkar aber, der des unvergleichlichen Karls Macht und Kriegsrüstung einst kennen gelernt hatte und in bessern Zeiten sehr vertraut damit war, erwiderte voll Bangigkeit: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld starrt, und daß der Po und Tessin

mit dunkeln eisenschwarzen Meereswogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann ist Aussicht da, daß Karl kommt." Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen Westen es anfing sich zu zeigen wie eine finstere Wolke, die den hellsten Tag in furchtbare Schatten hüllt. Aber als der Kaiser allmählich näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finsterer war wie jede Nacht. Da sah man ihn auch selbst, den eisernen Karl, behelmt mit eisernem Helm, die Arme mit eisernen Schienen bedeckt, die eiserne Brust und die breiten Schultern geschützt durch einen eisernen Harnisch; die Linke trug die hoch aufgerichtete eiserne Lanze, denn die Rechte war immer für den siegreichen Stahl bereit; die Schenkel, welche von anderen, um leichter zu Pferde steigen zu können, ohne Harnisch gelassen zu werden pflegen, waren bei ihm nach außen mit eisernen Schuppen bedeckt. Die eisernen Beinschienen brauche ich nicht zu erwähnen, denn die waren bei dem ganzen Heere gebräuchlich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Pferd war eisern an Farbe und Mut. Diese Rüstung hatten alle, die ihm voran zogen, die ihm zur Seite gingen, und alle, die ihm nachfolgten und überhaupt die ganze Heeresmacht nach Kräften nachgeahmt. Eisen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eisens; dem kalten Eisen bezeugte das vor Schrecken erstarrte Volk seine Huldigung, das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen drang tief unter die Erde. O das Eisen! Wehe das Eisen! so tönte das verworrene Geschrei der Einwohner. Durch das Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Alten. Dies also sah der Späher Otkar mit raschem Blick und sprach zum Desiderius: „Siehe, da hast du ihn, nach dem du so eifrig geforscht hast." Und mit den Worten stürzte er fast leblos zusammen.

Der Mönch von Novalese erzählt weiter über die Eroberung Pavias:

Wie nun Karl die Stadt Pavia schon lange belagert hielt, schrieb des Desiderius Tochter einen Brief an Karl und schoß ihn mit einer Armbrust über den Fluß Ticinus; in dem Brief stand, wenn sie der König zum Ehgemahl nehmen wolle, werde sie ihm die Stadt und den ganzen Schatz ihres Vaters überliefern. Karl antwortete ihr darauf so, daß die Liebe der Jungfrau nur noch stärker entzündet wurde. Sie stahl ihrem schlafenden Vater die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen weg und meldete dem König wieder vermittels der Armbrust, er solle sich in dieser Nacht bereit machen, auf ein gegebenes Zeichen in die Stadt zu rücken. Als nun Karl nachts ins Tor einzog, sprang ihm das Mädchen fröhlich entgegen, aber im Gedränge geriet sie unter die Hufe der Rosse und wurde, weil es finstere Nacht war, von diesen zertreten. Über dem Gewieher der Pferde erwachte Algis, des Königs Sohn, zog sein Schwert und tötete viele Franken. Aber sein Vater verbot ihm, sich zu wehren, weil es Gottes Wille sei, daß die Stadt in Feindes Hand komme. Da entfloh Algis, Karl aber nahm die Stadt in seinen Besitz und zog in die königliche Burg und ließ sich daselbst Treue schwören. Einige sagen, Karl habe dem König Desiderius in der Stadt Pavia die Augen ausstechen lassen. Als nun Karl bereits im ruhigen Besitz von Italien war und sich in der Stadt Pavia aufhielt, wollte Algis, der Sohn des Königs Desiderius, sehen, was da vorging, und wagte es, selbst nach Pavia zu kommen. Denn er war, wie schon gesagt, von Jugend auf sehr stark und kühn von Mut. Er fuhr zu Schiff dahin, nicht wie ein Königssohn, sondern umgeben von wenigen Leuten, wie einer aus geringem Stande. Von niemandem wurde er erkannt, bis zuletzt von einem ehemaligen treuen Diener seines Vaters. Es war aber schon lange her, daß er Vater und Reich verloren hatte. Wie er sich nun von jenem erkannt sah, so bat er ihn flehentlich und bei dem Eid der Treue, den er einst seinem Vater geschworen, daß er ihn nicht dem König Karl verraten möchte. „Bei meiner Treue," antwortete jener, „ich will dich niemandem verraten, solange

ich dich verhehlen kann.“ „So bitte ich denn,“ sagte Algis weiter, „setze mich heute, wenn der König zu Mittag speist, ans Ende eines Tisches und schaffe, daß alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden.“ Der andere versprach es, denn er war es, der die königlichen Speisen auftragen mußte, und als es nun ans Essen ging, so tat er alles der Verabredung gemäß. Algis aber zerbrach alle Knochen und aß gleich einem hungrigen Löwen das Mark heraus, warf sie dann unter den Tisch und machte einen tüchtigen Haufen zusammen. Hierauf stand er vor den andern auf und ging fort. Der König, wie er die Tafel aufgehoben hatte und die Menge Knochen unter dem Tische erblickte, fragte: „Wer hat, um des Himmels willen, soviel Knochen zerbrochen?“ Alle antworteten, sie wüßten es nicht, einer aber sprach: „Es saß hier ein starker Degen, der zerbrach alle Hirsch-, Bären- und Ochsenknochen, als wären es Hanfstengel.“ Der König ließ augenblicklich den Speisaufträger rufen und sprach: „Wer und woher war der Mann, der hier saß und die vielen Knochen zerbrach?“ Er antwortete: „Ich weiß es nicht, o Herr.“ Karl erwiderte: „Bei meines Hauptes Krone, du weißt es.“ Wie er sich entdeckt sah, fürchtete er sich und schwieg. Als aber der König erkannte, daß es Algis gewesen, war es ihm höchst ärgerlich, daß er ihn so ungestraft hatte von dannen gehen lassen, und sprach: „Wo hinaus ist er gegangen?“ Da versetzte einer: „Er kam zu Schiffe und wird so vermutlich auch wieder weggehen.“ „Willst du,“ sprach ein anderer zum König, „daß ich ihm nachsetze und ihn umbringe?“ „Auf welche Weise?“ fragte Karl. „Gib mir deine goldenen Armspangen, und ich will ihn damit berücken.“ Der König gab sie ihm alsbald, und jener eilte schnell dem Algis zu Lande nach, bis er ihn einholte. Als er ihn von ferne sah, rief er ihn bei seinem Namen und meldete ihm dann, daß Karl ihm seine goldenen Armspangen zum Geschenk sende, und schalt ihn, daß er so heimlich davongegangen, er solle nun mit seinem Schiff ans Land fahren. Algis tat so: wie er aber näher kam und sah, daß die Gabe ihm auf der Spitze des Speeres dargereicht wurde, ahnte er Verrat, warf seinen Panzer über die Schulter, nahm seinen Speer zur Hand und rief: „Was du mir mit dem Speere reichst, will ich auch mit dem Speere empfangen. Sendet mir übrigens dein Herr betrüglich diese Gabe, damit du mich töten mögest, so will ich ihm nicht nachstehen und schicke ihm dafür meine Armspangen.“ Er reichte sie jenem hinüber, der in seiner Erwartung getäuscht heimkehrte und dem König Karl des Algis Armspangen brachte. Wie aber Karl sie anlegte, so fielen sie ihm bis auf die Schultern. Da rief Karl aus: „Es ist kein Wunder, daß dieser Mann Riesenstärke hat.“

3. Kapitulare Karls des Großen.

Nach A. Richter a. a. O. S. 36.

a. Das Kapitulare von Paderborn. 785.

1. Es sollen alle Kirchen Christi, die in Sachsen gebaut und Gott geweiht sind, nicht geringere sondern größere und ausgezeichnetere Ehre haben, als die Heiligtümer der Götzen sie genossen haben.

2. Wenn jemand seine Zuflucht in die Kirche nimmt, so soll sich niemand unterfangen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben, sondern er möge Frieden haben, bis er der Gerichtsversammlung sich stellen kann. Und wegen der Ehre Gottes und der Verehrung der Heiligen dieser Kirche möge er ungeschädigt sein an Leib und Leben.

3. Wenn jemand mit Gewalt in eine Kirche dringt und in ihr mit Gewalt sich etwas aneignet oder die Kirche durch Feuer vernichtet, so soll er es mit dem Leben büßen.

4. Wenn jemand die heiligen vierzigtägigen Fasten aus Geringschätzung des christlichen Glaubens versäumt und Fleisch ißt, soll er es mit dem Leben büßen.

5. Wenn jemand einen Bischof, Presbyter oder Diakonus tötet, soll er mit Enthauptung bestraft werden.

6. Wenn jemand, vom Teufel betrogen, nach der Heiden Sitte glauben sollte, ein Mann oder Weib sei behext, und deswegen sie verbrennt, der soll es mit dem Leben büßen.

7. Wenn einer den Körper des Toten nach heidnischer Sitte verbrennt, soll er es mit dem Leben büßen.

8. Wenn jemand im Volke der Sachsen etwa ungetauft sich verbergen will und es verschmäht, zur Taufe zu kommen, in der Absicht, Heide zu bleiben, soll er mit dem Tode bestraft werden.

9. Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischem Brauche den Dämonen zum Opfer darbringt, soll mit dem Tode bestraft werden.

10. Wenn jemand mit Heiden einen Bund gegen Christen eingeht oder mit jenen in Feindschaft gegen die Christen verharren will, soll er es mit dem Leben büßen.

11. Wer der Untreue gegen den König überführt wird, der soll des Todes schuldig sein.

12. Wenn einer aber nach heimlicher Begehung dieser todeswürdigen Verbrechen freiwillig zum Priester seine Zuflucht nimmt, bekennt und Buße tun will, der soll auf das Zeugnis des Priesters hin das Leben behalten.

13. Die Gaugenossen, die zu einer Kirche gehören, sollen dieser Kirche einen Hof und zwei Morgen Landes geben, und auf je 120 Menschen Adlige, Gemeinfreie und Liten sollen sie der Kirche einen Knecht und eine Magd zuteilen.

14. Auch darüber ist man übereingekommen, daß von allen Abgaben, die an den Staat zu zahlen sind, seien es Friedensgelder oder Bußen oder andere Einnahmen, die dem Könige zukommen, der zehnte Teil an die Kirchen und Priester gegeben werden soll.

15. In gleicher Weise befehlen wir, daß alle den zehnten Teil ihrer Habe und ihrer Arbeit ihren Kirchen und Geistlichen abtreten.

16. An den Sonntagen soll man kein Gericht und keine öffentliche Versammlung abhalten, es sei denn, daß die Not oder der Krieg dazu drängten. Sondern es sollen alle sich zur Kirche begeben, um Gottes Wort anzuhören, und sich dem Gebete und frommen Werken widmen. Desgleichen sollen an den großen Festtagen alle Gott und der Kirche dienen und weltliche Versammlungen meiden.

17. Alle Kinder sollen vor Ablauf eines Jahres getauft werden. Und wir setzen fest, daß wenn einer ein Kind vor Ablauf eines Jahres nicht zur Taufe zu bringen sich unterfängt, ohne Rat und Erlaubnis des Geistlichen, er dem Staate 120 Solidi zahlen soll, so er von Adel ist; ist er aber ein Freier, so zahle er 60, und wenn er ein Lite ist, 30 Solidi.[1])

18. Wenn jemand eine verbotene und unerlaubte Ehe eingegangen ist, auch wenn jemand bei den Quellen, Bäumen oder Hainen betet oder bei denselben nach heidnischem Brauche opfert oder den heidnischen Göttern zu

[1]) 1 Solidus (Schilling) betrug nach unserm Gelde etwa 4,50 Mark.

Ehren ein Mahl hält, soll er, wenn er adlig ist, 60 Solidi, wenn er ein Freier 30, und wenn er ein Lite ist, 15 Solidi zahlen.

19. Wir befehlen, daß die Körper christlicher Sachsen zu den Kirchhöfen gebracht werden und nicht zu den heidnischen Begräbnisstätten.

20. Die heidnischen Priester und Wahrsager befehlen wir den Geistlichen und Kirchen auszuliefern.

21. Wir verbieten es, daß alle Sachsen zu einer allgemeinen Versammlung zusammenkommen, außer wenn sie unser Sendbote nach unserem Befehl zusammenberuft. Vielmehr soll ein jeder Graf in seinem Bezirke Versammlungen und Gericht halten.

b. Das Kapitulare von Aachen. 802. (Gekürzt.)

Nachdem Karl die Kaiserkrone empfangen hatte, erließ er im März 802 von Aachen aus ein Kapitular, in welchem er nicht nur auf allerlei Mißstände hinweist, sondern im Gegensatz zu der bisherigen deutschen Auffassung seine Gewalt von Gott herleitet.

1. Über die vom Herrn Kaiser abgeschickte Gesandtschaft.

Der erhabenste und christlichste Herr, Kaiser Karl, hat die erfahrensten und würdigsten Männer unter seinen Großen, Erzbischöfe und Bischöfe, ehrwürdige Äbte und fromme Laien, auserwählt und sie durch sein ganzes Reich entsendet, damit sie darauf sehen, daß alle Untertanen dem Gesetze und Rechte gemäß leben. Wo aber in dem Gesetze etwas nicht recht und billig angeordnet wäre, befahl er dies mit größter Sorgfalt zu erforschen und ihm davon Kenntnis zu geben, daß er es mit Gottes Beistand bessere.

Und es sollen die Sendboten sorgfältig untersuchen, wenn einer Klage erhebt, daß ihm von einem andern Unrecht zugefügt worden sei, so wahr sie selbst des allmächtigen Gottes Huld sich zu bewahren und die dem Kaiser zugeschworene Treue zu halten wünschen, dergestalt, daß sie jederzeit, gegen alle und an allen Orten den heiligen Gotteshäusern, den Armen, Unmündigen und Witwen und dem ganzen Volke unverkürzt Gesetz und Gerechtigkeit gemäß dem Willen und der Furcht Gottes gewähren.

Und wenn der Fall derart wäre, daß sie selbst auf eigene Hand und in Verbindung mit dem Grafen der Bezirke nicht Abhilfe zu schaffen und das Recht herzustellen vermöchten, so sollen sie den Fall mit ihren Berichten vor des Kaisers Gericht bringen; und es soll keine Schmeichelei, keine Belohnung, auch keine Blutsverwandtschaft, kein Einspruch noch die Furcht vor einem Mächtigen jemand bewegen, den Pfad der Gerechtigkeit zu verlassen.

2. Von der Treue, welche dem Herrn Kaiser zu leisten ist: Und der Kaiser verordnet, daß ein jeder Mann in seinem ganzen Reiche, Geistlicher oder Laie, der ihm vorher, als er König war, Treue gelobt hatte, ihm jetzt, als dem Kaiser, das Gelöbnis der Huldigung schwöre. Wer aber bisher noch nicht den Untertaneneid abgelegt hat, der soll, und zwar jedermann bis zum zwölften Jahre hinab, dasselbe tun. Und es soll allen öffentlich mitgeteilt werden, daß der Eid folgende Bedeutung habe:

Daß niemand sich unterstehe, den heiligen Kirchen Gottes, Witwen und Waisen oder Fremden durch Betrug oder Raub oder in anderer Weise Schaden zuzufügen, weil der Herr Kaiser nächst Gott und seinen Heiligen zu deren Beschützer und Verteidiger eingesetzt ist;

daß niemand sich unterfange, dem Heerbann sich zu entziehen, und kein Graf sich unterstehe, einen, der an der Heerfahrt teilzunehmen verpflichtet ist, aus Rücksicht auf die Verwandtschaft oder um Geschenkes willen seiner Pflicht zu entbinden;

daß überhaupt keiner sich unterfange, des Kaisers Unternehmen aufzuhalten, zu schwächen oder zu mindern, oder seinen Willen und seinen Geboten entgegenzuhandeln, und daß niemand ihm seine Abgaben oder seinen Zins benachteilige;

daß niemand im Gericht Erlaubnis habe zu ungerechter Verteidigung eines andern, sei es aus irgend welcher Begehrlichkeit, indem der andere weniger fähig ist, sich zu verteidigen, oder um durch seine Rede das gerechte Urteil zu beugen oder um den, der weniger gut sich zu verteidigen vermag, zu unterdrücken, sondern ein jeder verantworte sich selbst in seiner Sache, es müßte denn einer krank oder der Verteidigung unkundig sein. Für diesen spreche der Sendbote oder der Graf, der bei demselben Gerichte ist.

3. Die Mönche sollen unverbrüchlich und streng nach der Regel leben, denn wir wissen, daß, wer lau ist, Gott mißfällt. Weltlicher Schwäche sollen sie sich nicht schuldig machen. Keiner soll Erlaubnis haben, aus dem Kloster hinauszugehen, außer wenn die Notwendigkeit dazu zwingt. Und der Bischof, in dessen Sprengel sie leben, soll jederzeit dafür sorgen, daß keiner die Gelegenheit habe, außerhalb des Klosters sich aufzuhalten. Wo es aber die Notwendigkeit erheischt, soll ein solcher mit einem Zeugnis aus dem Kloster entlassen werden, damit kein falscher Verdacht oder eine böse Meinung sich erhebe. Irdischen Gewinn oder das Streben nach weltlichen Dingen vermeide man in allen Fällen. Und keiner unterfange sich, Streitigkeiten oder Zwist innerhalb oder außerhalb des Klosters zu erregen. Unmäßigkeit im Essen und Trinken soll man durchaus vermeiden, weil daraus böse Begierden entstehen.

Die Jungfrauenklöster sollen streng überwacht werden. Man dulde nicht, daß ihre Insassen außerhalb des Klosters sich aufhalten.

Bischöfe, Äbte und überhaupt Geistliche sollen nicht zum Jagen Hunde, Habichte, Falken oder Sperber besitzen, sondern es soll ein jeder ausschließlich in seinem Stande nach den kirchlichen Bestimmungen und der Regel leben.

4. Wir befehlen, daß in unserem ganzen Reiche weder ein Armer noch ein Reicher einem Fremdlinge Gastfreundschaft zu weigern sich unterfange, das heißt, es soll niemand einem Fremdlinge, der um Gottes willen durchs Land zieht, noch sonst einem andern Obdach, Herd und Wasser verbieten, um Gottes und des Heiles seiner Seele willen. Will er ihnen aber noch etwas Gutes erweisen, so mag er dessen eingedenk sein, daß Gott es ihm reichlich vergelten wird, wie er ja selbst sagt: „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget."

5. Denen, die ein Urteil des Herrn Kaisers verkünden, unterfange sich niemand, Verletzung oder Beleidigung zuzufügen noch gegen sie Feindschaft zu erregen. Wer sich aber dessen unterstehe, büße es mit dem Königsbanne (= 60 Solidi). Wenn er aber eines größeren Verbrechens beschuldigt wird, dann ist geboten, ihn vor den Herrn Kaiser zu bringen.

6. Mordtaten, durch die viel Volk Gottes ums Leben kommen, befehlen wir zu unterlassen und mit aller Eindringlichkeit zu verbieten. In keiner Weise wird der Mann uns gnädig oder versöhnlich finden, der sich nicht gescheut hat, durch Mord Gottes Zorn auf sich zu laden. Vielmehr werden

wir mit der nachdrücklichsten Strenge den zur Strafe ziehen, der das Verbrechen eines Menschenmordes begangen hat. Damit aber die Sünde nicht zunehme und nicht die größte Zwietracht unter den Christen entstehe, soll, sobald auf des Teufels Einflüsterung ein Menschenmord geschah, sogleich der Schuldige sich zur Sühne beeilen und mit größter Schnelligkeit das Verbrechen durch Zahlung des gebührenden Wergeldes an die Verwandten des Gemordeten büßen. Und das gebieten wir eindringlich, daß die Sippe des Getöteten nicht etwa den Zwist über das begangene Verbrechen zu steigern wage noch den um Frieden Bittenden abschlägig bescheide, sondern sie soll Sicherheit gewähren, das Wergeld annehmen, dauernden Frieden machen und keine Verzögerung in der Sühne bewirken. Wer jemand getötet, soll sich sogleich der ihm auferlegten Buße unterwerfen, und so, wie sein Bischof ihm verordnet, soll er bestrebt sein, mit Gottes Hilfe die Sühnung zu suchen. Er soll für den Getöteten die Buße zahlen nach dem Gesetze und mit seiner Sippe sich gänzlich vertragen, und nachdem ihm Frieden gewährt ist, soll niemand wagen, ihm darum irgend welchen Zwist zu erregen. Wer es aber verachtet, die gebührende Buße zu zahlen, soll sein Erbe verlieren bis zu unserm Urteilsspruche.

c. Aus dem Kapitulare vom Jahre 803 über das Aufgebot zum Heere.

1. Jeder freie Mann, der vier bebaute Hufen an Eigentum oder als eines andern Lehen hat, rüste sich selbst aus und ziehe in eigener Person wider den Feind, sei es mit seinem Gefolgsherrn, wenn dieser auszieht, sei es mit seinem Grafen. Wer aber nur drei Hufen zu eigen besitzt, dem werde einer beigegeben, der eine Hufe hat, und dieser gebe jenem eine Beihilfe, damit jener für beide auszuziehen vermag. Wer aber nur zwei Hufen als sein Eigentum hat, dem geselle man einen andern zu, der auch nur zwei Hufen hat, und dann ziehe einer von ihnen, während der andere ihm Beihilfe gewährt, gegen den Feind aus. Wer aber nur eine Hufe als Eigentum hat, dem sollen drei beigegeben werden, die das gleiche haben, und sie sollen ihm Beistand gewähren, und er allein ziehe ins Feld. Die drei aber, die ihm Beihilfe geben, mögen zu Hause bleiben.

2. Ausgenommen, so daß sie dem Heerbann nicht zu folgen brauchen, sind: zwei, die bei dem Weibe des Grafen zurückgelassen werden, und zwei andere, die wegen der Bewachung seines Amtsgutes und der Erfüllung unseres Dienstes zurückbleiben sollen. So viele Amtsgüter ein jeder Graf besitzt, doppelt so viel Leute soll er also zu deren Bewachung zu Hause lassen, abgesehen von jenen beiden, die bei seinem Weibe bleiben. Alle übrigen aber führe er ohne Ausnahme mit sich oder sende sie, falls er selbst zu Hause bleibt, mit jenem, der wider den Feind zieht. Der Bischof hingegen oder Abt soll nur zwei von den Häuslerleuten und Laien zu Hause zurücklassen.

3. Wir wollen, daß die Leute unserer Getreuen, die wir geboten haben, bei uns zu unserem Dienste zu Hause zurückzubehalten, nicht genötigt werden, zum Heere zu gehen, sondern auch sie sollen zu Hause bleiben oder im Dienste ihrer Herren. Und nicht sollen den Heerbann zu verbürgen geheißen werden jene Leute, die im verflossenen Jahre mit uns gewesen sind.

d. Das Kapitulare von 812.

(Verordnung über die Verwaltung der Domänen.)

Erler a. a. O. II. S. 64 ff. und A. Richter a. a. O. S. 42 ff.

1—4. Wir wünschen, daß unsere Landgüter, die wir zur Besorgung unserer Wirtschaft eingerichtet haben, nur uns allein dienen und nicht anderen Leuten; daß unser Gesinde gut unterhalten werde und durch niemand ins Elend gerate; daß unsere Amtleute sich nicht unterfangen, unser Gesinde zu ihrem Dienste zu gebrauchen, nicht zu Fronden, nicht zum Holzfällen, noch sie andere Arbeiten zu vollbringen zwingen; daß sie keine Geschenke von ihnen annehmen, kein Pferd, keinen Ochsen, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf, kein Ferkel, kein Lamm noch sonst etwas außer Getränk, Hülsenfrüchten, Obst, Hühnern und Eiern.

5. Wenn unsere Amtleute Arbeiten für uns zu entrichten haben, säen, ackern, ernten, Heu machen oder Wein lesen, soll ein jeder zur Arbeitszeit an jedem Orte achthaben und Einrichtungen treffen, daß alles gut und vollständig gemacht werde. Ist jedoch der Beamte außer Landes, oder kann er sonst an den Ort nicht kommen, so soll er einen treuen Mann aus unserem Gesinde auslesen oder einen anderen wohlerfahrenen Mann und ihm die Fürsorge für unsere Sachen anvertrauen.

6. Es sollen unsere Amtleute unsere Weinberge übernehmen, die in ihren Bezirken liegen, sie gut besorgen und den Wein selbst in gute Gefäße tun und sorgfältig darauf achten, daß er in keinerlei Weise Schaden erleide. Auch sollen sie von anderen Leuten Wein kaufen, um damit die königlichen Pfalzen zu versorgen. Von unseren Weinbergen sollen sie uns für unsere Tafel Wein senden. Der Wein, der von unseren Gütern als Zins gegeben wird, soll in unsere Keller geschickt werden.

7. So viele Landgüter einer in seinem Bezirke hat, so viele Leute soll er dazu bestimmen, die Bienen für unsere Wirtschaft zu besorgen.

8. In unseren Mühlen sollen sie im Verhältnis zur Größe derselben Hühner und Gänse halten, so viel man kann.

9. Auf den Hauptgütern soll man bei unseren Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und mindestens 30 Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens 50 Hühner und nicht weniger als 12 Gänse.

10. Jeder Amtmann soll Jahr für Jahr reichlich Federvieh und Eier an den Hof liefern.

11. Ein jeder Amtmann soll achthaben auf das, was er für unseren Tisch zu liefern hat, damit, was er abzuliefern hat, sehr gut und ausgesucht und sauber sei.

12. Wir wünschen, daß jährlich in der Fastenzeit, am Palmsonntage nach unserer Verordnung das Geld von unserem Wirtschaftsertrage, nachdem wir die Rechnungen von dem laufenden Jahre durchgesehen haben, eingezahlt werde.

13. Es ist mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß, was die Leute mit ihren Händen verarbeiten oder verfertigen, als Speck, getrocknetes Fleisch, Wurst, eingesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Met, Honig, Wachs, Mehl, alles mit der größten Reinlichkeit hergestellt und bereitet werde.

14. Unsere Wälder und Forsten sollen gut in Obacht genommen werden. Wo ein Platz zum Ausroden ist, rode man aus und dulde nicht, daß Felder sich

bewalden, und wo Wald sein soll, da dulde man nicht, daß er zu sehr behauen und verwüstet werde. Und unser Wild im Walde sollen sie gut besorgen, desgleichen Falken und Sperber zu unserem Gebrauche hegen, auch den Zins für die Mast sorgsam einfordern. Ferner sollen die Amtleute, wenn sie die Schweine zur Mast in den Wald schicken, oder unsere Meier oder deren Leute den Zins zu gutem Beispiele zuerst geben, damit alsdann auch die anderen Leute den Zins vollständig zahlen.

15. Sie sollen gemästete Gänse und Hühner zu unserem Gebrauche jederzeit bereit und reichlich vorrätig haben, daß sie an uns geschickt werden können.

16. Wir wollen, daß sie die Hühner und Eier, welche die Knechte und Hörigen abgeben, jährlich vereinnahmen und, wenn wir ihrer nicht bedürfen, sie verkaufen lassen.

17. Ein jeder Amtmann soll auf unseren Landgütern einzelne edle Vögel, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner, Turteltauben, um des Schmuckes willen halten.

18. Auf jedem Gute sollen innerhalb des Wohnraumes sich befinden: Bettstellen, Pfühle, Federbetten, Bettleinen und Tücher für Tische und Bänke, Gefäße von Kupfer, Blei, Eisen, Holz, Feuerböcke, Ketten, Kesselhaken, Äxte, Beile, Bohrer und all dergleichen Geräte, so daß man nicht nötig hat, sie anderswoher holen zu lassen, zu borgen. Und das Eisenzeug, das man im Kriege braucht, sollen sie in Verwahrsam haben, damit es sich gut hält, und sobald man zurückkehrt, soll man es wieder verwahren.

19. In unsere Weiberhäuser sollen sie der Bestimmung nach den Stoff zur Arbeit geben lassen, nämlich Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Gefäße und anderes der Art, was hier notwendig ist.

20. Ein jeder Amtmann soll in seinem Sprengel gute Handwerker haben, als da sind Eisenschmiede, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Falkner, Seifensieder, Brauer, die nicht nur Bier sondern auch Apfel- und Birnenmost und andere Getränke bereiten können, Bäcker, die Semmeln für unsere Wirtschaft zu backen verstehen, Netzemacher, die Netze zu spinnen verstehen zur Jagd, zum Fisch- und Vogelfang, ferner andere Handwerker.

21. Unsere Kelterpressen auf unseren Gütern sollen in guter Ordnung sein. Und das sollen die Amtleute im Auge behalten, daß keiner sich herausnehme, unsere Trauben mit den Füßen zu treten (wie in den südlichen Ländern), sondern daß alles sauber und anständig sei.

22. Ein jeder Amtmann liefere Jahr für Jahr zu Weihnachten uns ein Verzeichnis von all unserem Gute und Ertrage: was von Ochsen vorhanden ist, von Hufen, die gepflügt werden sollen, von Acker- und anderen Zinsen, von geschlossenen Vergleichen und Friedensgeld, von dem ohne unsere Erlaubnis in unseren Forsten gefangenen Wild, von Mühlen, von Feldern, von Brücken und Fähren, von Märkten, von Weinbergen, von denen, die Weinzins zahlen, von Heu, von Holzhöfen, von Kien, Schindeln und Bauholz, von Brachland, von Hülsenfrüchten, von Wolle, Flachs und Hanf, von Baumfrüchten, von großen und kleinen Nüssen, von veredelten Bäumen, Gärten, Rübenland und Fischteichen, von Leder, Fellen und Hörnern, von Honig und Wachs, Fett und Seife, Maulbeerwein, Met und Essig, von

Bier, jungem und altem Wein, altem und neuem Getreide, von Hühnern, Eiern und Gänsen, von Fischern, Schmieden, Schildmachern und Schustern, von Kisten und Schränken, von Drehern und Sattlern, Schmiedewerkstätten, Eisen- und Bleigruben, von Abgabepflichtigen; und zwar alles getrennt voneinander und wohl geordnet, daß wir im stande sind, zu wissen, was und wie viel wir von jeder Art haben.

23. Wir wollen, daß sie in den Gärten alle Pflanzen haben, als Lilien, Rosen, Klee, Krauseminze, Salbei, Raute, Beifuß, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bohnen, Kümmel, Rosmarin, Karbe, italienische Kichererbsen, Meerzwiebel, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Sonnenblumen, Bärwurz, Lattich, Senf, Kresse, Petersilie, Sellerie, Sadebaum, Dill, Fenchel, Wegwarte, Weißwurz, Senf, Pfefferkraut, Wasserkresse, Gartenkresse, Rainfarn, Katzenkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Mangold, Haselwurz, Malven, Karotten, Pastinak, Melden, Kohl, Kohlrabi, Zwiebeln, Porree, Rettiche, Schalotten, Lauch, Knoblauch, Krapp, Kardendisteln, Saubohnen, maurische Erbsen, Koriander, Kerbel, Springwurz. Und der Gärtner soll an seinem Hause Hauslauch ziehen.

Von Bäumen aber, so wünschen wir, sollen sie haben: Obstbäume von verschiedenen Sorten, ebenso Birnbäume und Pflaumenbäume von verschiedener Art, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsichbäume verschiedener Art, Quitten, Haselnüsse, Mandelbäume, Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Kiefern, Feigen, Nußbäume, Kirschen verschiedener Art. Die Namen der Äpfel sind: Gosmaringa, Geroldinga, Krevedellen, Spirauken, süße und herbe, alles aber Winteräpfel; und solche, die sogleich gegessen werden müssen, frühreife. Von Winterbirnen habe man drei oder vier Arten, süße, Kochbirnen und spätreife.

4. Karls des Großen Persönlichkeit und sein Ende.

Einhard, Kaiser Karls Leben. Abel (Nr. 5. 1.) S. 43 ff.

Karl war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug wie bekannt sieben seiner Füße —, der obere Teil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß, er hatte schöne, weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend scheinen konnte: das Ebenmaß der anderen Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr seinem eigenen Gutdünken, als dem Rat der Ärzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm rieten, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war: denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen; er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen und verstand das so trefflich, daß es

ihm keiner darin zuvor tat. Darum erbaute er sich auch zu Aachen ein Schloß und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schar seines Gefolges und seiner Leibwächter lud er zum Bade, so daß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen, nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsche des Papstes Adrian und ein zweitesmal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem einher; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen aufs äußerste, geschweige denn an sich und den Seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten, und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gerne Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Taten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „vom Staate Gottes" betitelt sind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränks war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht tat, und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach der Untersuchung des Falles das Urteil, als säße er auf dem Richterstuhl; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu tun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte,

konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß: im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie Deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen. Dabei war er so beredt, daß er fast als der Lehrer erscheinen konnte. Die edeln Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Mann, in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von dem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alkoin, unterweisen, einem in allen Fächern gelehrten Mann, der von sächsischem Geschlechte war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen Tafel und Papier im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indes brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er es zu spät angefangen hatte.

Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugetan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber und mit Kerzen und mit ehernen Gittern und Türen. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen.

In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung durch Almosen bewies er viel frommen Eifer, und das nicht bloß in seinem Land und Reich, sondern auch weit übers Meer pflegte er Geld zu schicken nach Syrien, Ägypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Karthago, wenn er hörte, daß Christen daselbst in Dürftigkeit lebten, und sprang ihnen so in ihrer Not bei. Deswegen vornehmlich bewarb er sich auch um die Freundschaft der Könige jenseit des Meeres, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hilfe zufließen lassen könnte.

Da er sah, wie viel Mangelhaftes in den Gesetzen seines Volkes sei, so nahm er sich nach der Annahme des Kaisertitels vor, das Fehende zu ergänzen, das Abweichende in Übereinstimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbessern. Wo das Recht eines der von ihm beherrschten Volksstämme noch nicht geschrieben war, da ließ er es zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen. Ebenso ließ er die uralten deutschen Lieder, in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben. Auch eine Grammatik seiner Muttersprache begann er abzufassen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateinische oder barbarische Namen in Gebrauch gewesen waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Ebenso gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher für nur vier Winde besondere Benennungen hatte.

Gegen das Ende seines Lebens, als er schon sehr gebeugt war durch Alter und Krankheit, berief er seinen Sohn Ludwig aus Aquitanien zu sich und erklärte ihn in feierlicher Versammlung der Großen aus dem ganzen

Frankenreich mit aller Bestimmung zum Mitregenten im ganzen Reich und zum Erben des kaiserlichen Namens, setzte ihm das Diadem auf das Haupt und befahl, ihn Kaiser und Augustus zu nennen. Nachdem er hierauf seinen Sohn nach Aquitanien wieder entlassen hatte, zog er, wie es seine Gewohnheit war, obgleich schon sehr entkräftet vom Alter, nicht weit von Aachen auf die Jagd. Damit brachte er den letzten Rest des Herbstes hin und kehrte dann um den Anfang des November nach Aachen zurück. Hier wollte er den Winter über verweilen; aber im Januar mußte er sich, von einem heftigen Fieber ergriffen, zu Bette legen. Er enthielt sich sogleich, wie er es beim Fieber immer tat, des Essens, in der Meinung, durch Hunger die Krankheit bezwingen oder wenigstens lindern zu können; als aber zum Fieber noch Seitenschmerzen hinzutraten und er immer noch seine Hungerkur fortsetzte und seinen Leib nur durch spärliches Trinken stärkte, so starb er, nachdem er zuvor das heilige Abendmahl genossen hatte, am siebenten Tage der Krankheit, im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters, im siebenundvierzigsten seiner Herrschaft, am 28. Januar in der dritten Stunde des Tages.

Sein Leichnam wurde feierlich gewaschen und besorgt und unter großen Klagen des gesamten Volkes nach der Kirche getragen und daselbst bestattet und über dem Grab ein vergoldeter Bogen mit seinem Bilde und einer Inschrift errichtet. Die Inschrift lautete aber: Hier unten liegt der Leib Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken herrlich vergrößert und siebenundvierzig Jahre hindurch glücklich regiert hat. Er starb ein Siebziger im Jahre des Herrn 814 am 28. Januar.

5. Die Straßburger Eide. 842.

Nithard, Vier Bücher Geschichten. Lateinisch. Nithard war ein Enkel Karls des Großen. Er hat an den Kämpfen der Söhne Ludwigs des Frommen selber teilgenommen und schrieb die Geschichte seiner Zeit bis zum Jahre 843 auf Wunsch Karls des Kahlen. Erler a. a. O. II. S. 131.

Am 14. Februar 842 kamen Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle in der Stadt Straßburg zusammen und leisteten hier die unten verzeichneten Eide, Ludwig in romanischer, Karl aber in deutscher Sprache. Und ehe sie schwuren, redeten sie das versammelte Volk an, der eine in deutscher, der andere in romanischer Zunge. Ludwig aber, als der ältere, begann und sprach also: „Wie oft Lothar mich und diesen meinen Bruder nach unseres Vaters Dahinscheiden verfolgte und bis zur Vernichtung zu verderben trachtete, das wißt ihr wohl. Da aber weder die Bande des Blutes noch die christliche Liebe noch sonst eine Erwägung dazu hat verhelfen können, daß zwischen uns ein billiger und gerechter Friede herrsche, haben wir endlich, der Not gehorchend, unsere Sache dem Urteile des allmächtigen Gottes anheimgestellt, um nach seinem Willen uns zufrieden zu geben mit dem, was uns zufiele. Hierbei haben wir, wie euch bekannt ist, durch das Erbarmen Gottes den Sieg davongetragen. Lothar aber mußte, überwunden mit den Seinen, sein Heil in der Flucht suchen. Von brüderlicher Liebe getrieben und aus Erbarmen mit dem christlichen Volke, haben wir jene nicht verfolgen und vernichten mögen, sondern, wie schon zuvor, unsern Bruder aufgefordert, daß er einem jeden sein Recht gewähre. Doch jener gibt sich auch jetzt noch nicht mit dem Urteile Gottes zufrieden, sondern läßt nicht ab, mit gewaffneter

Hand mich und diesen meinen Bruder zu bedrohen, und sucht dazu unser Volk mit Brand heim, mit Raub und Mord. Darum sind wir, durch die Not gezwungen, jetzt zusammengetreten und haben, damit ihr nicht an unserer unwandelbaren Treue und brüderlichen Eintracht zweifelt, den Beschluß gefaßt, vor eurem Angesicht diesen Eid zu leisten. Und dies tun wir, nicht von ungerechter Begierde verlockt, sondern damit wir, falls Gott uns mit eurer Hilfe Frieden gewährt, um so sicherer die Gewähr eines glücklichen Erfolges haben. Wenn aber, was Gott verhüten möge, ich mich unterfangen sollte, den Schwur, den ich meinem Bruder leiste, zu brechen, so spreche ich einen jeden von euch vom Gehorsam gegen mich und von dem Treueid, den ihr mir geschworen habt, frei und ledig." Als nun Karl eben dieselben Worte in romanischer Zunge gesprochen hatte, schwur Ludwig als der ältere zuerst, solches halten zu wollen: „Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son frada salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit."[1])

Als Ludwig geendet hatte, schwur Karl dasselbe in deutscher Zunge: „In Godes Minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got gewizci indi mahd furgibit, so haldih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal in thiu thaz er mig so sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan willon imo ce scadhen werdhen."

Der Eid aber, den beide Völker, ein jedes in seiner Sprache, leisteten, lautete in romanischer Zunge folgendermaßen: „Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua part non los tanit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iv er."

In deutscher Sprache aber lautete er: „Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein the ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhit."

Hierauf ging Ludwig rheinabwärts über Speier, während Karl am Wasgau entlang über Weißenburg nach Worms zog.

---

[1]) In der Übersetzung lautete der Eid der Könige: „Aus Liebe zu Gott und um des christlichen Volkes und unser beider Heil willen will ich von diesem Tage an fürderhin, so weit Gott mir Wissen und Macht gibt, diesen meinen Bruder halten, wie man seinen Bruder halten soll, unter der Bedingung, daß er mir ein gleiches tut. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen diesem meinem Bruder zum Schaden gereicht." Die Völker aber schwuren: „Wenn Ludwig diesen Eid, den er seinem Bruder Karl geschworen hat, hält, und Karl, mein Herr, was er geschworen hat, bricht, will, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, weder ich noch wen ich sonst daran hindern kann, wider Ludwig ihm darin Hilfe leisten."

VI. Die sächsischen Kaiser.

1. Herzog Heinrichs Kämpfe mit Konrad I. und seine Wahl.

Widukind, Sächsische Geschichten. Lateinisch. Übersetzung von R. Schottin, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Berlin 1852.

Der Mönch Widukind von Korvey, ein für den kriegerischen Ruhm seines Volksstammes begeisterter Sachse, schrieb seine drei Bücher sächsischer Geschichte für Ottos I. Tochter Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg. Sein Werk, das er wahrscheinlich 967 vollendete, ist für manche Abschnitte der von ihm berührten Ereignisse die einzige Quelle und daher von unschätzbarem Werte.

Als der Vater des Vaterlandes, der Herzog Otto (912), verschieden war, hinterließ er seinem erhabenen und erlauchten Sohne Heinrich die herzogliche Würde über ganz Sachsen. Da aber König Konrad oft die Tapferkeit des neuen Herzogs erprobt hatte, scheute er sich, ihm die ganze Macht seines Vaters zu übertragen. Daher geschah es, daß er sich die Entrüstung des ganzen sächsischen Heeres zuzog. Der König aber entsandte seinen Bruder Eberhard mit einem Heere nach Sachsen, um dasselbe verwüsten zu lassen (915). Als dieser sich der Feste, welche Eresburg genannt wird, näherte, soll er übermütig geäußert haben, er habe um nichts größere Sorge, als daß die Sachsen nicht wagen würden, sich vor den Mauern zu zeigen, auf daß er mit ihnen kämpfen könnte. Noch war das Wort auf seinen Lippen, und siehe, die Sachsen rückten ihm entgegen eine Meile vor die Stadt und züchtigten, nachdem sie sich in ein Treffen eingelassen, die Franken durch eine derartige Niederlage, daß man die fahrenden Sänger fragen hörte, wo es wohl eine Hölle groß genug gäbe, eine solche Menge Gefallener aufzunehmen. Des Königs Bruder aber, Eberhard, seiner Furcht, die Sachsen nicht zu Gesicht zu bekommen, ledig und von den Sachsen schimpflich in die Flucht geschlagen, zog von dannen.

Da der König sich durch Krankheit sowie durch den Untergang seines früheren Glückssternes gebrochen fühlte, rief er seinen Bruder, der ihn zu besuchen gekommen war, und sprach zu ihm also: „Ich fühle, Bruder, daß ich dieses Leben nicht länger erhalten kann, da es Gott nach seinem Ratschlusse so gebeut und die Macht der Krankheit mich bezwingt. Deshalb gehe ich mit dir zu Rate und sorge, was dich hauptsächlich angeht, für das ganze Frankenreich, indem du auf meinen Rat, den deines Bruders, achtest. Wir können, Bruder, Truppen und Heere aufbieten und anführen, wir haben Burgen und Waffen nebst den königlichen Insignien und alles, was die königliche Würde erheischt, außer Glück und Befähigung. Das Glück, mein Bruder, samt der herrlichsten Befähigung steht auf Heinrichs Seite; das Heil des Staates liegt in der Sachsen Hand. Nimm also diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Mantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn für immer zum Verbündeten haben mögest. Denn warum soll das Frankenvolk samt dir vor jenem hinsinken? Er wird in Wahrheit ein König sein und Herrscher vieler Völker." Als er so gesprochen, erwiderte sein Bruder unter Tränen, er sei damit einverstanden. Danach starb der König (918) selbst, ein tapferer, mächtiger Mann, tüchtig im Krieg wie im Frieden, freigebig und mild und mit aller Tugend Schmucke geziert, und wurde begraben in seiner Stadt Wilinaburg (Weilburg) unter dem Jammer und den Tränen aller Franken.

Demnach begab sich, wie der König befohlen hatte, Eberhard zu Heinrich, stellte sich mit allen seinen Schätzen ihm zur Verfügung, schloß Frieden und

erwarb sich dessen Freundschaft, die er bis an sein Ende getreulich und innig bewahrte. Sodann versammelte er die Fürsten und Altesten des Frankenheeres an dem Orte, welcher Fridisleri (Fritzlar) genannt wird, und rief ihn vor allem Volke der Franken und Sachsen zum Könige aus (919). Und da jenem die Salbung nebst dem Diadem von dem höchsten Bischofe (Mainz), welches zu jener Zeit Hiriger war, angeboten wurde, verschmähte er sie zwar nicht, nahm sie aber auch nicht an. „Es genügt mir," sagte er, „vor meinen Ahnen das voraus zu haben, daß ich König heiße und dazu ernannt worden bin, da es Gottes Gnade und eure Huld so will; die Salbung und die Krone aber mögen Würdigeren zu teil werden; solcher Ehre halten wir uns für unwert." Und es fand solche Rede bei der ganzen Menge Wohlgefallen, sie hoben die Rechte zum Himmel empor und ließen den neuen König mit gewaltigen Stimmen zu wiederholten Malen hoch leben.

2. Plünderung des Klosters St. Gallen. 926.

Ekkehard IV, Klosterchronik von St. Gallen. Lateinisch. Der Mönch Ekkehard schrieb diesen Bericht erst um die Mitte des elften Jahrhunderts. Daher treten in demselben die Schrecken des Raubanfalls nicht so lebhaft hervor als in gleichzeitigen Schilderungen. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1896. I. S. 376 ff.

Die Ungarn hatten von der Not des Reiches vernommen, fielen wutschnaubend in Bayern ein und verwüsteten es. Sie lagen lange vor Augsburg, wurden dort durch den Bischof Ulrich verscheucht und drangen in Haufen nach Alemannien, ohne daß sie jemand hinderte. Da zeigte unser Abt Engelbert, wie gut er sich gegen Unglück zu wehren wußte. Denn als das Verderben herankam, ermahnte er jeden einzelnen seiner Vasallen, befahl den stärkeren Brüdern, sich zu bewaffnen, und ermutigte die Hörigen. Er selbst tat das Stahlhemd an, zog Kutte und Stola darüber und befahl den Brüdern, ebenso zu tun. Es wurden Speere gefertigt und Brustpanzer aus dicker Leinwand, Schleudern wurden geschnitzt, feste Bretter und Weidengeflecht zu Schilden gemacht, Sparren und Stangen gespitzt und am Feuer gehärtet.

Anfangs glaubten mehrere Brüder und Dienstleute dem Gerüchte nicht und wollten nicht fliehen. Dennoch wurde ein Platz ausgesucht, der auf schmalem Berghalse durch abgehauene Pfähle und Baumstämme umschanzt wurde, und es entstand eine sehr feste Burg. Eilig wurde der notwendige Bedarf dorthin gebracht und schnell eine Kapelle gebaut. In diese wurden die Kreuze und die Verzeichnisse der Spender geschafft und dazu fast der ganze Schatz der Kirche, außer den Büchern, die auf den Gestellen standen. Diese hatte der Abt nach Reichenau gesendet. Die Alten mit den Knaben gab er unter Aufsicht des Thieto nach Wasserburg.

Späher streiften bei Tag und Nacht auf wohlbekannten Pfaden durch die ihnen bekannte Gegend, um die Ankunft des Feindes den Brüdern sogleich zu melden, damit jene, die ungläubig wähnten, daß der heilige Gallus niemals von den Barbaren angegriffen werden könne, zur rechten Zeit nach ihrer Verschanzung zu fliehen vermöchten. Engelbert selbst war dieser Meinung und trug fast zu spät die wertvollsten Sachen des heiligen Gallus in die Burg. Die Feinde zogen nicht gesammelt, sondern brachen in Schwärmen über Städte und Dörfer, weil niemand widerstand, raubten und brannten aus und fielen unerwartet über Sorglose her, wo sie gerade wollten. Auch in den Wäldern lagen ihrer zuweilen hundert oder auch weniger, um hervor-

zubrechen. Nur der Rauch und der rote Feuerschein am Himmel verrieten, wo gerade die Haufen waren.

Es war aber damals unter den Unsern ein recht einfältiger und närrischer Bruder, dessen Rede und Tun oft belacht wurde, mit Namen Heribald. Ihn mahnten die Brüder, als sie nach der Burg flohen, daß er auch fliehe. Er aber sprach: „Meinetwegen fliehe, wer will; mir aber hat der Kämmerer in diesem Jahre kein Leder zu Schuhen gegeben; ich werde niemals fliehen." Da ihn aber die Brüder in der letzten Not mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu weichen, so sträubte er sich sehr und erklärte, niemals den Weg zu machen, wenn ihm nicht sein jährliches Leder gegeben würde. Und so erwartete er furchtlos die eindringenden Ungarn. Endlich flohen fast zu spät die Brüder mit anderen Zweiflern, durch den Schreckensruf gescheucht: „Die Feinde dringen heran." Heribald aber spazierte müßig auf und ab. Die köchertragenden Ungarn brachen ein, mit Wurfspeer und Lanze drohend, suchten sie überall; kein Geschlecht oder Alter hatte auf Erbarmen zu hoffen. Da fanden sie den Bruder allein, der furchtlos in ihrer Mitte stand. Sie wunderten sich, was er hier wollte, und warum er nicht geflohen war. Die Führer befahlen den Mördern, seiner noch mit dem Eisen zu schonen, und fragten ihn durch Dolmetscher, und als sie merkten, daß er ein großer Narr war, schonten sie seiner lachend. — Den steinernen Altar des heiligen Gallus hüteten sie sich zu zerwerfen, weil sie sich früher häufig durch ähnliche Versuche aufgehalten und nichts als Knochen und Asche darin gefunden hatten. Endlich fragten sie den Narren, wo der Schatz des Klosters liege. Er aber führte sie rüstig zu dem verborgenen Türlein des Schatzhauses; sie erbrachen es, fanden darin nur Leuchter und vergoldete Kronleuchter, welche die Eiligen bei der Flucht zurückgelassen hatten, und gaben Heribald Ohrfeigen, weil er sie getäuscht habe. Zwei von ihnen bestiegen den Glockenturm, denn sie hielten den Hahn auf der Spitze für golden. Und als sich einer hastig vorbeugte, um ihn mit der Lanze abzustoßen, fiel er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der andere stieg auf den Gipfel der östlichen Zinne, da fiel er rückwärts und wurde ganz zerschmettert. Diese beiden verbrannten sie, wie Heribald später erzählte, zwischen den Türpfosten, und obgleich der flammende Scheiterhaufen den Türbalken und die Decke heftig ergriff, und mehrere von ihnen um die Wette mit Stangen den Brand schürten, vermochten sie doch nicht, die Kirche anzuzünden. Es lagen aber in dem gemeinen Keller der Brüder zwei Weinfässer, noch voll bis zum Spunde, die man so zurückgelassen hatte, weil in der Not niemand die Ochsen anzuschirren und zu treiben wagte. Diese Fässer öffnete keiner der Feinde, vielleicht weil sie auf ihren Beutewagen Überfluß daran hatten. Denn als einer von ihnen den Eschenspeer schwang und einen Reifen durchschlug, da rief Heribald, der schon vertraulich mit ihnen verkehrte: „Laß das sein, guter Mann! Was denkst du denn, das wir trinken sollen, wenn ihr weggegangen seid?" Als der Ungar dies durch den Dolmetsch vernahm, lachte er und bat seine Genossen, die Fässer des Narren nicht zu berühren.

Die Ungarn schickten Kundschafter, welche die Wälder und Verstecke sorglich durchsuchen sollten, und warteten, ob diese neue Kunde bringen würden. Endlich breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus, um ihr Mahl zu halten. Ihre Führer setzten sich auf den Klosterplatz und schmausten reichlich. Auch Heribald wurde bei ihnen, wie er selbst später sagte, besser gesättigt

als jemals in seinem Leben. Und als sie nach ihrer Sitte auf dem grünen Grase ohne Sessel sich zur Mahlzeit lagerten, trug er für sich und einen andern Geistlichen, der von den Ungarn gefangen war, Stühlchen herzu. Die Ungarn aber zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Teile der geschlachteten Tiere noch halb roh ohne Messer mit den Zähnen und verschlangen sie; die abgenagten Knochen warfen sie im Scherz einer auf den andern. Auch der Wein wurde in vollen Bottichen in die Mitte gesetzt, und jeder trank ohne Unterschied, wie viel ihm beliebte. Als sie durch den Wein warm wurden, riefen alle greulich ihre Götter an und zwangen den Geistlichen und den Narren, dasselbe zu tun. Der Geistliche aber verstand ihre Sprache wohl, und sie hatten auch deshalb sein Leben geschont. Er schrie laut mit ihnen, und als er in ihrer Sprache zur Genüge Unsinn geschrieen hatte, stimmte er den Gesang vom heiligen Kreuz an, weil am nächsten Tage Kreuzerfindung war, und sang unter Tränen: Sanctifica nos (heilige uns)! Dies sang auch Heribald, obgleich er eine rauhe Stimme hatte, mit ihm ab. Alle, die da waren, versammelten sich bei dem ungewöhnlichen Gesange der Gefangenen, sie tanzten in überströmender Freude vor ihren Häuptlingen und rangen, andere kämpften auch mit den Waffen. Bei dieser Lustigkeit hielt jener Geistliche die Zeit für günstig, um seine Befreiung zu bitten; der Unglückliche flehte die Hilfe des heiligen Kreuzes an und warf sich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Diese aber gaben wilden Sinnes ihrem Gefolge durch Pfeifen und greuliches Grunzen einen Befehl. Die Krieger sprangen wütend herzu, packten den Menschen im Umsehen und zogen ihre Messer, um an seinem geschorenen Haupt den Mutwillen zu üben, welchen die Deutschen das Picken (Messerwerfen) nennen, bevor sie ihn umbrächten. Während sie sich dazu rüsteten, kamen die Späher aus dem Walde, der nach der Burg zu liegt, plötzlich heran und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie meldeten, daß eine Burg, mit bewaffneten Scharen besetzt, ganz in der Nähe sei. Da sprangen die Ungarn jeder für sich schnell aus dem Tore, ließen den Geistlichen und Heribald allein im Kloster zurück und ordneten sich nach ihrer Gewohnheit schneller, als jemand glauben sollte, zum Treffen. Als sie aber die Beschaffenheit der Burg erfuhren, daß sie nicht zu belagern sei, daß eine lange und schmale Höhe den Angreifenden nur mit dem größten Verlust und sicherer Gefahr zugänglich wäre, und daß die Verteidiger, wenn sie Männer seien, niemals vor ihrer Menge weichen würden, so lange sie Lebensmittel hätten, da standen sie endlich von dem Kloster ab, weil sein Gott Gallus Macht über das Feuer habe. Sie zündeten einige Häuser des Dorfes an, die sie noch sehen konnten, denn die Nacht brach herein, geboten durch Horn und Ruf Stillschweigen und zogen auf dem Wege nach Konstanz ab. Die Burgleute aber meinten, daß das Kloster brenne, und verfolgten sie, als sie den Abzug erfuhren, auf Seitenwegen. Sie bekamen ihre Späher, die dem Haufen weit vorausgezogen, zu Gesicht, töteten einige und führten einen Verwundeten gefangen mit sich. Die übrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch Hörnerklang ein Warnungszeichen. Die Ungarn aber besetzten so schnell als möglich das Feld und die Ebene, rüsteten frisch zum Treffen, stellten Karren und den übrigen Troß im Kreise umher, teilten die Nacht in Wachen, lagerten sich im Grase und überließen sich schweigend dem Wein und Schlaf. Am ersten Morgen brachen sie in die nächsten Dörfer, suchten und raubten, was

etwa die Flüchtlinge zurückgelassen hatten, und brannten alle Häuser aus, bei denen sie vorbeikamen.

Aber Engelbert, der die ausfallende Schar anführte, sandte die Mehrzahl der Seinen nach der Burg zurück, er selbst zog mit wenigen Beherzten vorsichtig zum Kloster, zu spähen, ob Feinde im Hinterhalt zurückgeblieben wären. Ihn dauerte der närrische Bruder Heribald, der doch von guter Geburt war, und sie suchten eifrig nach seinem Leichnam, ihn zu bestatten. Doch sie fanden ihn nirgends, denn, mit Mühe vom Geistlichen überredet, hatte er mit diesem den Gipfel des nächsten Berges erstiegen und lag dort in Wald und Busch verborgen. Da beklagte Engelbert, daß die Feinde den Einfältigen als Sklaven weggeführt hatten, er wunderte sich auch, daß die Weinfässer von den trunksüchtigen Feinden verschont waren, und dankte Gott. Darauf sangen sie eilig den Morgengesang zum Lobe des heiligen Kreuzes so leise, als sie konnten, staunten über die Türpfosten und die durchgebrannte Decke, wichen schnell von der Stätte, überstiegen den nächsten Berg und kamen endlich durch bekannte Wildnis eilig in der Burg an, bereit, entweder tapfer zu sterben oder die Burg mannhaft durch ihre Hand zu verteidigen.

Aber der Geistliche nahm den Heribald mit sich, denn sie sahen die Burg von ihrem Berge, und sie kamen in der Morgenstunde an. Da die Wächter sie von fern noch in der Finsternis erblickten, hielten sie die beiden für Späher und riefen die Gefährten. Sie brachen rüstig aus, erkannten zwar den Heribald, waren aber zuerst wegen des Geistlichen bedenklich. Doch nahmen sie ihn in die Mauer auf, und als sie sein trauriges Geschick gehört hatten, pflegten sie ihn gastfrei um Christi und ihres Gefangenen willen, dessen Sprache er verstand. Allmählich erfuhren die Brüder durch diese beiden das ganze Verhalten der frevelhaften Feinde. Der Ungar wurde später getauft und nahm ein Weib.

Weil man aus Erfahrung wußte, daß die Ungarn zuweilen zurückkehrten, fällten die in der Burg die Bäume des Waldes auf dem Zugange zur Höhe, warfen einen tiefen Graben auf und gruben an einer Stelle, wo Binsen wuchsen und Wasser anzeigten, einen tiefen Brunnen und fanden sehr reines Wasser. Auch den Wein, den die Ungarn dem Heribald zugeteilt hatten, trugen sie in Krügen und allerlei Gefäßen heimlich bei Tag und Nacht in schnellem Laufe herzu. Sie sahen den Himmel in der Runde bei Tag und Nacht vom Feuer gerötet und riefen unablässig den Herrn an. Engelbert wagte nicht mehr, Späher auszuschicken, und hielt sich in seiner Burg mit den Seinen fest. Nur zuweilen schickte er etliche Beherzte in das Kloster, dort Messe zu lesen, und bewahrte mit Mühe seine Ruhe, bis sie zurückkehrten.

Zwischen Furcht und Hoffnung ermutigte die Brüder sehr der eifrige Bericht des Heribald und des Geistlichen über die Feinde. Die klügeren Brüder freuten sich, daß der gute Gott so gnädig gegen die Einfalt gewesen war, und daß er auch die Toren und Schwachen mitten unter Schwert und Spieß der Feinde zu schützen nicht unterließ. Wenn sie in der Ruhezeit den Heribald fragten, wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten, antwortete er: „Vortrefflich; glaubt mir, ich habe nie in unserem Kloster lustigere Leute gesehen, denn freigebig waren sie mit Speise und Trank. Was ich bei unserem zähen Kellermeister kaum durch Bitten erlangen konnte, daß er mir auch nur einmal einen Trunk reichte, wenn ich durstete, das gaben sie mir, wenn ich bat, im Überfluß.“ Und der Geistliche versetzte: „Und wenn du

nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Ohrfeigen dazu.“ „Das ist wahr,“ bestätigte er, „dies einzige mißfiel mir sehr, daß sie eine so grobe Art hatten. Ich sage euch fürwahr, nie habe ich in dem Kloster des heiligen Gallus so grobe Leute gesehen; nicht nur in der Kirche und im Kloster, sondern auch draußen auf der Wiese trieben sie es wild. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten an Gott denken und in der Kirche schweigsamer wirtschaften, versetzten sie mir schwere Nackenschläge; aber sogleich machten sie gut, was sie gegen mich versehen hatten, denn sie boten mir Wein, was niemals einer von euch getan hat.“ So unterhielten sich die Unsern furchtlos von ihrem Unglück, so oft sie Muße hatten, und riefen unablässig Gott an. Da aber das Gerücht, wie es zu geschehen pflegt, heranflog, die Feinde wären zurückgekehrt und schalteten wieder im Kloster, da bat der Narr flehentlich, man möchte ihn herauslassen, daß er zu seinen lieben Leuten käme.

Endlich hörten die Brüder, daß die Vorstadt von Konstanz niedergebrannt war, die Stadt selbst durch Waffen verteidigt wurde, daß auch Reichenau die Schiffe entfernt hatte und ringsum von Scharen Bewaffneter glänzte, und daß die wilden Feinde auf beiden Ufern des Rheins alles durch Feuer und Mord verwüstet hatten und über den Strom gesetzt waren. Da wagten sie endlich, sicher in das Kloster zurückzukehren. Sie säuberten die heiligen Orte, untersuchten die Werkstätten und riefen den Bischof von Konstanz herbei, daß er alles mit geweihtem Wasser besprenge.

3. Heinrichs I. Sieg über die Wenden bei Lenzen. 929.

Widukind von Korvey, Drei Bücher sächsischer Geschichte. Erler a. a. O. II. S. 177 ff.

Schon waren alle Nachbarvölker dem König Heinrich unterworfen, Obotriten, Wilzen, Heveller, Daleminzier, Böhmen und Redarier, und herrschte Friede, als plötzlich die Redarier den Vertrag brachen, ein großes Heer zusammenbrachten und die Burg Wallislevu (Walsleben in der Altmark) berannten. Sie erstürmten die Stadt. Alle Bewohner wurden ergriffen und erschlagen, eine unzählige Menge. Nach dieser Tat standen alle barbarischen Stämme wie ein Mann auf und wagten noch einmal, sich zu erheben. Um die drohende Empörung im Keime zu ersticken, wurde dem Markgrafen Bernhard, welchem die Bewachung der Redarier übertragen war, ein Heer und eine Reiterschar übergeben und ihm Thietmar als Gefährte beigesellt. Beide erhielten den Auftrag, eine Burg zu belagern, welche Lunkini (Lenzen) heißt. Schon fünf Tage lang lag man vor der Feste, da kamen Kundschafter und meldeten, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und beabsichtige, bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen zu überfallen (929). Da mehrere dieselbe Kunde brachten, so schenkte die Menge ihren Worten Glauben. Noch in derselben Stunde versammelte sich alles Kriegsvolk bei dem Zelte des Markgrafen, und dieser erließ auf den Rat seines Genossen Thietmar das Gebot, daß ein jeder die ganze Nacht unter den Waffen bleibe, damit nicht etwa durch Überfall die Feinde das Lager nähmen. Die Menge ging auseinander, und jeder überließ im Lager sich der Traurigkeit oder Freude, je nachdem er die Schlacht fürchtete oder sich nach ihr sehnte, und je nach der

Art ihres Sinnes schwebten die Krieger zwischen Hoffnung und Furcht. Unterdessen ging der Tag zur Neige, die Nacht brach herein; sie war finsterer als gewöhnlich, und der Regen floß in Strömen herab nach Gottes Willen, damit der frevelhafte Anschlag der Barbaren vereitelt würde. Getreu dem Befehle gehorchend, hatten die Sachsen die ganze Nacht unter den Waffen zugebracht. Endlich erschien das erste Morgenlicht und wurde das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben. Da empfingen alle das Abendmahl, und mit feierlichem Eidschwur gelobten sie zuerst ihren Führern, dann untereinander Beistand und Hilfe für den beginnenden Streit. Als dann die Sonne aufging — denn in heller blauer Pracht strahlte der Himmel nach dem Regenguß —, da erhoben die Sachsen die Fahnen und zogen zum Lager hinaus. In der ersten Reihe stand der Markgraf. Er machte den ersten Angriff auf die Feinde. Aber da die Wenigen, welche bei ihm waren, gegen die Übermacht nichts vermochten, kehrte er zum Heere zurück und berichtete, daß die Wenden nicht mehr Reiter hätten als sie, wohl aber unermeßliche Scharen von Fußvolk, die jedoch durch den nächtlichen Regen so ermattet seien, daß sie nur, von Reitern getrieben, zum Kampfe vorrückten. Als nun die Strahlen der Sonne auf die feuchten Kleider der Barbaren fielen, stieg aus diesen ein dichter Dunst zum Himmel empor. Dies stärkte Hoffnung und Zuversicht in dem Volke Gottes, zumal ihm selbst die Sonne in voller Klarheit leuchtete. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und während der Markgraf seine Scharen durch Zuruf anfeuerte, stürzten sie sich mit mächtigem Schlachtruf auf die Feinde. Dicht gedrängt standen die Wenden, und vergebens versuchte man, sich eine Gasse durch die Feinde zu öffnen. Nur zur Rechten und zur Linken gelang es einzubrechen. Wer aber hier von seinen Genossen getrennt wurde, war dem Tode verfallen. Da nun der Kampf immer heißer wurde, und auf beiden Seiten schon viel Blut geflossen war, und die Wenden noch immer standhielten, bat der Markgraf seinen Waffengefährten, er solle dem Heere zu Hilfe eilen. Jener aber sandte einen Hauptmann mit fünfzig geharnischten Rittern dem Feinde in die Seite und brachte seine Reihen ins Wanken. Nun ergoß sich das ganze Heer in wilde Flucht und wurde dem Schwerte der Sachsen eine Beute. Auf dem Blachfelde drohte den Wenden der Tod, darum suchten sie flüchtig die nahe Burg (Lenzen) zu erreichen. Aber umsonst, denn Thietmar hatte alle Wege verlegt. Da stürzten sie verzweifelnd in einen nahe gelegenen See, und so kam es, daß jene ganze gewaltige Menge vernichtet wurde. Denn wen das Schwert verschont hatte, der fand in den Wellen den Tod. Von dem Fußvolke rettete sich keiner, wenige nur von den Reitern, und mit dem Verderben aller Gegner fand der Krieg sein Ende.

Unterdessen erhob sich infolge des neu errungenen Sieges ein ungeheurer Jubel. Alle waren voll Lobes über die Feldherren, aber auch untereinander rühmten sich die Krieger, und selbst der Feige ging, wie es bei einem solchen Glücksfall zu geschehen pflegt, nicht ohne Lob aus. Tags darauf rückten die Sachsen gegen die Burg vor, doch die Bürger streckten die Waffen und baten allein um das Leben. Das ließ man ihnen, aber waffenlos mußten sie aus der Feste ziehen. Ihre Knechte aber, all ihr Gut, Weiber und Kinder, die ganze Habe der Wenden, alles wurde für den König als Kriegsbeute genommen.

Auch die Unsrigen hatten manchen wackeren Mann zu beklagen, in jenem

Treffen war manch edler Mann gefallen. Der Markgraf kehrte darauf mit seinen Kampfgenossen und den übrigen Befehlshabern als Sieger nach Sachsen heim und fand mit den Seinen bei dem Könige ehrenvolle Aufnahme und für seine Taten das schönste Lob, denn mit einer geringen Schar hatten sie unter dem Beistande der göttlichen Barmherzigkeit einen glänzenden Sieg davongetragen. Versicherten doch einige, daß 200000 Feinde erschlagen das Feld bedeckten. Den Gefangenen aber wurden andern Tages, wie ihnen verheißen worden war, das Haupt abgeschlagen.

4. Ottos I. Wahl und Krönung. 936.

Widukind von Korvey, Drei Bücher sächsischer Geschichte. Erler a. a. O. II. Bd. S. 198 ff.

Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, Heinrich, aus dem Leben geschieden war, da erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen seinen Sohn Otto, der schon früher von dem Vater zum Könige bestimmt worden war, zum Herrscher, und es wurde beschlossen, daß die allgemeine Wahl in der Pfalz zu Aachen stattfinde. Und da man sich in Aachen versammelt hatte, traten die Herzöge und die Ersten unter den Grafen mit der übrigen Schar der mächtigsten Vasallen in der Säulenhalle zusammen, die an die Basilika Karls des Großen angrenzt, und erhoben den neuen Herrscher auf den hier errichteten Thron, reichten ihm die Hand, Treue gelobend, versprachen ihm Beistand gegen alle seine Widersacher und machten ihn so nach alter Sitte zu ihrem Könige.

Während die Herzöge und die übrigen Beamten also taten, erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz mit der ganzen Geistlichkeit und der großen Menge des niederen Volkes in der Basilika den feierlichen Aufzug des neuen Gebieters. Als nun der König sich nahte, schritt ihm der Erzbischof entgegen, den Krummstab in der Rechten, angetan mit dem weißen leinenen Talar, geschmückt mit Stola und Meßgewand, und führte ihn, mit der linken die rechte Hand des Herrschers erfassend, in die Mitte des Heiligtums. Hier blieb er stehen und wandte sich zu dem Volke, das die in zweifachem Umgang die Kirche umkreisenden Säulengänge ringsumher erfüllte und von hier aus den König sehen konnte, und rief: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott auserwählt, König Heinrich einst euch bestimmte und jetzt alle Fürsten zum Könige erkoren haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt zum Zeichen eure Hände zum Himmel!“ Da erhoben alle insgesamt die Hand, und mit lautem Jubelrufe flehte man Glück und Segen auf das Haupt des neuen Herrschers herab.

Darauf schritt der Erzbischof mit dem Könige, der nach fränkischer Weise mit eng anliegendem Gewande bekleidet war, bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Stab, Zepter und Diadem bereit lagen. Der Erzbischof Hildebert ergriff Schwert und Wehrgehenk und sprach, zum König gewendet: „Nimm hier das Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille alle Macht über das ganze Reich der Franken gegeben, daß du der ganzen Christenheit sicheren Frieden gewinnst.“ Dann nahm er die Spangen und den Mantel, umkleidete ihn damit und sagte: „Die Säume dieses Gewandes,

die bis zur Erde hinabwallen, sollen dich gemahnen, nicht kalt zu werden im Eifer für den Glauben und bis ans Ende auszuharren im Schutze des Friedens." Und als er ihm Zepter und Stab überreichte, sprach er: „Diese Zeichen mögen dich erinnern, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind. Vor allem aber strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit über die Diener Gottes, über Witwen und Waisen, und niemals versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und in aller Zukunft den Preis einer unvergänglichen Krone empfangest." Und sogleich salbte er ihn mit dem heiligen Öle. Darauf setzten die Erzbischöfe Hildebert (von Mainz) und Wikfried (von Cöln) dem Herrscher das goldene Diadem aufs Haupt und geleiteten ihn, nachdem also die Vorschriften für die Weihe nach Gebühr erfüllt waren, gemeinschaftlich zu dem Throne, zu dem man auf gewundener Treppe hinaufstieg, und welcher zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war. Von hier aus konnte Otto das ganze versammelte Volk überblicken und von allen gesehen werden.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das feierliche Meßopfer dargebracht hatte, stieg der König vom Throne herab und begab sich nach der Pfalz zurück. Hier trat er an die marmorne, mit königlichem Geräte geschmückte Tafel und setzte sich mit dem Bischof und allem Volk. Die Herzöge aber dienten ihm beim Mahle, und zwar ordnete der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die ganze Feier; Eberhard (von Franken) sorgte als Truchseß für die Tafel; Hermann der Franke (Herzog von Schwaben) stand den Mundschenken vor, und Arnulf (von Bayern) trug als Marschall für die Ritter, für die Wahl und Absteckung des Lagers Sorge.

Der König aber ehrte nach dieser Feier einen jeden der Fürsten mit Geschenken, die seiner königlichen Freigebigkeit würdig waren, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

5. Ottos I. Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich. 941.

Der Hrotsuitha Gedicht über Gandersheims Gründung und die Taten Kaiser Oddos I. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Dr. Th. G. Pfund. Berlin 1860 S. 40. (Aus: Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.)

Die gelehrte Dichterin, Nonne des Klosters Gandersheim, verfaßte dies Epos im Auftrage ihrer fürstlichen Äbtissin, Gerberga, einer Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, nach dem Vorbilde Vergils in Hexametern in den Jahren 962—967.

Nachdem Heinrichs Reue über seine Empörung und seine Furcht vor dem Bruder geschildert ist, fährt das Gedicht fort:

Aber zuletzt fürwahr von mächtiger Liebe bezwungen,
Warf er hinweg vom Gemüt urplötzlich die Furcht vor der Strafe,
Und bei nächtlichem Dunkel, gehüllt in tiefes Geheimnis,
Kam er in Eile herbei, zur Königsstadt sich begebend,
In der eben sich rüstet' der fromme König, zu feiern
Demutsvoll, wie geziemt, des ewigen Königs Geburtsfest.
Und nachdem er sich hatte des köstlichen Schmuckes entkleidet,
Wählt' er zum Anzug aus ein Gewand nur schlecht und geringe.
Unter den heil'gen Gesängen der hochehrwürdigen Weihnacht
Nackten Fußes betretend die heilige Schwelle des Domes,
Scheut' er sich nicht vor grimmigem Frost beim Toben des Winters,
Sondern er warf sich nieder am heil'gen Altar mit dem Antlitz,

Fest anschmiegend den adligen Leib der gefrorenen Erde.
So mit der ganzen Gewalt des schmerzlich bewegten Gemütes
Flehte der Herzog darum, der Verzeihung Geschenk zu gewinnen.
Als es der König vernommen, besiegte die Liebe die Strenge,
Und des nahenden Festes, das alle verehren, gedenkend,
Bei dem Frieden der Welt verkünden die Himmelsbewohner,
Ihres Königs froh, von zarter Jungfrau geboren,
Daß er liebend erlöse die Welt, schon reif zum Verderben;
Solchem Tage mithin, dem Bringer des Friedens zur Ehre,
Fühlt' er Erbarmen, gerührt vom Schuldbekenntnis des Bruders,
Und gönnt liebend ihm wieder Besitz von seiner Geneigtheit,
Nebst dem ersehnten Geschenk von seiner vollen Vergebung.
Aber nachdem ein Weilchen in kurzer Frist nun vergangen,
Gab er in seine Gewalt die Großen alle, die zählet
Jener gewaltig gepriesene Stamm des bayrischen Volkes,
Selbigen ganz nach Würden zum mächtigen Herzog erhebend.
Und seitdem ward später die Zwietracht nimmer erneuert
Unter ihnen, vereint im Bruderbunde von Herzen.

6. Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. 955.

Widukind von Korvey, Drei Bücher sächsischer Geschichte. Erler a. a. O. II. S. 246 ff.

Kaum war Otto im Juli (955) nach Sachsen zurückgekehrt, so erschienen Gesandte der Ungarn vor ihm, scheinbar, als wollten sie ihn um der Herstellung des alten Friedens willen besuchen und die Ergebenheit ihres Volkes bezeigen, in der Tat aber, um den Erfolg des Bürgerkrieges zu erkunden. Der König behielt sie einige Tage an seinem Hofe und ließ sie dann beschenkt im Frieden von dannen ziehen. Da kamen auch schon Boten von seinem Bruder, dem Herzog von Bayern, und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn überfluten mit ihren Horden deines Reiches Grenzen und wollen mit dir einen Strauß bestehen." Sobald der König dies hörte, brach er sogleich auf und zog wider den Feind; nur wenige Sachsen nahm er mit sich, weil ein neuer Krieg mit den Slaven drohte.

Der Priester Gerhard erzählt in seiner lateinisch geschriebenen Lebensbeschreibung des Bischofs Ulrich von Augsburg über die Verteidigung dieser Stadt, der er als Augenzeuge beigewohnt hat:

Das Heer der Ungarn lagerte sich vor der Stadt Augsburg, welche damals, von niedern, durch keine Türme bewehrten Mauern umgeben, nur durch sich selbst fest war. Aber der heil. Bischof (Ulrich) hatte innerhalb der Umwallung eine große Menge der besten Krieger um sich gesammelt, deren Gewandtheit und Kühnheit mit Gottes Hilfe die Stadt wacker schirmten. Sobald diese das Heer der Ungarn heranrücken und zur Belagerung die Stadt einschließen sahen, verlangten sie sogleich, den Feinden entgegengeführt zu werden, aber der Bischof versagte ihnen ihre Bitte und gab ihnen den Befehl, das Tor, bei welchem der Zutritt in die Stadt am leichtesten war, tapfer besetzt zu halten. Es lag dies Tor auf der östlichen Seite da, wo man zum Wasser geht, und war von einer dichtgedrängten Schar Ungarn im Kampfe schon soweit erobert worden, daß sie wohl glauben konnten, es sei ihnen möglich, sogleich in die Stadt einzudringen. Die Mannen des Bischofs stritten nun mit großer

Tapferkeit vor dem Tore und leisteten den Gegnern Widerstand, bis einer von den Ungarn, welcher seine Genossen im Kampfe führte und durch seine Führung und sein Beispiel in jenem Augenblicke große Zuversicht auf den Sieg erweckte, erschlagen vom Rosse sank. Sobald ihn die übrigen tot am Boden sahen, befiel sie Schrecken. Unter Klagegeheul ergriffen sie den Leichnam und kehrten zum Lager zurück. Während dieser Schlacht saß der Bischof auf einem Rosse, angetan mit der Stola, aber nicht mit Schild oder Panzer oder Helm bewehrt, und obgleich Geschosse und Steine von allen Seiten um ihn her durch die Luft schwirrten, so blieb er doch unverletzt und unberührt.

Nach dem Kampfe kehrte der Bischof zurück und durchwandelte die Stadt. In gleicher Entfernung voneinander befahl er, im Umkreise der Stadt Bollwerke zu errichten und die ganze Nacht hindurch daran zu bauen, auch hieß er die Umwallung, soweit es die Zeit gestattete, erneuern. Er selbst aber durchwachte die ganze Nacht im Gebet und rief die heiligen Frauen, die sich in der Stadt zusammengeschart hatten, zu sich und wies sie an, daß die einen mit Kreuzen und in inbrünstigem Gebet zum Herrn rufend durch die Stadt zögen, die andern aber auf den Knieen das Erbarmen der heiligen Gottesmutter Maria zum Schutze des Volkes und zur Befreiung der Stadt mit Eifer anflehten.

Der Bischof selbst überließ eine kurze Zeit der Nacht vor der Morgenhora seinen Leib der Erquickung des Schlummers, und als das Morgengebet geendet war und die erste Morgenröte sich zeigte, konnte er Gott das heilige Meßopfer darbringen.

Nach Vollendung des heiligen Amtes stärkte er alle mit heiliger Wegzehrung und ermahnte sie mit freundlichem Zuspruch, im rechten Glauben auszuharren und alle ihre Hoffnung auf den Herrn zu setzen. Er verkündete ihnen jeglichen Trost, stärkte ihr Gottvertrauen und rief ihnen die Worte des Psalmisten David zu: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich.“ Als nun nach den ermunternden Worten des Bischofs der Glanz der strahlenden Sonne die Gefilde der Erde beleuchtete, drang das Heer der Ungarn in unzähliger Menge von allen Seiten heran, bereit, die Stadt zu erstürmen, und führte mit sich allerhand Werkzeuge, um die Mauern zu zertrümmern. Als sie jedoch alle kampfbereit fanden und die Verteidigungswerke der Stadt voll von Verteidigern sahen, schraken sie zurück. Vergeblich bedrohten einige Anführer die Zagenden mit Peitschenhieben und suchten sie zum Kampfe vorzutreiben. Im Angesicht so vieler Verteidiger wagten die Ungarn, von Gott geschreckt, nicht, die Mauern anzugreifen. (Da erhielten die Ungarn die Nachricht, daß der ruhmreiche König Otto herannahe.) Auf diese Nachricht befahl der Anführer der Ungarn, durch ein Trompetensignal das ganze Heer zusammenzurufen. Alsbald gab das ganze Heer den Kampf um die Stadt auf und eilte, sich um den König zu scharen. So ließ dieser, nachdem er mit den Seinen Kriegsrat gehalten hatte, mit Gottes Hilfe von dem Kampfe um die Stadt ab und begann, dem ruhmreichen König Otto entgegenzuziehen, in der Hoffnung, daß er nach der Besiegung des Gegners als Sieger zurückkehren und die Stadt wie das ganze Reich ohne Hindernis in seine Gewalt bringen könne. Graf Dietbald aber, des Bischofs Bruder, verließ während der Nacht mit den übrigen Mannen, welche darinnen waren, die Stadt und stieß zum Heere König Ottos.

Widukind erzählt weiter:

In der Nähe der Stadt Augsburg schlug Otto ein Lager auf. Hier traf der Heerbann der Franken und der Bayern bei ihm ein. Auch Herzog Konrad kam mit starker Kriegsmacht ins Lager, und seine Ankunft hob so den Mut der Reisigen, daß sie nicht länger den Streit zu verschieben begehrten, denn Konrad war von Natur kühnen Mutes, und, was bei verwegenen Kriegern selten ist, auch trefflich im Rat, im Kampfe zu Roß und zu Fuß ein unwiderstehlicher Streiter und seinen Genossen im Kriege und im Frieden gleich teuer. Bald brachten umherschweifende Scharen die Nachricht, daß beide Heere nicht mehr weit voneinander entfernt seien. Darum wurde ein Fasten im Lager angesagt und befohlen, daß alle für den nächsten Tag zum Kampfe bereit sein sollten.

Als nun das Zwielicht des andern Tages (10. August 955) dämmerte, rüsteten sich die Krieger, gelobten einander Frieden, und nachdem sie erst ihrem Führer und dann sich untereinander Beistand zugeschworen, erhoben sie die Fahnen und zogen aus dem Lager, acht Züge an der Zahl. Über unebenen, beschwerlichen Boden rückte das Heer vor, wo die Feinde nicht Gelegenheit hatten, es durch eine Wolke von Geschossen in Verwirrung zu bringen, deren sie sich trefflich zu bedienen wissen, denn Buschwerk deckte hier den Vormarsch. Den ersten, zweiten und dritten Zug bildeten die Bayern, welche die Befehlshaber Herzog Heinrichs führten. Er selbst mußte entfernt vom Kampfe bleiben, denn eine Krankheit fesselte ihn an das Siechbett. Den vierten Zug bildeten die Franken, deren Leiter und Führer Herzog Konrad war, im fünften, dem zahlreichsten, welcher auch der königliche genannt wurde, befand sich der Herrscher selbst, umgeben von einer Schar kühner Jünglinge, der Auswahl der Tapfersten aus dem ganzen Heere. Vor ihm her aber flatterte die Fahne, geziert mit dem Bilde des heiligen Erzengels (Michael) und gedeckt durch eine dichte Schar. Der sechste und siebente Zug waren die Schwaben unter ihrem Herzoge Burkhard, der Hadwig, die Tochter von des Königs Bruder Heinrich, zur Ehe hatte. Den achten Zug bildeten tausend auserlesene böhmische Streiter. Bei ihm befand sich alles Gepäck und der ganze Troß, weil man die Nachhut für den sichersten Platz hielt.

Aber die Sache kam anders, als man erwartet hatte, denn die Ungarn hatten ohne Zögern den Lech durchschwommen und das Heer umgangen. Hier begannen sie den Nachtrab mit einem Pfeilregen zu überschütten; darauf erhoben sie ein fürchterliches Geheul und stürmten zum Angriffe vor. Mancher sank in seinem Blute nieder, mancher geriet in Gefangenschaft, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und wer das Leben behielt, suchte Rettung in der Flucht. In ähnlicher Weise warfen sich die Ungarn auf den siebenten und sechsten Heerhaufen, und auch diese wurden zerstreut und flohen. Sobald der König sah, daß die Schlacht vor seinem Angesicht anhebe und in seinem Rücken der Nachtrab in Gefahr gerate, entsandte er den Herzog Konrad mit dem vierten Heerhaufen. Der aber befreite die Gefangenen, jagte dem Feinde die Beute ab und trieb die plündernden feindlichen Scharen in wilder Flucht auseinander. Nachdem er die Gegner allenthalben geworfen hatte, kehrte er mit siegreich wehenden Fahnen zum Könige zurück. . . .

Jetzt erkannte der König, daß er die ganze Wucht des Kampfes mit der ihm gegenüberstehenden Hauptmacht zu bestehen habe. Darum wandte er sich an seine Waffengefährten und feuerte sie mit folgenden Worten an: „Daß es

jetzt gilt, in solcher Gefahr Kraft und Ausdauer zu beweisen, seht ihr selbst, meine Krieger, denn nicht fern von euch steht der Feind, und mit den Augen vermögt ihr ihn zu erreichen. Bisher habe ich noch immer durch eure tapfere Hand und durch euer unwiderstehliches Schwert in der Fremde, jenseits der Grenzen unseres Reiches den Sieg errungen, und nun sollte ich im eigenen Lande den Rücken wenden? An Menge, das weiß ich wohl, übertreffen uns die Feinde, nicht aber an Tapferkeit und Rüstung, denn sie entbehren, wie euch bekannt ist, zum größten Teil jeglicher Wehr, und was für uns der größte Trost: die Hilfe Gottes ist nicht mit ihnen. Jenen dient allein rücksichtslose Verwegenheit zur Stärke, uns aber schützt die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Schmach müßte uns treffen, wollten wir, die Herren fast ganz Europas, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser wäre es, meine Krieger, wenn unser Ende nahe ist, im Streite ruhmvoll zu sterben, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder gar wie böse Tiere durch den Strick erwürgt zu werden. Mehr noch würde ich sprechen, wüßte ich, daß Worte im stande wären, euern Mut und eure Tapferkeit zu erhöhen. Laßt uns lieber mit dem Schwerte als mit der Zunge den Wettkampf beginnen!" Sprach's, ergriff den Schild und die heilige Lanze und sprengte hoch zu Roß vor allen in den Feind hinein, ein tapferer Krieger und ein wackerer Feldherr zugleich. Anfangs wagten die Beherzteren unter den Ungarn, Widerstand zu leisten. Als sie aber ihre Waffengefährten flüchtig davonjagen sahen, entsank ihnen der Mut. Zersprengt und umzingelt wurden sie vom Schwert erschlagen. Manche flüchteten, da ihre Rosse ermüdet waren, in die benachbarten Dörfer, aber die nachdringenden Angreifer umringten sie und äscherten die Stätte ein, so daß die Geflohenen ihren Tod in den Flammen fanden. Andere schwammen durch den Fluß, aber das jenseitige Ufer gewährte ihnen keinen Halt zum Emporklimmen, und von der Strömung fortgerissen, fanden sie in den Wellen ein klägliches Ende.

Noch an demselben Tage fiel das Lager der Ungarn in die Hände des Königs, und alle Gefangenen wurden befreit. An den folgenden beiden Tagen wurde von den benachbarten Burgen aus die übrig gebliebene Menge so aufgerieben, daß nur wenige mit dem Leben davonkamen. Aber nicht ohne eigenen Verlust konnte ein Sieg über ein so wildes Volk errungen werden. Tapfer hatte Konrad gestritten. Erschöpft von dem harten Strauß und der Glut der Sonne, die an diesem Tage versengend heiß war, hatte er die Helmbänder gelüftet, um aufzuatmen. Da durchschnitt ihm ein Pfeil die Gurgel und raubte ihm das Leben. Sein Körper wurde auf Befehl des Königs aufgehoben und mit den größten Ehren nach Worms übergeführt, und hier wurde unter lauter Klage und unter den Tränen aller Franken der Held zur Erde bestattet. . . .

Glorreich durch herrlichen Sieg wurde der König von dem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber befahl, den höchsten Gott zu preisen und würdige Lobgesänge zu seiner Ehre in allen Kirchen anzustimmen. . . . In festlichem Zuge kehrte er, von dem Jubel des Volkes begrüßt, in das Sachsenland heim und wurde hier von dem Volke mit Freuden aufgenommen. Denn eines solchen Sieges hatte sich kein König seit zweihundert Jahren erfreut.

7. Liudprands Bericht über seine Sendung nach Konstantinopel.

Bischof Liudprand von Kremona, ein Longobarde, der durch einen früheren Aufenthalt die byzantinischen Verhältnisse kannte, wurde 968 von Otto I. nach Konstantinopel gesandt, damit er bei dem griechischen Kaiser Nicephorus die Verlobung der Prinzessin Theophano mit dem jungen Kaisersohn Otto zu stande brächte. Aber er erreichte sein Ziel nicht und mußte überdies viele Kränkungen erfahren. Ist der für den Kaiser geschriebene Bericht Liudprands auch voll Gift, so verbreitet er doch über die Verhältnisse des griechischen Reiches wie über die Machtstellung Kaiser Ottos helles Licht. Nach Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. I, S. 523 ff.

Am 4. Juni kamen wir zu Konstantinopel vor dem goldenen Tore an und mußten dort mit unsern Pferden unter strömendem Regen bis zur elften Stunde warten. Erst um die elfte Stunde ließ uns Nicephorus und zwar zu Fuß einziehen; denn er meinte, daß wir, obschon durch Eure Milde so reich geschmückt, nicht würdig seien, zu Pferde unsern Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber verfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns, die meinen Begleitern den Ausgang, allen andern den Zutritt verwehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war es überdies so weit von dem kaiserlichen Palaste entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Atem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Wohnung, und wir konnten es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gips gemischt ist. — Am 6. Juni aber, Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich dem Hofmarschall und Kanzler Leo, einem Bruder des Kaisers, vorgestellt, mit dem ich einen harten Streit über Euern kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte Euch nicht mit dem griechischen Wort Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er Euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er, ich sei wohl des Streites und nicht des Friedens halber gekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise Euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich dem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur, ein Mensch von erheuchelter Demut; aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttage selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungetüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen, breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte ihm um Mitternacht nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältnis zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs und an Lügen und an falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. O meine erlauchten Herren Kaiser, Ihr seid mir immer schön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erschienen, aber um wie viel mehr von diesem Augenblicke an! — Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Betragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern manche durch Schwert und Strang hinrichten lassen, andere geblendet und überdies Städte unseres Reiches mit Mord und Brand verwüstet und sie

zu unterwerfen gesucht. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen vermochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten, und sendet dich, der die Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns." Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn herrschten nicht Weiberknechte oder, was noch schlimmer ist, Buhlerinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von buhlerischen Weibern fallen? Sind nicht sogar einige von den hochheiligen Päpsten verjagt, andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege gewinnen konnten? Und schrieb nicht jener Adalbert an deine Vorgänger, die Kaiser Romanus und Konstantin, einen Brief voll Schmähungen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer von euch Kaisern hat sich der Sache Gottes angenommen, wer ein so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten Ehren gebracht? Ihr übersaht es, aber nicht mein Herr, der von den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der heiligen Apostel ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings jene, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, als Eidbrüchige und Tempelschänder, die sich gegen die Päpste Raub und Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit Schwert und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt. Gottlos, ungerecht, grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies nicht getan hätte! Weltkundig ist ferner, daß Berengar und Adalbert seine Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem goldenen Zepter aus seiner Hand zu Lehen empfangen und in Gegenwart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich aufhalten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie nun auf Eingebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit Recht ihre Herrschaft; denn sie waren Verräter und Rebellen, und gerade ebenso würdest du mit solchen verfahren, die sich dir erst unterworfen und dann empört hätten. — Um jedoch ohne allen Rückhalt zu reden: mein Herr schickt mich her, daß du, wenn es dein Wille ist, die Prinzessin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich dir dann anderseits bekräftigen soll, daß er zum Entgelt und Dank dir bestimmte Zugeständnisse machen wird." „Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und die Festprozession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, sobald es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Feste herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palaste bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Weges ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen geschmückt, zum großen Teile aber barfuß. Die Hofleute, die in der Prozession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Prozession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chore bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungetüm heraufkroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt, er gehet auf und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne; der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, der Herrscher erscheint!"

An diesem Tage lud mich Nicephorus auch zur Tafel. Er meinte aber, ich sei nicht würdig vor einem seiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und so erhielt ich erst die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tischtuch; von meinen Genossen war keiner bei Tische, ja nicht einmal im Palaste zugegen. Bei der Mahlzeit, die sich lange hinzog, und bei der es schmutzig herging wie unter Trunkenen, wo es von Öl troff und von abscheulicher Fischlake, richtete er viele Fragen an mich über Eure Macht, Eure Reiche und Euer Heer. Da ich ihm der Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügst! Die Kriegsmannen deines Herrn verstehen weder das Reiten noch den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, schweren Panzer, langen Schwerter und gewichtigen Helme hindern sie bei beiden Kampfarten. Es hemmt sie auch" — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit; denn der Bauch ist ihr Gott, ihr Mut Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rausch; Fasten ist ihr Untergang und Nüchternheit ihr Entsetzen. Auch hat dein Herr keine Flotte auf der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn mit meiner Flotte angreifen, seine Städte an der See zerstören und alles, was an den Flüssen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. Und auch zu Lande kann er mir mit seiner geringen Heeresmacht nicht standhalten." Ich antwortete zornig: „Wenn du uns unkriegerisch und ungeschickt im Reiten nennst, so werden dir, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Kämpfe bald zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu kämpfen wissen." Da befahl Nicephorus höchst aufgebracht, die Tafel aufzuheben.

Nach acht Tagen zwang mich der Kaiser wieder, bei ihm zur Tafel zu erscheinen. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Konstantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die Heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geistes richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um Euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerkennten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochia, Karthago, Ancyra und Konstantinopel." Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen." Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, da muß mit dem Eisen gebrannt werden. Von euch gingen alle Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren in diesen Kirchen selbst gehalten wurden. — Das Volk der Sachsen aber hat sich, seitdem es die heilige Taufe und die wahre Erkenntnis Gottes empfangen hat, durch keine Ketzerei befleckt. Es bedurfte also dort auch keiner Synode, um eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine. Wenn du aber den Glauben der Sachsen jung und einfältig nennst, so gebe ich dir darin völlig recht, denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben folgen, ist er noch frisch und kräftig, nicht alt und verkommen; hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, ist er altersschwach und wird wegen seines Alters wie ein schäbiger Rock verachtet."

Als der Bruder des Kaisers einen Brief von mir empfangen hatte, ließ er mich zu sich kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die Eure Angelegenheit in Erwägung ziehen sollten. Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich hierher bemüht?" Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, die einen unverbrüchlichen Frieden zwischen den beiden Reichen begründen solle, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborene Tochter eines im Purpur geborenen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nämlich und Rom mit allen umliegenden Ländern bis an unsere Grenzen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündnis

schließen ohne die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die Fürsten von Benevent und Kapua, früher die Knechte unseres heiligen Reiches, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit stellen." [Da Liudprand hierauf nicht eingehen konnte, ließ man ihn wieder fortführen und wie einen Gefangenen bewachen.] Am 2. Oktober reiste ich von Konstantinopel wieder ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineides, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist.

VII. Die fränkischen Kaiser.

1. König Konrads II. Wahl. 1024.

Wipo, Leben Kaiser Konrads. Lateinisch. Deutsch in G. Freytag, Bilder I. S. 445 ff. Gekürzt. Wipo, ein Geistlicher aus angesehenem burgundischem Geschlecht, lebte als Kaplan am Hofe Konrads II. und Heinrichs III. Die Wahl Konrads beschreibt er als Augenzeuge.

Zwischen dem Gebiet von Mainz und Worms ist eine weite Ebene, die eine sehr große Menschenmenge zu fassen vermag, sicher durch gesonderte Inseln und geeignet, heimliche Dinge zu verhandeln. Dort kamen alle Fürsten und sozusagen Kraft und Herz des Reiches zusammen und schlugen ihr Lager diesseit und jenseit des Rheines auf. Auf der deutschen Seite strömten die Sachsen mit den angrenzenden Slaven, die Ostfranken, die Bayern und Alemannen zusammen; auf der gallischen Seite aber vereinigten sich die Franken von jenseit des Rheins, die Ripuarier und die Lotharinger. Sie schwankten unsicher über die Wahl zwischen Furcht und Hoffnung, gegenseitig erforschten die Verwandten und unter sich die Genossen lange Zeit einer des andern Wünsche. Denn nicht über geringe Sache war zu beschließen, sondern über eine große, welche den ganzen Körper des Reiches in das Verderben führen konnte, wenn sie nicht mit warmem Herzen sorgfältig erwogen wurde. Auf diese Weise wurde lange gestritten, wer regieren sollte; gegen den einen sprach zu unreife Jugend oder zu hohes Greisenalter, gegen den andern, daß seine Tätigkeit unerprobt war, gegen einige die offenkundige Beschwerde, daß sie übermütig waren. Endlich wurden aus vielen wenige erwählt und von den wenigen nur zwei ausgesondert, auf denen endlich die letzte Prüfung einig stehen blieb. Es waren beide Konrade, beide die Edelsten in Deutschfranken, Söhne zweier Brüder. Zwischen diesen beiden, Konrad dem Älteren und dem Jüngeren, war der übrige Adel lange unsicher. Denn obgleich sonst alle Konrad den Älteren in geheimem Rat und mit sehnsüchtigem Verlangen wegen seiner Tüchtigkeit und seines wackeren Sinnes forderten, so barg doch jeder seine Gesinnung sorgfältig wegen der Macht des Jüngeren, damit die beiden nicht aus Ehrgeiz uneinig würden. Zuletzt sprach der ältere Konrad: „Hüten wir uns, daß nicht der heutige Tag, der bis jetzt froh und glückverheißend war, uns langes Unheil bereite, wenn wir die Gunst, die wir beide beim Volke gefunden, schlecht anwenden. Damit dies nicht von meiner Seite geschehe, will ich dir sagen, was ich von dir halte. Erkenne ich, daß der Sinn des Volkes dich zum König und Herrn fordert, so werde ich dich eifriger als alle übrigen erwählen. Wenn aber der Herr mich fordert, so zweifle ich nicht, daß auch du nach Gebühr mir dasselbe tun wirst."

Darauf antwortete Konrad der Jüngere: er wolle dem andern als seinem Könige alle Treue erweisen, wenn ihn, seinen lieben Verwandten, das Reich fordere. Während dieser Zeit beugte sich Konrad der Ältere im Angesicht vieler ein wenig zu seinem Verwandten und küßte ihn. Durch diesen Kuß wurde zuerst klar, daß jeder von beiden mit dem andern sich vereinigt habe. Da die Fürsten dieses Zeichen der Eintracht sahen, setzten sie sich nieder, das Volk stand in großer Menge dabei.

Alle beglückte, den Tag mit hellem Worte zu künden,
Was sie lange verhüllt in sorglich umschleiertem Busen.

Der Erzbischof von Mainz, dessen Wort zuerst zu hören war, wurde vom Volke gefragt, was ihm gut dünke; da nannte er und erwählte er mit überströmendem Herzen und mit fröhlicher Stimme Konrad den Älteren zu seinem Herrn, König und Lenker und Verteidiger des Vaterlandes. Ohne Zögern folgten diesem Ausspruch die übrigen Erzbischöfe und die übrigen Männer vom Kirchenstande. Der jüngere Konrad hatte sich kurze Zeit mit den Lotharingern unterhalten; er kehrte sogleich zurück und erwählte den anderen mit der größten Bereitwilligkeit zum Herrn und König. Ihn ergriff der König bei der Hand und ließ ihn neben sich sitzen. Darauf wiederholten die Einzelnen aus den verschiedenen Landschaften immer wieder dieselben Worte der Wahl, das Volksgeschrei erhob sich, einmütig stimmten alle den Fürsten in der Königswahl zu. Die Kaiserin Kunigunde bot die Insignien der Königswürde, welche ihr Kaiser Heinrich hinterlassen hatte, glückwünschend dar. Nach beendeter Wahl waren alle eifrig, dem König nach Mainz zu folgen, damit er dort das heilige Salböl empfinge. Fröhlich zogen sie dahin. Die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien deutsche Weisen, jeder auf seine Art. Nie habe ich gehört, daß Gott so viel Lobgesänge der Menschen an einem Tage und an einer Stelle erhalten hat. Wenn Karl der Große mit seinem Zepter leibhaftig gekommen wäre, hätte das Volk nicht fröhlicher sein können und nicht mehr Freude fühlen über die Rückkehr des großen Mannes, als über den ersten Aufzug dieses Königs. Bei dem Einzuge in Mainz wurde der König mit der schuldigen Ehrerbietung empfangen, und er harrte dort der von allen ersehnten Feier. Sie fand am Tage der Geburt Mariä statt, und der Erzbischof von Mainz richtete während der Salbung folgende Worte an den König: „Zur höchsten Würde bist du gelangt, du bist auf Erden Christi Stellvertreter. Ein großes Glück ist es, auf Erden König zu sein, das größte aber, im Himmel zu triumphieren. Wie viel auch Gott nun von dir fordert, so verlangt er doch vor allem, daß du Recht und Gerechtigkeit und den Frieden des Vaterlandes handhabest, daß du ein Beschützer der Kirchen und ihrer Geistlichen seiest, ein Hort der Witwen und Waisen. Durch solche und andere gute Handlungen wird dein Thron fest begründet für Zeit und Ewigkeit. Und jetzt, Herr König, bittet die ganze heilige Kirche mit uns dich für die, welche bisher gegen dich gefehlt und durch irgend welche Beleidigung deine Gunst verloren haben. Für sie bitten wir dich um deine Gnade, daß du ihnen verzeihest um Gottes willen, der es hinwiederum dir tun möge für alle deine Fehler." Bei diesen Worten seufzte der König unter Tränen tief auf. Darauf verzieh er allen, was sie gegen ihn gefehlt hatten.

Als der Gottesdienst zu Ende war, eröffnete der König den Zug. Und wie man von dem König Saul liest, daß er eines Hauptes länger gewesen

sei, als alles Volk, so schritt auch König Konrad einher und kehrte voll Hoheit in seiner Haltung, wie man sie nie vordem an ihm gesehen hatte, im Geleite der Priester zu der königlichen Pfalz zurück. An der Tafel wurde er mit königlicher Pracht empfangen, und so vollbrachte er den ersten Tag seines Königtums in größter Würde seines Amtes.

2. Heinrich IV. und die Sachsen.

Lambert von Hersfeld, Jahrbücher. Lateinisch. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von L. F. Hesse. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.) — Lambert schrieb um 1080 die Geschichte seiner Zeit bis 1077. Als Diener der Kirche, als Thüringer und als Mönch des Klosters Hersfeld, das durch den vom Mainzer Erzbischof beanspruchten Zehnten hart betroffen wurde, war er ein Gegner des Königs.

Alle Berge und Hügel Sachsens und Thüringens bebaute Heinrich mit den festesten Schlössern und legte Besatzungen hinein. Weil diese nun nicht genügenden Lebensunterhalt hatten, so erlaubte er ihnen, aus den benachbarten Dörfern und Feldern nach Feindes Weise Beute wegzuführen und auch zur Befestigung der Schlösser selbst die Bewohner der umliegenden Gegenden dazu zu zwingen, daß sie alles zum Bau Erforderliche herbeifahren und dabei selbst wie Knechte im Schweiße ihres Angesichts fronen mußten. Um jedoch nicht augenscheinlicher Tyrannei geziehen zu werden, wenn er gegen Unschuldige und gegen sein eigenes Reich mit so unmenschlicher Grausamkeit verführe, um seine Gottlosigkeit durch einen gewissen Schein von Frömmigkeit zu bemänteln, ermutigte er den Erzbischof von Mainz auf jede nur mögliche Weise, die Zehnten in Thüringen, wie er schon vor mehreren Jahren beabsichtigt hatte, beizutreiben, und verhieß, ihn bei der Einforderung derselben mit allem Nachdruck zu unterstützen und diejenigen, welche dem Befehle nicht gehorchen wollten, durch seinen königlichen Machtspruch dazu zu zwingen, jedoch unter der Bedingung, daß er einen Teil dieser Zehnten, welcher der königlichen Herrlichkeit und seiner so großen Anstrengung angemessen wäre, ihm überlassen sollte.

Unterdessen lasteten die Besatzungen der obenerwähnten Burgen schwer auf dem Nacken der Bewohner von Sachsen und Thüringen. Alles, was in den Dörfern und auf den Feldern sich vorfand, plünderten sie bei täglichen Ausfällen, erpreßten unerträgliche Abgaben und Steuern von Wäldern und Ländereien und trieben häufig unter dem Vorwande des Zehnten die ganzen Herden weg. Die Bewohner des Landes selbst, und unter ihnen sehr viele, die von gutem Herkommen und in den blühendsten Vermögensumständen waren, nötigten sie, ihnen nach Art niedriger Knechte zu dienen, ihre Frauen und Töchter entführten sie mit Gewalt auf ihre Burgen. Und wenn von ihnen einer unter so großen Übeln aufzuseufzen und den innern Schmerz der Seele auch nur durch eine leise Klage zu lindern und auszuhauchen wagte, so wurde er auf der Stelle, als ob er ein schweres Unrecht gegen den König verübt hätte, in Fesseln geworfen und konnte nicht daraus loskommen, wenn er nicht durch Zersplitterung seiner ganzen Habe sein Leben und seine Rettung erkaufte. Und da nun deshalb täglich von allen Orten ganze Scharen die königliche Majestät anriefen, welche vorher für alle Bedrängten die einzige Zuflucht zu sein pflegte, so wurden sie mit schwerer Schmach zurückgewiesen, und der König sagte ihnen, daß dieses alles für die ungerechte Verweigerung

der Zehnten über sie erginge, und daß er, gleichsam als Rächer der Sache Gottes, genötigt sei, diejenigen mit bewaffneter Hand im Zaume zu halten, welche sich den Kirchengesetzen nicht freiwillig fügen wollten.

Aus diesen und ähnlichen Zeichen erkannten die sächsischen Fürsten das Übel, welches über ihrem Nacken schwebte, und hielten sogleich, von der sie bedrohenden Gefahr heftig beunruhigt, häufig heimliche Zusammenkünfte, worin sie einander gegenseitig ermahnten, ihren Rat über das, was zu tun nötig sei, der Versammlung mitzuteilen. Alle beseelte ein Wille, alle der nämliche Gedanke, den sie durch gegenseitig gegebenen und empfangenen Eidschwur bekräftigten, daß sie lieber sterben und selbst das äußerste eher versuchen, als die von den Voreltern ererbte Freiheit schmachvoll verlieren wollten.

Gegen den Anfang des August 1073 also, da die Verschwörung schon Reife und hinlängliche Stärke erlangt hatte, schickten sie Gesandte zu dem König, der damals seinen Sitz zu Goslar hatte, und verlangten, daß ihnen der Feldzug, den er gegen die Polen veranstaltet, erlassen würde; sie ständen gegen die gefährlichsten Feinde, die Lutizier, Tag und Nacht gerüstet und in Schlachtordnung, und wenn sie die Hände nur ein wenig ruhen ließen, so erblickten sie sogleich die Feinde, welche ihre Grenze anfielen und alles mit Mord und Brand verwüsteten. Überdies forderten sie, daß er die Burgen, die er zur Vernichtung Sachsens auf allen Bergen und Höhen erbaut habe, niederreißen lassen sollte, daß er den sächsischen Fürsten, denen er ohne gesetzliche Untersuchung ihre Güter genommen, nach dem Rechtsspruche ihrer Fürsten Genugtuung leiste, daß er Sachsen, wo er schon von seinem Knabenalter an gesessen, bisweilen verlasse und auch andere Teile seines Reiches besuche; daß er die Menschen von niedrigster Herkunft, durch deren Rat er sich und das gemeine Wesen zu Grunde gerichtet, vom Hofe verjage und die Besorgung und Verwaltung der Reichsgeschäfte den Fürsten des Reiches überlasse, denen sie zukämen. Habe er sich vorgenommen, sie mit den Waffen zu zwingen, so fehle es auch ihnen nicht an Waffen und an Kriegserfahrung. Sie hätten ihm eidlich Treue zugesagt, doch nur, wenn er zur Auferbauung, nicht zur Zerstörung der Kirche Gottes König sein wolle, wenn er gerecht, wenn er gesetzmäßig, wenn er nach Sitte der Vorfahren den Staat regiere, wenn er einem jeden seinen Stand, seine Würde, seine Rechte sicher und ungekränkt bestehen lasse. Einen mächtigen Eindruck machte diese Botschaft auf den König. Aber da seine Räte sagten, beim ersten Schrecken des Krieges würden diese großen Aufwallungen des Zornes erlöschen, faßte er wieder einigen Mut, antwortete den Gesandten leichthin und verächtlich und entließ sie ohne eine bestimmte Antwort. Als sie dies den Ihrigen meldeten, so entbrannte in den Gemütern aller heftiger Zorn, und sie ermahnten einander in wechselseitiger Rede, ihre Geringschätzung mit der Hand zu rächen.

Daher zogen sie bewaffnet und gerüstet nach Goslar und lagerten sich hier in geringer Entfernung von dem Königshofe. Der König begab sich eilig auf die Hartesburg und nahm dahin mit sich die Reichskleinodien und von seinen Schätzen so viel, als ihm bei dieser Verwirrung möglich war. Das Schloß lag auf einem sehr hohen Berge und war nur auf einem und noch dazu sehr beschwerlichen Wege zugänglich. Die anderen Seiten des Berges beschattete ein unermeßlicher Wald, welcher von dort viele tausend Schritte in ununterbrochener Öde weit bis an die Grenze von Thüringen sich

erstreckt, und deswegen konnte keine Wachsamkeit der Belagerer den Eingeschlossenen Aus- und Eingang versperren. Der König schickte nach dem Rate der Seinigen öfters Abgesandte zu jenen, Frieden verlangend und Verbesserung alles dessen, was ihnen anstößig gewesen war, verheißend. Während nun auf diese Verhandlung alle die gespannteste Aufmerksamkeit gerichtet hatten, nahm er in einer Nacht (19. August), als sie sich des am wenigsten versahen, die Vertrauten mit sich und verließ heimlich das Schloß, indem er denen, welche darin zurückblieben, den Auftrag gab, am folgenden Tage mit jedem nur möglichen Kunstgriffe sich zu stellen, als wenn er noch anwesend sei, und die Feinde von dem Verdachte seiner Flucht abzubringen. Drei Tage wanderten sie, wie man erzählt, ohne Speise, durch den unermeßlichen Wald, auf einem sehr engen und vorher nur wenigen bekannten Pfade, den ein Jäger entdeckt hatte, überall nach Schwertern umherspähend und bei jedem Geräusch der bewegten Luft den Angriff der Feinde und den drohenden Mordstahl befürchtend. Am vierten Tage kamen sie, von Hunger, Nachtwachen und Anstrengung der langen Reise bis zur äußersten Ermüdung erschöpft, nach Eschenewege. Hier erquickten sie sich ein wenig durch Speise und Schlaf, und des folgenden Tages (23. August), als schon das Kriegsvolk zahlreicher dem Könige zuströmte, begaben sie sich nach Herveld.

3. Heinrich IV. und Gregor VII.

a. Über die Gewalt der römischen Päpste.

Folgende Sätze, die zum Teil wörtlich den pseudo-isidorischen Dekretalien entlehnt sind, zum Teil aber über dieselben hinausgehen, stellte Gregor VII. 1075 als sein Programm zusammen. Erler a. a. O. II. S. 448.

Die römische Kirche ist von dem Herrn allein gegründet worden.

Nur der römische Bischof allein kann der allgemeine Bischof genannt werden.

Nur jener allein kann Bischöfe absetzen oder Gebannte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. Sein Gesandter soll allen Bischöfen auf dem Konzil vorsitzen, auch wenn er geringeren Ranges ist, und er kann über sie das Urteil der Absetzung aussprechen.

Auch Abwesende vermag der Papst abzusetzen.

Mit denen, die er in den Bann getan hat, soll man unter anderem nicht in demselben Hause weilen.

Ihm allein ist es gestattet, wenn es die Zeit erfordert, neue Gesetze zu geben, neue Gemeinden zu bilden, aus einem Chorherrnstift eine Abtei zu machen und anderseits ein reiches Bistum zu teilen und arme Bistümer zusammenzulegen.

Er allein darf sich der kaiserlichen Insignien bedienen. Des Papstes Füße allein haben alle Fürsten zu küssen.

Sein Name allein darf im Kirchengebete genannt werden. Kein Name ist dem seinen in der Welt zur Seite zu stellen.

Ihm ist es erlaubt, Kaiser abzusetzen.

Ihm ist es gestattet, falls die Notwendigkeit dazu zwingt, Bischöfe von einem Sitz nach dem andern zu versetzen.

Er kann einen Geistlichen innerhalb der Kirche senden, wohin er will.

Der von ihm Eingesetzte kann wohl einer andern Kirche vorstehen, darf

aber nicht Vasall sein und darf auch nicht von irgend einem Bischofe einen höheren Rang annehmen.

Keine Synode darf ohne seine Einwilligung als eine allgemeine bezeichnet werden.

Kein Gesetz und keine kanonische Sammlung darf ohne seine Genehmigung Gültigkeit haben.

Sein Ausspruch darf von keinem angetastet werden, er selbst darf allein die Bestimmungen aller anderen verwerfen.

Er selbst darf von keinem gerichtet werden.

Niemand unterfange sich, einen zu verurteilen, der an den apostolischen Stuhl appelliert.

Alle wichtigeren Angelegenheiten einer jeglichen Kirche sollen dem päpstlichen Stuhl übertragen werden.

Die römische Kirche hat sich nie geirrt und wird auch nach dem Zeugnis der Schrift nie in Irrtum fallen.

Der römische Bischof wird, falls seine Wahl kanonisch war, unzweifelhaft durch die Verdienste des heiligen Petrus heilig, wie der heilige Bischof Ennodius von Pavia bezeugt. Diesem stimmen hierin viele heilige Väter zu, wie man aus den Dekreten des heiligen Papstes Symmachus ersehen kann.

Nach seiner Entscheidung und mit seiner Erlaubnis ist es den Untertanen gestattet, Klage zu erheben.

Er vermag ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe abzusetzen und Gebannte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

Niemand wird für einen Katholiken gehalten, der nicht der katholischen Kirche zustimmt.

Er vermag die Untertanen von ihrer Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden.

b. Heinrichs IV. Schreiben an Gregor VII. 1076.

Bruno, Buch vom Sächsischen Kriege. Lateinisch. Übersetzt von Dr. W. Wattenbach. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.) Bruno, ein Magdeburger Domgeistlicher, war Zeitgenosse und Gegner Heinrichs IV. Sein Werk enthält u. a. zwei Briefe Heinrichs an Gregor und den vom Papste gegen den Kaiser gerichteten Bannspruch, die sonst nicht erhalten sind. Der zweite Brief Heinrichs lautet:

Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes weise Verordnung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch.

Solchen Gruß hast Du zu Deiner Beschimpfung verdient, der Du keinen Stand in der Kirche geschont, sondern alle der Schmach anstatt der Ehre, des Fluches anstatt des Segens teilhaftig gemacht hast. Denn, um von vielem nur weniges und das Bedeutendste anzuführen, die Vorsteher der heiligen Kirche, nämlich die Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, die Gesalbten des Herrn, hast Du Dich nicht allein nicht gescheut anzutasten, sondern wie Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr tut, hast Du sie mit Füßen getreten, und durch ihre Beschimpfung hast Du Dir Dein Lob im Munde des Volkes bereitet: sie alle, wähntest Du, verständen nichts, Du aber allein wissest alles. Diese Wissenschaft aber hast Du nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung anzuwenden getrachtet, so daß wir mit Recht glauben, der heilige Gregorius, dessen Namen Du Dir angemaßt hast, habe in prophetischem Sinne Deiner gedacht, da er spricht: „Durch den Reichtum der Untergebenen wird in der Regel der

Sinn des Vorgesetzten zum Hochmut verleitet, und wenn er sieht, daß er mehr als alle übrigen vermag, so wähnt er auch größere Einsicht als alle zu besitzen." Und dieses alles haben wir geduldet, weil wir die Ehre des apostolischen Stuhles zu wahren suchten. Du aber hieltest unsere Demut für Furcht und scheutest Dich deshalb nicht, auch gegen die königliche Gewalt selber, die Gott uns verliehen hat, Dich zu erheben, und hast gewagt, die Drohung auszustoßen, daß Du sie uns nehmen wolltest, gleich als ob wir das Reich von Dir empfangen hätten, als ob die Königs- oder Kaiserkrone in Deiner und nicht in Gottes Hand wäre, in der Hand unsers Herrn Jesu Christi, der uns zur Herrschaft, Dich aber nicht zum Priestertum berufen hat. Denn auf solchen Stufen bist Du emporgestiegen: durch List hast Du, was doch dem Mönchsgelübde ganz zuwider ist, Geld Dir erworben, durch Geld die Gunst der Menge und durch ihre Gunst die Gewalt der Waffen. Mit Gewalt der Waffen bist Du dann dem Sitz des Friedens genaht und hast den Frieden selber von seinem Stuhle verjagt, indem Du die Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten bewaffnetest, indem Du, der Du nicht berufen bist, unsere von Gott berufenen Bischöfe zu verachten lehrtest, indem Du den Priestern ihr Amt entrissen und es in die Hände der Laien gegeben hast, daß sie diejenigen absetzen oder verdammen, welche sie selber von der Hand des Herrn durch die Weihe der Bischöfe zur Unterweisung erhalten hatten. Mich auch, der ich, wenngleich unwürdig, doch unter den Gesalbten des Herrn zur Herrschaft gekrönt bin, hast Du angerührt, da doch die Überlieferung der heiligen Väter lehrt, daß solche nur von Gott zu richten sind und um keines Fehltritts willen entsetzt werden dürfen, wir wären denn, was ferne von uns sei, vom rechten Glauben abgewichen. Denn auch Julian, den Abtrünnigen, maßte die Weisheit der heiligen Väter nicht sich an, zu richten und abzusetzen, sondern überließ ihn allein dem Gerichte Gottes. Er selbst, der wahre Papst, St. Peter, ruft: „Fürchtet Gott, ehret den König." Du aber, weil Du Gott nicht fürchtest, entehrst auch mich, seinen Gesalbten. Darum hat auch der heilige Paulus, da wo er des Engels vom Himmel nicht verschonte, wenn er anders predigen würde, auch Dich nicht ausgenommen, der Du auf Erden anders lehrest. Denn er spricht: „Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht." Du also, verdammt durch diesen Fluch und durch aller unserer Bischöfe und unsern eigenen Spruch, steig herab, verlaß den angemaßten Stuhl Petri! Ein anderer besteige den apostolischen Thron, der nicht Gewalt hinter frommen Gebärden verstecke, sondern die reine Lehre Petri verkünde. Denn ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, mit allen meinen Bischöfen spreche ich zu Dir: „Steig herab, steig herab!"

c. Der Bannspruch Gregors lautet:

Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, verleihe mir, ich bitte dich, ein gnädiges Gehör und höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an beschützet und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen gerettet hast, welche mich um deinetwillen haßten und auch jetzt noch hassen. Du bist mein Zeuge und meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder, mit allen Heiligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berufen hat, und daß ich es nicht für einen Raub achtete,

deinen Stuhl zu besteigen, daß ich vielmehr lieber mein Leben als Pilger in der Fremde beschließen wollte, als um weltlichen Ruhm mit weltlicher List deinen Stuhl mir anmaßen. Und deshalb glaube ich um deiner Gnade, nicht um meiner Werke willen, daß es dir gefallen hat und noch gefällt, daß die Christenheit, welche dir besonders anvertraut ist, mir besonders folgsam sei wegen des Amtes, das an deiner Statt mir anvertraut ist, und daß durch deine Gnade mir von Gott die Gewalt gegeben ist, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Auf diese Zuversicht also bauend, zur Ehre und zum Schutze deiner Kirche, widersage ich im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft deiner Macht und Gewalt, dem König Heinrich, des Kaisers Heinrich Sohn, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Hochmut sich erhoben hat, die Herrschaft des gesamten Reiches über Deutschland und Italien und löse alle Christen von dem Band des Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und ich untersage jedem, ihm fürder als einem Könige zu dienen. Denn es gebührt sich, daß derjenige, welcher die Ehre deiner Kirche zu verringern trachtet, selber die Ehre verliere, welche er zu besitzen scheint. Und weil er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, und nicht zurückgekehrt ist zu dem Gott, welchen er verlassen hat, indem er mit Gebannten Gemeinschaft hält, vielerlei Bosheit begeht und meine Ermahnungen, welche ich um seines Heils willen an ihn gerichtet habe, wie du weißt, verachtet, weil er sich selbst von deiner Kirche losreißt, indem er sie zu spalten trachtet, so binde ich ihn an deiner Statt mit dem Bande des Fluches und binde ihn dergestalt im Vertrauen auf dich, daß alle Völker es wissen und erkennen sollen, daß du Petrus bist, und daß auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle nicht vermögen werden, sie zu überwältigen.

4. Anklage Heinrichs IV. gegen seinen Sohn Heinrich.

Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum, V. 241 ff. Übersetzung von Dr. Horst Kohl. Anhang der Chronik des Bischofs O. v. Freising. 6. u. 7. Buch. S. 111 ff.

Heinrich, römischer Kaiser und Augustus, wünscht Philipp, dem König der Franken, den Kranz der Treue und unverletzliche Beständigkeit in der Verwandtschaft.

Herrlichster Fürst und treuester von allen unseren Freunden, auf die wir nächst Gott unsere Hoffnung setzen.

Als erster und trefflichster unter allen habe ich Euch auserwählt, dem ich all mein Leid und Elend zu klagen und zu jammern für nötig erachtete, und selbst zu Füßen würde ich mich Euch werfen, wenn es ohne Verletzung der Majestät des Kaisertums geschehen könnte. Das erste, was — wie wir glauben — nicht nur uns, sondern allen Bekennern des christlichen Glaubens als das Schwerste und darum unerträglich gilt, ist, daß von dem apostolischen Stuhle jetzt die Geißel der Verfolgung und Exkommunikation und alles Verderbens gegen mich geschwungen wird. . . . Als sie nun sahen, daß sie bei aller Wut ihrer Verfolgung und ihres Hasses nur wenig ausrichteten, haben sie meinen Sohn, meinen vielgeliebten Absalom, mit solcher Wut gewaffnet, daß er in mein Reich einbrach, meine Bischöfe und Äbte absetzte, meine Feinde und Verfolger an ihre Stelle setzte, daß er alle natürliche Zuneigung abwarf und mir nach Leben und Seele trachtete.

Mit hinterlistiger Gesinnung beschied er mich gerade an den heiligsten Tagen

der Ankunft des Herrn an einen Ort, der Koblenz heißt, zu einer Unterredung. Da ich ihn sah, warf ich mich sofort, von väterlicher Liebe überwältigt, zu seinen Füßen nieder und beschwor ihn bei Gott, bei seinem Schwur, beim Heile seiner Seele, er möge, wenn ich für meine Sünden von Gott gestraft werden müßte, doch keinen Schandfleck seinem Namen aufbrennen. Aber jener begann, ein solches Verbrechen als fluchwürdig zu verwünschen. Und zu meinen Füßen sich niederwerfend, hob er an, für das Vergangene Verzeihung erbittend, mir mit Tränen versprechend, daß er künftig wie ein Vasall seinem Lehnsherrn, wie ein Sohn seinem Vater mit Treue mir gehorchen werde, wenn ich nur mit dem apostolischen Stuhle mich versöhnen wollte.

Als ich ihm das zugesagt, versprach er, mich nach Mainz zu führen, dort über die Wahrung meiner Ehre und meine Versöhnung in aller Treue zu verhandeln, und gelobte, mich in Frieden zurückzuführen. Dadurch sorglos gemacht, brach ich dorthin auf. Einige von meinen Getreuen behaupteten, ich sei hintergangen; mein Sohn aber versprach zum andern Male mit gleichem Schwur und Treueid, daß er mit seinem Leben für das meinige bürge. Als ich nach Bingen kam, sprach der Sohn: „Vater, Ihr müßt Euch in die nächste Burg (Böckelheim) begeben; denn weder will der Mainzer Erzbischof Euch, solange Ihr im Banne seid, in seine Stadt lassen, noch wage ich, Euch als einen friedlosen und unversöhnten Mann mitten unter Eure Feinde zu bringen.“ Er versprach zum dritten Male unter demselben Schwur und Treueid, daß er, falls nur die geringste Gefahr hereinbreche, mit seinem Haupte für das meine hafte.

Zugleich mit mir waren drei Begleiter in die Burg eingeschlossen, und kein anderer wurde zugelassen; als Wächter waren die heftigsten Feinde meines Lebens bestellt. Um zu schweigen von den Schmähungen und Beleidigungen, den Drohungen, wenn ich nicht alles, was befohlen, tun würde, auch zu schweigen von dem Hunger und Durst, den ich erdulden mußte; das werde ich nicht aufhören, allen Christen zu klagen, daß ich in diesen heiligsten Tagen ohne alle christliche Kommunion in jenem Kerker gewesen bin. In diesen Tagen kam ein Fürst Wipert, von meinem Sohne gesandt; er sagte mir, daß es keinen andern Ausweg, mein Leben zu retten, gebe, als daß ich ohne jeden Widerspruch alle Insignien des Reiches nach dem Willen der Fürsten auslieferte. Da schickte ich Krone, Zepter, Kreuz, Lanze und Schwert nach Mainz. Dann hieß mein Sohn mich unter einer starken Bedeckung nach Ingelheim bringen. Da fand ich die ganze große Menge meiner Feinde versammelt. Sie drohten mir alle, daß keine Aussicht, mein Leben zu retten, sein könne, wenn ich nicht alle Befehle erfüllte. Da sagte ich: „Weil es sich denn um mein Leben handelt — wohlan, damit ich wenigstens, solange ich lebe, Buße tun kann vor Gott, so tue ich, was ihr befehlt.“

Und als ich nun forschte, ob ich wenigstens so für mein Leben sicher und unbesorgt sein dürfe, antwortete des apostolischen Stuhles Gesandter: ich könne keineswegs dem Tode entgehen, wenn ich nicht öffentlich bekennen würde, daß ich bisher eine ungerechte Verfolgung gegen den apostolischen Stuhl und die ganze Kirche geübt habe. Da warf ich mich in der größten Trübsal nieder und bat, man möge mir dazu Ort und Zeit bestimmen. Aber der Gesandte sagte: es müsse entweder hier alles entschieden werden, oder mir bleibe keine Hoffnung loszukommen. Als ich nun fragte, ob mir mein Bekenntnis Gnade und Absolution bringen würde, sagte der Gesandte, es sei nicht seines Amtes, mich vom Banne zu lösen. Und als ich darauf erwiderte: „Wer eine Beichte anzunehmen wagt, der muß auch den, der gebeichtet hat, absolvieren,“ da antwortete er, wenn ich Absolution erlangen wolle, so möge ich nach Rom gehen, dem apostolischen Stuhle Genüge zu tun. So ließen sie mich trostlos und beraubt — denn die Burgen und meine Erbgüter und was ich sonst im Reiche erworben, hatten sie mit gleicher Gewalt und List mir abgepreßt — an jenem Ort zurück. Nachdem ich einige

Zeit dort verweilt, warnte mich eine Gesandtschaft meiner Getreuen, daß ich entweder zu beständiger Gefangenschaft geschleppt oder enthauptet werden würde, wenn ich noch länger dort bliebe. Und ich floh alsbald, kam nach Cöln, und nachdem ich mich daselbst einige Tage aufgehalten hatte, kam ich nach Lüttich. In diesem Ort habe ich treue und allezeit zum Reich stehende Männer gefunden . . .

5. Das Wormser Konkordat. 1122.

Ekkehard von Aura, Weltchronik. Lateinisch. Ekkehard († 1125) war Abt des Klosters Aura bei Kissingen. Er war anfangs kaiserlich gesinnt, später der päpstlichen Partei ergeben. Sein Werk zeugt von Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Erler a. a. O. II. S. 514 ff.

Ich, Heinrich von Gottes Gnaden, erlauchter Kaiser der Römer, überlasse aus Liebe zu Gott und der heiligen römischen Kirche und zu dem Herrn Papst Kalixtus und um des Heils meiner Seele willen Gott und seinen heiligen Aposteln Petrus und Paulus und der heiligen katholischen Kirche jede Investitur mit Ring und Stab und willige ein, daß in allen Kirchen kanonische Wahlen und freie Weihen stattfinden. Alle Besitzungen und Regalien des heiligen Petrus, welche von Anbeginn dieses Zwistes bis zum heutigen Tage zu meines Vaters und zu meiner Zeit der Kirche entzogen worden und jetzt in meinem Besitze sind, gebe ich der heiligen römischen Kirche zurück. Besitze ich aber sie selbst nicht, so will ich getreulich dazu helfen, daß sie zurückgegeben werden. Auch die Besitzungen aller anderen Kirchen und Fürsten und anderer, Geistlicher wie Laien, werde ich, soweit ich sie habe, nach dem Rate und Rechtsspruche der Fürsten zurückerstatten. Habe ich sie nicht, so werde ich für ihre Rückgabe getreulich sorgen. Und ich gebe wahren Frieden dem Kalixtus und der heiligen römischen Kirche und allen, die auf ihrer Seite stehen oder gestanden haben. In allen Fällen, wo die heilige römische Kirche unsern Beistand anrufen sollte, werde ich solchen getreulich leisten und, wenn sie Klagen an mich bringt, ihr zu dem gebührenden Rechte verhelfen.

Ich, Kalixtus, der Knecht der Knechte Gottes, entbiete meinen Gruß meinem geliebten Sohne Heinrich, von Gottes Gnaden der Römer erlauchtem Kaiser. Ich willige darein, daß die Wahlen der Bischöfe und der reichsunmittelbaren Äbte im deutschen Reiche in Deiner Gegenwart stattfinden sollen, aber frei von Simonie und jeglicher Gewalttat, auf daß Du, falls zwischen den Parteien sich Zwietracht erhebt, nach dem Rate oder Urteile des Metropoliten (Erzbischofes) und der Bischöfe derselben Provinz dem besseren Teile mit Rat und Tat zur Seite stehen könntest. Der Gewählte aber empfange von Dir die Regalien durch das Zepter, ausgenommen alle, welche bekanntermaßen zur römischen Kirche gehören, und was er hiernach von Rechts wegen Dir schuldet, das soll er Dir leisten. In den anderen Teilen des Reiches aber soll der Geweihte innerhalb sechs Monaten die Regalien von Dir durch das Zepter erhalten. Falls Du aber eine Klage erheben solltest, so werde ich nach meines Amtes Pflicht Dir meinen Beistand gewähren. Ich gebe Dir wahren Frieden, wie auch allen, welche Deiner Sache anhängen oder angehangen haben zur Zeit der Zwietracht. Gegeben im Jahre 1122 am 23. September.

Diese Schrift und Gegenschrift wurde wegen des Zusammenströmens einer ungeheuren Menschenmenge in einer Ebene am Rhein verlesen, gegeben und empfangen. Hierauf erschallte Lob aller Art dem Lenker aller Dinge. Von dem Herrn Bischof von Ostia wurde das heilige Sakrament gefeiert, und hierbei nahm er den Herrn Kaiser durch den Friedenskuß und die heilige Kommunion wieder völlig in die Kirche auf. Alle aber gingen unter endloser Freude auseinander.

VIII. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

1. Veranlassung zu dem ersten Kreuzzuge.

Wilhelm von Tyrus, Geschichte des heiligen Krieges. Lateinisch. Der Verfasser, in Jerusalem um 1130 geboren, war Erzbischof von Tyrus. A. Richter a. a. O. S. 79.

Jahrhundertelang pflegten christliche Pilger ungestört nach dem heiligen Lande zu wallfahrten, um an den geweihten Stätten, wo der Heiland gelehrt und gelitten hatte, innigere Andacht zu üben. Seitdem die Araber in jenen Gegenden herrschten, hatten sie solche Wallfahrten nicht gehindert, mitunter sogar begünstigt; als aber die seldschuckischen Türken daselbst die Herrschaft gewannen, wurden die frommen Leute, die gerade dazumal häufiger und zahlreicher gen Jerusalem zogen, stets ärger bedrückt. Es ward ihnen schwerer Zins abgefordert, die Heiligtümer wurden entweiht und fromme Andacht verhöhnt, der Patriarch selbst ward an den Haaren vom Altar hinweggeschleift. Als nun das christliche Volk unter so schmählicher Entwürdigung seufzte, da erbarmte sich Gott des Elends und erweckte die Christen des Abendlandes, daß sie heranzogen, Erlösung von dem Joche der Ungläubigen zu bringen.

Als im November des Jahres 1095 viele Geistliche und Fürsten und eine unzählige Menge Volks aus den Ländern nordwärts der Alpen zu Clermont sich zusammenfanden, erhob sich der Papst Urban und sprach: „Ihr wisset, geliebteste Brüder, wie das Land der Verheißung durch die Sündhaftigkeit der Bewohner in die Hände der Ungläubigen gefallen ist, damit es gezüchtigt, nicht aber, daß es gänzlich verworfen werde. Diese Wiege unseres Heils wird von den Heiden in arger Knechtschaft gehalten. Schon seit Jahrhunderten lastet darauf das Joch des gottlosen Sarazenenvolkes. Das Volk Gottes ist erniedrigt und erduldet Unwürdiges, die Fürstin der Landschaften, die Stadt Gottes, zahlet Zins. Der Tempel, aus dem der Herr die Käufer und Verkäufer austrieb, ist eine Wohnung des Teufels geworden. Die Kirche der Auferstehung, die Ruhestätte des Heilandes, muß den Frevel derer dulden, welche keinen Teil haben an dem ewigen Leben, sondern bestimmt sind dem höllischen Feuer. Die geweihten Stätten sind Viehställe geworden, die Kinder der Frommen werden von ihren Eltern gerissen und müssen entweder Gott lästern oder im Glauben beharrend den Märtyrertod sterben. Die Gottlosen achten weder Ort noch Stand; im Heiligtum werden Priester gemordet. Wehe, die Zeiten sind erschienen, davon König David geweissagt hat: Die Heiden sind in dein heiliges Erbteil eingefallen! Gott, wirst du denn ewig zürnen? Nein, der Herr wird die Leiden enden nach seiner Barmherzigkeit. Aber wehe uns, daß wir stille sitzen und ruhig zuschauen den Missetaten und der Schmach der Stadt Gottes. Darum auf, meine Geliebtesten, waffnet euch! Ein jeglicher umgürte seine Lenden mit dem Schwerte, zu helfen unseren Brüdern; denn besser ist sterben im Kampfe für unser Volk, als länger den Greuel dulden. Wer den Eifer des Herrn in sich fühlet, der schließe sich uns an. Lasset uns ausziehen, und der Herr wird mit uns sein. Wendet die Waffen, die ihr sündhaft gegeneinander gekehrt haltet, wider die Feinde des Glaubens, und als wahrhaft christliche

Ritter sühnet durch solche Taten den Zorn Gottes, den ihr durch Raub, Mord und Feindschaft auf euch geladen habt. Im Namen des barmherzigen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus verkündigen wir allen, so die Waffen gegen die Ungläubigen ergreifen, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, und denen, so im heiligen Streite fallen werden, verheißen wir den Lohn des ewigen Lebens; nehmen auch jeglichen Streiter des Herrn als wahrhaften Sohn der Kirche unter unsern besondern Schutz, also, daß bei Strafe des Bannes niemand an Leib oder Gut ihn kränken darf."

Unbeschreiblich war die Wirkung dieser Worte auf die versammelte Menge. Als hätte der Herr selber geredet, so war alles von Begeisterung und von heiligem Eifer erfüllt. Zuerst trat Ademar, Bischof von Puy, vor den heiligen Vater, kniete nieder und bat um das Zeichen des Kreuzes, das ihm auf die Schulter geheftet ward; ihm folgte Bischof Wilhelm von Orange, dann die Menge der übrigen. Als hernach die Anwesenden heimkehrten und des Papstes Verheißung verkündeten, entstand eine allgemeine Bewegung in allem Volke. Es schieden Gatten von Gatten, Eltern von Kindern, und kein Band der Liebe fesselte stark genug, um die Begeisterung zu hemmen; Mönche verließen die Klöster, Büßer ihre einsamen Zellen; kein Stand, kein Alter wollte ausgeschlossen sein von der Teilnahme an dem großen Beginnen.

2. Aus dem deutschen Ritterleben.

1a. Die Pflichten des Ritters.

Des Vaters Lehre oder der Winsbeke, Mittelhochdeutsches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das die Verpflichtungen, welche der Ritterstand seinen Mitgliedern auferlegte, ausführlich darlegt, indem es einen Knappen ermahnt (Erler a. a. O. III. S. 89 ff.):

1. Sohn, liebe Gott inniglich, dann wird sich dir alles zum besten wenden; er hilft dir aus aller Not. Sieh nur der Welt närrisches Treiben an! Wie sie ihre Anhänger zu betrügen weiß, und was ihr Los zuletzt ist, das sollst du mit klugem Sinne einsehen. Schwer wiegt ihr Lohn, und wer sich ihr zu Willen gibt, der ist an Leib und Seele tot.

2. Sohn, wer dir etwas erzählt, den unterbrich nicht mit Worten, und wer dir verzagt seinen Kummer klagt, dessen erbarme dich: Gottes Milde erbarmt sich auch aller, die Erbarmen verdienen. Von den Frauen aber sprich nur Gutes: ist auch eine unter ihnen nicht wohlgeartet, so stehen ihr tausend oder mehr gegenüber, in denen Tugend und Ehre wohnen.

3. Sohn, du sollst wissen, daß der Schild viel Würde und Ehre hat; den Ritter, der ihm in rechter Weise folgen will, verdrießt nicht Tugend. Ich verberge dir die Wahrheit nicht, er ist ohne Zweifel auf der Welt ein hochgestecktes Freudenziel. Trägt ihn ein törichter Mann, der ihm sein Recht nicht zusteht, so ist daran der Schild unschuldig.

4. Sohn, willst du gänzlich Schildesrecht erkennen, so sei wohlerzogen, getreu, mild, kühn, wahrhaftig, dann ist der Schild nicht an dir betrogen und erwächst dir Ruhm daraus. Willst du aber leben nach freier Wahl, ohne alle Tugenden, willst du in solcher Weise den Schild tragen, so wäre es besser — meine Treue sei dir Pfand für die Wahrheit meiner Rede! —, er hinge an einer Wand.

5. Sohn, sobald du deinen Helm bindest, sobald sei mutig und kühn.

Gedenke an reiner Frauen Blick, deren Gruß man von jeher mit Dienst vergalt. Sitze gerade. Verbrauche den Wald (Speere aus Eschenholz), wie es dir nach Art und Geschlecht zukommt. Mein Arm hat manchem vom Pferde geholfen, das muß ich mir jetzt versagen. Gute Ritterschaft ist ein Würfelspiel: das Glück muß sich des Ritters annehmen.

Sohn, blicke scharf auf den dir entgegen Reitenden und senke schön deinen Speer, als ob er dahin gemalet sei, und laß dein Roß mit Meisterschaft anlaufen. Mehr und mehr treibe seine Schnelligkeit an; die vier Nägel auf dem Schilde (der Buckel), die soll dein Speer treffen oder die Stelle, wo der Helm gebunden ist (das Kollier): dies sind die beiden echten Merkzeichen für den Ritter und bei der Tjost die besten Stöße.

Sohn, edle Geburt ist an dem Manne und dem Weibe ganz verloren, wie in den Rhein geworfenes Korn, wenn wir nicht Tugend an ihm wahrnehmen. Wer Tugend hat, der ist wohlgeboren und ehrt in schöner Weise sein Geschlecht. Lieber erkor ich mir zum Freunde einen niederen Mann, der nach Ehre strebt, als einen hochgeborenen ohne Tugend, der dies Jahr noch schlechter ward als voriges Jahr.

Sohn, du sollst höfische Sitte in deiner Gesinnung herrschen lassen. Behüte dich vor einem Fehler, der an der Ehre großen Schaden tut. Damit war Judas überladen. Wer mit diesem Fehler noch befunden wird, der muß mit ihm in der Hölle baden. Ich meine die Untreue: die Schrift sagt uns, sie sei ein Gift der armen Seele dorten und hier des Leibes.

Sohn, ich will dir nicht mehr sagen; es sei der Ratschläge ein Ende gemacht. Du kannst nicht alles bei dir behalten; nimm aus allen Räten drei heraus und präge sie deinem Herzen ein: es wird dir zum besten ausschlagen. Sei nie der Liebe zu Gott bar, sei wahrhaft und voll steter ritterlicher Zucht. Manche Tugend hat ihren Ursprung in den dreien. Bewahre sie wohl, habe immer Dank.

b. Der Ritterschlag oder die Schwertleite.

Johann von Beka schildert in der Utrechter Chronik die Wehrhaftmachung des Grafen Wilhelm von Holland, des Gegenkönigs der beiden Staufen Friedrich II. und Konrad IV., in folgender Weise (A. Richter a. a. O. S. 96; auch in Erler):

Nachdem in der Kirche zu Cöln alles vorbereitet war, wurde der Knappe Wilhelm (am 3. Okt. 1247) von dem Könige von Böhmen vor den Kardinal Petrus geführt, wobei der König also sprach: „Euer Hochwürden, segenspendender Vater, stellen wir diesen gewählten Knappen vor, demütigst bittend, Eure väterliche Gewogenheit wolle sein feierliches Gelübde empfangen, damit er würdiglich in unsere ritterliche Genossenschaft könne aufgenommen werden." Der Herr Kardinal aber, der in bischöflichen Festkleidern dem Feste beiwohnte, sprach, anknüpfend an das Wort „Ritter", zu dem Knappen: „Es ziemt sich für jeden, der Ritterschaft treiben will, daß er hochgemut, edelgesinnt, freigebig, tadellos und ehrenfest sei: hochgemut im Unglück, edelgesinnt gegen seine Verwandten, freigebig in aller Ehrbarkeit, tadellos in höfischen Sitten und ehrenfest in männlicher Tüchtigkeit. Ehe du nun das Gelübde ablegst, vernimm mit reiflicher Überlegung die Gesetze der Ritterschaft. Dies aber sind die Regeln des Rittertums: Zuvörderst mit demütiger Erinnerung an das Leiden Christi täglich eine Messe zu hören, für den Glauben kühnlich

das Leben einzusetzen, die heilige Kirche samt ihren Dienern von allen, die ihr Gewalt antun, zu befreien, Witwen und Waisen in ihrer Not zu schützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, unbillige Dienste zu versagen, und ungerechten Sold auszuschlagen, für die Rettung jedes Unschuldigen einen Zweikampf zu bestehen, Turniere nur der ritterlichen Übung wegen zu besuchen, dem römischen Kaiser in allen weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, das Reichsgut unangetastet in seinem Bestande zu lassen, Lehnsgüter des Königs oder Kaisers auf keine Weise zu veräußern und vor Gott und Menschen unsträflich in dieser Welt zu wandeln. Wenn du diese Gebote der ritterlichen Regel demütig bewahrst und, so viel an dir liegt, eifrig erfüllest, so sei gewiß, daß du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel erwerben wirst."

Hierauf legte der Kardinal die gefalteten Hände des Knappen in das Meßbuch auf das verlesene Evangelium und sprach: „Willst du also die Ritterwürde im Namen Gottes demütig empfangen und die Regel, welche dir Wort für Wort vorgelegt worden, nach Kräften halten?" Der Knappe antwortete: „Ja, ich will es!" Darauf übergab der Herr Kardinal dem Knappen nachstehendes Gelöbnis, und der Knappe las es laut vor allen Anwesenden ab, also: „Ich, Wilhelm, Graf von Holland, des heiligen Reiches freier Lehnsmann, gelobe eidlich die Beobachtung der ritterlichen Regel, im Beisein des Herrn Peter, Kardinals und Legaten des päpstlichen Stuhles, bei dem heiligen Evangelium, das ich mit meiner Hand berühre." Und der Kardinal sprach danach: „Dieses demütige Gelöbnis verhelfe dir zur wahren Vergebung deiner Sünden. Amen."

Nachdem dieses also gesprochen worden war, gab der König von Böhmen dem Knappen einen Schlag an den Hals und sprach: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes mache ich dich zum Ritter und nehme dich mit Glückwunsch in unsere Genossenschaft auf. Aber gedenke, wie der Heiland der Welt vor Hannas, dem Hohenpriester, für dich geschlagen, vor Pilatus verspottet und gegeißelt und mit Dornen gekrönt, vor dem Könige Herodes mit einem Mantel bekleidet und verhöhnt und vor allem Volke an das Kreuz gehängt worden ist. Seiner Schmach eingedenk zu sein, rate ich dir, sein Kreuz auf dich zu nehmen, heiße ich dich, seinen Tod zu rächen, mahne ich dich!"

Nachdem so alles feierlich vollzogen und auch die Messe gelesen war, turnierte der neue Ritter unter dem Schalle der Posaunen und Pauken und Trompeten dreimal im Lanzenspiel gegen den Sohn des Königs von Böhmen und beendete hierauf durch einen Schwertkampf seine Knappenlehrzeit. Darauf bestand er noch einen Turnierkampf mit blinkenden Schwertern. Dann feierte er mit großen Kosten ein prächtiges Hoffest drei Tage lang und verteilte dabei an die Anwesenden reiche Geschenke.

c. Das Turnier in Nordhausen. 1263.

Die Jahrbücher des Klosters Altenzelle (Cistercienserkloster bei Nossen an der Freiberger Mulde) erzählen (A. Richter a. a. O. S. 99):

Als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, vor seinen Feinden Ruhe bekommen hatte, ließ er einen Hof ausrufen gen Nordhausen in Thüringen. Daselbst ließ er einen großen Garten gar zierlich machen und ließ darin Zelte aufschlagen, in denen waren gar viele schöne Frauen, Ritter und Knechte.

Er ließ auch einen Baum machen, der war nicht klein, mit ganz goldenen und silbernen Blättern, und den ließ er dort aufpflanzen. In dem Garten ward in allen Züchten getanzt, und danach hielten die Grafen, Herren und Ritter, die in großer Zahl dahingekommen waren, ein Turnier. Und so zwei zusammenrannten und beide sitzen blieben, wer von ihnen seinen Speer zerbrach, dem gab man ein silbernes Blatt von dem Baume, wer aber einen vom Pferde herabstach und selbst dabei im Sattel fest blieb, dem gab man ein goldenes Blatt als Preis seiner Tapferkeit. Diese Freude währte bei acht Tagen. Die Kosten, alles zu rechnen, wären einem Kaiser genug gewesen.

3. Vom Deutschen Orden.

Die 1198 vom Papst Innozenz III. bestätigte Ordensregel. Nach A. Richter a. a. O. S. 92 ff. Sie zerfällt in drei Teile; der erste spricht von den drei vornehmen Gelübden, der zweite von dem Spitalwesen, der dritte über die Pflichten der Brüder.

Drei Dinge sind die Grundfesten eines jeglichen geistlichen Lebens, das erste, das ist Keuschheit ewiglich, das andere ist Verzicht eigenen Willens, das ist Gehorsam bis in den Tod, das dritte ist Angelobung der Armut, daß er ohne Eigentum lebe, der da empfängt diesen Orden.

An diesen drei Dingen, Keuschheit, Gehorsam, zu leben ohne Eigentum, liegt der Regel Kraft so gar (ganz), daß der Meister des Ordens nimmer Gewalt hat, jemand Urlaub zu geben wider diese drei Dinge. Wenn man da eins zerbräche, so wäre wohl die Regel ganz zerbrochen. Nur der Orden in seiner Gesamtheit darf besitzen Gut und Erbe, Land und Acker, Weingärten, Mühlen, Festen, Pfarren, Kapellen, Zehnten und sogetane Dinge, nach dem, daß ihm seine Privilegien verliehen worden sind. Er mag auch Leute, Weib und Mann, Knechte und Diener, zu ewigem Rechte besitzen.

Da der Orden eher Spital hatte denn Ritterschaft, so soll er in dem obersten Hause, oder wo der Meister mit dem Kapitel zu Rate geht, ein Spital haben für alle Zeiten. Jeder Sieche, der in das Spital aufgenommen wird, soll, wenn er noch kräftig dazu ist, seine Sünden beichten, und wenn der Beichtiger dazu rät, Gottes Leichnam empfangen. Man soll den Siechen liebreich und getreulich dienen. Man soll Ärzte halten nach dem Vermögen des Hauses und nach der Zahl der Siechen. Die Komture sollen sorgen, daß den Siechen an ihrer Kost und ihrer Notdurft nichts gebreche. Mit Erlaubnis des Meisters oder des Landkomturs mag man Almosenbitter aussenden, Leute, die geistlichen Lebens, zu solchem Berufe tüchtig und dabei mäßig sind.

Die Pfaffen- und Laienbrüder sollen den Gottesdienst gemeinsam halten zu ihren acht Gezeiten. Nur den Brüdern, die da Amt haben, ist erlaubt, daß sie zuweilen davonbleiben. Siebenmal in dem Jahre sollen alle Brüder Gottes Leichnam empfangen. Nach dem Tode eines Bruders soll man einem Armen seine besten Kleider geben und Speise und Trank, wie man ihm zu geben pflegte, vierzig Tage lang.

Alle Brüder sollen sich befleißigen, in brüderlicher Minne einmütiglich in dem Geiste der Sanftmut zu leben. Keine Übel- oder Afterrede, keine Prahlerei, kein Lug, kein Fluch, kein Schelten oder Streitwort soll aus ihrem Munde kommen. Keiner soll dem andern mit Schlägen oder Drohen Ungemach antun. Hat aber ein Bruder sich gegen den andern vergangen, so soll er die

Sonne nicht untergehen lassen über seinem Zorne. Sind die Brüder auf der Wegfahrt, oder ziehen sie gegen den Feind, so sollen sie sich befleißigen, daß sie den Leuten ein Vorbild geben in Worten und Werken. Wirte und Stätten von bösem Rufe sollen sie meiden, mit Gebannten keine Gemeinschaft haben. Zu Brautläuften und Ritterfesten und zu andern Gesellschaften und Spielen sollen die Brüder selten kommen, auch nicht Gevatter stehen, es sei denn bei Nottaufen.

An verdächtigen Orten und zu verdächtigen Zeiten sollen sie die Gespräche mit Weibern meiden, allermeist mit den jungen. Und Frauenkuß ist unerlaubt, selbst bei der eigenen Mutter und Schwester.

Der Meister, der aller Vorgesetzter ist, soll den Brüdern ein Vorbild sein. Er soll nach des Propheten Wort in seiner Hand die Gerte und den Stab führen, zu strafen die Ungehorsamen, zu trösten die Kleinmütigen. Nur er hat Gewalt, von den Regeln zu befreien, aber nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam.

Wird ein Bruder eines anderen heimliche Sünde gewahr, so soll er ihn friedsam und brüderlich mit Treue zur Reue und Buße verweisen. Je größer die Schuld, desto größer die Strafe. Eine der schwersten Strafen sei Sonderung von der Gesellschaft und dem Tische der andern Brüder.

Der Meister des Ordens oder sein Vertreter soll bei allen Dingen, welche die Ordensgemeinden angehen, als einzusetzen und zu entsetzen, Land und Ländchen zu verkaufen, Brüder in den Orden aufzunehmen, alle gegenwärtigen Brüder versammeln, und was der bessere Teil der Brüder rät, befolgen. Wer aber der bessere Teil der Brüder sei, das soll dem Urteil des Meisters überlassen bleiben.

Es ist dieser Orden zur Ritterschaft gegen die Feinde des Kreuzes und Glaubens besonders bestimmt. Daher sind die Dinge, die zur Ritterschaft gehören, Rosse, Waffen, Knechte, und wessen man sonst zum Streite bedarf, gestattet. Doch soll am Sattel und Zaume wie am Schilde kein Gold und Silber oder andere weltliche Farbe sein. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Überdecke haben. Der Meister verleiht den Brüdern Roß und Waffen und kann sie andern geben, ohne daß die Brüder widersprechen dürfen, denn sie haben kein Eigentum daran.

Laute Jagd mit Meute und Beize mit Federspiel dürfen die Brüder nicht üben. Sie mögen Jäger halten, die das Wildbret in den Ordensrevieren erlegen. Aber Raubzeug, Wölfe, Luchse, Bären, Löwen, nicht zur Kurzweil, sondern zu gemeinem Nutzen, mögen sie jagen, Vögel schießen der Übung halber.

Ein jeder Bruder soll an Mantel, Kappe und Wappenrock ein schwarzes Kreuz tragen, damit er äußerlich bezeuge, daß er ein Glied des Ordens sei. Die Ritterbrüder sollen weiße Mäntel tragen zum Zeichen ihrer Ritterschaft. Die Kleider sollen weder zu lang noch zu kurz, weder zu eng noch zu weit sein. Hemden, Niederkleid und Hosen, Leilach (Bettuch) und Bettgewand der Brüder sollen von Leinwand sein. Die Schuhe sollen keine Schnüre, keine Schnäbel, keine Unken (hohe Absätze) haben, alle Brüder sollen ihr Haar ordentlich geschoren halten, daß man vorn und hinten erkenne, daß sie begebene Leute sind. Die Pfaffenbrüder sollen nicht zu kleine Platten tragen, auch die Bärte scheren wegen des Meßamtes.

Wenn die Brüder zum Essen kommen, so sollen die Pfaffen den Segen sprechen und die Laien ein Paternoster und ein Ave Maria; an drei Tagen,

Sonntags, Dienstags und Donnerstags, ziemt es Fleisch zu essen, an den andern drei Tagen mögen sie Molken und Eier, an dem Freitag Fastenspeise essen. In ihren Häusern essen die Brüder zwei und zwei miteinander, nur Mus und Trunk hat ein jeder für sich. In allen Häusern, wo ein Konvent ist, nämlich zwölf Brüder und ein Komtur, soll man stets die Lektion bei Tische halten, und alle, die da essen, sollen sie mit Schweigen hören. Überhaupt soll wenig und nur, was notwendig ist, bei Tische gesprochen werden, es sei denn, daß der Oberste um der Gäste willen Erlaubnis gibt. Die Brüder sollen nicht vom Tische aufstehen, ehe denn sie abgegessen haben. Das ganze Brot soll man bewahren, das angebrochene als Almosen geben. Auch soll man den zehnten Teil des Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird, den Armen reichen.

An bestimmten Tagen soll gefastet werden, und sollen an diesen die Brüder Kollation halten und zum Abendtrunk zusammenkommen zwischen Vesper und Komplett (letztes Gebet). Nachdem das Komplett gesprochen ist, sollen die Brüder schweigen, bis die Prima des andern Tages gesungen ist.

Alle gesunden Brüder sollen an einer Stätte beieinander schlafen, jeder in besonderem Bett. Sie sollen mit Hemd, Niederkleid und Hosen begürtet sein, wie es geistlichen Leuten geziemt. An einem Sack, einem Kopfkissen, einem Leilach und einer leinenen oder wollenen Decke soll sich jeder genügen lassen. In der gemeinsamen Schlafstätte soll ein Nachtlicht nicht fehlen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben oder Briefe absenden oder lesen ohne des Obersten Erlaubnis, der, wenn es ihm gefällt, Einsicht nehmen kann. Sie dürfen keine Schlösser, Vorlegeschlösser an Koffern, Büchsen und Schreinen haben; eine Ausnahme findet statt, wenn sie auf Reisen sind oder ein Amt verwalten.

Wer in die Brüderschaft aufgenommen wird, dem soll man eine Probezeit gestatten, es sei denn, daß er selbst darauf Verzicht leiste. Knaben soll man nicht vor dem vierzehnten Jahre bei dem Orden annehmen. Weiber zum Dienste der Siechen und des Viehes können Halbschwestern werden, sie müssen aber außerhalb des Bruderhauses wohnen.

IX. Die Hohenstaufen.

1. Die Zerstörung Mailands. 1162.

Die Cölner Königschronik. Lateinisch. Sie enthält u. a. aus dem Jahre 1162 einen Brief, den der kaiserliche Notar Burchard, ein Zögling des Klosters Siegburg, an den Abt dieses Klosters über die Zerstörung von Mailand geschrieben, der er als Augenzeuge beigewohnt hatte. Erler a. a. O. II. 559.

Am ersten Tage des Monats März (1162) erschienen die Konsuln von Mailand mit anderen Edlen, an Zahl gegen zwanzig, vor dem Kaiser, um ohne jeglichen Trug sich samt der Stadt mit Sachen und Personen ohne jede Verzögerung oder Bedingung kniend, das entblößte Schwert über dem Nacken, öffentlich vor dem ganzen Hofe dem Herrn Kaiser zu ergeben und jeden Eid, der ihnen auferlegt würde, für sich und alle übrigen Mailänder zu leisten. Wiederum kamen am folgenden Sonntage, an welchem passend gesungen

wurde: „Gedenke deiner Milde, o Herr!“ Mehr als dreihundert der erlesensten Ritter Mailands zusammen mit den Konsuln aus der Stadt, fielen im Angesicht des Kaisers, der auf seinem Throne saß, auf den Boden nieder und flehten mit ebenso schönen als beweglichen Worten um sein Erbarmen allein. Sie überreichten die Schlüssel der Stadt und lieferten die Hauptfahnen aller Tore und Scharen, an Zahl sechsunddreißig, aus und schwuren denselben Eid, den die Konsuln geleistet hatten.

Hierauf erschien am Dienstag alles Volk mit dem Carroccio, welcher bei uns Standart genannt wird, und mit der übrigen Schar der Ritter und führte mit sich die Feldzeichen aller Stadtviertel, an Zahl hundert und einige mehr. In Scharen geordnet, zogen sie in Neu-Lodi ein. Die Bewohner von drei Quartieren schritten dem Fahnenwagen voraus, die übrige Menge folgte bis zur Pfalz des Kaisers. Als die Bürger ihn hoch erhaben auf seinem Throne erblickten, ließen die Trompeter, welche auf dem Fahnenwagen standen, noch einmal mit Macht ihre ehernen Posaunen erschallen. Es war der Grabgesang ihres Hochmuts, der jetzt erstarb und bestattet ward. Sobald die Töne verklungen waren, wurden die Posaunen dem Kaiser übergeben. Darauf traten die Vorsteher der einzelnen Stadtviertel an den Kaiser heran, bekannten ihre Schuld und legten ihre Fahnen der Reihe nach von der ersten bis zur letzten nieder. Noch stand der Fahnenwagen, bewehrt mit starken Eichenbohlen und zur Verteidigung wohl ausgerüstet und mit Eisen auf das stärkste beschlagen. In seiner Mitte erhob sich ein schlanker Mastbaum, von unten bis zur Spitze mit Eisen, mit Riemen und Stricken auf das festeste umwunden. Auf der Spitze ragte ein Kreuz, an dessen vorderer Seite der heilige Ambrosius abgebildet war, wie er geradeausblickend den Segen erteilte, in der Richtung, wohin der Wagen gelenkt wurde. Schon waren alle Ehrenzeichen der Mailänder abgelegt worden, als zuletzt der Fahnenwagen herankam, um sein Haupt zu neigen. Seine Lenker senkten kunstvoll den ganzen künstlichen Bau und jenen Mastbaum bis zur Erde, so daß wir, die neben dem Throne des Herrn Kaisers standen, den Zusammensturz des Wagens befürchteten und von Schrecken erfüllt wurden. Aber der niedergesenkte Stamm fiel nicht und richtete sich nicht wieder auf, bis der Kaiser die Fahne von der Spitze lösen und den Wagen wieder aufrichten und als einen Besiegten dastehen ließ. Da fielen Krieger und Volk einmütig auf ihr Antlitz und flehten unter Tränen um Gnade. Hierauf sprach ein Konsul in beweglicher Rede, und als er geendet hatte, fiel nochmals die ganze Menge auf die Kniee nieder, erhob die Kreuze, die sie trug, und bat um des Kreuzes willen unter lautem Wehklagen um Erbarmen. Wer dies hörte, wurde heftig erschüttert und zu Tränen gerührt. Nur des Kaisers Antlitz blieb unbewegt. Zum drittenmal trat jetzt der Graf von Blandrate als Fürsprecher für seine ehemaligen Freunde auf und bewegte alle zu Tränen, indem er selbst das Kreuz emporhielt, während sich die ganze Menge zugleich mit demütiger Bitte niederwarf. Aber auch jetzt noch blieb allein des Kaisers Antlitz fest wie ein Stein. Danach wurde von dem Erzbischof von Cöln die einfache Formel der Unterwerfung abgefaßt und von den Bürgern mit unumwundenem Bekenntnis beantwortet. Hierauf erwiderte ihnen der Kaiser auf ihr Flehen, was ihm ziemte, und versprach nach reiflicher Überlegung, Gnade walten zu lassen, und hieß sie jetzt alle gehen und am folgenden Tage wieder vor seinem Angesicht erscheinen. Jene aber warfen in der Hoffnung auf Erbarmen die Kreuze, die sie in den Händen führten,

durch das Fenster in die Kemnate der Kaiserin, da sie keinen Zutritt vor ihr Angesicht fanden.

Als nun die Bürger am anderen Tage sich wieder unter Wehklagen einstellten, gab ihnen der Kaiser zur Antwort, er wolle den Anfang der Gnade und den Anfang des Gerichts machen, und erklärte, wenn er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen wollte, so müßten sie alle ihr Leben verlieren, aber es sei jetzt Zeit, der Gnade Raum zu geben. Jene räumten ein, daß solches nach den Gesetzen wahr sei, baten aber, daß im Hinblick auf die göttliche Barmherzigkeit das letztere eintrete. Der Kaiser erteilte hierauf den Befehl, daß alle Konsuln und gewesenen Konsuln, alle Häupter und Ritter, alle Rechtskundigen und Richter in Gewahrsam gehalten, das Volk aber als weniger schuldig nur nach Ablegung eines Eides in die Stadt zurückgeschickt werde. Danach entsandte er Beamte in die Stadt, welche allen, die das zwölfte Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten, den Treueid abverlangen sollten, was denn auch geschah. Er befahl, die einzelnen Tore der Stadt und den Graben und die Mauern um die Tore niederzulegen, damit bei jedem Tore die einzelnen Heeresabteilungen in breiter Front und in gleichem Schritt einziehen könnten; und also ist es auch geschehen. So ließ sich denn der Herr Kaiser, nachdem er Mailand besiegt hatte, von Erbarmen überwinden, und damit durch die Gemeinschaft mit den Geächteten keine Sünde begangen werde und er der Barmherzigkeit genug tue, löste er die Mailänder von der Acht des Reiches. Hierauf wurden die Mauern der Stadt und die Gräben und Türme allmählich niedergerissen und so die ganze Stadt von Tag zu Tag mehr dem Verfalle und der Verwüstung preisgegeben.

2. Das Reichsfest zu Mainz. 1184.

Arnold von Lübeck, Chronik der Slaven. Lateinisch. Arnold war Abt des Johannisklosters in Lübeck. In Arnolds Bericht sind auch die Berichte einiger anderer gleichzeitiger Geschichtschreiber verwoben. A. Richter, Quellenbuch. Leipzig 1888. S. 88 ff.

Im Jahre 1184, um Pfingsten, hielt Kaiser Friedrich einen sehr berühmten Hoftag zu Mainz. Dahin kamen alle Würdenträger, Beamten und Fürsten, dahin die Erzbischöfe und alle Großen und Edlen, die dem Kaiser zu gefallen wetteiferten. In der Ebene, die sich in der Nähe von Mainz zwischen Rhein und Main ausbreitet, erhob sich eine leichtgebaute, aber glänzende und prächtige Stadt zur Aufnahme der von stattlichem Gefolge begleiteten Fürsten und Großen. In der Mitte der kunstreich erstehenden Zeltstadt erhob sich in reichgeschmücktem Holzbau der für den Kaiser selbst bestimmte Palast und mit demselben in Verbindung stehend eine mächtige Kirche. Um diesen Mittelpunkt breiteten sich in weitem Kreise die Zelte aus, welche die einzelnen Fürsten für sich herrichten ließen. Zahllose, in den verschiedensten Farben erglänzende Zelte bedeckten die weite Ebene, auf ihren Spitzen mit Fahnen und Bannern mannigfach geschmückt. Mehr noch staunte man die Vorräte von Lebensmitteln an, die auf des Kaisers Befehl von allen Seiten her, zu Lande und zu Wasser, rheinaufwärts und rheinabwärts herbeigebracht wurden. Eine ganze Flotte von Schiffen lag längs des Rheinufers, die unerschöpfliche Massen Weins aus der weinreichen Landschaft herbeigeführt hatten. Und nicht anders war es mit Getreide, Brot, Schlachtvieh und Geflügel. Damit man aber

von dem unbeschreiblichen Aufwande sich einen Begriff machen kann, will ich nur eins der geringsten Dinge anführen, um davon auf die größeren schließen zu lassen. Es waren dort zwei große Häuser errichtet, in welchen sich große Räume befanden, die durchweg mit Querstangen versehen waren. Diese Häuser waren von unten bis oben mit Hähnen und Hennen angefüllt, so daß kein Blick durch sie hindurchzudringen vermochte, zur größten Verwunderung vieler, welche kaum geglaubt hatten, daß soviel Hühner überhaupt vorhanden wären. Wohl bedurfte man so gewaltiger Vorräte, denn drei Tage lang sollte die Masse der Fürsten und Edlen, der Einheimischen und Fremden als Gäste des Kaisers bewirtet werden. Und welche Menschenmassen waren außer den geladenen Gästen noch zu erwarten! Fahrende Sänger und Dichter, Spielleute und Gaukler wurden durch die Festlichkeiten aus weiter Ferne herbeigelockt, in der Hoffnung, von der Freigebigkeit des Kaisers und der Fürsten reichen Gewinn zu haben. Auf siebzigtausend schätzte man die Zahl der Ritter und Krieger, und dazu kam noch das Heer der Geistlichen und der Leute niederen Standes.

Am ersten Pfingstfeiertage schritt Kaiser Friedrich mit seiner Gemahlin Beatrix im Schmucke des kaiserlichen Stirnreifes in feierlicher Prozession und geleitet von einem glänzenden Gefolge zu der in der Mitte des Lagers errichteten Kirche. Mit der königlichen Krone auf dem Haupte folgte ihnen König Heinrich. In ebenso stattlicher Prozession verließen sie auch nach der Messe die Kirche. Glänzende Gastmähler schlossen den ersten Festtag, bei welchen den Dienst des Mundschenken und des Truchseß, des Marschalls und des Kämmerers die Fürsten des Reiches in eigener Person bei dem Kaiser versahen. Am folgenden Tage fanden nach der Frühmesse glänzende Ritterspiele und Waffenübungen statt, bei welchen des Kaisers Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen bewiesen. Bei 20000 Ritter wetteiferten da nicht bloß in allen ritterlichen Künsten, sondern auch in Kostbarkeit der Rüstung, Glanz der Waffen und in Schönheit der Rosse. Kaiser Friedrich selbst erschien in ihrer Mitte und nahm an ihren Kämpfen teil. Als das glänzende Schauspiel beendet war, wurden des Kaisers Söhne feierlich mit dem Schwerte umgürtet und zu Rittern geschlagen. Und zur Feier des frohen Ereignisses ließen sie dann den in Scharen zusammengeströmten Dienstmannen, Sängern, Gauklern und armen Leuten Gold und Silber, Pferde, Gewänder und andere Gaben austeilen.

Unter ähnlichen Festlichkeiten verlief der dritte Tag; doch wurde an diesem die Freude durch einen traurigen Zwischenfall einigermaßen getrübt. Gegen Abend erhob sich plötzlich ein heftiger Sturmwind, der die inmitten des Lagers errichtete hölzerne Kirche, eine Anzahl anderer Gebäude und eine Menge von Zelten niederriß. Fünfzehn Menschen büßten dabei das Leben ein. Am vierten Tage begann sich die Menge nach allen Seiten hin zu zerstreuen, und mit der Kunde von der Herrlichkeit zu Mainz erfüllte zugleich der Ruhm des Kaisers Friedrich nicht nur das ganze Deutschland, sondern auch die angrenzenden Länder, und Dichter und Sänger priesen wetteifernd die Wonne des Mainzer Festes und den Ruhm des Kaisers und seiner Söhne.

3. Der Tod Friedrich Barbarossas. 1190.

Otto von Freising, 1. Chronik und 2. Taten Kaiser Friedrichs. Lateinisch. Otto war ein Halbbruder Kaiser Konrads III. und Bischof von Freising († 1158). Seine Chronik enthält u. a. einen Brief, in welchem ein unbekannter hochgestellter Mann, der am Kreuzzug teil nahm, einem Kirchenfürsten über verschiedene Erlebnisse, besonders aber über das Ende Kaiser Friedrichs Nachricht gibt. Erler a. a. O. II. S. 611.

Im Glauben, daß Eure Heiligkeit danach begierig sei, Kunde von den Taten des Kaisers zu empfangen, haben wir uns bemüht, das, was wir mit eigenen Augen gesehen und wobei unser eigener Arm tätig gewesen ist, ohne die Beimischung entstellender Fälschung in kurzer Zusammenfassung Euch zu berichten.

Vernehme daher Eurer Weisheit Heiligkeit, daß wir, von dem allerchristlichsten Könige Ungarns, Bela, ehrenvoll aufgenommen und gütig behandelt, sogleich, als wir das griechische Reich betraten, in die Hände von Dieben und Räubern gefallen sind, weil bei den Griechen Treue und Glauben nicht gefunden werden. Denn wider das allen Völkern gemeinsame Recht von der Unverletzlichkeit der Gesandten hatten sie den Bischof von Münster und den Grafen Robert von Nassau gefangen genommen. So zogen wir denn nur unter großen Mühen durch Bulgarien und konnten erst nach langer Verzögerung unseres Marsches am Osterfeste (1190) wohlbehalten an Leib und Habe über den Meeresarm des heiligen Georg (Straße von Konstantinopel) gehen. Denn wir nahmen und zerstörten erst die Stadt Philippopolis, brachen das berühmte Schloß Berrhoë, verwüsteten das ganze umliegende Land mit dem Schwerte, eroberten auch die berühmte Stadt Adrianopolis und die benachbarten Städte, stürmten die unbezwingliche Stadt Demótika unter Anführung des Herzogs von Schwaben und töteten eine unzählige Menge der Einwohner des Ortes; auch ward von unseren Rittern und einer geringen Schar des Kriegsvolks eine Burg mit Namen Manicéta gebrochen, wobei gegen 6000 Griechen durch Feuer und Schwert zu Grunde gingen, dann wurden noch viele Schlösser genommen und den Griechen ein großer Menschenverlust zugefügt, unter denen auch Hungersnot aufräumte; endlich erhielten wir auch von dem Kaiser Konstantinopels geeignete Geiseln und wurden uns die Boten des Sultans von Ikonium und die Söhne desselben, welche die Griechen vordem, da sie an uns gesandt worden waren, gefangen genommen hatten, zurückgegeben. Freilich wurde nachher alles, was uns der genannte Kaiser zugeschworen und verheißen hatte, keineswegs gehalten. . . . .

Bald begann unter uns (in Kleinasien) arge Hungersnot zu herrschen. Wein und Mehl fehlten ganz, und oft genug habe ich mit den anderen Pferdefleisch essen müssen. Die Pferde aber erlagen dem Mangel, weil wir weder Getreide noch Saat und Gras fanden. Dazu umschlossen uns die Türken so eng bei Tag und Nacht, daß niemand das Lager zu verlassen vermochte. Am Mittwoch vor Pfingsten töteten wir wieder eine große Menge unserer Gegner. Nach dem heiligen Pfingstfeste trafen wir auf Melich (von Ikonium), den Sohn des Großsultans, und fanden in Schlachtreihe gegen uns aufgestellt eine Menge von vierzigtausend türkischen Reitern, die den Heuschrecken gleich das ganze Land erfüllten. Da erhoben wir wider sie im Namen Christi die siegreichen Adler vor unserem Heere und fühlten nicht den

Hunger und die Verluste an Verwundeten. Und obwohl wir kaum sechshundert Berittene waren, so haben wir sie unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes besiegt und in die Flucht getrieben. An demselben Tage verfolgten wir Melich, der in der Richtung nach Ikonium geflohen war, und nach so großem Siegesruhm kamen wir endlich zur Nacht ins Lager; aber wir fanden keine Erquickung, denn Menschen und Tiere blieben ohne Speise und Trank, und wir verzweifelten schon an unserem Leben, denn die Pferde, die noch übrig geblieben waren, waren fast alle dem Hunger und den Anstrengungen des langen Weges erlegen. Von da brachen wir um die früheste Morgendämmerung auf, und da wir schon der Stadt Ikonium bis auf eine Meile uns genähert hatten, so rückten wir weiter vor. Wir fanden endlich Wasser und blieben dort den ganzen Mittwoch.

Am folgenden Tage lagerten wir uns in der Nähe eines herrlichen, von Mauern eingeschlossenen Gartens bei Ikonium, wo wir auch zwei überaus prächtige Pfalzen des Sultans zerstörten. Schon bedrohte die größte Not unser Leben, der entsetzlichste Hunger peinigte uns, kaum besaßen wir noch fünfhundert Ritter zu Pferde, weder zum Vorrücken noch zum Zurückgehen hatten wir die Möglichkeit. Da gab uns der Zwang der Notwendigkeit selbst einen Rat. Wir teilten unsere Ritterschaft in zwei Teile und zogen am Freitag nach Pfingsten geradeswegs zur Eroberung der Stadt aus. Und wunderbar und unglaublich zu sagen, durch göttliche Hilfe bezwang der Herzog von Schwaben mit sechs Genossen die Stadt, und die Schärfe des Schwertes traf ihre Bewohner. Der Herr Kaiser blieb unterdessen in ihrem Rücken und kämpfte im Felde mit den anderen Türken, und obgleich es ihrer an 200000 Reiter waren, so besiegte er sie mit dem Beistande des Höchsten und warf sie in die Flucht. Nicht unwürdig des Andenkens war diese Tat, denn die Stadt Ikonium gleicht an Größe Cöln. Hier rasteten wir, nachdem wir Beute gewonnen hatten, von Freitag bis Mittwoch. Alsdann gab uns der Sultan, der sich mit den Seinen in ein Lager zurückgezogen hatte, von Todesfurcht geängstigt, zwanzig Geiseln nach unserer Wahl, die wir auch heute noch gefangen halten, weil er die versprochene Treue nicht bewahrt hat.

Von da brachen wir am nächsten Sonntage auf und zogen geradeswegs nach Laranda, wo wir am ersten Juni rasteten. Hier ward inmitten der tiefen, schweigenden Nacht die Erde von einer solchen Erschütterung heimgesucht, daß wir glaubten, es seien die Scharen der Türken über uns gekommen. Wir meinen aber, es sei dies ein Vorzeichen gewesen für das Schicksal, welches den Herrn Kaiser treffen sollte. Da wir nun von da vorrückten, zogen wir nach dem Saleph, wo wir solche Wildheit und Schwierigkeit des Weges beim Überschreiten des Gebirges fanden, daß wir nur unter dem größten Verlust an Gepäck den Saleph am 10. Juni 1190 erreichen konnten.

An demselben Tage durchritt der Herr Kaiser zur Abkürzung des Weges ein reißendes Wasser in den Tälern des Gebirges, und er kam wohlbehalten an das andere Ufer. Als er hier gespeist hatte, gedachte er nach den unzähligen und unerträglichen Mühen, die er schon einen Monat lang erduldet hatte, in demselben Flusse zu baden und durch Schwimmen sich zu erfrischen. Hierbei ertrank er nach Gottes Ratschluß. Ein beweinenswertes, unerwartetes Unglück! Wir trugen seine irdischen Überreste mit uns hinweg unter gebührender Verehrung und gelangten so nach der weitberühmten Stadt Tarsus. Von da zogen wir weiter gen Antiochia und erlitten großen Verlust an unserer Habe. Sechs

Wochen lang hatten wir Mangel an Lebensmitteln, weil nichts Käufliches gefunden wurde.

Soviel über die Menge unserer Fährlichkeiten. Für die Zukunft erwarten wir Trost von Gottes Barmherzigkeit.

4. Kaiser Friedrich II. und die Fürsten.

Ch. E. Krämer, Historisches Lesebuch über das deutsche Mittelalter, aus den Quellen zusammengestellt und übersetzt. Leipzig 1882.

a. Sein Bund mit den geistlichen Fürsten (26. April 1220).

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit Friedrich II., von Gottes Gnaden der Römer König, immer Augustus und König von Sizilien, an alle für alle Zeit.

1. Zuvörderst versprechen wir, daß wir niemals hinfort beim Tode irgend eines geistlichen Fürsten die Hinterlassenschaft für den Fiskus in Anspruch nehmen werden. Wir verbieten auch, daß irgend ein Laie unter irgend einem Vorwand sich dieselbe zueigne, sondern sie soll dem Nachfolger anheimfallen.

2. Ebenso neue Zölle und neue Münzen in deren Gebieten und Gerichtsbarkeiten werden wir ohne ihren Beirat oder gegen ihren Willen nicht errichten hinfüro; sondern die alten Zölle und Münzrechte, die den Kirchen derselben bewilligt sind, werden wir unverletzt und fest bewahren und schützen.

3. Ebenso werden wir Leute, welche ihnen zugehören durch welche Art der Hörigkeit auch immer, und durch welche Ursache auch sie sich ihrer Botmäßigkeit entfremdet haben, in unseren Städten nicht aufnehmen zu ihrem Nachteil.

4. Ebenso verordnen wir, daß niemand eine Kirche schädigen soll an ihren Gütern aus Veranlassung der Vogtei über dieselben Güter; wenn er aber sie geschädigt hat, so soll er den Schaden doppelt vergelten und 100 Mark Silber unserer Kammer entrichten.

5. Ebenso wenn einer von ihnen seinen Vasallen, der ihn beleidigt hat, nach dem Lehensrechte belangt und so das Lehen wieder an sich gezogen hat, so werden wir es für seine Benutzung schützen.

Auf welche Weise aber auch immer, sei es auch durch den Tod des Belehnten, ein Lehen einem geistlichen Fürsten ledig geworden ist, so werden wir jenes aus eigener Macht, geschweige mit Gewalt, in keiner Weise angreifen.

6. Ebenso werden wir, wie es recht ist, die von ihnen Exkommunizierten meiden; und wenn sie nicht vorher losgesprochen werden, so werden wir denselben nicht gestatten, vor Gericht zu erscheinen: so unterscheidend, daß die Exkommunikation sie nicht entbinde von der Verantwortung gegen Kläger, aber ohne Sachwalter, jedoch in ihnen vernichte das Recht und die Fähigkeit, Urteile und Zeugnisse zu geben und andere zu belangen.

7. Und weil das weltliche Schwert aufgestellt ist zum Schutze des geistlichen, so wird, wenn auf eine der vorgenannten Arten uns bekannt geworden ist, daß Exkommunizierte hierin über sechs Wochen beharrt haben, unsere Acht nachfolgen, die nicht zu widerrufen ist, wenn nicht vorher die Exkommunikation widerrufen wird.

8. Ebenso setzen wir fest, daß keine Gebäude, Burgen nämlich oder

Städte, auf den Gütern der Kirchen sei es durch Veranlassung der Vogtei oder aus irgend einem anderen Vorwande errichtet werden; und wenn etwa solche errichtet worden sind gegen den Willen derer, welchen die Güter zugehören, so sollen sie von der königlichen Gewalt vernichtet werden.

9. Ebenso verbieten wir nach Vorgang unseres Großvaters glücklichen Andenkens, des Kaisers Friedrich, daß einer unserer Amtleute in den Städten derselben Fürsten irgend eine Gerichtsbarkeit, sei es an Zöllen oder an Münzen oder an anderen Gefällen jeglicher Art, beanspruche, es sei denn während acht Tagen vor einem dort öffentlich angesagten Reichstage und acht Tage nach dessen Schluß. Und auch während derselben Tage sollen sie nicht in irgend etwas die Gerichtsbarkeit des Fürsten und die Gewohnheiten der Stadt zu beeinträchtigen sich herausnehmen.

b. Sein Bund mit den weltlichen Fürsten (Mai 1232).

Unsers Reiches erhabener Sitz wird erhöht und die oberste Leitung des Reiches ordnen wir völlig in Gerechtigkeit und Frieden, wenn wir auf unserer Fürsten und Großen Rechte mit gebührender Fürsorge hinblicken. Denn wie auf stattlichen Gliedern das Haupt sitzt, so ruht unsere Herrschaft auf jenen und gedeiht, und solche erhabene kaiserliche Größe lenkt und erhebt die, von deren Schultern sie gestützt und getragen wird.

Wir bewilligen also, was König Heinrich, unser Sohn, bewilligt hat, und verleihen dauernde Bestätigung, indem wir verordnen:

1. Daß keine neue Burg oder Stadt auf den Gütern der Kirchen durch uns oder durch irgend einen anderen errichtet werden soll.

2. Desgleichen: daß neue Märkte den alten in keiner Weise hinderlich sein dürfen.

3. Desgleichen: Niemand werde gezwungen, zu irgend einem Markte zu gehen gegen seinen Willen.

4. Desgleichen: Die alten Straßen sollen nicht abgelenkt werden, es sei denn mit Willen der Darüberwandelnden[1].

5. Desgleichen: In unseren neuen Städten soll die Bannmeile abgetan sein[2].

6. Desgleichen: Ein jeder von den Fürsten soll die Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften, Centen, seien es freie oder als Lehen übertragene, ruhig nach der bestätigten Landesgewohnheit gebrauchen.

7. Desgleichen: Die Centgrafen sollen die Centen von dem Landesherrn oder demjenigen empfangen, der durch den Landesherrn damit belehnt ist.

8. Desgleichen: Den Ort der Cente (des Gerichtsplatzes) wird keiner ändern ohne Zustimmung des Landesherrn[3].

9. Desgleichen: Zu den Centen soll kein „synodalis“[4] berufen werden.

---

[1] Der König verzichtete also auf das Hoheitsrecht über die Landstraßen.

[2] In dem Umkreise der Stadt, der Bannmeile, übten die Bürger die Gerichtsbarkeit aus; dort duldeten sie zum Schaden der Landbevölkerung und des Landesherrn keine Handwerker, damit die Landbewohner gezwungen würden, in der Stadt zu kaufen.

[3] Es durfte also niemand den Gerichtsstand seines Wohnorts ändern, z. B. ein Landbewohner nicht in die Stadt ziehen. Damit waren auch die Freien an die Scholle gebunden.

[4] Kein Sendbar-Freier, Vollfreier, der vielmehr dem Gerichte des Landesherrn unterstellt war.

10. Desgleichen: Die Bürger, welche „falburgere“ genannt werden, sollen gänzlich beseitigt werden[1]).

11. Desgleichen: Der Fürsten, Edlen, der Dienstmannen und der Kirchen Eigenleute sollen in unseren (Reichs-) Städten nicht mehr aufgenommen werden.

12. Desgleichen: Den Fürsten, Edlen, Dienstmannen und Kirchen sollen ihre Eigentümer und Lehen, welche von unsern Städten in Besitz genommen sind, zurückgestellt und nicht weiter besetzt werden.

13. Desgleichen: Geleit der Fürsten durch ihr Land, welches sie von unserer Hand zu Lehen haben, werden wir durch uns oder die Unsrigen nicht hindern oder behindern lassen[2]).

14. Desgleichen: Keine neue Münze werden wir in dem Lande irgend eines Fürsten schlagen lassen, durch welche die Münze desselben Fürsten im Werte verlöre.

X. Deutsche Kolonisation im Osten.

1. Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern.

Herbord, Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg. Lateinisch. Geschichtschreiber deutscher Vorzeit. Übersetzt von Dr. H. Prutz. S. 59 ff.

Der Mönch Herbord aus dem Bamberger St. Michaeliskloster schrieb das Leben Ottos wahrscheinlich 1159 unter Benutzung eines Berichts, welchen ein Klosterbruder und Zeitgenosse Ottos hinterlassen hatte, und zwar in der Art eines Zwiegesprächs, das zwei dem Bischof nahestehende Geistliche, Tiemo und Sefrid, miteinander führen.

Herzog Boleslaw von Polen, der die Pommern besiegt und ihnen das Versprechen, Christen zu werden, abgenommen hatte, rief Bischof Otto als Missionar herbei, gab ihm reichlich Lebensmittel, Gepäck und pommersches Geld mit, außerdem Leute, welche der slavischen und deutschen Sprache mächtig waren, drei Priester und einen Kriegshauptmann mit Namen Paulicius (1124). Sefrid erzählt weiter:

Vom Herzog von Polen entlassen, betraten wir einen schrecklichen ungeheuren Wald, der Pommern von Polen trennt, den noch kein Sterblicher durchzogen, außer daß der Herzog, ehe er Pommern unterworfen, sich und dem Heere durch Fällen und Bezeichnen der Bäume einen Weg ausgehauen hatte. Diesen Zeichen folgend, durchschritten wir den Wald nur mit großer Schwierigkeit in sechs Tagen. Der Herzog Wratislaus von Pommern, der heimlich schon Christ war, kam uns freundlich entgegen, überließ dem Bischof von seinen Leuten Führer und Diener und befahl, an allen Orten, die sein Eigentum waren, solle man ihm Aufnahme gewähren.

Als wir uns der Burg des Herzogs, Pyrissa (Pyritz), näherten, sahen wir dort 4000 Menschen, die unter lautem Geschrei, mit Trunk und Spiel und Tanz einen heidnischen Festtag feierten. Daher erschien es uns weder nützlich noch vorsichtig, unter die aufgeregte Menge zu gehen, sondern wir verbrachten die Nacht schlaflos und wagten weder Feuer im Lager zu haben, noch laut miteinander zu sprechen. Früh schickte der Bischof Paulicius und die Boten des Herzogs in das Lager. [Als sie erfuhren, daß der Bischof ihnen im Auftrage des Herzogs das Evangelium predigen wolle, erklärten sie sich dazu bereit. Der Bischof hielt ihnen im Freien eine Predigt; nachdem sie sich zum Übertritt bereit erklärt hatten, unterrichtete er sie sieben Tage,] dann ordnete er ein dreitägiges Fasten an und befahl,

[1]) Pfahlbürger genossen Schutz und Freiheiten der Stadt, ohne in der Stadt zu wohnen.
[2]) Der Kaiser überläßt also den Landesherren das Geleitsrecht.

daß sie ihren Körper durch Bäder reinigen und nach Anlegung frisch gewaschener weißer Gewänder mit reinem Herzen und reiner Kleidung zur heil. Taufe kämen. Inzwischen hatte Otto drei Taufstellen einrichten lassen und ordnete nun an, daß er selbst in der einen alle Knaben, andere Priester aber in der einen alle Frauen besonders, in der andern alle Männer besonders taufen sollten. Er ließ große Fässer über die Erde hervorragend eingraben, so daß ihr Rand etwa bis zum Knie hervorragte. Um die Fässer ließ er Säulen aufstellen und Stricke ziehen und Tücher darüber hängen, so daß die Fässer wie von einer Kuppel von allen Seiten umgeben waren. Vor dem Priester aber und seinen Gehilfen, die, auf der einen Seite stehend, die heil. Handlung vollziehen sollten, ließ er über eine ausgespannte Leine Linnen hängen, damit der Schamhaftigkeit nach allen Seiten Genüge geschehe. Als nun die Schar zur Stelle der Lehre kamen, redete der Bischof sie mit einer Ansprache an, stellte dann rechts und links die Geschlechter getrennt auf, salbte die Geprüften mit Öl und befahl ihnen, zu den Taufstellen zu gehen. Am Eingange des Zeltes traten immer nur wenige mit ihren Vätern ein, und sofort nahmen diese des zu Taufenden Kleid und Wachskerze, hielten es, während jener in das Wasser stieg, vor das Gesicht und warteten so, bis sie es ihm beim Heraussteigen wiedergeben konnten. Der an der Kufe stehende Priester aber, der mehr hörte als sah, daß jemand im Wasser war, entfernte ein wenig den Vorhang und vollzog durch dreimalige Benetzung des Kopfes die heilige Handlung. Nachdem er ihm dann auch den Scheitel gesalbt und das weiße Gewand angelegt, hieß er ihn getauft aus dem Wasser steigen, worauf ihm die Verwandten das Kleid, das sie hielten, zurückgaben und anzogen.

Die Zahl der Bekehrten betrug etwa 7000. Nachdem der Bischof ihnen eine Kapelle eingerichtet, sie über die Grundlehren des Christentums unterwiesen und sie besonders ermahnt hatte, der Vielweiberei zu entsagen, kam er mit seinen Begleitern nach Camina (Kamin), wo die dem Christentum ergebene Herzogin wohnte und ebenfalls eine christliche Gemeinde entstand. Danach fuhren sie zu Schiff nach Julina (Wollin).

Als wir uns der Stadt näherten, fingen unsere Führer zu zögern, zu zagen und zu flüstern an, und als der Bischof fragte: „Was beratet ihr?“ erwiderten sie: „Vater, wir fürchten für dich und die Deinen; denn dieses Volk war immer hart und ungebändigt. Wenn es dir daher recht ist, wollen wir landen und bis zum Hereinbrechen der Nacht am Ufer Rast machen, damit wir nicht etwa durch einen öffentlichen Einzug einen Auflauf gegen uns erregen.“ In den einzelnen Städten hatte aber der Herzog eine Pfalz und ein Gehöft mit einem Hause; wer dorthin floh, war vor jedem verfolgenden Feinde sicher. Sobald der Tag geschwunden war, gingen wir unter dem Schutze der Nacht in jenen Hof. Am anderen Morgen gerieten die böswilligen Menschen in Bewegung, fragten, wer wir seien und was wir wollten. Zuletzt aber, von Wahnsinn und Wut ergriffen, bewaffneten sie sich unter großem Lärm mit Beilen und Schwertern und anderen Waffen, brachen ohne irgend welche Rücksicht in das Haus des Herzogs und bedrohten uns mit dem Tode, wenn wir nicht schleunigst aus der Stadt flüchteten ... Die Straßen der Stadt aber waren schmutzig und sumpfig, und wegen des Schmutzes waren Brücken hergerichtet. Daher ergriff Paulicius den Bischof bei der Hand und begann ihn hinwegzuführen. Da versuchte aus dem Haufen ein barbarischer und starker Mann, die ungeheure Lanze, die er trug, schwingend, mit einem wuchtigen Hiebe das Haupt des vorübergehenden Bischofs zu treffen. Dieser aber wandte den Kopf und fing den Hieb mit der Schulter auf, und als nun jener sein Verbrechen wiederholte und ein anderer von ferne den Speer auf ihn schleuderte, da fiel unser Bischof von der Brücke in den Schmutz. Paulicius aber zeigte sich hier an Geist und Körper als ein Mann und verließ den am Boden liegenden Bischof nicht trotz der drohenden Pfeile, sondern fing mit seinem eigenen Körper die häufigen Hiebe auf und hob den Gefallenen aus dem Kote auf.

Ähnlich wurden auch andere Geistliche mit Stöcken und Knütteln geprügelt. Nachdem wir endlich die Brücke wieder erreicht hatten, . . . gingen wir über den See, die Brücke hinter uns abbrechend, und ruhten auf dem Felde zwischen Tennen und Scheuern. Als wir ausgeruht, sagte der glückselige Otto: „Welcher Schmerz! Die Palme war in unserer Hand, ihr habt sie uns entwunden! Die Schläge hätten kaum zum Märtyrertode eines einzigen hingereicht; da ihr aber alle nach dieser Krone strebtet, habt ihr auch nicht einen dazu gelassen!" Wir blieben sieben Tage jenseit des Sees. Inzwischen kamen die Vornehmen zu uns, um sich zu entschuldigen und die Schuld an dem Tumult dem niederen Volke zuzuschreiben. Unser Bischof redete ihnen vom Glauben und wies auf die drohende Macht des Polenherzogs hin, vor der sie sich nur durch die Bekehrung schützen könnten. Sie erklärten sich endlich bereit, das zu tun, was die Stettiner täten; denn diese Stadt sei die Mutter der Städte. Als der Bischof dies gehört hatte, eilte er, ohne Verzug nach Stettin zu gehen.

Wir landeten beim Einbruche der Nacht bei der Stadt, stiegen aus den Schiffen und gingen in den Hof des Herzogs. Am nächsten Morgen gingen Paulicius und die Gesandten zu den Vornehmen, berichteten, daß sie von seiten des Herzogs mit dem Bischof gesandt seien, zeigten als Anlaß der Reise das Evangelium, rieten ihnen, machten ihnen Versprechungen und schüchterten sie ein. Jene aber antworteten: „Nichts ist uns mit euch gemein! Die von den Vätern ererbten Gesetze werden wir nicht aufgeben; mit der Religion, die wir haben, sind wir zufrieden. Bei den Christen, sagten sie ferner, gibt es Diebe und Räuber, denen werden die Füße abgehauen und die Augen ausgestochen, alle Arten von Verbrechen und Strafen übt der Christ gegen den Christen. Fern sei von uns eine solche Religion." Das und ähnliches einwendend, schlossen sie ihre Ohren, um das Wort nicht zu hören. Da sie alle hartnäckig blieben, verweilten wir dort über zwei Monate und richteten fast nichts aus. Da uns nun ein so langer und doch nutzloser Aufenthalt beunruhigte, kamen die Gesandten auf den Gedanken, zum Herzog von Polen zu schicken, um anzufragen, was er in betreff unserer Befehle, ob wir dort bleiben oder zurückkehren sollten, und was er von der Widersetzlichkeit der Städte halte. Als die Bürger diese Absicht erfuhren, fürchteten sie sich zwar, baten aber, daß Gesandte geschickt würden, indem sie erklärten, mit denselben die ihrigen zu schicken unter der Verabredung, daß, wenn sie beim Herzog einen dauerhaften Frieden und Erleichterung des Tributs erlangen könnten und dies von ihren und unseren Gesandten schriftlich festgesetzt werde, sie sich willig den christlichen Gesetzen beugen wollten.

Während dies in der Stadt geschah, kamen Paulicius und die Gesandten, jener sowohl wie die unsern, von dem Herzog von Polen und brachten die Ausfertigung eines Vertrages folgenden Inhalts: „Bolezlaus, durch die gütige Gnade des allmächtigen Gottes Herzog von Polen und Feind aller Heiden, entbietet dem Pommernstamme und dem Volke von Stettin, wenn es die Sakramente des versprochenen Glaubens beobachtet, sichern Frieden und lange Freundschaft, wenn es aber jene nicht beobachtet, Tod und Brand und ewige Feindschaft. Das Land der Pommern soll dem Polenherzog jährlich nur 300 Mark Silber zahlen. Wenn ihm ein Krieg bevorsteht, sollen neun Familienväter den zehnten mit Waffen und Geld ausrüsten und für seine Familie daheim inzwischen treulich sorgen. Wenn ihr dies beachtet und euch zum christlichen Glauben bekennt, werdet ihr Frieden mit uns durch Handschlag und die Freude des ewigen Lebens erlangen." Als nun diese Worte vor dem Volke und den Fürsten verlesen waren, waren sie erfreut, nahmen demütig die Sakramente an und unterwarfen sich, allen Widerspruch aufgebend, den evangelischen Überlieferungen.

Da benutzte der Bischof die Zeit, und auf die Kanzel steigend, sagte er: „Jetzt gilt es, das Amt unserer Predigt wahrzunehmen." Und anhebend sprach er: „Freut euch immer im Herrn! Die ganze Welt empfand Schmerz über

euren Unglauben, denn die ganze Welt, teuerste Brüder, bis zu diesem Winkel eures Landes erkennt das Licht der Wahrheit, und ihr wolltet in der Finsternis bleiben? Je später ihr euch jetzt zu eurem Schöpfer bekehrt habt, um so eifriger laufet. Eilet, daß ihr die, welche euch im Glauben vorangegangen sind, einholet. Zuerst entsagt so schnell wie möglich euren tauben und stummen Göttern, zerstöret die Tempel, vernichtet die Bilder, daß der Herr, euer Gott, der lebendige und wahre Gott, in eurer Mitte zu wohnen euch würdig halte. Aber ich weiß, daß ihr noch nicht genug vertraut; ich weiß, daß ihr die Geister fürchtet, die in den Hainen und den von euch gemachten Bildern wohnen, und deswegen nicht wagt, sie zu zerstören. Aber laßt es ruhig zu, daß ich selbst mit meinen Brüdern, den Priestern und Geistlichen, jene Bilder und Kontinen angreife, und wenn ihr uns mit des heiligen Kreuzes Zeichen gewaffnet unverletzt bleiben seht, so waffnet euch alle ebenfalls mit diesem Siegeszeichen des Kreuzes und zerschlagt mit uns mit Beilen und Äxten die Türen und Wände, zerstört und verbrennt sie." — Als sie dies gehört und zugesagt hatten, griffen der Bischof und die Priester, nachdem sie Messe gelesen und das Abendmahl genommen, mit Beilen und Hacken bewaffnet die Kontinen und Tempel an, alles zerstückelnd und niederwerfend, auf die Dächer steigend und sie zerstörend. Die Bürger aber standen dabei und sahen zu, was ihre jämmerlichen Götter tun würden, ob sie ihre Häuser verteidigen würden oder nicht. Als sie aber sahen, daß den Zerstörern nichts Böses begegnete, stürzten sie darauf los, zerstörten und zerstückelten alles, und sogar das Bauholz verteilten sie unter sich und brachten es in ihre Häuser, um es auf dem Herde zur Bereitung von Brot und Speisen zu gebrauchen.

In der Stadt Stettin gab es vier Kontinen, eine von diesen, die vornehmste, war wunderbar schmuckreich und kunstreich gebaut, hatte inwendig und auswendig Skulpturen, an den Wänden hervorragende Bilder von Menschen, Vögeln und Tieren, so naturgetreu in ihrer Haltung dargestellt, daß man sie für lebend hätte halten mögen, und, was wohl sehr selten genannt werden muß, die Farben der äußeren Bilder konnten durch kein Schnee- oder Regenwetter erbleichen oder abgewaschen werden, so hatte es die Kunst der Maler eingerichtet. In dieses Gebäude brachten sie nach der alten Gewohnheit ihrer Väter die gewonnenen Schätze und Waffen der Feinde und was im See- oder Landkampf an Beute gemacht war, nach dem Gesetze der Entrichtung des Zehnten. Auch goldene und silberne Milchkrüge, aus denen die Vornehmen und Mächtigen zu wahrsagen, zu schmausen und zu trinken pflegten, hatten sie dort aufgestellt, um sie an festlichen Tagen wie aus einem Heiligtum hervorzuholen. Auch bewahrten sie dort zum Schmuck und zur Ehre ihrer Götter Stierhörner, vergoldet und mit Edelsteinen verziert, Dolche und Messer und viel kostbares Gerät, selten und schön zu sehen, was sie, als der Tempel zerstört war, alles dem Bischof und den Priestern zu geben beschlossen. Jener aber sagte: „Es sei ferne von mir, daß wir uns durch euch bereichern, denn dergleichen und noch besseres haben wir zu Hause im Überfluß. Verteilt das lieber an die, denen es gehört, zu eurem Gebrauche mit Gottes Segen." Und indem er Weihwasser über alles sprengte und das Zeichen des Kreuzsegens darüber machte, befahl er, daß sie es unter sich verteilten. Es war dort aber ein dreiköpfiges Bild, das, mit drei Köpfen an einem Körper, Triglaf genannt wurde. Dies allein nahm er an und führte, während er den Körper zerstörte, die drei zusammenhängenden Köpfe gleichsam als Trophäe mit sich fort und schickte sie später zum Beweis der Bekehrung jener nach Rom, um nämlich dem apostolischen Herrn und der gesamten Kirche zu zeigen, was er, jenem gehorsam, ausreißend und pflanzend, bauend und zerstörend, bei jenem Volke geleistet habe. Die drei anderen Kontinen aber genossen weniger Verehrung und waren weniger geschmückt. Nur Bänke waren darin im Umkreise errichtet und Tische, weil sie dort ihre Zusammenkünfte und Versammlungen zu halten pflegten. Denn sei es, daß sie trinken oder spielen oder ernste

Angelegenheiten behandeln wollten, zu gewissen Tagen und Stunden kamen sie in jenen Häusern zusammen. Außerdem stand dort eine mächtige und dicht belaubte Eiche, und unter derselben floß eine liebliche Quelle, welche das einfältige Volk als von einer Gottheit bewohnt für heilig hielt und daher mit großer Andacht ehrte. Als der Bischof nach Zerstörung der Kontinen auch diese fällen wollte, wurde er vom Volk gebeten, es nicht zu tun. Denn sie versprachen, daß sie in Zukunft weder jenen Baum noch den Ort unter irgend welchem religiösen Vorwande unterhalten wollten, sondern bloß des Schattens und der Annehmlichkeit willen; da das keine Sünde sei, wollen sie lieber jenen retten, als von ihm gerettet werden. Nachdem sie dieses gelobt, sagte der Bischof: „Wegen des Baumes beruhige ich mich, jenes aber, die lebendige Prophezeiung eurer Schicksale, müßt ihr beseitigen, weil die Christen weder Vogelschau noch Wahrsagerei treiben dürfen." Sie hatten nämlich ein wunderbar großes und fettes Pferd, schwarz von Farbe und sehr schnell. Dasselbe wurde das ganze Jahr hindurch nicht gebraucht und war von solcher Heiligkeit, daß es keinen Reiter duldete, und es hatte einen von den vier Priestern der Tempel als sorgfältigen Wärter. Wenn sie nun zu Lande gegen ihre Feinde, oder um Beute zu machen zu gehen gedachten, so pflegten sie den Ausgang der Unternehmung durch jenes Pferd auf folgende Weise vorher zu erkunden: Neun Lanzen wurden auf die Erde gelegt, eine von der andern eine Elle entfernt. Nachdem dann das Pferd gesattelt und gezäumt war, führte es der Priester, dem seine Obhut zukam, am Zügel drei- oder viermal quer über die daliegenden Lanzen hin und her. Wenn das Pferd, ohne mit den Füßen anzustoßen und ohne die Lanzen zu verschieben, darüber hinwegging, so hielten sie das für ein Glückszeichen und fuhren ruhig fort; wenn aber nicht, so hielten sie sich ruhig. Diese Art der Lose und andere Berechnungen mit Holzstäbchen, die sie als eine Weissagung über Kampf und Beute zur See betrachteten, beseitigte er, obgleich manche heftig Widerstand leisteten, doch mit Gottes Hilfe von Grund aus und befahl, das zu törichter Weissagung gebrauchte Pferd in anderes Land zu verkaufen, dabei versichernd, dasselbe sei mehr zum Viergespann als zu Weissagungen geeignet. Und als sie allen Aberglauben und alle ihre Unregelmäßigkeiten, wie der Bischof sie lehrte, abgelegt hatten, ermahnte er sie, daß sie, alle Christen wie ihre Brüder achtend, dieselben weder verkauften noch töteten, noch durch Gefangenschaft quälten, noch die Grenzen derselben beunruhigten, noch Leute von ihnen wegführten, sondern sich brüderlich und freundlich zu allen verhielten und von ihnen dasselbe als Vergeltung erwarteten. Und was das Allergrausamste war, nämlich die Tötung der weiblichen Geburten, daß dies fernerhin nicht geschehe, hieß er sie die Weiber ermahnen. Denn bis zu dieser Zeit pflegten sie, wenn eine Frau mehrere Töchter geboren hatte, um leichter für die übrigen sorgen zu können, einige von denselben zu erdrosseln, den Mord für nichts achtend.

2. Der Kreuzzug gegen die Slaven. 1147.

Helmold, Chronik der Slaven. Lateinisch. Nach der Ausgabe der Monumenta G. übersetzt von J. C. M. Laurent. Berlin 1852. Der Priester Helmold lebte im 12. Jahrhundert im Augustinerkloster zu Neumünster, dann als Pfarrer zu Bösau am Plöner See.

Das Kreuzheer setzte sich das Volk der Slaven zum Ziele, nämlich die Obotriten und Lutizen, um sie zu strafen, daß sie Tod und Vertilgung über die Christen gebracht hatten. Die Häupter waren Albero, Erzbischof von Hammenburg, samt allen Bischöfen Sachsens, ferner der junge Herzog Heinrich, Herzog Konrad von Zaringe, Markgraf Adelbert (Albrecht) von Soltwidele und Konrad von Within. Da Niklot dies vernahm, berief er sein ganzes Volk und sandte Boten an den Grafen Adolf und erinnerte

ihn an das Bündnis, das sie miteinander geschlossen hatten, bat ihn auch, sich mit ihm zu besprechen. Als der Graf das abschlug, ließ jener ihm sagen: „Ich hatte beschlossen, dein Auge und dein Ohr zu sein im Lande der Slaven, damit du keine Belästigung erdulden solltest; warum verleugnest du also deinen Freund in der Zeit der Not?“ Und er rüstete eine Kriegsflotte aus, fuhr über das Meer und lief in die Mündung der Trovena ein. Die Bewohner der Stadt Lubeke aber riefen, als sie das Geräusch des Heeres vernahmen, die Männer der Stadt auf. Das Volk aber war, von vielem Trinken berauscht, nicht vom Bette und von den Schiffen wegzubringen, bis sie, von Feinden umringt, die mit Waren beladenen Schiffe, in welche Feuer geworfen wurde, verloren. Dort wurden an jenem Tage 300 und mehr Menschen erschlagen. Rudolf, Priester und Mönch, wurde, als er auf die Burg zu floh, von den Barbaren aufgefangen und von tausend Wunden zerfleischt. Die ganze Umgegend wurde verheert. Die Slaven belagerten auch eine kleine Feste im Bezirk von Susle, in der nur 100 friesische Männer lagen; da sie den Ort nicht ohne Blutvergießen einnehmen konnten, versprachen sie den Friesen Leben und Unverletzlichkeit des Körpers, wenn sie aus der Feste hervorkämen und die Waffen ablieferten. Schon waren einige zur Übergabe bereit; allein der hochsinnige Priester Gerlav sprach: „Meint ihr, die Barbaren hielten Treue? Wißt ihr nicht, daß unter allen Ankömmlingen keiner der Slaven verhaßter ist als die Friesen? Tauchet lieber eure Schwerter in ihre Eingeweide!“ Damit riß er ein Tor auf und warf mit nur einem Manne die Feinde zurück, mit eigener Hand eine Menge Slaven erlegend. Die kleine Zahl der Verteidiger hielt die Burg; als der Graf das vernahm, eilte er zur Hilfe herbei, und die Slaven kehrten mit Beute und vielen Gefangenen in ihre Heimat zurück.

Das Kreuzheer teilte sich und belagerte die Festen Dubin und Demin; auch ein dänisches Heer schloß sich denen an, welche Dubin belagerten, und die Belagerung ward sehr heftig. Aber zuletzt, als die Unsern des Kampfes überdrüssig waren, wurde eine Übereinkunft geschlossen unter der Bedingung, daß die Slaven den christlichen Glauben annehmen sollten. Demnach wurden viele derselben getauft, jedoch fälschlicherweise, und mit der Knechtschaft verschonten sie alle Greise und unbrauchbaren Personen, die übrigen jedoch, welche noch im rüstigen Alter und zur Arbeit geschickt waren, behielten sie zurück. So wurde diese große Unternehmung mit geringem Erfolge beendigt. Denn gleich nachher zeigten sich die Slaven wieder schlimmer als zuvor, da sie weder der Taufe achteten, noch sich der Beraubung der Dänen enthielten.

3. Weitere Kämpfe Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären im Slavenlande.

Helmold a. a. O.

Als nun Hartwig, der Erzbischof von Hammenburg, sah, daß im Slavenlande Friede herrschte, richtete er die Bischofssitze wieder ein, welche die Wut der Barbaren zerstört hatte, nämlich den zu Oldenburg, Racesburg und Mikilenburg (Mecklenburg).

Eines Tages sprach Herzog Heinrich zu dem Grafen Adolf: „Es ist uns schon seit geraumer Zeit zu Ohren gekommen, daß unsere Stadt Bardowiek eine große Abnahme an Bürgern erduldet wegen des Handelsplatzes

Lubeke, weil alle Kaufleute dahin übersiedeln. Ebenso klagen die Luneburger, daß unser Salzwerk zu Grunde gerichtet sei wegen des Salzwerks, welches Ihr zu Oldesloe angelegt habt. Darum ersuchen wir Euch, uns den halben Anteil an Eurer Stadt Lubeke und an Eurem Salzwerk zu geben." Als der Graf sich dessen weigerte, verordnete der Herzog, daß hinfort zu Lubeke gar kein Markt mehr sein sollte; zur selben Zeit ließ er auch die Salzquellen zu Oldesloe verschließen. 1151 wurde die Stadt Lubeke von einer Feuersbrunst verzehrt. Da schickten die Kaufleute und die anderen Bewohner der Stadt an den Herzog und ließen ihm sagen: „Es währt nun schon lange, daß der Markt zu Lubeke auf Euern Befehl verboten ist. Wir aber sind bisher in der Hoffnung, den Markt durch Eure Gnade wieder zu erlangen, in dieser Stadt geblieben. Auch konnten wir uns nicht entschließen, die mit großen Kosten aufgeführten Gebäude zu verlassen. Jetzt aber, da unsere Häuser abgebrannt sind, würde es zwecklos sein, an einem Ort, wo kein Markt sein darf, wieder zu bauen. Gebt uns also einen Ort, eine Stadt zu gründen, wo es Euch gefällt." Nun bat der Herzog den Grafen Adolf, daß er ihnen den Hafen und den Werder in Lubeke abtreten möchte. Er aber wollte nicht darauf eingehen. Da gründete der Herzog eine neue Stadt am Flusse Wochniza (Wackenitz), nicht weit von Lubeke, und nannte sie nach seinem Namen Löwenstadt. Da der Ort aber wenig geeignet war und man nur mit kleinen Schiffen dorthin gelangen konnte, begann der Herzog mit dem Grafen wieder von Lubeke zu reden, indem er ihm vieles versprach, so daß ihm der Graf zuletzt die Burg und den Werder von Lubeke abtrat. Sogleich kehrten auf Geheiß des Herzogs die Bürger aus der unbequemen neuen Stadt zurück und begannen die Kirchen und Mauern wieder zu bauen. Der Herzog aber sandte in die Reiche und Städte des Nordens Boten und trug ihnen Frieden an, so daß sie zu seiner Stadt Lubeke freien Zutritt hätten. Und er legte daselbst eine Münze und einen Zoll an und verlieh der Stadt die ansehnlichsten Gerechtsame. Seit der Zeit gedieh der Betrieb der Stadt immer mehr, und die Zahl ihrer Bewohner wuchs in hohem Grade.

Während Herzog Heinrich mit dem Kaiser in Italien war, brachen die Slaven wieder den Frieden; deshalb ächtete Heinrich sie nach seiner Rückkehr, fiel mit starkem Heer in ihr Land ein und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Bei einem Ausfall wurde Niklot erschlagen. Der Herzog verheerte nun das ganze Land und begann dann Zwerin wieder aufzubauen und die Burg zu befestigen. In dieselbe setzte er zum Befehlshaber einen Mann von edler Geburt, den streitbaren Gumelin, mit einer Besatzung ein. Die Söhne Niklots kamen späterhin wieder bei dem Herzoge in Gunst, so daß er ihnen Wurle und das ganze dazu gehörige Land verlieh. Das Land der Obotriten aber verteilte er als Besitztum unter seine Krieger. Auf sein Gesuch erhielt er vom Kaiser Vollmacht, im ganzen Lande der Slaven, welches von ihm oder seinen Vorfahren durch Gewalt des Schwertes erobert und nach Kriegsrecht erworben war, Bistümer zu gründen, zu verleihen und zu bestätigen. Darum berief er Herrn Gerold von Oldenburg, Herrn Evermod von Ratzeburg, Herrn Berno von Mikilenburg zu sich, damit sie von ihm ihre Würden empfingen und ihm als seine Vasallen den Lehnseid leisteten, wie man denselben sonst dem Kaiser zu leisten pflegt. Obwohl nun jene dieses Ansinnen für sehr drückend hielten, so gaben sie doch um deswillen, der sich unsertwegen gedemütigt hat, und damit die junge Kirche nicht darunter zu leiden

habe, nach, und der Herzog verlieh ihnen Gnadenbriefe in Bezug auf die Besitzungen, die Einkünfte und die Gerichte. Und der Herzog schrieb den Slaven, welche im Lande der Wagiren, der Polaben, der Obotriten und der Kyemen zurückgeblieben waren, dieselben Steuern an das Bistum vor, welche bei den Polen und Pommern erlegt werden, d. h. von jedem Pfluge drei Himten Weizen und zwölf Stück gangbarer Münzen. Ein slavischer Pflug aber wird zu zwei Ochsen und eben so viel Pferden gerechnet. Die Zehnten vom Lande der Slaven nahmen zu, weil deutsche Ansiedler aus ihrer Heimat herbeiströmten, um das Land, welches geräumig, fruchtbar an Getreide, geeignet zu reichem Wiesenwuchse und mit Fisch, Fleisch und allem Guten im Überflusse versehen war, zu bebauen.

Damals stand das östliche Slavenland unter dem Markgrafen Adelbert, der den Beinamen „der Bär" führte. Er unterjochte das ganze Land der Brizanen, der Stoderanen und vieler Völker, welche an der Havel und Elbe wohnten, und zügelte die Auffässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slaven allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozeane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich an die Holländer, Seeländer und Fläminger, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Städten und Flecken der Slaven wohnen ließ. Durch die herankommenden Fremdlinge wurden auch die Bistümer Brandenburg und Havelberg sehr gehoben, weil die Kirchen sich mehrten und die Zehnten zu einem ungeheuren Ertrage erwuchsen. Aber auch das südliche Elbufer begannen zu derselben Zeit die Holländer zu bewohnen; sie besaßen von der Stadt Soltwedel an alles Sumpf- und Ackerland mit vielen Städten und Flecken bis zum Böhmer Walde hin. Diese Länder sollen nämlich einst zur Zeit der Ottonen die Sachsen bewohnt haben, wie man das an alten Dämmen sehen kann, welche an den Elbufern im Sumpflande aufgeführt waren; als aber späterhin die Slaven die Oberhand gewannen, wurden die Sachsen erschlagen und das Land bis in unsere Zeit hinein von den Slaven besessen. Jetzt aber sind, weil der Herr unserem Herzoge und den anderen Fürsten Heil und Sieg in reichem Maße spendet, die Slaven allerorten vernichtet und verjagt; von den Grenzen des Ozeans sind unzählige starke Männer gekommen und haben das Gebiet der Slaven bezogen und Städte und Kirchen gebaut und haben zugenommen an Reichtum über alle Berechnungen hinaus.

4. Die Einnahme der Stadt Brandenburg durch Albrecht den Bären. 1157.

Tractatus de urbe Brandenburg in Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. IV. Anhang. Übersetzt bei Zurbonsen, Quellenbuch der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Berlin 1889. S. 5.

Diese wertvolle Aufzeichnung verdanken wir Heinrich von Antwerpen, der um 1200 Prior in Brandenburg war, diese Erzählung aber wahrscheinlich schon als Jüngling niedergeschrieben hat.

Nachdem in endlosem Kreislauf der Jahre seit der Gründung der Stadt Brandenburg die Zeiten der Heidenfürsten elendig unter dem Heidentum dahingegangen waren, erlangte Heinrich, mit slavischem Namen Pribislaus, ein Verehrer des christlichen Namens, durch rechtmäßige Nachfolge in seinem

väterlichem Erbe endlich mit Zulassung Gottes die Herrschaft über diese Stadt und das ganze umliegende Gebiet (das Havelland). In derselben Stadt wurde ein abscheuliches dreiköpfiges Götzenbild (Triglaf) von den verblendeten Menschen als Gott verehrt. Der Fürst Heinrich, der die Hingebung seines Volkes an den so garstigen Götzendienst auf das höchste verabscheute, suchte es daher auf alle Weise zu Gott zu bekehren. Und da er keinen Erben hatte, so setzte er den Markgrafen Albrecht als Nachfolger in seiner Herrschaft ein und schenkte dessen Sohn Otto, als er ihn aus dem Wasser der heiligen Taufe hob, die ganze Zauche, nämlich das südliche Land Obule als Pate. Nachdem er im Laufe der Zeit viele deutsche Fürsten sich treu in Freundschaft verbunden, den Götzendienst unterdrückt und die Räuber ziemlich ausgerottet, lebte er, da er weit und breit Ruhe hatte, mit seiner Gemahlin Petrussa in dem Wunsche nach Frieden.

Als er aber bereits vom Alter gebrochen, hinfällig zu werden begann, erinnerte er seine Gemahlin getreulich daran, daß er dem Markgrafen Albrecht die Stadt Brandenburg für den Fall seines Todes versprochen habe. Bald darauf wurde er vom Fieber befallen und daniedergeworfen. Er entschlief treu, wie wir hoffen, in dem Herrn.

Wohl eingedenk seiner letzten Ermahnung wollte nun seine Witwe, da sie wußte, daß die Einwohner des Landes zur Verehrung der Götzenbilder geneigt seien, das Land lieber den Deutschen übergeben als selbst dem schändlichen Götzendienst beistimmen. Klugen Ratschlägen folgend, hütete sie nur mit Wissen ihrer größten Vertrauten die unbeerdigte Leiche ihres bereits seit drei Tagen toten Gemahls, zeigte dem Markgrafen Albrecht, den er als seinen Erben eingesetzt hatte, die Sache an und rief ihn herbei, damit er zur Übernahme der Stadt komme. Dieser kam der Ankündigung entsprechend eilends mit einer starken Schar Bewaffneter, nahm die Stadt Brandenburg wie durch Erbfolge in Besitz (wahrscheinlich 1150) und veranstaltete unter Teilnahme vieler Edlen gemäß der Macht des Fürsten ein ehrenvolles Begräbnis des Verstorbenen. Nachdem der Markgraf Albrecht so die freie Bestimmung über seinen Besitz gewonnen hatte, vertrieb er aus dem offenen Lande die offenkundigen Straßenräuber sowie die von dem unreinen Götzendienste Angesteckten aus der Stadt und übergab den Schutz derselben kriegerischen Deutschen und slavischen Männern, denen er das größte Vertrauen schenkte.

Sobald aber das Gerücht all dieses zu den Ohren Jazzos (in Köpenick), des damaligen Herrschers in Polen und Oheims des edlen Pribislaus, brachte, bekümmerte sich Jazzo tief über den Tod seines Neffen, und weil er des Verstorbenen nächster Blutsverwandter war, so klagte er heftig, daß er sich auf immer betreffs der Stadt enterbt sah. Nach Verlauf einer kurzen Zeit jedoch bestach er die Einwohner der Stadt mit Geld und drang mit einem großen Polenheere nächtlicherweile, indem die Tore der Feste im Einverständnis geöffnet wurden, hinein, die Leute des Markgrafen, die ihm die Stadt ausgeliefert hatten, entführte er nach Polen und hielt sie in verstellter Gefangenschaft. Auf die Kunde hiervon überlegte der Markgraf Albrecht, der von Jugend auf streng im Kriege geübt war, was zu tun sei, sagte einen Heerzug an und sammelte mit Hilfe Wichmanns, des damaligen Metropolitans (Erzbischofs) von Magdeburg, und anderer Fürsten und Edlen ein zahlreiches Heer. An dem festgesetzten Tage zog er, umgeben von tapferen Kriegern, alsbald nach der von Jazzo weggenommenen Stadt Brandenburg, verteilte

die Truppen auf drei Punkte um dieselbe und belagerte den Ort wegen seiner starken Befestigung lange Zeit. Als aber nun viel Blut vergossen war und die in der Stadt wahrnahmen, daß sie zu stark eingeschlossen den Händen der Feinde nicht entgehen könnten, ließen sie sich ihr Geschick durch Handschlag sichern und ergaben sich aus Not dem Markgrafen. So gewann im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1157 am 11. Juni der Markgraf Albrecht durch die Gunst göttlicher Gnade die Stadt Brandenburg gar siegreich zurück und hielt mit zahlreichem Gefolge freudig seinen Einzug. An einem erhöhten Punkte richtete er eine Siegesfahne auf und pries nach Gebühr den Herrn, der ihm den Sieg über die Feinde verliehen hatte.

5. Otto IV. mit dem Pfeil.

Die Magdeburger Schöppenchronik, herausgegeben von K. Janicke in Chroniken deutscher Städte. Bd. VII. S. 144 ff., niederdeutsch.

Im Jahre 1278 wurde Günter von Schwalenburg zum Bischof von Magdeburg gewählt, aber noch nicht bestätigt. Zu derselben Zeit war Markgraf Otto von Brandenburg ein Feind des Domes zu Magdeburg (weil er die Wahl seines Bruders Erich zum Erzbischof von Magdeburg durchsetzen wollte). Er zog mit großer Heereskraft heran, hatte Böhmen und Polen und Pommern in seinem Heere und kam bis nach Frohse an der Elbe; dort lagerte er und rühmte sich törichterweise, er werde am folgenden Tage im Magdeburger Dom seine Pferde stallen! Abends sandte er vor die Stadt und ebenso um Mitternacht und ließ ausspähen, was die Bürger und der Bischof täten. Bei Tagesanbruch sandte er wiederum vor die Stadt, und die Boten brachten die Meldung zurück, die Stadt sei voller Posaunen und Pfeifen und Trommeln; denn der neuerwählte Bischof hatte die Fahne des heiligen Moritz entfaltet und war mit ihr auf dem Markte vor dem Rathause und forderte das Volk auf, ihm zu folgen. Dazu war das Volk bereit. Sie erhoben sich männlich und bestanden den Markgrafen bei Frohse, gewannen die Schlacht und fingen den Markgrafen mit vielen Rittern und Knappen und führten ihn nach Magdeburg in die Stadt und ließen ihn in Eisen legen und so lange darin halten, bis man einen Kasten von dicken Bohlen hatte machen lassen; dahinein sperrte man ihn.

Der Markgraf aber wurde auf folgende Weise wieder ausgelöst. Er sandte zu seiner Gemahlin und bat sie, zu ihm zu kommen. Er trug ihr auf, mit seinen Dienstmannen und besonders mit dem alten von Buch sich zu besprechen, der seiner Eltern Ratgeber gewesen, von ihm aber entlassen war. Das tat die Markgräfin; und als sie mit dem von Buch sprach und ihn bat, antwortete dieser: „Mein Herr hat mich vertrieben und mich aus seinem Rate entlassen und mir genommen, was ich von seinen Eltern hatte, mein Rat taugt ihm nicht.“ Die Markgräfin weinte und versprach, daß ihr Herr das alles wieder gut machen würde. Zuletzt gab er ihr den Rat, sie solle bares Geld nehmen und nach Magdeburg gehen und davon jedem Domherrn und Dienstmann, die er namhaft machte, heimlich ein Geschenk geben, dem einen hundert Mark, dem andern fünfzig, dem einen mehr, dem andern weniger. Das tat sie. Dann unterhandelte man über die Befreiung des Markgrafen. Als nun der Bischof bei seinen Mannen und Herren Umfrage

hielt, da rieten sie ihm, ihn unter der Bedingung loszulassen, daß er vier Wochen nachher in die Gefangenschaft zurückkehren oder binnen dieser Zeit 4000 Mark zahle. Der Bischof befolgte ihren Rat. Der Markgraf aber kam zu den Seinigen und suchte Rat. Der von Buch fragte den Herrn, wie er selbst mit seinen Mannen darüber denke. Man antwortete, man wisse keinen anderen Rat, als daß man die Kelche und alles Silber aus den Kirchen des ganzen Landes nehme und das Übrige bei den Städten anleihe, damit der Markgraf nicht einzureiten brauche. Da sprach der von Buch: „Der Rat bietet allerdings einen Ausweg, aber ich weiß einen bessern; falls mich mein Herr in meinen Rechten läßt, so will ich ihn angeben." Der Markgraf gelobte, ihm alles Gute zu erweisen und ihm nimmermehr unrecht zu tun. Da nahm der von Buch den Markgrafen und seinen Bruder (Konrad) allein, ging mit ihnen in die Sakristei zu Tangermünde, zeigte ihnen eine große, eisenbeschlagene Truhe voll Gold und Silber und sprach: „Dieses Gut hat Euer Vater (Johann I.) hinterlassen, damit löset Euch. Dies vertraute er mir an, und darum hat er Euch geboten, immer nach meinem Rate zu handeln; jetzt habt Ihr gegen meinen Rat mit dem Magdeburger Dom Krieg geführt."

Der Herr ließ das Geld, für das er losgelassen werden sollte, dem Bischofe zahlen und wurde damit wieder frei. Da sprach er voll Kühnheit: „Herr Bischof, bin ich nun los?" „Ja!" Da sagte jener: „Ihr verstehet einen Markgrafen wahrlich nicht zu schätzen; Ihr hättet mich auf ein Roß mit aufgerichteter Lanze müssen setzen und mit Gold und Silber bedecken lassen, dann hättet Ihr mich richtig geschätzt."

6. Eroberung Preußens.

a. Die Preußen.

Helmold a. a. O. S. 4.

Die Pruzen (Preußen) haben noch nicht das Licht des Glaubens erblickt. Es sind sonst Menschen, die viele natürliche Vorzüge besitzen; sie sind sehr menschenfreundlich gegen Notleidende; sie fahren denen, die von Seeräubern verfolgt werden oder sonst auf dem Meere in Gefahr sind, entgegen und helfen ihnen. Gold und Silber achten sie sehr gering. Überfluß haben sie an bei uns nicht vorkommenden Fellen, deren Duft unserer Welt das todbringende Gift der Hoffart eingeflößt hat. Jene freilich achten diese nicht höher denn Mist. Für linnene Gewande, die wir Faldonen nennen, bieten sie die so kostbaren Marderfelle aus. Von diesen Völkern könnte man in betreff der Sitten noch viel Lobenswertes sagen, wenn sie nur den Christenglauben hätten, dessen Prediger sie jedoch voll Wildheit verfolgen. Bei ihnen wurde Adalbert, der erleuchtete Bischof von Böhmen, mit der Märtyrerkrone geschmückt. Von ihnen wird in Wahrheit noch bis auf den heutigen Tag den Unsern, mit denen sie doch sonst alles teilen, der Zutritt zu den Hainen und Quellen verwehrt, weil diese, wie sie meinen, durch den Besuch der Christen unrein würden. Das Fleisch der Pferde dient ihnen zur Nahrung; auch trinken sie deren Milch und Blut, worin sie sich sogar berauschen sollen. Die Menschen haben blaue Augen, ihr Antlitz ist rot, das Haar lang. In ihrem durch Sümpfe unzugänglichen Lande wollen sie keinen Herrn in ihrer Mitte dulden.

b. Beginn der Eroberung Preußens.

Lateinische Chronik von Oliva, aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. In den scriptt. rer. Pruss. V. Bei Zurbonsen a. a. O. S. 136.

In jener Zeit wurden die Länder der Christen, nämlich das Land von Kulm, Löbau, Masovien und Kujawien durch die Einfälle der Preußen bedrängt, entvölkert und verbrannt; die Männer wurden getötet, die Weiber und Jungfrauen entehrt und gefangen und in ewige Sklaverei geschleppt. Um dieselbe Zeit, im Jahre des Herrn 1224, wurde der Konvent von Oliva durch die pomesanischen Preußen von Oliva nach Danzig entführt und dort von ihnen zu Tode gemartert. Als das Herzog Konrad, der Herr dieser Länder, sah und den Bedrängnissen und Nöten dieser Art keinen Widerstand leisten konnte, berief er nach dem Rate seiner Krieger einige geistliche Ritter, die sog. Ritter Christi, und übergab ihnen die Burg Dobrin, um die Einfälle der Heiden aufzuhalten; denn schon waren die Länder Kulm und Löbau gänzlich verödet; doch richteten jene Brüder nichts aus und vermochten dem Übermute der Preußen nicht zu widerstehen. Deshalb hielt der genannte Fürst einen heilsameren Rat mit dem Cistercienser Christian, dem ersten Bischof von Kulm, und mit den andern Bischöfen und Edlen in seinem Herzogtume, und auf die Kunde von den Brüdern des Deutschen Hauses schickte er (1226) Boten zum Bruder Hermann von Salza, dem Meister dieser Brüder, und ließ ihn inständig bitten, einige Brüder seines Ordens in seine Länder zu entsenden, um die Wildheit der Preußen zu zügeln; den Orden und die Brüder, die er ihm zu schicken sich entschließen würde, versprach er bestimmt zu lohnen.

Nach Überlegung und reiflicher Beratung wurde daher Bruder Konrad von Landsberg mit einem andern Bruder nach Kujawien zu dem genannten Herzog geschickt, der alsbald nach dem Rate seiner Krieger und Bischöfe und unter voller Zustimmung der Herzogin und seiner Söhne Boleslaw, Kasimir und Semowit ihnen und ihrem Orden im Jahre des Herrn 1226 das Land Kulm und Löbau zu ewigem und erblichem freien Besitze überließ, auf daß sie sich wie eine Mauer zur Verteidigung der Christenheit gegen jene Heiden stemmten.

Mit Hilfe des Herzogs errichtete also der genannte Bruder Konrad auf dem gegenüberliegenden Ufer der Weichsel, wo jetzt die Stadt Thorn liegt, auf einem Hügel eine Verschanzung, die er Vogelsang nannte, und begann von hier aus die Feindseligkeiten gegen die Preußen. Nachdem er aber das Geschehene dem genannten Meister, dem Bruder Hermann von Salza, berichtet hatte, sandte dieser ihm den Bruder Hermann Balk mit fünf andern Brüdern mit mehreren Kriegsknechten. Als diese zugleich in Vogelsang angekommen waren, errichteten sie nach dem Rate jenes Herzogs und seiner Krieger die Burg Nessau, und von dieser Burg aus unterhielten sie fast fünf Jahre hindurch fast tägliche Kämpfe mit den Preußen. Später aber, im Jahre des Herrn 1231, gingen der Landmeister, Bruder Hermann Balk, und seine Brüder mit dem genannten Herzoge Konrad und andern fremden Getreuen über die Weichsel in das Kulmer Land, und am Ufer der Weichsel errichteten sie auf einer laubreichen Eiche ein Bollwerk, umzogen sie mit einem Graben und gründeten nach dem Namen dieser Befestigung dort eine Stadt. Später aber verpflanzten sie in kurzem Burg und Stadt von dort dahin, wo jetzt

Thorn liegt. Zur selben Zeit hatten die Preußen eine Burg namens Rogon an der Weichsel jenseits Thorn gegründet, eine andre unterhalb Thorn, wo jetzt das alte Kulm liegt. Eine dritte Burg hatte ein vornehmer Preuße inne, der den Christen sehr feindlich war, Pipin mit Namen: in einem See, der noch heutigestags Pipinssee heißt. Von diesen Burgen erlitten die Christen fast täglich viel Arges. Es traf sich aber einmal mit Hilfe Gottes, daß die Kreuzbrüder mit den Preußen von der ersten Burg zum Kampfe zusammenstießen und alle töteten mit Ausnahme des Häuptlings, der zur Erhaltung seines Lebens die Burg übergab und zu den Kreuzbrüdern überging; in kurzem wurde unter seiner Führung auch die untere Burg durch die Kreuzbrüder eingenommen, und dazu überlieferte er den Pipin, seinen Schwestersohn, den Kreuzbrüdern. Diesen töteten sie nach Zerstörung seiner Burg auf grausame Weise.

XI. Aus dem Volksleben des 13. und 14. Jahrhunderts.

1. Bruder Reyner, ein Einsiedler.

Hyr beghynt dat leuen des ghuden broder reyners wo strengeliken dat he gheleuet heuet van wat myrakel dat he ghedann heuet van der gracinn godes. Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. 1. Jahrg. Osnabrück 1848. S. 289 ff.

Reyner stammte aus der Gegend von Groningen, kam als Mann nach Osnabrück und erhielt nach langem Bitten vom Bischof Gerhard, dem späteren Erzbischof von Bremen, auf dem Domhof, gegenüber dem Haupteingange des Domes, eine enge Zelle, in der er 22 Jahre gewohnt hat. Er starb um 1233.

Bruder Reyner trug auf der bloßen Haut einen eisernen Panzer, so wie ein Ritter gewappnet wird, und darüber ein grobes härenes Gewand, dessen Haare durch die Öffnungen des eisernen Hemdes hindurchdrangen und ihm Schmerzen und Ungemach verursachten. Über dem Haarkleide hatte er schwere eiserne Ketten, die wie ein Netz geflochten waren, und diese verdeckte er mit einem gewöhnlichen Kleide, damit er die Kreuzigung seines Fleisches verdeckte. Nur im Winter, wenn die Kälte ihn dazu zwang, zog er wohl einen Pelz über. Mit gleicher Strenge beschwerte er seinen Hals, seine Arme, seine Brust und seine Kniee mit besonderer Qual und mancherlei Ketten; ebenso peinigte er seine Finger und seine Zehen mit eisernen Ringen. Und wenn man ihn fragte, warum er es tue, antwortete er: „Gleichwie mein Herr Jesus Christus an allen seinen Gliedmaßen um meinetwillen Pein gelitten hat, also wollte auch ich gern um seinetwillen an allen meinen Gliedmaßen leiden."

Niemals aß er Fleisch oder Milch oder Fische, es sei denn an großen Festtagen, wie Unserer lieben Frauen oder ähnlichen Festen, wo er wohl nach dem Rat seines Beichtvaters mit großer Schwachheit Fische zu Gottes Ehre aß. An den gewöhnlichen Sonntagen und des Sonnabends pflegte er nur Grütze und Gemüse zu essen. Am Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und auch wohl am Sonnabend genoß er nicht mehr als dünnes Bier und Brot; am Freitage, am Abend der Heiligenfeste und der sogenannten Quatember begnügte er sich mit Wasser und Roggenbrot. Wenn er einmal

an den hohen Festen Weißbrot genossen hatte, so schien es ihm, als habe er zu wohl gelebt.

Außer den kirchlichen Tageszeiten las er täglich das Gebet vom heiligen Geist und von der seligen Jungfrau Maria und andere besondere Gebete für Lebende und Verstorbene. Daher legte er sich auch selten schlafen, sondern wo ihn der Schlaf überfiel, da ruhete er und schlief ein wenig. Sein Bett war aus hölzernen Latten zusammengefügt, darauf lagen Matten, und hierauf pflegte er zu ruhen, damit er ja nicht lange schliefe und seine Zeit unnützlich verbrächte. Zu den Häupten lag statt des Kissens ein hölzerner Block, der etwas ausgehöhlt war, damit der Kopf darin ruhen konnte. Wenn er krank war, konnte ihn sein Beichtvater kaum dazu bringen, daß er ein wenig Stroh unter sein Haupt legte; dann pflegte ihn auch sein Beichtvater zu bitten, daß er Milch genoß. Aber sobald er wieder hergestellt war, fastete er desto strenger, um es wieder gut zu machen.

Sehr selten sprach Bruder Reyner mit Geistlichen und guten Freunden, die ihn versorgten; denn er gedachte stets an das Wort des Herrn: Am jüngsten Tage müssen die Menschen Rechenschaft geben von jedem unnützen Wort, das sie geredet haben. Und damit er sich desto besser vor unnützen Worten bewahrte, trug er stets einen Stein im Munde. Auch pflegte er durch Zeichen anzudeuten, wessen er bedurfte; da aber nur wenige Leute seine Zeichen verstanden, so litt er oft an den notwendigsten Dingen Mangel, so daß er oft ganze Tage ohne Nahrung blieb. Aber ohne große Not sprach er nicht anders als an Festtagen, und dann nur über das Fest und von des Menschen Besserung; aber des anderen Tages pflegte er darüber zu beichten, da er fürchtete, daß er nicht nützlich gesprochen habe. Denn an den Sonn- und Festtagen beichtete er, wenn er zum heiligen Abendmahl ging, worauf er sich mit großer Innigkeit vorbereitete. Er beichtete auch am Montag, Mittwoch und Freitag. So oft lag er zum Gebet auf den Knieen, daß große Schwielen aus seinen Knieen wuchsen, was ihm heftige Schmerzen verursachte. Trotzdem pflegte er seinen Leib noch mit Ruten und Geißeln von Riemen zu schlagen, an denen viele Knoten waren, und das tat er so heftig, daß die Ruten und Geißeln manchmal blutig waren, wenn sein Beichtvater ihn zwang, sie ihm zu zeigen.

Reyner fand seine Ruhestätte im Dome; sein Leichnam heilte nach der Überlieferung viele Krankheiten und rief selbst Verstorbene ins Leben zurück, so daß selbst aus der Ferne Kranke zu seinem Grabe gebracht wurden.

2. Kreuzzug gegen die Stedinger. 1234.

Brief Gregors IX. an die Bischöfe in Lübeck, Ratzeburg und Minden. Bremisches Urkundenbuch I, Nr. 176. Erler a. a. O. III. S. 73 ff.

Eure uns zu Händen gekommenen Briefe haben gemeldet, was wir schon lange durch die Stimmen vielfachen Unwillens vernommen, daß nämlich gewalttätige und gottlose Menschen, die Stedinger heißen, in der Bremischen Kirchenprovinz vom Teufel aufgestachelt worden sind, so daß sie den Glanz des ewigen Lichtes verlassen haben und bedeckt sind von der Finsternis schmachvoller Blindheit, daß sie, nicht Gott, nicht Menschen scheuend, die Lehre unserer heiligen Mutter, der Kirche, für gering achten, der Kirche Freiheit antasten und nach der Art der Raubtiere grausamer als wilde Tiere kein

Geschlecht und kein Alter schonen, daß sie, Blut wie Wasser vergießend, Priester und Mönche gottlos in Stücke zerreißen, in der Weise der Kreuzigung sie zum Hohne des Gekreuzigten an die Wand nageln, und daß sie, um alle Freveltaten, die bisher von einzelnen geschehen sind, durch ihre Freveltaten zu überbieten, und um alle Verächter göttlicher Barmherzigkeit durch ihren Unglauben zu übertreffen, mit dem Leibe des Herrn, dem Weggelde zu unserer Seligkeit, das Leben den Lebendigen gibt, abscheulicher, als der Mund aussprechen darf, verfahren, von bösen Geistern Auskunft begehren, von ihnen wächserne Bildnisse bereiten, sich Rats erholen von wahrsagerischen Frauen in schändlichen Zusammenkünften und andere Werke der Finsternis treiben, die nicht nur den Erzähler, sondern auch den Hörer mit Schaudern und Grauen erfüllen.

Da wir glaubten, daß mit mächtiger Hand so ruchlosem Beginnen schleunigst entgegengetreten werden müsse, so hatten wir euch durch unsre Briefe bei Vergebung der Sünden den Auftrag eingeschärft, daß ihr die Christgläubigen in den Sprengeln von Paderborn, Hildesheim, Verden, Münster, Osnabrück, Minden und Bremen zur Vertilgung des gottlosen Volkes eifrig und nachdrücklich aufzubieten euch bemühen solltet, unter Bewilligung solchen Ablasses für die Gläubigen, wie wir in eben jenen Briefen euch angegeben haben. Nachdem darauf die gottesfürchtigen Männer vom Predigerorden (Dominikaner) sowie Geistliche und vertrauenswürdige Laien aufgerufen waren, habt ihr durch häufige Mahnungen und durch Verheißung von Ablässen und Sündenvergebungen die Gläubigen gegen jene Gottlosen emsig aufgeboten. Aber als nun viele, von himmlischer Begeisterung erfüllt, für den katholischen Glauben eintraten, wurden jene von Zittern und Zagen durchschaudert, sie verließen ihre gewohnten Stätten und suchten in der Flucht ihr Heil, da sie nicht hoffen konnten, solcher Menge von Kreuzfahrern zu widerstehen. Diese aber, als sie plötzlich entdeckten, daß sie nicht so reichen Ablasses sich erfreuten, wie den Heerfahrern nach dem heiligen Lande verheißen wird, wandten sich um und wurden gar lau in der Erfüllung ihrer Gelöbnisse. Infolge davon haben jene Gottlosen noch wilder ihre Waffen gegen den katholischen Glauben erhoben und die Stadt Bremen mit feindlicher Macht überzogen, Kirchen, Klöster und alle benachbarten Orte ringsum verwüstet, ja sogar eine stark verwahrte Feste der Bremischen Kirche von Grund aus zerstört. Daraus entstand ein so großer Abfall in deutschen Landen, daß jetzt nicht nur jene, sondern auch die Ketzer anderer Sekten, die sich bis dahin in ihren Winkeln verborgen hielten, öffentlich stolz einherschreiten, die Kirche Gottes, den katholischen Glauben und den Namen unsers Herrn Jesu mit schändlichen Lippen lästernd. Ja, mit ihrer fluchwürdigen Ketzerei vergifteten sie schon — o des Jammers und Wunders — das christliche Volk, sie verderben es, sie legen Hand an die Geistlichen.

Darob erging an uns das demütige Flehen, daß wir geruhen möchten, die Wichtigkeit der Sache in Erwägung zu ziehen und für so schwere Gefahren ein wirksames Heilmittel zu verwenden, und dieweil es dem apostolischen Stuhle eigentümlich ist, bei Ergründung der Wahrheit mit besonderem Ernste zu verfahren, so erteilen wir an eure brüderliche Liebe den folgenden, mit unbedingtem Gehorsam auszuführenden Befehl: Sobald es festgestellt sein wird, daß jene fluchbeladenen Menschen beim Abendmahl, durch Befragung böser Geister, durch wächserne Götzenbilder und durch abscheulichen Umgang

mit wahrsagenden Frauen sich so schwer, wie gesagt wird, versündigt haben, und daß sie sich trotz eurer eifrigen Ermahnung in ihrer fluchwürdigen Verstocktheit fluchwürdig verhärten, in keiner Weise nachgeben und nicht an den Busen unserer Mutter, der Kirche, reuigen Sinnes zurückkehren wollen, vielmehr einen so starren und sicheren Beweis ihres Abfalles und ihres Starrsinns liefern, daß an ihrer rückfälligen Ketzerei auf keine Weise länger zu zweifeln ist: dann sollt ihr — dieweil man in so schwerer und heftiger Krankheit, bei der leichte Arzneien nichts nützen, kräftigere Heilmittel anwenden und für die Wunden, die Salben nicht fühlen, Feuer und Stahl gebrauchen muß, um das faule Fleisch auszuschneiden, bevor es die gesunden Teile angreift — gegen sie wie gegen ihre Beschützer, Helfer und Gönner die Gewalt des geistlichen und weltlichen Schwertes zu Hilfe rufen, alle Christgläubigen aufs eifrigste ermahnen und aufs nachdrücklichste antreiben, für ihren Christus sich zu erheben und mannhaft ihre Lenden gegen jene zu gürten. Jene Katholiken aber, die des Kreuzes Zeichen sich anheften und zur Ausrottung der Ketzer sich aufmachen, die sollen desselben Ablasses sich erfreuen und mit denselben Vorrechten bewahrt sein, die den zum heiligen Lande ziehenden Kreuzfahrern verliehen werden. Andernfalls aber sollt ihr jene fluchbeladenen Menschen ermahnen, daß sie volle Genugtuung leisten für den angerichteten Schaden und für das der Bremischen Hochkirche wie anderen Kirchen und kirchlichen Personen zugefügte Unrecht.

3. Meier Helmbrecht und sein Sohn.

Friedrich Keinz, Meier Helmbrecht und seine Heimat. München 1865.

Das zwischen 1234 und 1250 von Wernher dem Gartenaere — einem Klostergärtner — verfaßte Gedicht entrollt ein lebendiges Bild von dem damaligen Bauern- und Raubritterleben. Der Helmbrechtshof lag im österreichischen Innviertel und ist jetzt in die beiden Höfe Lanzengut und Nazlgut zu Reit zerlegt. Nachdem der Verfasser versichert hat:

„hie wil ich sagen was mir geschach,
daz ich mit minen ougen sach"

erzählt er: Ein reicher Bauer mit Namen Helmbrecht hatte einen Sohn, der ebenfalls Helmbrecht hieß. Dieser war stolz auf sein schönes Gesicht und schämte sich, ein Bauer zu sein. Auch seine Kleidung war nicht die eines Bauern. Er trug eine kunstreiche Mütze, auf der allerhand Vögel, Papageien und Turteltauben und mancherlei Bilder aus feiner Seide kunstreich aufgenäht waren. Diese Haube war von einer Nonne angefertigt worden, die dem Kloster entlaufen war. Einen Kettenpanzer und ein Schwert hatte ihm seine Mutter ebenfalls geschenkt; auch ein prächtiges Obergewand von blauem Tuch ließ sie ihm machen, wie es kein Meier sonst trug. Da, wo der Ärmel mit dem Wams zusammenhängt, war die Naht überall mit Schellen behängt, die lauten Schall gaben, wenn Helmbrecht im Reihen sprang, und hell erklangen. Um dies alles beschaffen zu können, mußte die Mutter manches Huhn und Ei verkaufen. Als der Sohn so reich gekleidet war, sprach er: „Lieber Vater, mich verlangt nach dem Leben am Hofe. Nimmermehr will ich deine Säcke tragen, Dünger auf den Wagen laden, deine Ochsen treiben und deinen Hafer säen. Gott soll mich hassen, wenn ich solches tue! Schlecht paßte dies zu meinen langen Locken, zu meinem trefflichen Gewande und der schönen Mütze." Der Vater warnte ihn: „Die Hofleute werden dich verspotten, wenn du dich über deinen Stand erhebst"; er aber er-

widerte: „Spare deine Worte! Vergnügt ihr euch ferner mit Wasser und Haferbrei; ich will es einmal mit Wein und Braten versuchen.“ Da versuchte der Vater noch ein Mittel, den Sohn zurückzuhalten. Er erzählte ihm, wie er geträumt habe, sein Sohn sei blind und verstümmelt aus der großen Welt zurückgekehrt und endlich an einem Baume aufgeknüpft worden, daß die Raben ihm sein lockiges Haar zerzausten. Aber alles war umsonst, der Sohn bestand auf seinem Kopfe. Der Vater gab Lodenzeug, vier Kühe, zwei Ochsen, drei Stiere und vier Scheffel Korn für einen Hengst dahin, und stolz und zuversichtlich ritt Helmbrecht in die Welt hinaus.

Er kam zu einem Ritter, der auf Raub ausging; er trat in dessen Dienste und übertraf an Wildheit und Habsucht bald alle seine Gefährten. Nach einem Jahre trieb ihn die Sehnsucht nach Hause zurück, wo er mit Freuden empfangen wurde. Er aber tat, als ob er ein fremder Herr sei, und mischte in seine Rede bald lateinische, bald böhmische, bald niederdeutsche Brocken. Und die Hausfrau sprach: „Es ist nicht unser Kind, es mag ein Böhme oder ein Wende sein.“ Der Vater aber antwortete: „Er ist ein Welscher; sicher ist es nicht mein Sohn, wiewohl er ihm ähnlich ist.“ Auch die Schwester Gotelinde sagte: „Er erwiderte auf Latein meinen Gruß, er mag wohl ein Pfaffe sein.“ „Fürwahr,“ fügte der Knecht hinzu, „soviel ich vernommen habe, ist er aus Sachsen, denn er sprach: Liebe fusterkindekin.“ Da sagte der Alte: „Bist du mein Sohn Helmbrecht, so sprich nur ein Wort nach unserer Väter Sitte, damit ich dich erkenne, so will ich selbst an meines Knechtes Statt den Hengst dir abzäumen.“ Aber der Sohn antwortete wieder in fremdländischer Rede.

Da es inzwischen schon spät geworden und kein Wirt in der Nähe war, der ihn hätte aufnehmen können, gab er sich zu erkennen. Darauf verlangte der Vater, daß der Sohn die Namen der vier Ochsen nenne, die im Stall standen, und als er die genannt hatte, rief der Vater: „Türe und Tore sollen dir nicht länger verschlossen sein, Kammern und Schrein sollen dir offen stehen.“ Hierauf wurde ihm ein weiches Lager und ein wohlschmeckendes Mahl bereitet.

Nach dem Essen erkundigte sich der Vater nach der Sitte des Hofes. Der Sohn aber bat, daß der Vater ihm zuerst erzähle, wie es früher gewesen wäre, dann wolle er ihm auf jede Frage Antwort stehen. Da begann der Alte: „Als ich noch Knecht war, sandte mich mein Vater mit Käse und Eiern an den Hof, wo ich der Ritter Sitten beobachtet habe. Sie waren ritterlich und lebensfroh und erwarben sich der Frauen Gunst durch Buhurtieren. Mit lautem Rufe sprengten sie dabei in zwei Scharen gegeneinander an und suchten die Gegner vom Pferde zu stoßen. Nach diesem Kampfe traten sie unter fröhlichem Gesange zum Tanze zusammen. Nach dem Tanze las ihnen einer vor vom Herzog Ernst, ein anderer schoß mit dem Bogen nach dem Ziele, der dritte hetzte oder pürschte. Den Falschen und Leichtfertigen gönnte man damals am Hofe keinen Platz bei Tische. So viel weiß ich von der alten Sitte; nun, Sohn, erzähle mir von der neuen!“ Darauf sprach der Sohn: „Bei Hofe heißt es jetzt: trinke, trinke, trinke! Wer lügen kann, ist wacker, und trügen nennt man höfische Sitte; wohlanständig heißt, wer einen Mann zu täuschen vermag. Acht und Bann sind zum Spott geworden.“

Am andern Tage verteilte er Geschenke, dem Vater einen Wetzstein, wie ihn kein Schnittersmann je besser gehabt hat, eine Sense, ein wahres Bauernkleinod, ein treffliches Beil und eine Hacke. Die Mutter erhielt einen Fuchspelz, Gotelinde eine seidene Kopfbinde und eine golddurchwirkte Borte. Doch sagte er nicht, daß alle diese Geschenke gestohlen waren.

Sieben Tage nur blieb Helmbrecht bei den Eltern, doch diese kurze Zeit dünkte ihn ein Jahr, weil er nicht rauben durfte; dann nahm er Abschied. „Wohlan,“ sagte der Vater noch einmal zu ihm, „bleibe bei mir und iß mit uns! Tue die Hofsitte ab! Viel lieber bin ich ein Bauer denn ein armer Hofmann,

der nie ernten kann, sondern zu allen Zeiten um seinen Lebensunterhalt reiten und dabei von früh bis spät fürchten muß, daß seine Feinde ihn nicht fangen, verstümmeln oder hängen." Aber der junge Helmbrecht wollte sich nicht zurückhalten lassen. Da sprach der Vater: „Nenne mir jetzt die Buben, die dich solch Böses lehrten!" „Das sind meine Gesellen Lämmerschling und Schluckdenwidder: bei beiden bin ich in die Lehre gegangen. Doch auch bei Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß und Kirchenraub habe ich Unterricht genommen. Mein Gesell Wolfesrüssel weiß ohne Schlüssel selbst jedes Schloß zu sprengen. In einem Jahre habe ich hundert große Kästen gesehen: bei allen sprang das Schloß auf, sobald er nur von weitem sich zeigte; und zahllos sind die Ochsen und Kühe, die er aus dem Hofe hinweggetrieben hat." „Wie aber heißen sie dich!" fragte der Vater. „Mein Name, dessen ich mich immer schäme, ist Schlingdengau. Wenig Freude mache ich den Bauern, die in meiner Nähe angesessen sind. Ihre Kinder müssen Mus essen, das mit Wasser angerührt ist. Noch größeres Leid tat ich anderen: dem schlug ich das Auge aus, diesem bleute ich den Rücken, den legte ich gefesselt in einen Ameisenhaufen, dem andern raufte ich mit der Zange den Bart, dem riß ich die Kopfhaut ab, dem brach ich die Glieder, den hängte ich auf. Was den Bauern gehört, das ist mein. Wo wir zu zehn reiten und treffen auf zwanzig oder noch mehr, da ist's um ihre Ehre und Gut getan." „Sohn, die du da nennest, mögen noch so kühnen Mutes sein: ein Scherge kann sie zwingen, daß sie dorthin gehen, wohin er will, wären es auch dreimal so viel." „Vater, manche Gans, manches Huhn, Rinder, Käse und Futter, welche dir zugehörten, habe ich bisher vor meinen Gesellen beschützt; das werde ich von nun an nicht mehr tun, denn allzusehr kränket ihr die wackeren Knaben an ihrer Ehre. Hättet ihr nicht so viel auf uns geschmäht, so hätte ich Gotelinde meinem Gesellen Lämmerschling zum Weibe gegeben. Fürwahr, sie würde dann das beste Leben gehabt haben, das je ein Weib bei einem Manne in der Welt gewann. Schwester Gotelinde, als mein Geselle Lämmerschling bei mir um dich warb, da sagte er: Nimmt mich deine Schwester Gotelinde, so will ich soviel zur Morgengabe ihr schenken, daß sie das beste Leben führen mag. Denn ich besitze drei volle Säcke, die schwerer als Blei sind. Der eine ist gefüllt mit unverschnittener köstlicher Leinewand; in dem andern liegen Schleier, viele Röcke und Hemden. Der dritte Sack aber ist übervoll von den herrlichsten Gewändern, darunter zwei, die mit Scharlach besetzt und mit schwarzem Zobel verbrämt sind. Das alles ist in einer nahen Schlucht verborgen. Als Morgengabe hättest du dieses empfangen, Gotelinde, so aber hat dein Vater es verhindert. Gott schütze dich! dein Leben wird dir sauer genug werden, wenn du einen Bauer zum Manne erhältst. Wehe über einen solchen Vater!" Die Schwester erwiderte ihm darauf: „Segne dich Gott, mein lieber Bruder Schlingdengau! Schaffe mir den Lämmerschling zum Manne; Vater, Mutter und Verwandte will ich um seinetwillen verlassen." Darauf ritt der junge Helmbrecht wieder zurück und teilte Lämmerschling Gotelindes Willen mit. Vor Freuden küßte dieser ihm die Hand und den Saum seines Gewandes.

Manche Witwe und Waise wurde ihres Gutes beraubt, da Lämmerschling und Gotelinde einander verlobt waren. Von allen Seiten wurde herzugetragen, und von früh bis spät schleppten die Gesellen Vorräte in Lämmerschlings Haus. Als aber alles zugerichtet war, ließ Helmbrecht die Schwester herbeiführen. Sobald Lämmerschling vernommen hatte, daß Gotelinde herbeigekommen sei, ging er ihr eilig entgegen und empfing sie also: „Willkommen, Frau Gotelinde!" „Gott lohn es Euch, Herr Lämmerschling!" gab sie zur Antwort.

Drauf erhob sich ein Greis, der hieß sie beide in einen Kreis treten und fragte Lämmerschling: „Wollt Ihr Gotelinde zu Eurem ehelichen Weibe, so sprechet Ja!" „Gern," sprach der Knabe. Da wandte er sich an Gotelinde: „Wollt Ihr Lämmerschling gern zum Manne haben?" „Gern, Herr," antwortete sie, „gebt

mir ihn!" Da gab er Gotelinden dem Lämmerschling zum Weibe und Lämmerschling Gotelinden zum Manne, und hielt das Hochzeitsmahl. Aber wie ausgelassen man auch war, plötzlich sprach Gotelinde zu ihrem Mann: „Weh mir, mich kommt ein Grausen an. Ich fürchte, fremde Leute nahen sich uns zu unserm Verderben. Wehe, Vater und Mutter, daß ich von euch schied! Wäre ich doch daheim. Wahrlich, meines Vaters Armut wäre mir lieber, als daß ich hier unter Sorgen weile!" Als man nach dem Essen eine Weile zusammensaß und die Spielleute von der Braut und dem Bräutigam ihre Gaben empfingen, kam plötzlich der Richter mit vier Schergen. Rasch hatte er die Räuber überwältigt und gefesselt. Gotelinde aber verlor ihr Brautgewand und floh, voll Angst und Zittern fand man sie hinter einem Zaun.

Die Diebe wurden, mit dem gestohlenen Gut beladen, vor das Gericht gebracht. Neun von ihnen ließ der Richter aufknüpfen, den zehnten, Helmbrecht, ließ er am Leben, aber man stach ihm die Augen aus und schlug ihm Hand und Fuß ab. Auf einen Stab gestützt und von einem Knaben geleitet, so kam der Sohn in das Vaterhaus zurück. Der Vater aber wies ihn mit Härte von seiner Tür hinweg. „Geht nur fort, Herr Blindekin! sonst soll Euch mein Knecht mit Schlägen davonjagen. Vergeudet wäre das Brot, das ich heute an Euch verlöre, hinweg von meiner Türe!" Da sagte der Blinde voll Schmerz und Reue: „Herr, ich bin's, bin Helmbrecht, Euer Kind." „Ist der Knabe blind geworden, der sich Schlingdengau nannte? fürchtet Ihr Euch jetzt auch noch nicht vor den Richtern? Hei, was Ihr Eisen aßt, als Ihr noch auf dem Hengste einhersprengtet, für den ich meine Rinder dahingab. Wahrlich, wäret Ihr vor Hunger dem Tode nahe, ich gebe Euch keinen Brocken. Hebt Euch also von hinnen und kehrt nie zurück!"

Da sprach der Blinde: „Wenn Ihr mich nicht mehr als Euer Kind ansehen wollt, so laßt mich wenigstens als armen Bettler in Eurem Hause leben; die Landleute sind mir alle gram, und ich muß sterben, wenn Ihr kein Erbarmen mit mir habt!" Hohnlachend antwortete da der Vater, wiewohl ihm das Herz brach, denn es war sein eigen Kind, das blind vor ihm stand: „Manchem Herzen habt Ihr Seufzer entlockt, Schrecken habt Ihr um Euch verbreitet und manchen der Habe beraubt. Nun sprecht, hat sich der erste Teil meines Traumes nicht schon bewährt? Noch Schlimmeres wird Euch aber treffen, darum hebt Euch hinweg von meiner Tür, ehe noch der ganze Traum in Erfüllung geht. Knecht, schiebe den Riegel vor die Tür; ich will Ruhe haben des Nachts!"

Die Mutter gab ihm noch ein Brot, dann schritt der Blinde davon. Wo er aber übers Feld ging, rief ihn jeder Bauer an: „Haha, Dieb Helmbrecht, wärst du ein Bauer geblieben, so würdest du jetzt nicht als blinder Mann durchs Land geführt." Also litt er ein ganzes Jahr lang Not. Als er einst in den Wald kam, erblickten ihn Bauern, die mit Fällen von Bäumen beschäftigt waren. Da rief der eine: „Da kommt der Blinde, der mir einst meine Kuh gestohlen hat!" Der andere sprach: „Mir und meinen Kindern hat er die Kleider vom Leibe gerissen." Der dritte: „Mir hat er die Hütte aufgebrochen und alles genommen, was ich hatte." In schnellem Laufe eilten sie jetzt alle auf ihn zu, schlugen den Blinden, zerrissen ihm die kunstvolle Haube in tausend Stücke und rauften ihm sein blondes Gelock. Dann zwang man ihn zur Beichte, steckte ihm anstatt des Leibes des Herrn ein Stück Erde in den Mund und hängte ihn zuletzt an einen Baum. So war denn der ganze Traum in Erfüllung gegangen.

Swâ noch selpherrischiu kint
bî vater und bî muoter sint,
di sîn gewarnet hie mite!

4. Die erste freie deutsche Reichsstadt.

Der Freiheitsbrief, durch welchen Kaiser Friedrich I. (1156) Worms, wo sich seit alters ein bischöflicher Sitz und eine kaiserliche Pfalz befanden, zu einem eigenen Freistaate unter dem Schutze des Kaisers umwandelte, wird noch heute im städtischen Archiv zu Worms aufbewahrt und lautet in deutscher Übersetzung (nach A. Richter a. a. O. S. 86):

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit Friedrich, durch die göttliche Gnade Kaiser der Römer.

Da die kaiserliche Milde allen ihr Ergebenen Hilfe und Schutz gewähren soll, so haben wir, der Ergebenheit der Wormser Bürger eingedenk, ihnen unseren kaiserlichen Frieden zuerteilt und schreiben vor, daß er auf folgende Weise gewahrt werde. Wenn jemand innerhalb der Grenzen dieses Friedens einen andern beschimpft zu haben beschuldigt wird, so reinige er sich, um dem Beschimpften Genugtuung zu leisten, durch einen Eid. Weigert er sich, den Schwur zu leisten, so erlege er dem, den er mit Worten beleidigt hat, 20 Solidi und den städtischen Richtern 10 Solidi und stelle einen Bürgen, daß er innerhalb vierzehn Tagen die Summe zahlen werde. Wenn er Armut wegen nicht zahlen kann, so soll man ihn, nachdem er mit Stockschlägen gezüchtigt und am Haupte geschoren worden, aus der Stadt vertreiben, und er kehre nimmer zurück. Wenn aber jemand einen andern gerauft, geschlagen oder verwundet hat, so werde er des Friedbruches schuldig erachtet und an der Hand, die gefrevelt hat, verstümmelt. Hat jemand einen Bürger erschlagen und ist er des Mordes überwiesen, so werde er enthauptet. Und wenn jemand einem Bürger seine Güter ungerechterweise entreißt oder ihn im Innern seines Hauses gewaltsam angreift, so werde er des Friedbruches für schuldig erachtet. Wenn aber jemand ohne Grund einen Bürger hinterlistig in Fehden verwickelt, mit unbilligen Beschuldigungen verfolgt und von ihm Genugtuung nicht annehmen will, so verfalle er der kaiserlichen Acht, und versucht er trotzdem, in der Stadt zu bleiben, so werde er ergriffen und dem Kaiser, seinem Herrn, zur Bestrafung übergeben. Wenn ein Bürger seinen Mitbürger in irgendwelcher Sache beschuldigen will, so tue er dies vor den Richtern, und er sei zufrieden mit dem Urteile, das die Richter dem Rechte der Stadt gemäß fällen werden; auf eine höhere Behörde sollen sich die Streitenden nicht berufen. Zur Befestigung vorgenannten Friedens sollen 12 Dienstmannen der Wormser Kirche und 28 altfreie Bürger gesetzt werden, die über Friedbrüche richten und nach Aussage der Zeugen Urteil fällen sollen.

Außerdem stehe es niemand frei, einen Bürger oder Auswärtigen zum Zweikampfe herauszufordern. Wenn ein Auswärtiger einen Bürger an Gut oder Person geschädigt hat und der Beleidigte ihn innerhalb der Stadt ergreift, so ziehe ihn dieser zur Rechenschaft vor den Richter und lege die erlittenen Beleidigungen wahrheitsgetreu dar. Wenn der Fremde durch Zeugnis dreier Richter überführt wird, so leiste er Genugtuung. Überdies wollen wir fest daran gehalten wissen, daß, wenn einer unserer Untertanen einen Bürger an irgendwelchem Orte des Reiches angreift, beraubt, verwundet oder tötet, und das Gerücht hiervon in die Stadt gelangt, die Bürger das Recht haben sollen, ihn zu verfolgen. Wird er auf frischer Tat ergriffen, so möge er in die Stadt Worms geführt werden, und es möge gerade so Recht von ihm genommen werden, als wenn er dasselbe Vergehen innerhalb der Stadt be-

gangen hätte. Sollte er aber entfliehen und von den Bürgern nicht wieder ergriffen werden können und in irgend einer Stadt oder Burg Aufnahme finden, so mögen die Bürger dahin kommen und ihn von denen, die ihn beherbergen, zurückfordern. Wird er ihnen ausgeliefert, so mögen sie ruhig zurückkehren, wenn aber nicht, so mögen sie ihn, sofern sie die Macht haben, mit Gewalt hinwegführen. Ist der Ort so fest, daß sie ihn auf den ersten Anlauf nicht einnehmen können, so mögen sie ihn einschließen und Gesandte zu dem Vizedom schicken, damit er ihnen zu Hilfe komme, und wenn sie mit dessen Unterstützung den Ort erobern können, so mögen sie zufrieden sein, wenn aber nicht, so soll der Vizedom zugleich mit ihnen Boten an den Kaiser senden und dessen Hilfe anrufen. Damit nun überhaupt dieser Friede unverletzt erhalten werde, sollt ihr die vornehmsten bischöflichen und kaiserlichen Würdenträger als eure Helfer und Ratgeber betrachten, nämlich den Vizedom, den Schultheißen, den Stadtgrafen und die Räte der Stadt. Sie mögen uns vertreten, und wenn etwas gegen den Frieden geschieht, es, so wie es dem Reiche geziemt und der Gerechtigkeit, der Ehre und dem Vorteile der Stadt, mit euch vereint abwehren und rächen. Weil wir wollen, daß der Friede zu Worms in vorgenannter Weise unveränderlich und unverletzt erhalten werde, haben wir zur Verbriefung unseres kaiserlichen Schutzes diese Schrift aufsetzen lassen und mit unserem Siegel gefestigt. Gegeben im Jahr der Menschwerdung des Herrn 1156.

Friedrich, unüberwindlicher römischer Kaiser.

5. Wunderbrunnen und Wunderblut des Klosters Rulle.

Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. 1. Jahrgang. Osnabrück 1848. S. 265 ff. Die Legenden des Klosters Rulle sind in alten, aber undatierten Aufzeichnungen überliefert, die dritte außerdem in einer niederdeutschen Urkunde von 1538. Die erste erzählt, wie das Holz zum Wiederaufbau des abgebrannten Klosters, das bis dahin unmittelbar vor den Toren Osnabrücks gestanden hatte, nachts ohne Zutun der Menschen nach Rulle gebracht sei, was die Nonnen als einen Befehl Gottes ansahen, daß das Kloster dort aufgebaut werden sollte. Die zweite Legende erzählt dann:

Als man anfing, das Kloster Rulle zu bauen, waren etliche mißgünstige Leute, welche nicht einwilligen wollten, daß das Kloster auf dem Platze stände, und nicht abließen, ihr Vieh und ihre Schafe dort zu weiden. Nun war ein Hirt bei den Schafen, der stumm und taub geboren war. Als dieser mit seinen Schafen auf den Platz kommt, wo jetzt der Brunnen ist, da findet er einen schönen roten Stock, auf welchem mit goldenen Buchstaben geschrieben steht: Marien-Brunnen. Der Hirt zieht den Stock heraus, da entspringt der Brunnen, und alsobald bekommt der Schäfer Sprache und Gehör. Als dies bekannt wurde, gaben die Leute ihre Einwilligung, daß das Kloster auferbaut werden sollte, und nach der Zeit ist hier vielen Kranken, Lahmen, Blinden und andern geholfen, und es werden noch bis auf den heutigen Tag viele allhier gesund.

Die dritte Legende lautet:

Die Büchse, welche ihr noch heutzutage sehet, worin der heilige Leib und das teure Blut unsers lieben Herrn Jesu Christi sich befindet, die war gesetzt auf den Altar auf ein seidenes Kissen. Und die Jungfrauen erbaten sich eine

Gabe, um eine Monstranz anfertigen zu lassen. Dazu gab dann ein jeglicher Mensch etwas, beides Silber und Gold, soviel ein jeder vermochte, und was ihm Gott ins Herz gab. Aber böse Leute sahen das Gold und Silber um die Büchse hängen und stahlen sie und trugen sie so weit vom Kloster weg, auf die Stätte, da jetzt die Kapelle steht; das Silber und Gold nahmen sie davon und verbargen die Büchse unter einem Dornbusch. Da geschah es, daß vierzehn Nächte nach der Zeit, da die Büchse verloren war, Leute zur Kirche gingen und drei schöne Kerzen sahen, welche dort standen und brannten. Deshalb gingen die Leute zu dem Herrn, der dort Verwalter war, und zu der Versammlung der Jungfrauen und sagten ihnen, was sie gesehen hatten. Da dachten sie alsobald, ob dort nicht das Sakrament verborgen wäre. Als sie dann auf die Stätte kamen, wo nun die Kapelle steht, da fanden sie die Büchse, hoch erhoben über der Erde stehend auf drei Grashalmen. Und um dieses großen Wunders und Zeichens willen mochte es niemand wagen, die Büchse anzufassen. Sie sandten aber Boten in die Stadt (Osnabrück) an das (Dom-) Kapitel und zu den weisesten Lehrern aus der Geistlichkeit und andern Meistern in der Schrift, die sie finden konnten. Die kamen mit der Gesamtheit der Geistlichen und gingen mit den Jungfrauen hin — alle in prächtiger Prozession — zu der Stätte und der Büchse. Und als sie die Büchse sahen, gewahrten sie Gottes Kraft und Macht; denn fünf Hostien hatten sich in fünf Stücke Fleisch verwandelt, und die Büchse war voll klaren Blutes, also daß sie überlaufen mochte. Ach Sonne der Welt! — Als nun die Herren dies sahen, daß sich die Hostien also verwandelt hatten in Fleisch und in Blut, und sahen auch die Büchse auf drei Grashalmen stehen, da ward ein großes Weinen und Schreien unter den Geistlichen und dem gemeinen Volk. Und sie nahmen die Büchse auf mit großer Ehrfurcht und brachten sie wieder in das Kloster. Und die weisesten Herren kamen zusammen und belehrten sich untereinander und konnten es nirgends beschrieben finden, was sie mit dem Fleische möchten tun, das da drinnen in dem Blute floß, und das sich also wahrhaftig verwandelt hatte in das heilige Sakrament unsers Herrn. Sie nahmen aber einen Priester, der überredete sich, daß er das Fleisch verzehrte; aber er starb am dritten Tage. — Und es tat manches schöne Zeichen das heilige Blut . . . ., wie es noch heute tut an einem jeglichen guten Menschen, der es mit Innigkeit seines Herzens anruft. Und es ward gefunden nach Gottes Geburt im Jahre 1347 des Sonntags vor St. Martin.

Rulle wurde bald ein beliebter Wallfahrtsort. Alljährlich am 1. Mai und am Freitag vor Pfingsten strömte eine unzählige Menge Menschen dort zusammen, um der Prozession beizuwohnen, welche durch die benachbarten Wälder und Felder zog, um der Wunder des heil. Blutes und des heil. Brunnens teilhaftig zu werden. Es entwickelte sich ein förmlicher Markt, der mancherlei Ausschreitungen im Gefolge hatte, so daß die Regierung nicht nur Polizei, sondern selbst die Schützenmannschaft aus der Nachbarschaft zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufbieten und 1784 die Prozessionen beschränken mußte. Die Wallfahrten nach Rulle hörten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich auf.

6. Die große Geißelfahrt. 1349.

Fritsche Klosener, Straßburger Chronik. Mittelhochdeutsch. Verfasser starb als Domgeistlicher zu Straßburg 1362.

Als man zählte 1349, vierzehn Tage nach St. Johannistag, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weise an sich, wie

ich hier beschreibe. Zum ersten hatten sie die kostbarsten Fahnen von Sammet, rauh und glatt, und von Seide, die besten, die man haben mochte. Deren hatten sie wohl zehn und auch gewundene Kerzen; die trug man ihnen vor, wo sie in die Städte oder Dörfer gingen, und man läutete mit allen Glocken ihnen entgegen. Sie gingen den Fahnen nach, je zwei und zwei miteinander, und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit roten Kreuzen und sangen zwei oder vier einen Leich vor, und die andern sangen ihn nach. Der Leich war also:

Nun ist die Bittefahrt so hehr.
Christ ritt selber gen Jerusalem,
Er führt' ein Kreuz in seiner Hand;
Nun helfe uns der Heiland.

Nun ist die Bittefahrt so gut.
Hilf uns, Herr, durch dein heiliges Blut,
Das du an dem Kreuze vergossen hast,
Und uns in dem Elende gelassen hast.

Nun ist die Straße also breit, [(trägt),
Die uns zu unserer lieben Frauen treit
In unserer lieben Frauen Land;
Nun helfe uns der Heiland.

Wir sollen die Buße tun an uns allen,
Daß wir Gott desto baß gefallen
Alldort in seines Vaters Reich.

Des bitten wir Sünder allzugleich.
So bitten wir den heiligen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist.

Wenn sie so in die Kirche kamen, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus ward gelabt mit Gallen,
Drum sollen wir kreuzweis niederfallen.

Bei diesen Worten fielen sie alle in Kreuzesgestalt auf die Erde. Wenn sie nun eine Weile also gelegen, so hob ihr Vorsänger an und sang:

Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende;
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über euch erbarme!

Dann standen sie auf. Das taten sie dreimal. Wenn sie zum drittenmal aufstanden, so luden die Leute die Brüder: einer lud zwanzig, einer zwölf oder zehn, jeder nach seinen Verhältnissen, und führten sie heim und boten ihnen Gutes.

Nun war das ihre Regel: Wer in die Brüderschaft wollte und in die Buße treten, der mußte 34 Tage (nach den Lebensjahren Christi) darinnen sein und bleiben, und darum mußte er haben so viel Pfennige, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen, solange er in der Buße war, das waren 11 Schillinge und 4 Pfennige. Darum durften sie niemand ansprechen noch fordern noch in ein Haus kommen, wenn sie zum erstenmal in eine Stadt oder in ein Dorf kamen; außer man lüde sie und führte sie ohne ihre Ansprache hinein, dann mochten sie wohl in die Häuser gehen. Sie durften auch mit keiner Frau reden. Wer aber das brach, daß er mit einer Frau redete, der kniete vor ihrem Meister und beichtete es ihm, so setzte ihm der Meister eine Buße und schlug ihn mit der Geißel auf den Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr'
Und hüte dich vor Sünden mehr!

Wenn sie nun wollten büßen, also nannten sie das Geißeln, das mindestens zweimal des Tages stattfand, so zogen sie ins Feld hinaus, und man läutete

die Glocken, und sie gingen je zwei und zwei. Und wenn sie kamen an die Geißelstatt, so entkleideten sie sich bis auf die Hüften und taten Kittel oder weiße Tücher um sich, die reichten vom Gürtel bis auf die Füße. Und wenn sie wollten anfangen zu büßen, so legten sie sich nieder in einen weiten Kreis, dann fing ihr Meister an, wo er wollte, und schritt über einen und berührte den mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr'
Und hüte dich vor Sünden mehr!

So schritt er über sie alle, und über welchen er schritt, der stand auf und schritt dem Meister nach über die, die vor ihm lagen. Wenn ihrer zwei über den dritten schritten, der stand dann auf und schritt mit ihnen über den vierten und der vierte über den fünften vor ihm. So taten sie es dem Meister nach mit der Geißel und mit den Worten, bis daß alle aufstanden. Wenn sie auf diese Weise waren aufgestanden zu einem Kreise, so stellten sich ihrer etliche hin, die die besten Sänger waren, und fingen an, einen Leich zu singen; den sangen die Brüder nach, wie man noch zum Tanze singet. Unterdessen gingen die Brüder um den Kreis je zwei und zwei und geißelten sich mit Geißeln und Riemen, die hatten Knöpfe vorn, in welche Nadeln gesteckt waren; und sie schlugen sich über den Rücken, daß mancher sehr blutete. Der Leich, den sie dabei sangen, war aber dieser:

Jesus Christ, der ward gefangen,
An ein Kreuze ward er gehangen,
Das Kreuze ward vom Blute rot,
Wir klagen Gottes Marter und seinen Tod.

„Sünder, womit willst du mir lohnen?
Drei Nägel und eine dörnerne Kronen,
Das hohe Kreuz, eines Speeres Stich,
Sünder, das litt ich alles um dich.
Was willst du leiden nun für mich?"

So rufen wir aus lautem Tone:
„Unsern Dienst wir geben zu Lohne,
Für dich vergießen wir unser Blut,
Das sei uns für die Sünde gut!
Das hilf uns, lieber Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod!"

Nun knieten sie alle nieder und spannten ihre Arme kreuzweis und sangen:

Jesus, der ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir in ein Kreuze fallen.

Da fielen sie alle in Kreuzesgestalt auf die Erde nieder und lagen eine Weile da, bis daß die Sänger wieder anhoben zu singen, dann knieten sie auf die Kniee und hoben ihre Hände auf und sangen den Sängern knieend nach also:

Nun hebet auf eure Hände ꝛc.

Danach standen sie alle auf, gingen um den Kreis und geißelten sich, wie sie zuvor getan hatten, und sangen also:

Maria stund in großen Nöten,
Da sie ihr liebes Kind sah töten,
Ein Schwert ihr durch die Seele schneid't.
Das laß dir, Sünder, werden leid.
Drum hilf uns, lieber Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod!

Jesus rief im Himmelreich
Seinen Engeln allen gleich,
Er sprach zu ihnen mit sehnendem Leid:
„Entweichen will mir die Christenheit,
Drum will ich lassen die Welt zergehn,
Das, wisset, soll gewiß geschehn."
Davor behüt' uns, Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod!

Maria bat ihren Sohn, den süßen:
„Liebes Kind, laß sie dir büßen,
So will ich schicken, daß sie müssen
Bekehren sich. Des bitt' ich dich,
Mein liebes Kind, des gewähre mich!"
Des bitten wir Sünder auch alle dich!

Nun knieten sie und fielen dann nieder und sangen und standen dann wieder auf und taten ganz wie vorher von dem Sange an: „Jesus, der ward gelabet mit Gallen" bis zu dem Sange: „Maria stund in großen Nöten." So standen sie abermals auf und sangen sich geißelnd diesen Leich:

O weh, ihr armen Wucherleut,
Dem lieben Gotte seid ihr leid.
Du leihst eine Mark wohl um ein Pfund,
Das zieht dich zu der Hölle Grund,
Drum bist du immer mehr verlor'n,
Dazu so bringt dich Gottes Zorn:
Davor behüt' uns, Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod!

Der am Freitag nicht mehr fastet
Und am Sonntag nicht mehr rastet,
Der wird gewiß in der Hölle Pein
Ewiglich verloren sein.
Davor behüt' uns, Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod!

Nun knieten sie abermals und fielen nieder und sangen und standen wieder auf und benahmen sich wie vorher von dem Sange an: „Jesus, der ward gelabet" bis an den Sang: „Maria stund in großen Nöten." Auf diese Weise war das Geißeln vorbei.

So legten sie sich dann nieder, wie sie hatten getan, als sie anfingen, und schritten übereinander und hießen einander aufstehen wie zuvor und gingen dann an den Kreis und taten sich wieder an. Während sie sich aus- und antaten, gingen brave Männer umher und begehrten an dem Kreise von den Leuten, daß sie den Brüdern beisteuerten zu Kerzen und Fahnen. Auf diese Weise ward ihnen viel Geld. Wenn sie dies alles getan hatten und wieder angekleidet waren, so trat einer von ihnen, der ein Laie war und lesen konnte, auf eine Erhöhung und las die Predigt der Geißler. Wenn die gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt je zwei und zwei ihren Fahnen und ihren Kerzen nach und sangen den ersten Leich: „Nun ist die Bittefahrt so hehr", und man läutete die großen Glocken ihnen entgegen. Und wenn sie in den Münster kamen, so fielen sie in Kreuzesgestalt dreimal nieder, wie vorher beschrieben ist. Wenn sie dann aufstanden, gingen sie in ihre Herbergen oder wohin sie wollten.

7. Die Weberschlacht in Cöln. 1369.

Die weverslaicht (Weberschlacht), ein in niederrheinischer Mundart geschriebenes Gedicht eines Unbekannten, der auf seiten des Stadtadels steht und in der Erhebung der Weberzunft, die Teilnahme am Stadtregiment zu erlangen strebte, nur eine freche Auflehnung sieht. Erler a. a. O. III. S. 431 ff.

In den Pfingsttagen des Jahres, da man schrieb 1369, rotteten sich in Cöln die Weber zusammen, zogen vor das Rathaus und forderten, daß Rat und Schöffen zu ihnen herauskämen. Der Rat sandte drei seiner Mitglieder zu ihnen und ließ sie fragen, was des Volkes Begehren sei. Da sprach ein Weber: „Ihr Herren, die Schöffen haben einen Mann in der Hacht (Haft) liegen. Über ihn, so wollen unsere Zunftgenossen, soll Gericht gehalten werden, denn er hat auf der Straße geraubt." „Ihr Herren," gab der Rat zur Antwort, „geduldet euch noch einige Tage, bis die Wahrheit an den Tag gebracht worden ist und man die Verteidigung gehört hat, dann mag er nach der Schöffen Urteil sein Leben verlieren." Da riefen die Weber unter lautem Lärmen, sie wollten es nicht dulden, daß man länger warte: wollte man ihnen den Mann nicht geben, so würden sie ihn in anderer Weise in ihre Hand bringen. Der Rat hörte die hochmütige Rede. Er bat sie, sie sollten es ihren Gesellen berichten und bedenken, wie übel es ihnen geziemen würde, einem Menschen ohne Schöffenurteil das Leben zu nehmen. Doch es half ihm nichts. Sie wollten sich nicht darum beraten noch ihren Zunftgenossen darüber berichten, sondern riefen einstimmig, Arme und Reiche: sie verlangten sogleich den Mann und würden ihn mit Gewalt holen. Da wurde dem Hächter (Kerkermeister) der Befehl gegeben, daß man ihnen den Mann ausliefere. Sogleich führten die Weber den Mann von dannen und schlugen ihm das Haupt ab. Dies geschah ohne Schöffenurteil, und solcher Gewalt verübten sie noch mehr.

Hierauf hielten die Weber eine Einigung ab und berieten, wie man den guten Leuten (den herrschenden Geschlechtern) ihre Macht nehmen könne. Danach strebten sie zugleich mit allen Ämtern (Zünften oder Brüderschaften) in der Stadt. (Und sie setzten ihren Willen durch.) Der neue Rat wurde in folgender Weise gebildet: fünfzehn Männer wurden aus den Geschlechtern gewählt, wie das von alters her Sitte war. Daneben wurde noch ein weiterer Rat gekoren, der zählte fünfzig Mitglieder. In diesem Rate waren viele Ämter vertreten, Pelzer, Schmiede, Gürtelmacher, Harnischmacher, Maler; von den Krämern waren zwei dabei, von den Kannegießern einer. Hierzu kamen Riemer, Lohgerber und Goldschmiede. Gott schlage mit Krankheit, die solches ersannen und es dahin brachten, daß die gute Stadt Cöln mit solchen Ratsleuten besetzt wurde. So trieben es die Weber, und sie hatten es dabei so eingerichtet, daß sie die Mehrzahl im Rate hatten und alles nach ihrem Willen gehen mußte. Ihre Gewalt war so groß, daß es die Besten sehr verdroß, aber sie konnten es nicht ändern und stimmten daher in ihre Weise ein. Mußte man eine Abgabe in der Stadt festsetzen, so sollte das Tuch allemal von der Accise befreit sein und der Wein dieselbe allein tragen. Auch hatten sie die Schlüssel der Stadt, ihr Siegel und ihren Schatz. Gekoren wurde der Rat, da man schrieb nach Gottes Geburt 1370, vierzehn Tage nach St. Johannis (2. Juli), und er währte ein Jahr und fünf Monate.

Nun vernehmet, wie Gott, der Herr über alle Dinge, nicht länger dem Übermute zusehen wollte. Ein Weber saß in der Hacht gefangen, der eine solche Missetat verbrochen hatte, daß er nach der Schöffen Urteil es mit dem Leben büßen sollte. Der Richter erhielt den Auftrag, ihn aus der Haft zu holen und ins Feld zu führen. Henkin vom Turme hieß der Verurteilte. Er war den Webern bekannt, denn er war einer ihrer Gesellen. An diesem Tage nun kam ein Weber zu den beiden Häusern gelaufen, wo die Weber waren, und sprach: „Ihr Herren, sehet zu, wie es euch gefalle, daß man euren Gesellen ins Feld führt und ihm das Haupt abschlägt. Ich sah ihn eben ohne Zögern hinaus führen." Ein Weber vernahm dies, der ward zornig und lief hinweg von dem Hause und rief das Volk an, es solle vor die Stadt ziehen und den Mann mit Gewalt befreien. Das taten sie denn auch und eilten, mit dem Schwerte bewehrt, vor das Tor, um den Gefangenen ledig zu machen. Keiner ließ da zu Hause Keule und Spieß. Als sie nun ins Feld kamen, erblickten sie Herrn Eberhard Hardefust, der zu der Zeit Richter war, auf seinem Hengste. Ein Weber lief zu ihm, der hieß Heinrich von der Bachstraße. „Herr Richter," rief er, „wir wollen, daß der Mann am Leben bleibt, gebt ihr ihn nicht los, so soll es euch gereuen!" Herr Eberhard gab zur Antwort: „Ich kann euch keinen Mann freigeben, über den Schöffenurteil ergangen ist, mag es mich gereuen oder nicht." Hört, was die Weber taten! Sie entrissen den Verurteilten mit Gewalt den Henkern und führten ihn in die Stadt zurück. Als dies Johann von Trojen und Tilmann von Kovelshofen sahen, eilten sie nach dem Gebührhaus (Zunfthaus) von St. Brigiden und erzählten hier bei der Brüderschaft, was geschehen war. Als man diese Kunde vernahm, war jeder darauf bedacht, sich zu wappnen. Sie liefen nach Hause und legten Waffen an, Arme und Reiche. Auch die Herren vom Rate säumten nicht lange und kamen nach St. Brigiden. Die ersten, die sich zu ihnen gesellten, waren die Löher (Gerber), dann eilte die Gesellschaft vom Eisenmarkte herbei; die Kaufleute vom Altenmarkt, die Gesellen vom Himmelreiche ließen sich nicht lange mahnen, sie stellten sich eiligst unter das städtische Banner. Auch die Fischmenger (Fischverkäufer) kamen hinzu. Die Brüderschaft von St. Brigiden wollte es nicht dulden, daß man den Frieden bräche, sie erklärte, sie wolle eine Änderung der Herrschaft bewirken. So zogen sie denn mit aufgestecktem Banner aus dem Gebührhause zu St. Brigiden. Ihnen folgte mancher Mann. Sie rückten gegen die Arsburg vor. Hier hörten sie, daß sich ein Teil der Weber in Waffen bei den Frauenbrüdern (die Brüder Unserer lieben Frau) versammelt habe. Da zogen sie denn den Bach aufwärts über den Waidmarkt nach der Arsburg. Als dies die Weber sahen, flohen sie in Peter Nikols Haus, ließen aber ihr Banner draußen, bei welchem zwei Männer vor dem Tore zurückblieben. Der eine ward erschlagen, der andere blieb für tot liegen, das Banner wurde zerhauen und in Stücke zerrissen. Die Schmiede wollten den Webern zu Hilfe kommen, als sie aber die Weber geschlagen sahen, flohen sie auseinander.

Also zog der Rat mit den Brüderschaften von dort bis nach dem St. Johannis-Kirchhof, und da blieben tot sechs Mann von den Webern. Da der Rat und die Brüderschaften vernahmen, daß auch die Weber von dem Griechenmarkte mit ihrem Banner gegen sie gezogen kamen, da stellten sie sich ihnen entgegen. Als das die Weber gewahr wurden und sahen, daß man ihnen entschlossen entgegenkäme, und daß ihre Gesellschaft auf dem Waid-

markt und vor der Frauenbrüderkirche zu Schanden gemacht worden wäre, da kehrten sie ihre Häupter um und ließen die Ferse sehen und taten schöne Sprünge. Die Bürger aber machten sich auf, groß und klein, und was sie erreichten, das schlugen sie tot auf der Straße. Darauf zogen die Herren mit ihrem Banner und mit den Brüderschaften durch die Straßen nach dem Griechenmarkt und der Arsburg, wo die Gegner einen Halt haben mochten, und fingen sie mit Gewalt, doch fanden sie nicht viel; die Weber schienen Maulwürfe zu sein und unter der Erde zu liegen. Darauf ließ der Rat auf dem Heumarkt ein Gerüst errichten und ließ den Webern die Häupter abschlagen bei dem Pranger, so viele man von ihnen ergreifen konnte, und auch von den Walkern. Als die Weber also geflohen waren und sich verborgen hatten, zogen die Herren mit den Brüderschaften wiederum zur Arsburg und blieben da die Nacht, und da wurde gespendet Brot und Wein in Fülle.

Des andern Tages in der Frühe am St. Cäcilientage (22. November), als die Herren die Oberhand über das ganze Wollenamt erhalten hatten, zogen abermals die Obersten von der Stadt mit den Brüderschaften unter dem Stadtbanner den Bach aufwärts mit Posaunen und Pfeifen. Ihnen folgte mancher tapfere Mann, und wen sie von den Webern konnten greifen, den schlugen sie tot auf der Straße.

Gewalt und Übermut nehmen selten ein gutes Ende. So geschah auch den Webern. Ihr Hochmut gewann solches Ende, daß mancher Mann seine Freude daran hatte, denn sie trieben in diesem Jahre viel Mutwillen, mehr als ich sagen will. Bedenkt dies wohl, ihr alten Geschlechter von Cöln, und danket dem allmächtigen Gotte, der die stürzte, die euch unterdrücken wollten. Hütet euch vor denen, die euch in ihrem Übermute nach Leben und Gut gestanden haben, und lebt vor allem in Eintracht! Denn seid ihr einträchtig, so kann euch niemand widerstehen, so muß man euch in Ruhe lassen und wird euch Frieden und Gnade zu teil. (Etwa 30 Jahre später erlangten die Zünfte dennoch Anteil am Stadtregiment.)

8. Die Vitalienbrüder; Störtebecker.

Reimar Kock, Chronik von Lübeck. Niederdeutsch. Der Lübecker Prediger Kock schrieb seine Chronik in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Albrecht von Mecklenburg war König von Schweden geworden, aber von Margarete, der Königin von Norwegen und Statthalterin von Dänemark, besiegt und gefangen genommen worden. Für den Gefangenen erhoben sich die Stadt Stockholm, Herzog Johann von Mecklenburg, Rostock und Wismar.

Im Jahre 1391, derweilen die Schiffe von Rostock und Wismar nach Stockholm in der See waren (um den Schwedenkönig Albrecht aus der Gefangenschaft zu befreien), ließen die von Rostock und Wismar ausrufen, daß, so jemand auf eigene Beute und Kosten gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern, rauben, brennen und nehmen wolle, der solle sich in den Städten Wismar und Rostock melden; da wolle man ihnen Kaperbriefe geben, dazu auch gestatten, daß sie frei aus- und einlaufen und den Raub verkaufen dürften. Es läßt sich nicht beschreiben, was des losen und bösen Volkes aus allen Ländern von Bauern und Bürgern, von Amtsknechten und allerlei losem Volke da zusammenlief, denn alle, die nicht arbeiten wollten, ließen sich bedünken, sie wollten von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden. Dies ließ sich im Anfang wohl ansehen als ein großes,

gewinnreiches Ding, wodurch den Feinden großer Abbruch getan wurde, aber Gott helfe, wenn man dem losen Haufen die Hand losläßt, so kann man ihn doch mit aller Macht kaum verhindern und wehren, daß er Böses tut, auch wenn man ihn in großer Not zu Hilfe rief. Diese Gesellen, die sich so versammelten, nannten sich Vitalienbrüder (oder Likerdeeler = Gleichteiler, weil sie auf gleiche Teilung raubten). Als sie aber zur See kamen, vergaßen sie bald ihren Auftrag und behandelten alle als Feinde, die ihnen auf der See in die Hand fielen.

Im Jahre 1395, als der König von Schweden und sein Sohn aus dem Gefängnisse gelöst waren, freute sich jedermann in Deutschland und auch in den drei Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen, und jeder hoffte, gute Zeit und Nahrung wieder zu bekommen. Allein das heillose Volk der Vitalienbrüder wurde betrübt, daß ihr Mutwillen und ihre schändliche Räuberei ein Ende nehmen sollten. Als sie daher bemerkten, daß durch viel Fleiß und Arbeit der Herren aus den Städten die Sache dahin gebracht wäre, daß der König los werden würde, gedachten sie noch eine Untat anzurichten, ehe es zur Lösung käme, und fuhren nach Bergen in Norwegen. Dort taten sie große Untat und Schaden; sie raubten den Kaufleuten, den Bürgern und auch den Norwegern alles, was sie an Silber, Gold, Kleinodien, Kleidern, Hausrat bekommen konnten, und was der Kaufmann an Fischen aufgespeichert hatte. Das alles nahmen sie und trugen es nach den Schiffen und fuhren nach Wismar und Rostock.

Als diese Buben die Beute verkauft hatten, ward ihnen ihr Dienst aufgesagt; weder die Fürsten von Mecklenburg noch die Städte Wismar und Rostock wollten sie länger in Schutz nehmen; deshalb sollte wieder ein jeder nach Hause ziehen und sich ehrlich nähren und jedem lassen, was sein wäre. Aber diese Gesellen waren nun an Raub gewöhnt und ließen sich bedünken, sie könnten mit Raub reich werden ohne Mühe. Darum wollten sie von ihrem Tun nicht lassen und teilten sich in drei Haufen. Eine Schar ging nach Friesland und raubte dort, was sie bekommen konnte, die andere Schar lief in die spanische See und brachte dort den Kaufleuten großen Nachteil, der dritte Haufe zog gegen die Russen und tat ihnen großen Schaden. Dieser Seeräuber Hauptleute waren Gödeke Michel, Wichmann, Wigbold und Klaus Störtebeeker (d. i. Stürzdenbecher).

Ein noch im Anfange des 19. Jahrhunderts an den Küsten der Nord- und Ostsee gesungenes Volkslied beginnt:

„Störtebeeker und Göde Michel
Sünd een paar Rovers (Räuber) glikedeel;
Se rovden so lange, bet't (bis es) Gott verdrot (verdroß),
Do leden (litten) se grote Schande un Not."

Es erzählt weiter: Beide waren mit hinausgefahren bis zum heidnischen Sultan; aber bald sehnten sie sich zurück nach der ihnen wohlbekannten Westsee und dem kräftigen Hamburger Bier. Darum sprach Störtebeeker zu Gödeke: „Laßt uns heimwärts fahren; denn viel besser können uns die reichen Hamburger Kaufleute schadlos halten für unsere Mühen." Also kehrten sie wieder um und nahmen vor der Warnemündung ein mit Wein beladenes Schiff. Während sie dort lustig und guter Dinge waren, eilte ein Mann, der sie gesehen, nach Hamburg und sagte es dem Rate an. Alsbald wurden die Fahrzeuge ausgerüstet.

Ein dichter Nebel bedeckte das Meer um die Insel Neuwerk, bis die Sonnenstrahlen ihn durchbrachen und in der Ferne hoch auf dem Meere die Schiffe der Vitalier zeigten. Dahin steuerten die Hamburger. Sobald Störtebeeker sie erblickte, gebot er, dem Zechen Einhalt zu tun und die Büchsen an ihren Ort zu bringen. Ein harter Kampf entbrannte; aber auch ein Schiff der Hamburger, die bunte Kuh, brauste durch die Wellen und lief mit ihren Hörnern das Vorkastell Störtebeekers entzwei. Da wurden die noch übrigen gefangen und nach Hamburg vor den Rat gebracht. Schon am folgenden Tage schritten sie, auf ihre Bitte mit den besten Gewändern angetan, unter Trommel- und Pfeifenklang auf den Grasbroek. Viele Frauen und Jungfrauen beklagten das Schicksal so tapferer Männer; doch der Rat kannte kein Erbarmen.

„De henker, de heet (hieß) Hans Rosenboom.
He stonde met sine gesnörde (geschnürte) schoen
Bet an de enkeln in'n blode."

Außer denen, welche im Treffen gefallen waren, verloren an diesem Tage mehr als 70 ihr Leben (1402). — (Die Hamburger ließen auf diesen Sieg Denkmünzen prägen. Bald nachher fingen sie auch die übrigen Seeräuber.)

9. Aus dem Sachsenspiegel.

Eike von Repkow, ein ostfälischer Schöffe, verfaßte den Sachsenspiegel hauptsächlich nach dem ihm bekannten Gewohnheitsrechte zwischen 1224 und 1235 in lateinischer Sprache und übertrug ihn auf Drängen des Grafen Hoyer von Falkenstein, des Stiftsvogts von Quedlinburg, wo auch die älteste Handschrift dieser wichtigsten Rechtsquelle des Mittelalters aufbewahrt wird, ins Niederdeutsche.

Weiske, Der Sachsenspiegel. Leipzig 1840.

Den Namen deutet eine vielleicht später hinzugefügte gereimte Vorrede:

Spiegel der Sachsen sal diz buch sin genant,
wen Sachsen recht ist hie an bekant,
als in eyme spigele die vrowen sich beginnen schowen.

Erstes Buch. Art. 1. (Nach Repkows Übertragung.) Zwei swert liz got in ertriche zu beschirmene die cristenheyt. Deme babste ist gesaczt daz geistliche. Deme keisere daz wertliche. Deme babste ist ouch gesaczt zu ritene zu bescheidener zcit uf eime blanken pferde, und der keyser sal im den stegereif halden, durch daz der satel nicht en winde (sich wende, verschiebe); daz ist die bezeechenunge: swas dem babste widerste, das her nicht mit geystlichem gerichte getwingen mag, daz ez der keyser mit wertlichem gerichte twinge, deme babste gehorsam zu wesene; so sal ouch sin geystliche gewalt helfen deme wertlichen gerichte, ob es sin bedarf.

Art. 38. Die Jahr und Tag[1]) in des Reiches Acht sind, die verurteilet man als rechtlos und verteilet ihr Eigen und Lehen: das Lehen dem Lehnsherrn, das Eigentum dem Könige.

Art. 39. Die ihr Recht durch Diebstahl oder Raub verloren, können sich nicht, falls sie abermals des Diebstahls oder Raubes angeklagt werden, mit

---

[1]) D. i. 1 Jahr, 6 Wochen und 3 Tage. Nach Ablauf des Jahres blieb dem Geächteten noch die Frist bis zum nächsten ungebotenen Ding, das spätestens nach 6 Wochen abgehalten wurde und drei Tage dauerte. Andere erklären: Die Gnadenfrist umfaßte 3 ungebotene Dinge (= 1 Jahr) und die dreimalige Ladefrist von je 15 Tagen (14 Nächten).

einem Eide reinigen, sondern sie haben nur unter dreierlei die Wahl: das heiße Eisen zu tragen, oder bis zum Ellenbogen in einen wallenden Kessel zu greifen, oder sich im Kampfe zu erwehren.

Art. 42. Vor seinen Tagen und nach seinen Jahren mag ein Mann wohl einen Vormund haben, wenn er dessen bedarf. Über 21 Jahre ist der Mann zu seinen Tagen gekommen, über 60 Jahre ist er über seine Tage gekommen.

Art. 55. Alle weltlichen Gerichte haben ihren Ursprung in der Wahl; darum kann kein gesetzter Mann Richter sein, sondern er soll ein erwählter oder belehnter Richter sein. Ereignet sich aber eine handhafte Tat von Dieberei oder Raub, darüber ein Mann ergriffen wird, so mag man, falls man die belehnten Richter nicht erreichen kann, zum mindesten aus drei Dörfern, die da zu Gericht gehen, einen Gografen wählen, und die sollen die Tat eilend richten.

Zweites Buch. Art. 13. Den Dieb soll man hängen. Geschieht aber in einem Dorfe des Tages ein Diebstahl, der weniger als 3 Schillinge[1]) beträgt, den mag der Bauermeister desselben Tages zu Haut und Haar[2]) richten oder mit drei Schillingen zu lösen geben. Jener bleibt aber ehrlos und rechtlos. Dasselbe Gericht ergeht über unrecht Maß und Gewicht und über falschen Speisekauf. Alle Mörder oder die den Pflug (des Gespannes), oder Mühlen, Kirchen oder Kirchhöfe berauben, Verräter und Mordbrenner . . . die soll man radebrechen. Die einen Mann schlagen und gefangen nehmen oder berauben, oder brennen — ausgenommen Mordbrand —, den Frieden brechen und in Ehebruch betroffen werden, denen soll man das Haupt abschlagen. Welcher Christenmensch ungläubig ist, mit Zauberei umgeht oder mit Giftmischerei und wird des überführt, den soll man auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Art. 16. Welcher Mann an Mund, Nase, Augen, Zunge und Ohren, an Händen und Füßen gelähmt wird, dem soll man es verbüßen; man muß ihm jegliches bessern mit einem halben Wergelde. Jeglich Finger, Zehen und Zahn hat seine sonderliche Buße, den zehnten Teil des ihm zustehenden Wergeldes.

Art. 28. Wer des Nachts gehauenes Holz oder geschnittenes Gras stiehlt, den soll man mit der Weide richten; stiehlt er des Tages, so geht es ihm an Haut und Haar.

Art. 35. Handhafte Tat liegt vor, wenn ein Mann bei einer (verbrecherischen) Tat oder auf der Flucht der Tat ergriffen wird, oder wenn er gestohlenes oder geraubtes Gut in seinem Gewahrsam hält, zu dem er selber den Schlüssel an seiner Seite trägt.

Art. 61. Als Gott den Menschen schuf, gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel und über alle wilden Tiere. Dadurch haben wir Urkunde von Gott, daß niemand seinen Leib und seine Gesundheit an diesen dreien verwirken kann.

Art. 66. Alle Tage und alle Zeit sollen Frieden haben die Pfaffen und geistlichen Leute, Mägde, Weiber und Juden an ihrem Leibe und ihrem Gut.

---

[1]) 1 Schilling oder solidus hatte 12 Pfennige und nach unserem Gelde einen Wert von etwa 4,50 Mark; 20 Schillinge = 1 Pfund. Das höchste Wergeld betrug nach dem Sachsenspiegel 18 Pfund.

[2]) „Zu Haut" d. i. er wurde geschlagen, „zu Haar", d. h. man drehte ihm mittels eines runden Holzes die Haare aus dem Haupte.

Kirchen und Kirchhöfe und jegliches Dorf innerhalb seiner Gräben und Zäune, Pflug und Mühlen und des Königs Straßen zu Wasser und zu Land, die sollen steten Frieden haben und alle, die darein und darauf kommen. Heilige und gebundene Tage sind allen Leuten zu Friedenstagen gesetzt und dazu in jeglicher Woche vier Tage: der Donnerstag, der Freitag, der Sonnabend und der Sonntag. Am Donnerstag weihte man den Crieſem (das heilige Salböl), da man uns alle mit zeichnet zu der Christenheit in der Taufe. Des Donnerstags aß und trank auch unser Herr mit seinen Jüngern aus dem Kelch. Des Freitags schuf Gott den Menschen, und er ward des Freitags gemartert um der Menschen willen. Am Sonnabend ruhte er, da er Himmel und Erde gemacht hatte und alles, was darinnen ist; er ruhte auch des Sonnabends in dem Grab nach seiner Marter. Des Sonntags wurden wir versöhnt mit Gott um Adams Missetat. Der Sonntag war auch der erste Tag, der je gewesen, und wird auch der letzte sein. Darum sind diese vier Tage gemeine Friedetage allen Leuten, ausgenommen die, welche auf handhafter Tat ergriffen werden, in des Reiches Überacht oder vom Gerichte geächtet sind.

Drittes Buch. Art. 45. Fürsten, Freiherrn und schöffenbarfreie Leute sind gleich, Buße (für Verletzung) und Wergeld zu nehmen. Ihr Wergeld beträgt 18 Pfund, ihre Buße 30 Schilling. Jegliches Weib hat ihres Mannes halbe Buße und halbes Wergeld. Andere freien Leute, die Landsassen geheißen, die da kommen und fahren gastweise in dem Lande, die kein Eigen darinnen haben, denen gibt man 15 Schilling Buße, und 10 Pfund ist ihr Wergeld. 20 Schilling 6 Pfennige ist der Lassen (Hörigen) Buße, und 9 Pfund ist ihr Wergeld. Zween wollene Handschuh und eine Mistgabel ist des Tagewerkers Buße. Spielleuten und allen, die sich zu eigen geben, gibt man zur Buße den Schatten eines Mannes. Ohne Wergeld sind alle ungerechten Leute. Doch wer an ihnen wundet oder tötet oder rauft und den Frieden an ihnen bricht, den soll man richten nach Friedens Recht.

10. Die Feme.

Lindner, Die Veme. Münster und Paderborn 1888.

1. Also sollst du Schöffen machen: Zwei andere bekannte Schöffen deiner Grafschaft sollen einen Unwissenden mit deiner Erlaubnis zu dem Gerichte bringen und sollen für ihn auch ihren Eid geloben, daß er ehelich und frei geboren und im Besitz seiner vollen Freiheit sei. Danach soll der Unwissende zwei Finger seiner rechten Hand auf das Schwert und den Strick legen und dir also nachsprechen:

Ik gelove bi der hilligen ee (Heil. Schrift),
dat ik numer (nunmehr) will de veme waren
helen (verhehlen) hoden (schützen) ind halden (und halten)
vor man vor wif
vor torf vor twich (Zweig)
vor stock vor stein
vor gras vor grein
vor alle queke wichte (lebenden Geschöpfen),
vor alle godes gestichte (Gottes Geschöpfen)

vor alle dat tuschen (zwischen) hemel ind erden
got heft laten werden
wente (bis) an den man
de de veme halden kan.

Und daß er vor den Freistuhl in die heimliche Acht des Königs alles Strafwürdige bringen wolle, was er sicher wisse oder von glaubwürdigen Leuten erfahre, damit es nach des Kaisers und der Sachsen Recht gerichtet werde; daß er sich davon nicht wolle zurückhalten lassen weder durch Lieb' noch Leid, noch durch Gold, Silber oder Edelsteine, nicht durch Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Freundschaft oder Verwandtschaft, noch durch kein Ding, das Gott geschaffen hat, daß er die Feme fördern und stärken wolle.

2. Wie ein Schöffe sich von einer Anklage reinigt. Ein angeklagter Schöffe wird von anderen Schöffen dreimal in Zwischenräumen von je sechs Wochen vorgeladen. Erscheint er, so mag er vor den Freistuhl treten und sprechen: „Herr Graf, habt ihr mich vorgeladen?" — „Ja." — „Herr Graf, ich möchte gern die Hauptstücke kennen, derentwillen ihr mich vorgeladen habt, und die Namen derer, die mich angeklagt haben." Das soll ihm der Graf sagen. Danach soll sich der Schöffe (auf die Kniee) setzen, sein Schwert vor sich hinstellen, zwei seiner Finger auf (die Spitze desselben) legen und also sprechen: „Herr Graf, der Hauptsachen und Hauptstücke und Tat, die ihr mir gesagt habt, und der mich der Kläger zeihet, der bin ich unschuldig, daß mir Gott helfe und alle seine Heiligen." Dann soll er einen Königspfennig nehmen und ihn dem Grafen zur Urkund ins Gericht werfen und seine Straße ziehen. Wäre dann jemand, der einen solchen antasten oder aufhalten und seine Unschuld nicht achten wollte und ihm also in seinen Eid und Ehre redete, so wissen alle Freigrafen, Freien und Freischöffen wohl, daß dieser des Königs Frieden gebrochen, und der, welcher dieses täte, den soll man zu derselben Stunde hinsetzen, verfemen auf der frischen Tat unvorgeladen, dieweil er dessen nicht unschuldig werden kann, so es vor gesessenen Gerichten getan und geschehen wäre. Also mag ein jeglicher Freischöffe seine Unschuld mit seiner eigenen Hand dartun und bedarf keiner Hilfe dazu. Denn wenn man einen zum Freischöffen macht, so wird ihm gewiesen für Recht, daß er seiner Ehre sie zu behalten näher sei, denn ein anderer sie ihm zu entführen oder abzusagen mit Recht.

3. Das Richten auf handhafter Tat und die Vorladung des Angeklagten. Niemand soll ergriffen und nach der Feme Recht gestraft werden, der nicht zuvor an dem Freistuhl, wie es sich gebührt, gerichtet ist, ausgenommen wenn man einen Übeltäter auf frischer Tat, d. i. nach westfälischer Sprache: auf handhafter Tat und mit gichtigem Munde ertappt. Den mögen drei oder mehr Schöffen auf frischer Tat sofort töten. Entkommt er, so soll man ihm danach nichts tun, er sei denn zuvor an den Freistuhl geführt, wie es recht ist.

Kann man den Vorzuladenden nicht finden, oder hat er nicht eigen Rauch, so mag man ihn an den vier Enden des Landes, darin er sich aufhält, in folgender Weise vorladen: vermutet man, daß er sich unter dem oder jenem Herrn, in dieser oder jener Stadt aufhalte, so mag man dem Herrn oder der Stadt sagen: nun vernehmet, daß der und der sich bei euch aufhalte, saget ihm, daß er bei dem höchsten Recht und unter des Königs Bann am . . . bei dem Freistuhle zu . . . zum Gericht erscheine. Sitzt der Angeklagte aber

auf einem Schloß, darin man ohne Gefahr nicht kommen könnte, so mögen die Schöffen, die ihn vorladen wollen, eines Nachts oder wenn es ihnen paßt, vor das Schloß reiten oder gehen und aus dem Rennbaum oder Riegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Zeugnis, und mögen einen Königspfennig und den Ladungsbrief in die Kerbe stecken und dem Burgwächter zurufen: sie hätten einen Königsbrief in die Kerbe gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl bei den höchsten Rechten und des Kaisers Bann.

4. Verurteilung. Den beklagten, verurteilten Mann, mit Namen N. N., nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser und Papst Leo gesetzt und bestätigt haben und alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und unteilhaftig alles Rechts, und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Tieren und den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder sollen Waisen sein. Ferner gebiete ich einem jeglichen Schöffen und ermahne sie bei ihren Eiden, sobald sie den verfemten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen.

XII. Kampf Kaiser Ludwigs IV. gegen den Papst.

1. Der Kurverein zu Rense. 1338.

Da alle Bitten und Vorstellungen, den von Frankreich abhängigen Papst zu Avignon zur Aufhebung des Interdikts und zur Lossprechung Ludwigs IV. vom Banne zu bewegen, erfolglos blieben, erließen die Kurfürsten am 16. Juli 1338 in Rense folgende Erklärung (Erler a. a. O. III. Bd. S. 357 ff.):

Im Namen des Herrn! Amen. Durch diese gegenwärtige Urkunde sei allen offen kundgetan, daß im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1338 am sechszehnten Tage des Monats Juli ungefähr um die siebente Stunde selbigen Tages im Baumgarten, der beim Dorfe Rense am Ufer des Rheins liegt, wo die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches zu Verhandlungen über die Wahlen und andere Angelegenheiten selbigen Reiches häufig zusammenzukommen pflegen, die ehrwürdigen Väter in Christo, die Herren Erzbischöfe Heinrich von Mainz, Walram von Cöln und Balduin von Trier sowie die erlauchten Fürsten und Herren, die Herren Rudolf, Ruprecht und Stephan, welche den Pfalzgrafen des Reiches vertreten, da es nicht entschieden war, wer von ihnen der stimmberechtigte Graf sein solle, sowie Rudolf, Herzog von Sachsen, und Ludwig, Markgraf von Brandenburg, sich miteinander versammelt und persönlich eingefunden haben, um über die Rechte und Gewohnheiten des Reiches zu verhandeln. Diese haben auch Verhandlungen gepflogen mit den zahlreichen Getreuen des oftgenannten

Reiches, Geistlichen und Laien, die daselbst gleichfalls anwesend waren, und haben uns drei öffentliche Notare deswegen berufen, und nachdem sie unter sich selbst der Reihe nach unter Ableistung von Eiden Umfrage gehalten hatten, wie es Brauch selbiger Fürsten ist, haben sie einhellig und eines Sinnes endgültig ausgesprochen, entschieden und als Urteil verkündet: „Das sei Rechtens und altbewährte Gewohnheit im Reiche, daß, wenn von den Kurfürsten des Reiches oder auch von dem an Zahl überwiegenden Teile selbiger Fürsten einer zum Könige gewählt worden ist, er nicht der Ernennung, Genehmigung, Bestätigung, Zustimmung oder Gutheißung des päpstlichen Stuhles bedarf, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Reiches oder den Königstitel zu übernehmen, und daß betreffs dieser Dinge ein solcher Erwählter mit Recht nicht an selbigen Stuhl sich zu wenden hat, sondern daß es so gehalten und Sitte und Brauch seit undenklicher Zeit gewesen ist, daß die von den Kurfürsten des Reiches einmütig oder von der Mehrheit Erwählten den Königstitel angenommen und die Güter und Rechte des Reiches verwaltet haben, und daß sie nach dem Rechte und der Gewohnheit dieses rechtmäßig tun konnten und in Zukunft tun können, ohne eine Genehmigung oder Erlaubnis des genannten apostolischen Stuhles hierüber zu haben und nachzusuchen."

Nachdem dies verkündigt und solcherweise entschieden worden war, haben die vorgenannten Herren Kurfürsten alle und jegliche Getreuen und Vasallen des Reiches, die damals bei deren Verhandlungen und Rat zugegen waren, unter deren dem Reiche schuldigen oder schon geleisteten Eiden einzeln über ihre Ansicht in betreff der verhandelten und bestimmten und verkündigten Rechte und Gewohnheiten des Reiches befragt. Diese alle und jegliche haben in denselben oder ähnlichen Worten sich ausgesprochen, geurteilt, entschieden und schließlich mit dem übereingestimmt, wobei der oben genannten Kurfürsten Meinung stehen geblieben ist.

2. Der Reichstagsabschied vom 6. August 1338.

Der Reichstag zu Frankfurt trat den Beschlüssen des Renser Kurvereins bei und erweiterte sie dadurch noch wesentlich, daß sie auch das Recht auf den kaiserlichen Titel aus der Wahl der Kurfürsten herleiteten. Hierauf erließ Ludwig das wichtige Gesetz vom 6. August 1338, das die Unabhängigkeit des Reiches von der Kurie offen verkündete. Erler a. a. O. III. S. 358 ff.

Ludwig, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer und jederzeit Mehrer des Reichs, zum ewigen Gedächtnis der Sache.

Wiewohl die Zeugnisse beider Rechte klärlich darlegen, daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott allein seit alters herrühre, und daß Gott durch den Kaiser und die Könige der Welt die Rechte dem Menschengeschlechte offenbar gespendet habe, und daß der Kaiser durch die bloße Wahl derer, denen sie zusteht, ein wahrhafter Kaiser wird und nicht der Bestätigung oder Genehmigung von seiten irgend eines andern bedarf — da er in allen weltlichen Dingen auf Erden keinen Vorgesetzten hat, sondern Völker und Stämme ihm unterworfen sind und unser Herr Jesus Christus selbst befohlen hat, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist —, so versteigen sich doch manche, von Habsucht und Ehrgeiz verblendet, ohne Verständnis irgend einer Schrift und abirrend von dem Pfade des richtigen Sinnes, zu gewissen ungerechten und verwerflichen Erdichtungen und abscheulichen Behauptungen und vergehen sich so gegen die Gewalt und Würde und die Rechte der Kaiser, Kurfürsten und der andern Fürsten und Getreuen des Reiches, indem sie trügerisch vorgeben, die kaiserliche Würde und Gewalt sei

vom Papste, und der zum Kaiser Erwählte sei nicht der wahre Kaiser und König, wenn er nicht zuvor durch den Papst oder den Apostolischen Stuhl bestätigt, gebilligt und gekrönt sei; und durch derlei verwerfliche Behauptungen und verderbliche Sätze erregt der alte Feind Streitigkeiten, erweckt Zank, erzeugt Kampf und schafft Aufruhr.

Um daher ein so großes Unheil zu verhüten, erklären wir mit dem Rate und der Einwilligung der Kurfürsten und der andern Fürsten des Reiches, daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott allein herrührt, und daß, nach dem Rechte und der seit alters genehm gehaltenen Gewohnheit des Reiches, sobald einer zum Kaiser oder König erwählt wird von den Kurfürsten des Reiches einmütig oder von der Mehrheit derselben, er sogleich gemäß der bloßen Wahl als wahrhaftiger König und Kaiser der Römer zu erachten und zu bezeichnen ist, und daß demselben von allen Untergebenen des Reiches gehorcht werden muß. Um die Gerechtsame des Reiches zu verwalten und das Übrige zu tun, was einem wahren Kaiser zusteht, hat er volle Gewalt und bedarf nicht von seiten des Papstes oder des Apostolischen Stuhles oder irgend eines andern der Genehmigung, Bestätigung, Gutheißung oder Einwilligung. Und dieses setzen wir daher durch immerdar gültiges Gesetz fest, daß der einmütig oder von der Mehrheit der Kurfürsten zum Kaiser Erwählte infolge der bloßen Wahl von allen als wahrer und gesetzmäßiger Kaiser zu erachten und zu benennen ist, daß demselben von allen Untergebenen des Reiches gehorcht werden muß, und daß er die kaiserliche Verwaltung und Rechtsprechung und die Fülle kaiserlicher Gewalt besitzt. Und daß er diese besitzt und inne habe, das sollen alle anerkennen und es mit Festigkeit aussprechen. Wer aber gegen diese Erklärungen, Verordnungen und Bestimmungen oder einen Teil davon etwas einzuwenden oder zu entgegnen oder denen, die solches versichern und sagen, beizupflichten oder deren Aufträgen oder Briefen oder Vorschriften zu gehorchen sich erdreistet, diesen allen entziehen wir fortan alle Lehen, die sie vom Reiche in Händen haben, und alle Gnaden, Gerichtsbarkeiten, Vorrechte und Befreiungen, die von uns oder unsern Vorgängern ihnen gegeben worden sind, und erklären sie für verlustig schon nach dem Gesetze und durch die Tat. Überdies verordnen wir, daß sie in das Verbrechen der Majestätsverletzung verfallen, und daß sie allen den Strafen unterliegen, von denen jene betroffen werden, die das Verbrechen der Majestätsverletzung begehen.

Gegeben in unserer Stadt Frankfurt am 6. August im Jahre des Herrn 1338, im 23. unserer Regierung, im 11. der Kaiserherrschaft.

3. Aus der Verfluchungsbulle, die Papst Clemens VI. 1346 gegen den Kaiser erließ.

H. Schiller, Weltgeschichte. Berlin und Stuttgart 1901. Bd. II. Quellensammlung. S. 41.

Damit der genannte Ludwig erkenne, daß er verfallen sei in die Strafen und in die Rache Gottes, und in unsere Verwünschungen gerate, bitten wir flehentlich die Macht Gottes, daß sie seine Raserei zu nichte mache, seinen Stolz erniedrige und auslösche, ihn durch die Kraft ihrer Rechten niederwerfe, in die Hände seiner Feinde und Verfolger liefere und vor ihren Füßen zusammenstürzen lasse! Es möge ihm eine Fallgrube beschieden sein, die er nicht sieht, und er

stürze in sie! Verflucht sei sein Eingang, verflucht sein Ausgang! Es schlage ihn Gott mit Wahnsinn, Blindheit, Tollwut! Der Himmel schleudere seine Blitze auf ihn! Der Zorn Gottes und der heiligen Apostel Paulus und Petrus, deren Kirche er zerstören wollte und will, entbrenne gegen ihn in diesem und im künftigen Leben! Der Erdkreis kämpfe wider ihn. Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. In einer Generation werde sein Name zu nichte und verschwinde sein Gedächtnis von der Erde! Alle Elemente seien wider ihn! Seine Wohnung werde wüst! Aller entschlafenen Heiligen Verdienst verwirre ihn und zeige ihm schon in diesem Leben die Rache, die über ihm offen ist! Seine Söhne sollen aus ihren Häusern geworfen und vor seinen Augen in die Hände der Feinde gegeben werden, die sie vernichten!

XIII. Die luxemburgischen Kaiser.

1. Die Goldene Bulle. 1356.

Die erste Hälfte dieses wichtigen Reichsgrundgesetzes wurde am 9. Januar 1356 in Nürnberg, die zweite am 25. Dezember 1356 zu Metz verkündet. Von den noch erhaltenen, in lateinischer Sprache abgefaßten Originalen sind drei mit goldenen Bullen versehen. Die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes lauten (nach Erler a. a. O. Bd. III. S. 400):

[Kap. 1—4 behandeln die Wahl des Kaisers. In der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. treten die Wähler zur Wahl zusammen. Stimmenmehrheit entscheidet. Der Neugewählte hat sogleich Lehen, Privilegien, Rechte und Freiheiten der Kurherren zu bestätigen. Die Rangordnung der Kurfürsten ist folgendermaßen festgesetzt: Der Erzbischof von Mainz sitzt in seinem Lande, und soweit sein deutsches Kanzleramt — Cöln ausgenommen — reicht, zur Rechten des Kaisers; in der Diözese Cöln dagegen, in Italien und Gallien nimmt diesen Platz der Cölner Erzbischof ein. Der Erzbischof von Trier sitzt stets dem Kaiser gegenüber. Von den weltlichen Fürsten kommt an erster Stelle der König von Böhmen, dann folgen Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Brandenburg. Bei der Wahl sammelt der Mainzer Erzbischof die Stimmen in folgender Ordnung: Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen, Beandenburg, er selbst gibt seine Stimme an letzter Stelle ab. Auf dem Reichstage sollen sich die weltlichen Fürsten dergestalt in die Reichsämter teilen, daß der Markgraf von Brandenburg dem Kaiser oder römischen Könige das Wasser für die Hände reicht, der Böhmenkönig, falls er will, den ersten Trunk darbringt, der Pfalzgraf die Speise aufträgt und der Herzog von Sachsen den Dienst des Marschalls verrichtet.]

Kap. 7. Über die Erbfolge der Fürsten. Damit nicht unter den Söhnen der weltlichen Wahlfürsten über Recht, Stimme und vorgenannte Befugnis in künftigen Zeiten zu Ärgernissen und Zwistigkeiten Anlaß gegeben und so das gemeine Wohl durch gefährliche Verzögerungen gehindert werde, so setzen wir in dem Wunsche, mit Gottes Hilfe künftige Gefahren glücklich zu vermeiden, fest und bestimmen kraft unserer kaiserlichen Macht durch gegenwärtiges Gesetz auf ewige Zeiten, daß, wenn selbige weltliche Kurfürsten und irgend einer von ihnen zu leben aufgehört hat, Recht, Stimme und Gewalt derartiger Wahl an seinen erstgeborenen rechtmäßigen Sohn von weltlichem Stande, falls aber ein solcher nicht mehr vorhanden ist, an den Erstgeborenen desselben Erstgeborenen gleichfalls von weltlichem Stande frei und ohne Widerspruch irgendeines übergehen. Falls aber selbiger Erstgeborener ohne rechtmäßige Söhne von weltlichem Stande aus der Welt geschieden ist, dann soll kraft des gegenwärtigen kaiserlichen Erlasses Recht, Stimme und Befugnis zu vorgenannter Wahl an den älteren Bruder von weltlichem Stande, der von der wahren väterlichen Linie abstammt, und alsdann an dessen Erstgeborenen von weltlichem Stande übergehen.

Kap. 9. Über die Bergwerke auf Gold, Silber und andere Metalle. Durch gegenwärtige für immer gültige Verordnung bestimmen wir, daß

unsere Nachfolger, die Könige Böhmens, wie auch alle und jegliche geistliche und weltliche Kurfürsten, die jederzeit sein werden, sämtliche Gold- und Silbergruben und Bergwerke auf Zinn, Kupfer, Eisen, Blei und jedwedes andere Metall und auch auf Salz, sowohl aufgefundene als auch in Zukunft aufzufindende, zu allen Zeiten in dem genannten Königreiche und in den Ländern und Gebieten, die zu selbigem Königreiche gehören, sowie auch die obengenannten Fürsten in ihren Fürstentümern, Ländern, Herrschaften und den dazu gehörigen Besitzungen von Rechts wegen haben und rechtmäßig besitzen mögen mit allen Rechten, durchaus keines ausgenommen, wie man solcherlei zu besitzen vermag oder pflegt, dazu auch Juden halten und die Zölle, die in früherer Zeit bestimmt und angeordnet worden sind, erheben, und was sonst noch unsere Vorfahren, die Könige Böhmens glücklichen Angedenkens, und die Kurfürsten selbst und ihre Vorfahren und Vorgänger rechtmäßig gekonnt haben bis auf die gegenwärtige Zeit, wie dies nach alten löblichen und erprobten und durch die Länge der Zeit gebotenen Gewohnheiten bekanntermaßen beobachtet worden ist.

Kap. 10. Über die Münzen. Wir bestimmen weiter, daß es dem Könige von Böhmen, unserm Nachfolger, in Zukunft erlaubt sein soll, Gold- und Silbermünzen in jedem Ort und Teile seines Reiches und aller ihm untergebenen Länder und zugehörigen Gebiete, schlagen zu lassen, wie bekanntlich von alters her die Könige von Böhmen erlauchten Andenkens, unsere Vorgänger, dazu befugt und in beständigem friedsamem Besitze solchen Rechtes gewesen sind. Gegenwärtige Satzung und Gnade wollen wir kraft unseres gegenwärtigen kaiserlichen Gesetzes nicht weniger auf alle weltlichen und geistlichen Kurfürsten und die Nachfolger und rechtmäßigen Erben unverkürzt ausgedehnt wissen.

Kap. 11. Über das Freiheitsrecht (Immunität) der Kurfürsten. Auch setzen wir fest, daß keine Grafen, Freiherren, Edelleute, Lehnsmannen, Vasallen, Burgmannen, Ritter, Knechte, Bürger und Burggesessene und keine Personen, Männer wie Frauen, die den Kirchen von Cöln, Mainz und Trier untertan sind, welches Standes, welcher Lage und Würde sie auch sind, auf irgend welches Klägers Forderung außerhalb des Gebietes, der Marken und Grenzen selbiger Kirchen und Zugehörungen, vor irgend welchen andern Gerichtshof oder irgend welches andere als der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln und ihrer Richter Gericht in vergangener Zeit gezogen werden konnten und gezogen oder geladen werden dürfen oder können in aller Zukunft, wie wir es in vergangenen Zeiten beobachtet finden. Ausdrücklich fügen wir hinzu, daß es keinem Grafen, Freiherrn, Edlen, Lehnsmann, Vasallen, Burgmann, Ritter, Knecht, Bürger, Bauer, überhaupt keiner selbigen Kirchen untergebenen Person oder einem auf ihrem Gebiete Wohnenden, welches Standes, welcher Würde und Lage er auch sei, gestattet sein soll, von Rechtsverfahren, vorläufigen und endgültigen Urteilen oder Verordnungen der Erzbischöfe und selbiger Kirchen oder ihrer weltlichen Beamten an irgend einen andern Gerichtshof Berufung einzulegen, so lange ihnen nicht auf ihre Klage vor dem Gerichte genannter Erzbischöfe und der Ihrigen das Recht verweigert wurde. Dieselbe Bestimmung wollen wir kraft unseres gegenwärtigen kaiserlichen Gesetzes auf die erlauchten Fürsten: den Pfalzgrafen bei Rhein, den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg, die weltlichen oder Laienkurfürsten, ihre Erben, Nachfolger und Untergebene unverkürzt ausgedehnt wissen unter allen den oben erwähnten Anordnungen und Bedingungen.

Kap. 21. So einer mit Fürsten, Rittern oder mit Leuten ohne Rang oder irgend welchen geringen Leuten eine verdammenswerte Verschwörung eingeht oder einen Eid zu einer Verschwörung selbst eingeht oder gibt, die auf den Tod unsrer und des heiligen römischen Reiches, der ehrwürdigen und erlauchten geistlichen wie weltlichen Kurfürsten oder eines derselben gerichtet ist, so soll er — denn sie selbst sind ein Teil von unserm Körper; das Recht will, daß die Absicht

des Verbrechens mit derselben Strenge wie der Vollzug geahndet werde — selbst wie ein der Majestätsverletzung Schuldiger von dem Schwerte getroffen werden, seine Güter aber unserm Fiskus anheimfallen.

Kap. 25. Wir bestimmen und setzen durch diese gegenwärtige für immer gültige Verordnung fest, daß von nun an in alle Zukunft die erlauchten und mächtigen Fürstentümer, nämlich das Königreich Böhmen, die Pfalzgrafschaft bei Rhein, das Herzogtum Sachsen und die Markgrafschaft Brandenburg ihre Länder, Gebiete, Lehenschaften oder Dienstbarkeiten mit allem, was zu ihnen gehört, nicht geteilt, zertrennt oder unter irgend welcher Bedingung zerspalten werden dürfen, sondern vielmehr in ihrem unversehrten Zustande erhalten werden sollen.

2. Die Verbrennung des Johann Hus. 1415.

Ulrich Reichenthal, „Chronik des Konstanzer Konzils." Deutsch. Verfasser wohnte der Verbrennung des Joh. Hus als Augenzeuge bei.

Sie gaben ein Urteil über Hus also, daß er ein Erzketzer wäre, und empfahlen ihn den weltlichen Rechten. Da nahm ihn der König und sprach zu dem Pfalzgrafen Ludwig am Rhein: „Da ich der bin, der das weltliche Schwert inne hat, so nehmet ihr ihn hin und tut ihm als einem Ketzer an unserer Statt." Da rief Pfalzgraf Ludwig den Vogt der Stadt Konstanz, das war Hans Hagen, und sprach zu ihm: „Nimm hin den Hus von des Königs und von meinetwegen und nach unser beider Urteil und verbrenne ihn." Da befahl der Vogt den Ratsknechten und dem Henker, daß sie ihn hinausführten, ihn zu verbrennen. Und Hus hatte eine Mütze auf dem Kopfe, da standen zwei Teufel gemalt und dazwischen war geschrieben: „Erisiarcha", das ist so viel als ein Erzbischof aller Ketzer. Und es führten ihn die von Konstanz hinaus mit mehr denn tausend gewappneten Männern, und führten ihn zwei von Pfalzgraf Ludwigs Dienern, einer zur rechten und einer zur linken Seite, und er war nicht gebunden. Vor und hinter ihm gingen des Rats Knechte. Sie führten ihn zum Seltinger Tore hinaus, und wegen großen Gedränges mußten sie ihn um den Brühl führen, und es wurden nach und nach der Gewappneten mehr denn dreitausend, ohne die Ungewappneten und ohne die Frauen. Und man mußte auf der Brücke am Seltinger Tore halten und ließ nur eine Schar nach der andern hinübergehen, denn man fürchtete, die Brücke zerbräche.

Während sie ihn hinführten, betete Hus nichts anderes denn: „O Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" Und da er über das Brücklein kam und sah das Feuerholz und das Stroh, fiel er dreimal auf seine Kniee und sprach laut: „O Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner!" Da er nun in den Ring kam, machte man den Ring weit, und ich fragte ihn, ob er beichten wollte, es wäre da ein Priester, hieß Herr Ulrich Schorand, der hätte Gewalt von dem Konzilium und von dem Bischof. Da sprach er: „Ja." Da rief ich denselben Herrn Ulrich, der kam zu ihm und sprach: „Lieber Herr und Meister, wenn ihr ablassen wollt von dem Unglauben und von der Ketzerei, darum ihr leiden müsset, so will ich euch gern Beichte hören; wollt ihr das aber nicht tun, so wisset ihr selbst wohl, daß in den geistlichen Rechten stehet, daß man einem Ketzer eine geistliche Sache weder tun noch geben soll." Da sprach Hus: „Es ist nicht not, ich bin kein Todsünder."

Danach wollte er anfangen zu predigen in deutscher Sprache, das wollte aber Pfalzgraf Ludwig nicht, und er hieß ihn verbrennen. Da ließ sich Hus fröhlich und ohne Zagen an den Pfahl binden. Um den Hals legten sie ihm eine alte rostige Kette, als ob er einer neuen nicht wert wäre; er aber sagte mit lächelndem Munde: „Mein Herr Christus ist mit einer viel härteren Kette meinetwegen gebunden worden, warum wollte ich mich schämen, mit einer solchen alten rostigen Kette gebunden zu werden?“ Unter seine Füße legten sie zwei Bündel Reisig und um seinen Körper viel Holz, Stroh und Reisig bis an den Hals.

Ehe es aber die Henker anzündeten, ritten zu ihm Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall Graf von Pappenheim und ermahnten ihn, von seinem Irrtum abzustehen, seine Lehren und Predigten zu widerrufen. Da fing er an zu sprechen: „Ich rufe Gott zu meinem Zeugen an, daß ich das, so sie mir durch falsche Zeugen auf den Hals geladen haben, nicht gelehrt oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Leute von Sünden abwenden wollte und in Gottes Reich führen. Diese Wahrheit, so ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinstimmt, will ich behalten, auch mit meinem Tode versiegeln.“ Als die beiden das hörten, schlugen sie die Hände zusammen und ritten davon. Bald zündeten die Henker das Feuer an, und Hus sang: „Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“ Als er aber dasselbe zum drittenmal betete, benahm ihm die Lohe die Sprache, und er verschied. Seine Asche aber ward in den Rhein gestreut.

XIV. Die ersten Hohenzollern in Brandenburg.

1. Not der Mark Brandenburg unter Jost von Mähren.

Engelbrecht Wusterwitz, Märkische Chronik in Riedel, Codex dipl. Brandenburg. IV, 1. Wusterwitz war Stadtsyndikus in Brandenburg († 1433); er hat die Brandenburgische Chronik verfaßt und die Schöppenchronik (Nr. 10, 5) fortgesetzt.

Im Jahre 1403 am 21. September ist Herr Jodokus (Jost), Markgraf zu Brandenburg, aus Mähren nach Berlin gekommen und hat die Herzöge Hans und Ulrich von Mecklenburg vom Amte der Landeshauptmannschaft wiederum entfernt und an ihrer Stelle Herrn Günther, Grafen zu Schwarzburg, in der Hoffnung und Zuversicht ernannt, die Mark werde um Graf Günthers willen mit dem Magdeburgischen Lande zum Frieden und zur Einigkeit gebracht werden, weil der Sohn des Grafen Günther zur selben Zeit zum Erzbischof von Magdeburg erwählet war.

Nachdem Markgraf Jodokus etliches Geld in der Mark gesammelt, ist er um St. Martinitag wiederum nach Mähren gezogen und hat die Märker in Irrung und Trübsal, wie er sie gefunden, gelassen.

Als nun Graf Günther von Schwarzburg im Anfange seiner Verwaltung und Hauptmannschaft gen Tangermünde ziehen und über die Elbe setzen wollte, konnte er mit seinem Gesinde, dessen er viel bei sich hatte, nicht zu-

gleich das Schiff besteigen und hinüberfahren, so daß also ein Teil notwendig diesseit der Elbe zurückbleiben mußte, bis das Schiff wieder herüberkam. Was geschieht aber? Während der Graf mit etlichen der Seinen zu Schiffe sitzet und sich über die Elbe setzen läßt, kommt Dietrich von Quitzow mit den Seinen aus den Büschen und Sträuchern, darin er sich verborgen, hervor, überfällt des Grafen zurückgelassenes Volk diesseit der Elbe und raubt die besten Kleinodien des gedachten Grafen. Derohalben, als der Graf sah, daß er aus seiner Hauptmannschaft mehr Schaden als Frommen haben werde, legte er sie hernach nieder.

Im Jahre 1407 lud Markgraf Jodokus zu Brandenburg und Mähren den Herzog Johann von Mecklenburg zu sich gen Berlin. Als nun Herzog Johann dahin reisen wollte, lauerten ihm die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow am Wege bei Liebenwalde auf und nahmen ihn gefangen, ohne Rücksicht darauf, daß er des Markgrafen freies und sicheres Geleit hatte, und führten ihn auf das Schloß Plaue und hielten ihn da länger denn ein Jahr in harter und schwerer Gefangenschaft. Aber die Bürger der Stadt Brandenburg schickten ihm notdürftige Zehrung aus Dankbarkeit für die früheren Wohltaten, so sie zuvor, als er Hauptmann über die Mark gewesen, von ihm empfangen hatten.

Es war aber zur selben Zeit großes Jammern und Klagen der armen Leute in der Mark wegen der großen Unordnung und Unsicherheit des Landes, wodurch der Markgraf billig bewogen wurde, sein armes Volk zu besuchen. Als er nun zu Berlin war und sich beklagte, daß er Geld zur Zehrung bedürfe, streckte ihm Dietrich von Quitzow eine Summe Geldes vor, wofür ihm der Fürst die Stadt Rathenow mit allem Zubehör verpfändete.

Im Jahre 1409 sammelte Markgraf Jodokus in der Mittelmark große Geldsummen und wollte dann solches auch in der Altmark tun. Er zog deshalb von Berlin durch Brandenburg nach Tangermünde an der Elbe und versammelte alle Städte und die vom Adel der Altmark und schlug ihnen vor, ein jeder solle ihm von seinem Lehen eine Steuer geben, damit er die verpfändeten Schlösser wieder einlösen und etwas Merkliches ausrichten könne. Auch dem Rate der Stadt Brandenburg legte er dritthalbhundert Schock böhmischer Groschen zu geben auf. Die Städte und der Adel willfahrten ihm auch und sagten ihm eine Steuer zu. Die Räte der Städte Brandenburg, Brietzen und Beelitz aber waren dagegen, weil der Markgraf vor sechs Jahren auch zu diesem Zwecke einen großen Schatz in der Mark zusammengebracht, womit er Schlösser und Städte, die in der Mark verpfändet wären, wieder einlösen wollte, was aber doch nicht geschehen, sondern, sobald er das Geld in Händen gehabt, sei er damit nach Mähren gezogen und habe das Land in Irrung und Beschwernissen gelassen. Gleichwohl beschlossen sie dennoch, daß, wenn sie sehen würden, daß man mit solchem Gelde etwas ablösete, wollten sie willig geben, was ihnen auferlegt würde, und was sie auch tragen könnten.

Nachdem nun dies also vor sich gegangen und Markgraf Jodokus von Tangermünde wieder nach Berlin gekommen war, verkaufte er aus Geiz und Geldgier dem Dietrich von Quitzow das Schloß Friesack für 2000 Schock böhmischer Groschen erb- und eigentümlich, welches Schloß zur selben Zeit des Balthasar von Schlieben, eines ehrlichen, getreuen und streitbaren Ritters, Kinder innehatten, und er wies diese Kinder mit 200 Schock böhmischer

Groschen ab, das andere Geld aber nahm er zu sich und zog damit ins Mährenland.

Ehe Markgraf Jodokus aus der Mark rückte, setzte er in der Mittelmark Herzog Swantibor zu Stettin und Herrn Kaspar Gans, edlen Herrn zu Putlitz, in der Altmark und Priegnitz zu Statthaltern ein. Sobald aber der Markgraf fortgegangen, war das Land wiederum voller Räuber, also daß, je näher jemand der Mark kam, mit desto größerer Gefahr er reisete oder wanderte. So überhob sich auch ein jeder der Gewalt, so er gehabt, und tat nur, was ihn lüstete.

2. König Sigismund ernennt den Burggrafen Friedrich VI. zum Verweser der Mark. 1411.

Stillfried und Maercker, Monumenta Zollerana, Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Berlin 1852—66. VII. 1. Deutsch. Gekürzt.

Wir Sigismund, von Gottes Gnaden Römischer König ꝛc. Da wir von der göttlichen Vorsehung und nicht durch unser Verdienst außer solch schwerer Bürde und Sorge, die uns bisher in der Regierung unserer Königreiche, Lande und Leute obgelegen, nunmehr zu des heil. Röm. Reiches Oberhaupt berufen sind, so tut es uns not, daß wir zu solcher Bürde und Sorge Helfer und Mitträger suchen und unsere und des heiligen Reiches Fürsten zu uns rufen, durch die solche unserer Lande, welche wir in eigener Person nicht zu regieren vermögen, gleich wohl verwaltet und unsere Sorge und Bürde etlichermaßen verringert werden. Und damit wir also unser Land, die Mark Brandenburg, die uns etwas entlegen ist, billig um so sorgsamer in unserer Hut und Vorsorge haben, weil es unser väterliches Erbe und unser erstes Fürstentum ist, so hat es uns deshalb sehr geraten und notwendig geschienen, daß wir derselben einen solchen Verweser und Hauptmann geben, der ihr mit Weisheit und Redlichkeit vorzustehen wissen und sie auch im Frieden erhalten könne, auf daß dieser Mark mit ihren Landen und Leuten ein friedlicher und ruhiger Zustand zu teil werde, auch unsere Sorge und Mühe in etwas verringert werde, damit wir des heiligen Reiches und der anderen Königreiche und Lande Verwaltung um so trefflicher und nutzbringender zu führen vermögen. Und darum haben wir mit wohlbedachtem Sinne und guter Überlegung die ganze und lautere Liebe und Treue betrachtet und erwogen, welche der hochgeborene Friedrich, Burggraf von Nürnberg, unser lieber Oheim, Fürst und Rat, zu uns hegt, sowie die wichtigen und mannigfaltigen Dienste und Werke, die er uns vor unserer Berufung zum heiligen Röm. Reiche in Reichs- und anderen Sachen getreulich und eifrig erwiesen hat und noch täglich erweist: und wir haben auch ein solches Vertrauen zu seiner Vernunft, in der Hoffnung auf Gott, daß er mit seiner eifrigen Sorge und Kraft die vorgenannte Mark, welche leider lange Zeit durch Krieg und andere Umstände sehr verfallen und zerrüttet gewesen, wieder aufrichten werde: und darum haben wir ihm nach dem Rate unserer Edlen und Getreuen anvertraut und mit rechtem Bedachte anheimgegeben unsere vorgenannte Mark Brandenburg und ihn zu einem rechten Obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann darüber gemacht und gesetzt, geben auch kraft dieses Briefes in der allerbesten Form und Weise ihm unsere ganze und volle Macht und Gewalt, diese unsere Mark mit allen Herrschaften, Landen, Gütern und mit allen Ehren, Würden, Gerichten ꝛc. und mit aller Befugnis, sie als oberster Hauptmann zu nutzen und zu genießen und damit zu tun und zu lassen nach seinem freien Willen an unser, unserer Erben und Nachkommen Statt, und daß er auch alle und jegliche Amtleute einsetzen und wieder entsetzen und alle und jegliche Ämter,

Schlösser und Güter besetzen und entsetzen möge, daß er alle und jegliche Lehen verleihen möge, wenn er will, und solche Huld- und Treueide, welche sich von Lehns- oder anderer Sachen wegen gebühren, fordern solle, und daß er auch die vorgenannte Mark Brandenburg mit ihren Landen und Leuten, und alle unsere und ihre Rechte, Freiheiten ꝛc. handhaben, schützen und erhalten möge.

Auch haben wir ihm unsere ganze und volle Macht und Gewalt gegeben kraft dieses Briefes, alles das zu tun, was wir oder ein wirklicher Markgraf von Brandenburg zu tun hätten, und soll es auch daran nicht hindern, wenn vielleicht etwas in diesem Briefe namentlich nicht enthalten wäre, da unsere wissentliche und überlegte Meinung ist, keinerlei auszunehmen, worüber wir dem vorgenannten Friedrich nicht ganze Gewalt verliehen haben und mit diesem Briefe verleihen, nur daß uns, unsern Erben und Nachkommen als Markgrafen von Brandenburg die Kur eines jeglichen Römischen Königs und was dazu gehören mag zu irgend einer Zeit, so oft es sich gebührt, gänzlich soll vorbehalten sein. Und was der vorgenannte Friedrich in den vor- und nachbeschriebenen Sachen tun, geloben, geben oder verbriefen wird, das ist jetzt und soll auch in Zukunft sein und bleiben, als ob das von uns selbst getan oder geschehen wäre.

Wenn auch der vorgenannte Friedrich mit Tode abgegangen, was Gott lange verhüte, so sollen die vorgenannte Mark, Verweserтum und Hauptmannschaft seinen Erben befohlen, verschrieben und aufgetragen sein, die wir ihnen auch jetzt also befehlen, verschreiben und geben in diesem Briefe in aller Weise, wie wir sie demselben Friedrich befohlen, verschrieben und aufgetragen haben, und wie über ihn in diesem Briefe vor und nach geschrieben steht.

Und damit derselbe Friedrich diese unsere Mark aus solchem kriegerischen und verderblichen Zustande, worin sie lange Zeit gewesen, desto besser befreien möge, und weil er das auf seine Kosten und seinen Schaden nicht tun kann, so haben wir ihm zu Hilf- und Beisteuer dessen und auch solcher nützlicher und getreuer Dienste wegen, die er uns mannigfach, getreulich und mit Kosten erwiesen hat, täglich erweist und auch fürderhin zu erweisen treulich und festen Willens und recht und redlich versprochen und gelobet hat, versprechen und geloben wir mit diesem Briefe für uns und unsere Erben zu geben und zu bezahlen hunderttausend gute rote ungarische Gulden, die sie auch von der genannten Mark Brandenburg und ihrer Verweser- und Hauptmannschaft und allen ihren Landen ꝛc. haben sollen in solcher Art, daß, wenn wir oder unsere Erben oder Nachkommen als Markgrafen von Brandenburg die vorgenannte Mark, Verweser- und Hauptmannschaft von ihm oder seinen Erben wieder haben wollten, wir oder unsere Erben oder Nachkommen (als) Markgrafen von Brandenburg dem vorgenannten Friedrich oder seinen Erben die vorgenannte Summe von hunderttausend Gulden ganz und redlich vorher bezahlen ohne irgend welchen Abzug.

Und darum ist unsere ernste Meinung, und gebieten wir auch allen und jeglichen Prälaten (Fürsten), geistlichen und weltlichen, Grafen, Freien, Edeln und sonst allen und jeglichen Einwohnern des vorgenannten Landes, daß sie dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben zu solcher vorbeschriebener Verwesung und Hauptmannschaft in allen Dingen und Sachen untertänig, gehorsam und gewärtig seien und ihnen auch darauf Huldigung leisten sollen, so lieb es ihnen ist, unsere schwere Ungnade zu vermeiden.

3. Friedrichs VI. Kampf mit den Raubrittern. 1412—1414.

Engelbert Wusterwitz a. a. O.

Als nu (Johannis 1412) Herr Friderich, Burggraff zu Nürnberg, mit freyem sichere Geleite der Herrn Rudolphi und Alberti, Hertzogen zu Sachsen, in die

Marck ankommen, hat er alsbald allen Adel und die von Städten in der neuen Stadt Brandenburg versammelt und jenen des Kaysers Brisse vorgelegt, daß sie ihm, als einem obersten Häuptmann und vorweser der Marck Brandenburg, huldigen und getreu zu seyn angeloben sollten, bey einer gewissen Summa geldes, im Kayserlichen briefe ausdrücklich benennet, als 100000 ungarische Gulden und von jmm nicht abweichen sollten, bis solche summa jm oder seinen Erben ganz vergnüget und bezalet were. Hierauff haben die meisten vom Adel und die von Städten mit auffgerichten Fingern ihre Huldigung getan.

Etliche aber von der Ritterschaft und sonderlich Herr Kaspar Ganß, edler Herr zu Putlitz, die Quitzawen, Richard von Rochaw, Joachim von Bredaw und der gantze Adel im Havellande, sein zurückgetreten und haben sich der huldigung geweigert. Doch sind die im Havellande dennoch durch Herr Heinrich Stich, dem Abt zu Lehnin, unterwiesen und bewogen worden, daß sie einträchtiglich gen Berlin kommen, jhre Huldigung getan unnd sich der andern, bey denen sie zuvor wider den Herrn Burggraffen gestanden, gemeinschafft geeussert. Die Quitzawen haben in diesem Jahr ein verbündniß gemacht mit den beyden Hertzogen zu Stettin, Ottone und Casimiro, gebrüdern, wider Burggraff Fridrichen von Nürmberg unnd haben so viel zu Wege gebracht, daß die Hertzogen am 24. tage Octobris wider den Burggraffen feindlich gezogen und auff dem Thamme zu Krammen ernstlich gestritten haben: Da denn unter andern auch umbkommen Graff Johannes von Hohenlohe, sampt zweyen Rittern, als Krafft von Leutersheim und Philipp von Utenhofen: Darüber Burggraff Fridrich sampt seinem gantzen Hofe nicht wenig bekümmert worden.

Im 1413. jar hat Herr Casspar Ganß, Edler Herr zu Putlitz, Herrn Henningo, dem Bischoffe zu Brandenburg, der ein alter kranker Mann gewesen, ohn alle ursache entsaget unnd jm mannichfaltige schäden in seinem Lande getan. Und wiewol Burggraff Fridrich sich offt erboten, die sache, so der Herr von Putlitz wider den Bischof hatte, nach gerechtigkeit zu verhören und zu richten, hat er sich doch daran nicht wollen kehren. Item in diesem jar haben die Quitzawen mit Wichart von Rochaw, der Herrn Caspar Ganßes, edlen Herrn zu Putlitz Tochter, zur Ehe gehabt, dem Ertzbischoffe zu Magdeburg grossen Schaden getan, sonderlich im Juterbockischen Lande und hat der Burggraffe bey jnen so viel nicht können erhalten, daß sie sich mit dem Ertzbischoffe vertragen unnd von jrem fürnemen abgestanden hetten . . . .

Im 1414. jar nach Christi Geburt hat Burggraff Fridrich von Nürnberg mit Hülff der benachbarten Fürsten, Graffen und Herrn, mit denen er freundschafft und einigkeit gemacht, zugleich auff einmal vier Heer versamlet und damit vier Marckische Raubschlösser belagert. Der Herr Günther von Schwartzburg, Ertzbischoff zu Magdeburg, hat mit seinem Volck das Schloß Plaue belagert, darauff Johann von Quitzaw gewesen. Herr Rudolff, Hertzog zu Sachsen, hat mit seinem Heere das Schloß Goltzaw belagert, darauff Wichard von Rochaw, als in seinem väterlichen Erbe, gesessen. Der Burggraff hat mit seinen Rittern das Schloß Frysack umbgeben, darauff Diedrich von Quitzaw gesessen. Herr Johann von Torgaw hat mit denen von Juterbock . . . . umbleget das Schloß Buten oder Beuten, darauff Goßke Prederlaw, Hanses von Quitzaw Hauptmann, gesessen. Diß ist alles zugleich auff einmal geschehen.

Der Raht beyder Städte Brandenburg hat heimlich mit dem Raht der Stadt Rahtenaw gehandelt, daß sie bey Nachte mit Johan von Bentzdorff, Bürgermeister der neuen Stadt Brandenburg, gen Berlin zum Burggraffen ziehen und ihm von wegen der Stadt Rahtenaw, welche Diedrich von Quitzaw in versetzung hatte, huldigten und jm zusagten, wenn er oder jemand seinetwegen für die Stadt käme, daß sie jm bald jhre Stadtthor öffnen und einlassen wolten: Welche auch also geschehen. Diß ist dem Herrn Burggraffen lieb und angeneme gewesen und hat mit jnen Bertram von Bredaw geschickt, der ein bruder war

Herrn Hennings, deß Bischoffs zu Brandenburg, der hat die Stadt Rathenaw ohn alle mühe und unkosten eingenommen und den von Quitzaw wieder entwendet. Da nun die Schlosser also belagert gewesen, haben sie die Mauern mit großem Geschütz niedergelegt und Ritterlich und Mannlich dafür gestritten. Es ist aber Diedrich von Quitzaw am tage Scholastice heimlich vom Schlosse Fryfack entflogen, daß es also leichtlich in deß Burggraffen Hände gekommen. Demnach ist der Burggraff vor Plaue geruckt und hat die Mauern deß Schlosses, so vierzehn Schuch dicke gewesen, niedergeleget. Da diß sahe Wichard von Rochow und sich befurchte, es würde mit jm auch nicht besser werden, hat er sein Schloß und väterlich erbtheil Herrn Rudolphen, Hertzogen in Sachsen, jhn die gnade deß Herrn Burggraffen übergeben. Weil aber Wichard von Rochaw damals noch jung und von andern verführet war, ist er aus gnaden deß Herrn Burggraffen auff das Schloß Potstamp (Potsdam) gesetzt, daß er vor vier hundert Schock Bömischer Groschen innen hielt.

Als nu Hans von Quitzaw vernam, daß das Schloß Fryfack gewonnen und eingenommen unnd die dicke Mauren, darauff seine zuversicht stund, zerschlossen waren, hat er am Montag nach Matthiä (26. Febr.) mit seinem Bruder Henning, einem Studenten von Pariß, und einem Knechte, Diedrich Schwalbe genand, die flucht genommen und vermeynet, er wolte entrinnen. Aber die Bürger beyder Städte Brandenburg, die auff der andern seiten des Schlosses uber der Havel mit jren Büchsen hielten, wurdens gewar, daß sich Hanß von Quitzaw mit dreyen Pferden davon machte, sagtens auch eilends den Herrn an, die jm denn balde zu Roß und Fuß nachjagten. Hans von Quitzaw roch den braten, verließ seyn Roß und lieff in den Pusch, in meynung, sich darin zu verbergen.

Herr Heinrichs von Schwarzburg, der deß Ertzbischoffs zu Magdeburg Bruder war, diener spüreten jhm nach, namen ihn mit den andern beyden gefangen, führeten sie gen Plauen und setzten sie in einen Stock. Hierdurch ward Gebehard von Plote und Peter Kotze der Gefengniß entledigt. Die nun auff dem Schlosse noch waren, da sie vermerkten, daß sie es in keinem wege erhalten kundten, begerten sie fried und sicher geleit unnd gaben sich in deß Herrn Burggraffen gnade, mit dem gedinge, daß sie mit Leib und gut frey und ungehindert davon abziehen möchten.

4. Friedrichs I. Belehnung mit der Mark Brandenburg zu Konstanz. 1417.

Ulrich von Reichenthal, Chronik des conciliums zu Konstanz. Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. CLVIII 103—106.

Am 18. April des Jahres 1417 empfing am oberen Markt der hochwürdige Fürst, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vor dem Imbiß, um die achte Stunde sein Kurfürstentum, die Markgrafschaft Brandenburg. Und es war daselbst an dem hohen Hause, genannt „zu dem Hafen", eine weite Tribüne über die Gewölbe hinauf bis zu den Fenstern und vor den Fenstern ein großer ebener Platz, wo an dreißig Männer stehen konnten. Dieser Platz war überdeckt mit einem großen, schönen güldenen (golddurchwirkten) Tuche, und daneben zu beiden Seiten war er auch bedecket mit güldenen Tüchern, und auch an der Mauer war ein gülden Tuch. Und wann einer nach oben sah, da meinte er, es glänze alles von Gold. Und an demselbigen Morgen früh, da die Sonne aufging, da ritten Posaunner herum in der Stadt, und es ritten mit ihnen alle Diener des Burggrafen und sonst viel Volks, das ihm dienen wollte. Und es hatte jeglicher von

ihnen einen Stab in der Hand, der eine Elle lang war. Und vornan an dem Stecken war ein rotes Fähnchen befestigt, das war hinten spitzig und vorn an dem Stecken wohl eine Hand breit. Und es führten zwei Ritter auf zwei Rossen, der eine ein Banner an einem Spieß mit dem Wappen der Markgrafschaft Brandenburg, der andere der Burggrafen von Nürnberg Schild. So ritten sie dreimal durch die Stadt. Und bei dem dritten Umritt, das war vor der neunten Stunde, da sammelten sich alle Fürsten und Herren, die dem Markgrafen dienen wollten, vor seiner Herberge, die war bei der kleinen Fleischbank in dem „hohen Hause" Heinrich Tettikofers. Und deren jedem gab man ein rotes Fähnlein in die Hand.

Und sie ritten also mit ihm das kleine Gäßlein heraus und durch die Mördergasse und Neugasse herum und die St. Paulsgasse herab bis an den obern Markt. Man führte die zwei Banner an Spießen vor dem Markgrafen einher, und es ward des reitenden Volkes so viel, daß sie zum Teil halten mußten an der Rheingasse und bis zum St. Paulsbrunnen. Und es waren alle Häuser, von denen man dahin sehen konnte, von Leuten überfüllt. Und als der Burggraf an den Markt kam mit den Bannern und mit den Leuten, die vor ihm, neben ihm und hinter ihm hielten, da war auf der Tribüne an dem Hause vor der Mauer unter den Decken ein schöner Sessel bereitet, bedeckt mit einem güldenen Tuche. Und zum ersten ging heraus Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf zu Heidelberg, aus einem Laden auf das Gerüste und war bekleidet mit einem Rocke wie ein Lettner (Diakon, der die Epistel singt). Er hatte eine Pelzkappe um die Schultern und einen Pelzhut auf seinem Haupte und trug ein bloßes Schwert in seiner Hand. Er stellte sich an die Mauer neben den Stuhl, so daß ihn jeder wohl sehen konnte, und kehrte das Antlitz gegen den Markt. Vorher waren drei Kardinäle und Erzbischöfe und des Königs Kanzler hinaufgegangen. Die hatten Briefe in ihren Händen über das, was der Markgraf dem heiligen römischen Reiche schwören sollte. Nach Herzog Ludwig kam Herzog Rudolf von Sachsen der Ältere, der Kurfürst, auch bekleidet mit solchem Gewande gleichwie der Herzog Ludwig; er trug eine güldene Lilie in seiner Hand und stellte sich mit dem Rücken gegen die Mauer zur rechten Hand des Thrones und sah auch auf den obern Markt, daß ihn ein jeder sehen konnte. Danach kam Herzog Heinrich von Bayern, der war aber nicht gekleidet wie die andern zwei Kurfürsten, er ging, so kostbar er konnte, und trug ein Zepter in seiner Hand, das war wie eine große Kugel und war eitel golden, und war darauf ein golden Kreuz. Und er stellte sich neben Herzog Rudolf von Sachsen und kehrte auch den Rücken an die Mauer und sah auf den obern Markt. Danach gebot man Ruhe.

Da kam unser Herr, der König, und war bekleidet mit einem güldenen Gewand wie ein Evangelier (Diakonus, der das Evangelium singt) und hatte auch ein Chorkappe um die Schultern und eine hohe goldene Krone auf seinem Haupte. Und man trug vor ihm heraus zu den andern Fenstern zwei große brennende Kerzen. Und als er herauskam, da standen die Kardinäle und Bischöfe vor ihm auf. Da hieß er sie niedersetzen und setzte sich selbst auch auf ein Kissen und kehrte den Rücken an die Mauer und das Antlitz gegen den Markt, so daß ihn jeder sehen konnte. Und es gab ihm da der Herzog von Sachsen die Lilie in die eine Hand und Herzog Heinrich das Zepter in die andere Hand. Da legte ihm Herzog Ludwig das Schwert in den Schoß.

Und da fingen die Posauner an zu posaunen um die Wette und die Pfeifer. Danach ward großes Stillschweigen geboten. Während des Schweigens rief man Burggraf Friedrich auf. Der saß ab von seinem Rosse und ging vor den König; neben ihm trug man die zwei Banner. Und als er hinaufkam und vor dem König niederkniete, nahm er ein jegliches Banner in seine Hand. Da ward ihm vorgelesen, daß er dem heiligen Reiche schwören und besiegeln sollte. Als die Briefe verlesen wurden, gab unser Herr, der König, die Lilie und das Zepter zurück. Hierauf nahm Herzog Ludwig das Schwert aus seinem Schoß, hob es hoch empor und steckte die Spitze in des Königs Krone. Da nahm der König die zwei Banner, jegliches in eine Hand. Nun schwur Burggraf Friedrich vor all der Welt. Dann nahm der König die Banner und belehnte ihn mit dem Kurfürstentum, der Markgrafschaft und auch der Burggrafschaft Nürnberg. Und es posaunten alle Posauner und pfiffen alle Pfeifer, und darauf ritt ein jeder heim.

Und zu dem Imbiß lud derselbe Markgraf Friedrich von Brandenburg Burggraf zu Nürnberg, unsern Herrn, den König, alle Kurfürsten, Grafen, Ritter und Knechte und viele Bischöfe und andere Priester und gelehrte Leute, ausgenommen die Kardinäle, denn diese essen mit keinem weltlichen Manne. Und desselben Tages beschenkte er die Kanzler des Königs, Torhüter, Pfeifer und auch alle Spielleute ehrlich, so daß keine Klage über ihn war.

5. Albrecht Achilles.

a. Der ritterliche Held.

Äneas Sylvius. (Vgl. S. 139.) Krämer a. a. O. S. 475 ff.

Wie groß ist der Ruhm des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mag man nur auf Tapferkeit sehen oder auf Voraussicht. Schon von Jugend auf in den Waffen geübt, hat er an mehr Kriegen teilgenommen, als andere vielleicht gelesen haben. Gekämpft hat er in Polen, Schlesien, Preußen, in Böhmen, Österreich, Ungarn, Sachsen. In ganz Deutschland ist fast kein Winkel, den er nicht gerüstet betreten hat. Volkreiche Heere hat er geführt, die wildesten Feinde niedergeschlagen. Mit den Nürnbergern hat er neun Kriege geführt, in achten siegreich, in einem besiegt, in welchem er, obgleich er, durch Verrat getäuscht, fast schon gefangen schien, dennoch die Gefahr durch rasche Tatkraft überwand. Bei Zusammenstößen war er es, der den Kampf begann, zuletzt verließ er ihn als Sieger. Aus dem Treffen öfter zum Einzelkampfe herausgefordert, streckte er immer seinen Feind nieder. Bei dem Kampfspiel, wo sie nur von dem Schilde gedeckt, mit scharfen Lanzen sich angreifen, ist er siebzehnmal gerannt, immer siegreich. Bei Belagerungen der Städte hat er oft zuerst die Mauer erstiegen. Daher wird er nicht mit Unrecht der deutsche Achilles genannt, und fürwahr wir kennen niemand, der ihm vorzuziehen wäre oder nur ihm gleichkäme. Denn an diesem Manne leuchten nicht nur die Kriegskunst und die Feldherrntugenden hervor, sondern auch der Adel seines Geschlechtes, der hohe Wuchs, die Schönheit des Angesichtes, die Gewandtheit der Zunge und die Stärke der Kräfte machen ihn bewundernswert.

b. Huldigung des Kurfürsten in Salzwedel. 1471.

Riedel, Cod. dipl. Brandenburg. I. 14. Nr. 420, S. 348.

Im Jahre 1471 am Mittwoch nach St. Elisabeth (20. Nov.) wurde Markgraf Albrecht, unser gnädiger Herr, vor dem Kloster zum heiligen Geist eingeholt mit Kreuzen und Fahnen, von der ganzen Geistlichkeit und der Schuljugend. Ratmannen, Gildemeister, Bürger, Einwohner, Frauen und Jungfrauen hatten sich dazu jeder mit Geschmeide und Kleidern geschmückt wie zu einem großen Feste zu Ehren der Stadt. In Prozession wurden Se. Gnaden in die Kirche Unserer Lieben Frauen gebracht, wo man ein Tedeum sang. Gegen Abend, einige Zeit vor der Mahlzeit, ward Seiner Gnaden ein Geschenk in die Herberge übersandt, nämlich aus jeder Stadt zwei Wispel Hafer, Fische in großen Fässern, vier Hammel und eine Last Salzwedeler Bier. Dies wurde jedoch nicht angenommen und auch den Stadtdienern kein Trinkgeld gegeben.

Des andern Tages, am Abend vor Cäcilia, kamen Seine Gnaden auf das Gewandhaus, wo die Ratmannen mit allen Bürgern aus der Altstadt versammelt waren, und heischten von ihnen die Erbhuldigung. Darauf antworteten ihnen die Bürgermeister, wenn Se. Gnaden sie und alle Bürger bei alter Gewohnheit, Freiheit und Gerechtigkeit lassen wollten und ihnen darüber eine Verschreibung gäben, dann wollten sie es gerne tun. Darauf sagten Se. Gnaden persönlich, sie wollten so tun und wären dazu verpflichtet. Auf solche Rede hin geschah ihnen daselbst eine rechte Erbhuldigung. Darauf brachten die Bürgermeister Se. Gnaden auf das Rathaus mit all seinem Gesinde und mit allen Schloßherren vom Adel. Auf dem Rathause waren alle Stühle und Bänke mit Kissen und Polstern von der Gilde der Gewandschneider ausgeziert. Als nun unser gnädiger Herr mit seinen Räten sich gesetzt hatte, ließ ihm der Rat in zwei großen Mulden Apothekerkreide (Eingemachtes) wohl gegen zwei Stendalsche Pfunde vorsetzen. Darauf ward ihm und einem jeden Klaretwein (süßer, gewürzter Wein) und Einbecker Bier vorgesetzt. Als zweiter Gang ward ihm in zwei großen Mulden Bohnenkuchen, mit Mandeln und Ingwer wohl bestreut, in großen Stücken, wohl bei zwei Pfunden, vorgesetzt. Man hatte gemeinet, daß die eingemachten Speisen nicht an alle Mannen, wohl aber an den Adel zu Nutzen und Ruhm der Stadt kommen konnten, es nahmen aber, sobald unser gnädiger Herr und seine nächste Umgebung von jenen genommen hatten, unsers gnädigen Herrn Gesinde und die verhungerten Franken die Kreide aus dem Faß und machten unverschämte Griffe hinein, und es wurde viel vernichtet, was unser gnädiger Heer alles mit Schweigen ansah. Dieselben Franken nahmen auch alles weg, was sie auf dem Rathause erlangen konnten, wie Äpfel, Birnen, Mispeln, und was man in Körben und Mulden beiseite gestellt hatte. Als diese Gerichte gegeben waren, wurden die genannten Getränke eingeschenkt. Die Edelleute dieses Landes, wie die von der Schulenburg, Wartensleben, Alvensleben, Bülow, Jagow, Badendick, Knesebeck u. a., standen vor dem Kamin, und unser gnädiger Herr kümmerte sich nicht viel um sie; weder sandte er ihnen etwas Kreide noch irgend ein Geschenk zu. Als dies der Rat vernahm, trug er ihnen selbst vor in großen Humpen Klaretwein und Einbecker Bier; und da jene ihre eigne Küche zusammen hatten, sandte ihnen der Rat nach einer Herberge ein Faß

mit Fischen, was ihnen ganz angenehm war. Nachmittags, als die Mahlzeit vorüber war, gingen die Bürgermeister zu unserm gnädigen Herrn und forderten die Verschreibung, die ihnen vorher zugesagt war. Da sagten Se. Gnaden, sie gäben ihnen alles, was sie davon hätten, nur möchte man es von den Kanzlern lösen. Da ward verhandelt wüst und viel; sie wollten nicht weniger als 100 rheinische Gulden haben, obwohl man vormals nichts zu geben pflegte, und dies auch nie geschehen ist. Den Kanzlern besonders gab man wohl zwei rheinische Gulden zum Geschenk. Alsdann ward die Verschreibung der städtischen Rechte mit weggenommen.

c. Das Hausgesetz des Albrecht Achilles. 1473.

Riedel, Codex dipl. Brandenburg. III. 2. S. 76. Deutsch. Gekürzt.

Wir Albrecht, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst zu Stettin, Pommern, der Kassuben und Wenden Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Rügen, bekennen und tun kund öffentlich mit diesem Briefe vor allen und jeden, die ihn sehen oder lesen hören:

Zum ersten ordnen, setzen und wollen wir, daß nach unserem Tode, den der allmächtige Gott nach seinem göttlichen Willen zu der Seele Seligkeit lange zu verhüten geruhe, unserm ältesten Sohne, Markgrafen Johann, und seinen männlichen ehelichen Erben, wenn er solche erhalten und nach seinem Tode hinterlassen wird, die Mark Brandenburg mit all ihren Landen, Leuten, Schlössern, Städten, Wildbann, Zöllen, Geleiten, Gerichten, Lehen, Obrigkeiten, Freiheiten, Gerechtigkeiten und allem andern Zubehör, geistlichem oder weltlichem, der eine Teil sein und diesem unserm Sohne, Markgrafen Johann, als dem ältesten, und seinen männlichen ehelichen Erben folgen und zustehen soll.

Ferner soll das Land der Franken mit allen seinen Schlössern ꝛc., wie wir dasselbe nach Inhalt des Teilungsbriefes unsers lieben Herrn und Vaters innegehabt haben, und dazu die Herrschaft Brauneck mit der Stadt Kreylingen und andern Obrigkeiten, Gerechtigkeiten, Mannschaften, Lehen, Zu- und Einbehör, samt der Stadt Kitzingen, alles und jedes mit seinen Ehren, Würden, Nutzen, Renten, Zinsen und Bezügen an Wein und aller andern Herrlichkeit, Gerechtigkeit und Zubehör der zweite Teil sein: und das Land auf dem Gebirge und im Vogtlande mit den andern zugeschlagenen Stücken unter dem Gebirge und all seinen Städten ꝛc., wie solches alles und jedes unser lieber Bruder, Markgraf Johann selig, nach Ausweis der von unserm Vater selig darüber ergangenen Teilungsbriefe inne gehabt hat, soll der dritte Teil sein: und die beiden oben genannten Lande Franken und auf dem Gebirge sollen zwischen unsern beiden andern Söhnen, Markgraf Friedrich und Markgraf Sigismund, oder eines jeden männlichen ehelichen Erben, wenn sie früher stürben und solche zurückließen, nach unserm Tode auf ein Los geteilt werden, und welches einem jeden von ihnen durchs Los zufällt, soll er als seinen Teil annehmen, innehaben und behalten ohne irgend welche Einrede oder Widerspruch.

Nach unserm Tode, den Gott lange verhüte, soll unser Sohn, Markgraf Johann, als Kurfürst, oder wenn er mit dem Tode abginge, wovor der allmächtige Gott lange sei, sein ältester leiblicher ehelicher Sohn, falls er einen oder mehrere hinterließe, oder wenn er ohne männliche eheliche Erben stürbe, derjenige aus unsern andern obengenannten Söhnen, der die Mark innehaben würde, das Zepter führen und sich schreiben des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, samt den andern Titeln, wie er sich bisher geschrieben hat. Und wenn es einträfe, daß unsrer genannten Söhne einer oder zwei mit dem Tode abgingen und einen oder mehrere männliche eheliche Leibeserben hinterlassen würden,

so soll jeglicher Sohn seinen Vater beerben. Wenn das jedoch, bevor wir mit dem Tode abgegangen, einträte, so soll gleichwohl nach unserm Tode jeglicher eheliche Sohn seinen Vater beerben, wenn auch der Vater eher als wir mit dem Tode abgegangen ist.

Wenn es einträfe, daß unser Sohn, Markgraf Johann, dem als dem ältesten das Kurfürstentum und die Lande der Mark Brandenburg, wie oben berührt ist, als sein Teil zufallen sollen, vor unsern obengenannten Söhnen, seinen Brüdern, mit Tode abginge und keine männlichen ehelichen Leibeserben hinterließe, so ist unsere Meinung, ordnen, setzen und wollen wir auch, daß alsdann der älteste unserer Söhne nach ihm haben soll das Kurfürstentum und die Lande der Mark Brandenburg als seinen Teil, den er hatte, oder der ihm, wie oben steht, zufallen sollte, und der älteste unserer Söhne, der geistlich geworden sein sollte, den wir hätten oder hinterließen, soll an seiner Statt zu dem Teile, den er im Lande Franken oder auf dem Gebirge gehabt hätte, oder den er bekommen sollte, gelangen und dabei bleiben, ohne der andern Beirrung, Eintrag oder Behinderung, und soll es damit für und für gehalten werden von einem Sohne auf den andern, doch sollen nicht mehr als die drei ältesten unserer Söhne der obengenannten drei Länder weltlich regierende Fürsten sein, und soll es eines jeglichen von ihnen und ihrer Erben halber gehalten werden, wie oben bekannt ist.

Wir ordnen, meinen und setzen auch, daß keiner unserer Söhne noch ihre Erben von unseren obengenannten Landen, Leuten, Schlössern, Städten oder ihrem Zubehör noch von anderm, was sie von uns erben, irgend etwas vergeben oder versetzen oder verkaufen sollen bei obgedachter Verpflichtung.

Und des zu wahrer, offener Urkund, zu steter Beobachtung und Bekräftigung alles Obengeschriebenen haben wir, vorgenannter Markgraf Albrecht, Kurfürst, Anna, seine eheliche Gemahlin, Johann und Friedrich, ihre ehelichen Söhne, für uns und alle unsere Erben und Nachkommen ein jeglicher sein Insiegel an diesen Brief hängen lassen.

Geschehen und gegeben zu Cölln an der Spree am Mittag St. Matthias des heiligen Zwölfboten Tag (24. Febr.) nach Christi Unseres lieben Herrn Geburt vierzehnhundert und danach im dreiundsiebzigsten Jahr.

XV. Aus der Zeit Friedrichs III. und Maximilians.

1. Eine Fehde aus dem Jahre 1440.

Die niederdeutsche Bischofschronik bis 1553. Osnabrück 1894. Niederdeutsch. Übersetzung und Fortsetzung der lateinischen Chronik Ertwin Ertmanns durch den Mönch Dietrich Lilie zu Iburg.

Bischof Erich von Osnabrück fand in einem Streite mit dem Domkapitel, in welchen auch die Stadt Osnabrück verwickelt wurde, die Unterstützung seiner Brüder, des Grafen Johann von Hoya und des Bischofs Albert von Minden.

Wiewohl Bürgermeister und Rat (von Osnabrück) Herrn Johann mit Bitten und Geschenken zu bewegen suchten, zwischen seinem Bruder und dem Domkapitel zu vermitteln, hetzte er doch, seiner alten Wildheit nachgebend, seinen Bruder noch mehr auf, so daß dieser ohne Rücksicht auf früher gegebene Versprechen der Kirche und dem Stifte, die er billig hätte schützen sollen, Kühe, Pferde und anderes Vieh wegzutreiben fortfuhr, sie überhaupt schädigte, wie er nur konnte, weder Geistliche noch Laien der Stadt Osnabrück verschonte, und allen, welche Waren nach der Stadt bringen wollten, den Weg sperrte. Dann sandte Graf Johann dem Domkapitel, Bürgermeister und Rat und der

gesamten Bürgerschaft den Fehdebrief, legte sich mit 600 Pferden in den Hinterhalt, belästigte die Stadt und zog mit großem Raube davon. Der Dompropst mit den Seinen und die Bürger verfolgten ihn zwar, kehrten aber unverrichteter Sache um.

Graf Johann verband sich hierauf mit den Herzögen Wilhelm und Friedrich von Braunschweig, die ebenfalls viele Ritter mitbrachten, sowie mit seinem Bruder Albert, Bischof von Minden, und auch diese sandten jetzt den Absagebrief. Aber die Domherren, Bürgermeister und Rat nahmen gleichfalls viele Ritter und Knechte auf ihre Kosten in Dienst, so den Grafen Moritz von Spiegelberg [1]), viele Ritter aus dem Stift Münster und der Grafschaft Mark; Friedrich von Hörde wurde Stadtoberst. Nunmehr sandte auch der Bischof der Stadt seinen Fehdebrief. Er und sein Anhang verschonten weder Geistliche noch Weltliche mit Raub und Brand, trieben viel Vieh vom Fledder bei Osnabrück, wohin es aus der Stadt und dem Stift der Sicherheit wegen gebracht war, nach Iburg. Der Stadtoberst verfolgte die Räuber zwar, kehrte aber wieder um, weil es Nacht wurde. Da nun das Rauben und Brennen kein Ende fand, sondern von Tag zu Tag zunahm, beschlossen die Domherren, Bürgermeister und Rat samt der Bürgerschaft, zum Angriff überzugehen; sie zogen mit Büchsen und anderer Wehr aus der Stadt, um das Schloß Fürstenau zu belagern. Als sie aber nicht weit mehr davon entfernt waren, wurden ihrer viele vom Schloß aus mit Geschoß schwer verwundet, besonders ein Reiter aus der Mark so schwer getroffen, daß man sein Herz im Leibe liegen sehen konnte. Sie hörten auch, daß Graf Johann nebst den Herzögen Wilhelm und Friedrich von Braunschweig auf der Burg sei, die dort, wie man sagte, über 500 Reiter hätten, so daß etliche meinten, die Herzöge und Grafen mit den Ihrigen könnten zum großen Schaden der Osnabrücker das Belagerungsheer durchbrechen. Daher beschlossen sie umzukehren, was aber von vielen getadelt wurde; denn viele der freien Bauern, welche sich auf seiten der Stadt gestellt hatten und mit ins Feld gezogen waren, fürchteten, so im Stich gelassen, von den Herren großen Schaden zu leiden. Wegen ihrer betrübten Klagen zogen daher der Dompropst, Bürgermeister und Rat samt der Bürgerschaft in verstärkter Anzahl abermals vor Fürstenau. Sie beschossen den Flecken tapfer mit Büchsen, berannten und erstürmten ihn. Dort befand sich auch Graf Johann. Da er fürchtete, das auf ihn erbitterte Volk werde ihn töten, verbarg er sich in dem Backhause des Pastors und ergab sich, nachdem man ihn dort ergriffen hatte, dem Dompropst und dem Rat der Stadt, worüber das Volk sich sehr freute. Nunmehr ward auch das Schloß berannt und gegen freien Abzug übergeben, Graf Johann aber nach Osnabrück geführt und in einen Kasten im Bocksturm gesperrt, darin er sechs Jahre gesessen hat.

Der Turm und der aus starken Eichenbalken hergestellte Kasten sind noch vorhanden; das städtische Archiv besitzt auch noch fünf Briefe, davon zwei im Original, die Graf Johann aus seiner Haft in niederdeutscher Sprache geschrieben, um seine Freiheit wiederzuerlangen. Darin heißt es u. a.:

Herr Albert und Herr Erich, liebe Brüder, ich bitte Euch um Gottes und aller Wohltat willen, daß Ihr mir von der Stelle helfet und aus dieser Not und diesem Jammer. Wollet Ihr auch, lieber Bruder Erich, nicht Verzicht

1) Weil er Straßenraub getrieben, hatten ihm die Herzöge von Braunschweig seine Schlösser zerstört.

(auf das Bistum) tun, oder möget Ihr es nicht ohne Geld, so will Euch gern des Meinen dafür so viel geben nach meiner Brüder Rate und meiner Freunde, daß Ihr gewiß sollt befriedigt werden. Wollet Ihr mir nicht helfen, daß ich frei werde, so sollet Ihr einen greulichen Jammer, Schmach und einen Spiegel der ganzen Welt an mir sehen ... Meine Brüder haben mir zu wissen getan, wie sie einen wüßten, der mir sollte helfen aus diesem Gefängnis vermittels eines Geistes; das sollte mich nicht hindern oder beschädigen an meiner Gesundheit oder Leibe. Und es wäre so weit, wenn ich meinen Willen dazu geben wollte ... Beschädiget es mich nicht an Leib oder Gesundheit, so gehet denn frei daran und sparet nichts. Auch entbot mir mein Bruder, er wolle mir wohl gute Gerätschaften verschaffen; wenn aber dies nicht gewiß ist, so arbeitet daran, daß mir ein Geist Gerätschaften in den Kasten bringe. Ich will mit der Hilfe Gottes wohl wegkommen. Das ist sehr leicht zu tun für den, der es weiß, deren man zu Cöln wohl findet. Und Ihr verhütet wohl, daß es zugeht ohne Schreck ... Auch laßt machen auf alle Fälle 2 Sägen, Feilen und 2 Messer. Das sollt Ihr in Friesland in 2 Käse einschließen und pressen lassen. Und die Sägen dürfen nicht breit sein, sondern schmal und vorne spitz und sollen in einen Ring zusammengelegt werden in den Käsen ... Der Pfosten, den ich entzweischneiden muß, der hält an der Seite eine Spanne und hat anderthalb Fuß herunterzuschneiden. Danach müßte man die Sägen einrichten. Das Fenster (eine Öffnung im Kasten), dadurch man mir den Käse gibt, das ist 13 Daumbreit lang und fünftehalb weit. Danach richtet die Käse ein! ...

Graf Johann konnte das geforderte Lösegeld nicht zahlen; deshalb wandte sich Bischof Erich, von Land und Leuten vertrieben, für ihn an Kaiser Friedrich III., der die Entlassung Johanns befahl und, als diese nicht erfolgte, die Stadt Osnabrück, die vergebens an das Konzil zu Basel appelliert hatte, 1445 ächtete. Trotzdem gehorchte die Stadt nicht und verfiel deshalb in des Reiches Aberacht; erst als ein starkes Heer, das dem Erzbischof von Cöln gegen Soest zu Hilfe gezogen war, dem kaiserlichen Befehl Nachdruck zu verleihen drohte, gab sie Johann 1447 frei, nachdem er zuvor Urfehde geschworen hatte.

2. Äneas Silvius über Deutschland.

Äneas Sylvius, als Papst Pius II. genannt, machte als Geheimschreiber eines italienischen Bischofs eine Reise durch die Rheinlande, nahm am Konzil zu Basel teil und trat 1442 in die Dienste Kaiser Friedrichs III., wurde 1458 Papst und starb 1464. Das Folgende ist seiner Schrift: „Über Religion, Lage, Sitten und Verfassung Deutschlands" entnommen, die in rhetorischer Breite den Inhalt eines Briefes wiedergibt, den der Verfasser an seinen Freund Martin Meyr, Kanzler des Erzbischofs zu Mainz, 1457 geschrieben hatte. Ch. E. Krämer a. a. O. S. 466 ff.

Ausgedehnter ist eure Nation, als sie jemals gewesen ist, und so groß, daß sie keinem Volke nachsteht, und daß mit Recht versichert werden kann: es gibt kein so großes Volk, dem die Götter so nahe sind, wie dem germanischen Volke der Herr unser Gott beisteht.

Daß aber das Aussehen (Deutschlands) und die Werke der Gesittung bei weitem vortrefflicher sind denn ehedem, wer wüßte das nicht. Denn überall sehen wir wohlbestellte Fluren, Neuland, Weinberge, Parke, Blumenanlagen, Obstgärten auf dem Lande und um die Städte, Gebäude voll Verfeinerungen: die lieblichsten Landhäuser, Burgen auf Bergeshöhen, feste Plätze mit Mauern umgürtet, die glänzendsten Städte, an denen meistens die größten Ströme

vorbeiwallen, oder die umschlungen sind von den klarsten Flüssen, auf Brücken von Holz oder Stein überschreitbar. Durchwandern wir ein wenig die bemerkenswerten Städte des deutschen Volkes, und es wird deutlicher einleuchten, wie groß der Ruhm und der Glanz dieser Nation sei.

Cöln, das durch die Gebeine der drei Magier berühmt ist, nichts Prachtvolleres, Schmuckreicheres findest du in ganz Europa. Ausgezeichnet durch seine Kirchen und Bauwerke, hervorragend durch seine Bevölkerung, berühmt durch seinen Reichtum, mit Blei gedeckt, durch Pfalzen geschmückt, mit Türmen befestigt, reizvoll durch den Rheinstrom und die prangenden Fluren ringsum. Die alte Stadt Mainz mit prächtigen Kirchen, privaten und öffentlichen Gebäuden geziert, hat nichts, das man tadeln könnte, außer der Enge der Straßen. Auch Worms, obgleich nicht von großem Umfang, kann niemand absprechen, daß es eine gar anmutige Stadt ist. Auch Speier wird niemand mißachten, das volkreich und mit großartigen Gebäuden geziert ist. In seinem Dome ruhen nicht wenige Kaiser, unter ihnen Rudolf, der als Urheber der österreichischen Fürstenfamilie gilt. Argentina aber, Straßburg, zeigt solchen Glanz und Schmuck, daß nicht ohne Grund ihr der Name beigelegt ist. Dieses zeigt Ähnlichkeit mit Venedig, indem es von vielen Kanälen durchschnitten ist, auf denen Schiffe in fast alle Straßen fahren, und ist insoweit gesünder und lieblicher, als Venedig salzige und übelriechende, Straßburg süße und durchsichtige Wasser durchströmen. Ein Arm des Rheins von der einen, drei andere Flüsse von der anderen Seite treten in die Stadt ein und umgeben die dreifache Reihe der Mauern. Die bischöfliche Kirche, Münster genannt, prachtvoll aus behauenen Steinen erbaut, steigt als ein großartiges Kunstwerk empor; zwei Türme zieren sie, von denen der eine, der vollendet ist, ein wunderbares Werk, sein Haupt in den Wolken birgt. Auch andere Kirchen der Heiligen und Mönchsklöster sind dort, glänzend durch Größe und Pracht, sowie ein ausgezeichnetes Rathaus und Gebäude der Bürger und Priester, die zu bewohnen Könige sich nicht zu schämen brauchten. Nicht leicht wirst du eine andere Stadt finden, welche Augsburg übertrifft, sei es, daß du den Glanz der Stadt oder des Volkes und der Geistlichkeit Reichtum oder die städtische Verfassung betrachtest.

In Salzburg fehlt nichts, was zur Pracht eines glänzenden Gemeinwesens gehört, magst du auf die öffentlichen oder die Werke einzelner schauen. Größer jedoch als dieses ist Regensburg, bemerkenswert durch die Kirche des seligsten Apostels Petrus und durch die steinerne Brücke über die Donau und mehrere Kirchen der Heiligen.

In Österreich sind mehrere nennenswerte Städte. Alle aber überstrahlt Wien. Hier der alte Sitz der Herzöge von Österreich, Paläste, für Könige geeignet, und Kirchen, die Italien bewundern könnte. Unter diesen ist die St. Stephanskirche bewunderungswerter, als wir mit Worten ausdrücken können. Als diesen Turm einst die Gesandten der Bosnier betrachtet und die kunstvolle Arbeit sowie die Höhe bewundert hatten, sprachen sie die Ansicht aus, jener Turm habe mehr gekostet, als man brauche, um das Königreich Bosnien zu kaufen. Wir übergehen den Glanz und die Geräumigkeit der Privatgebäude, unter denen nicht wenige durch besondere Pracht sich auszeichnen. — Im Osten an der Oder liegt Breslau, aus Ziegelsteinen erbaut, nicht minder hübsch als mächtig, dessen Bischofssitz man einst den goldnen nannte. Im Preußenlande ragt hervor durch seinen Ruf Danzig, mächtig zu Land und

zu Wasser. Zieht dessen Volk ins Treffen, so sollen sie nicht weniger als 50000 Krieger hinausführen, zahlreiche Schiffe seiner Kaufleute segeln auf dem Baltischen Meere. Auch Thorn hat keinen geringen Namen; aber alle übertrifft Lübeck, mit den höchsten Gebäuden und den schmuckreichsten Kirchen ausgestattet. So groß ist das Ansehen, die Macht dieser Stadt, daß auf ihren Wink die drei mächtigen Reiche Dänemark, Schweden, Norwegen Könige einzusetzen oder abzusetzen pflegen. Lüneburg, einst reich durch die Salzwerke, ist jetzt verarmt. Rostock und im Innern Mecklenburg sowie Hildesheim sind nicht zu verachten; Verden auch und das edle Braunschweig, Sitz der Sachsen, einst die Heimat der Ottone. Die alte Metropole Bremen, des Dänenvolkes Mutter in Christo, hat einen nicht ruhmlosen Namen. Auch Magdeburg gilt für groß und hervorragend und ist der Sitz des Erzbischofs unter den Sachsen. Auch Merseburg möge niemand geringschätzen. Die Westfalen erfreuen sich der Städte Münster, Osnabrück, Minden und Paderborn, die nicht gering zu achten sind, und Soest. In Franken am Main liegt Frankfurt, ein gemeinsamer Stapelplatz zwischen den Niederdeutschen und den Oberdeutschen; und, obgleich großenteils aus Holz gebaut, doch mit mehreren steinernen Palästen geschmückt, in denen auch Könige würdig aufgenommen werden könnten. Die stolzesten gottgeweihten Kirchen aber sieht man dort von behauenen Steinen. Eine steinerne Brücke von wunderbarer Länge verbindet den kleineren Teil jenseit des Maines mit dem größeren. Hier ist auch ein herrliches Rathaus, in dem oft die Kurfürsten zusammenkommen, über gemeinsame Angelegenheiten zu verhandeln; und hier wählen sie bei Erledigung des Reiches den Kaiser.

Die Stadt der Noriker, Nürnberg, vom Flusse Regnitz durchschnitten, dürfen wir nicht übergehen. Wie herrlich ist das Aussehen dieser Stadt, der Glanz, die Lieblichkeit, die Ausschmückung, die Lebensweise, die Stadtverfassung; was könnte einer dieser in jeder Beziehung vollkommenen Stadt noch wünschen. Welch ein Anblick, wenn man aus Unterfranken kommt und sie von ferne beschaut; welche Majestät, welche Pracht, von außen betrachtet; welche Sauberkeit der Straßen im Innern, welche Zierlichkeit der Häuser. Was gibt es Großartigeres als die Kirche des heiligen Sebaldus, was Glanzvolleres als die des heiligen Laurentius? Was Stolzeres oder Festeres als die königliche Burg, was Herrlicheres als der Graben und die Mauern? Wie viele Bürgerhäuser kann man dort finden, die für Könige angemessen sind. Wünschen möchten der Schotten Könige, so trefflich zu wohnen, wie die mittleren Bürger von Nürnberg.

Die Schwaben haben jenseit der Donau viele Städte. Doch die Königin von allen ist Ulm, eine mächtige und gar schmucke Stadt. Will man daher die Wahrheit sagen, so ist keine Nation in Europa, deren Städte besser eingerichtet sind oder einen erfreulicheren Anblick bieten als in Deutschland. Man könnte vielleicht einige von den italischen Städten vorziehen wie Venedig, Genua, Florenz, Neapel, in denen der höchste Glanz und Schmuck sich zeigt. Wenn man aber Nation mit Nation vergleicht, so ist kein Grund, die italischen Städte den deutschen vorzuziehen. Neu gewissermaßen ist das Aussehen Deutschlands, und die Städte selbst erscheinen gleichsam vorgestern erbaut und errichtet.

Wo ist bei euch eine Herberge, in der nicht aus Silber getrunken wird, wo ist eine Frau, ich sage nicht von Adel, sondern eine bürgerliche, die nicht

von Gold glänzt! Sollen wir berichten von den Ketten der Ritter und den Zügeln der Pferde, aus reinstem Golde; von so vielen Sporen und Schwertscheiden mit Edelsteinen bedeckt, und den Ringen, Wehrgehenken, Harnischen und Helmen, die von Gold strahlen. Wie viele wertvolle Geräte in den Kirchen; wie viele Reliquien mit Perlen und Gold eingefaßt! Welche Gewänder der Altäre und Priester! Was kann reicher sein als eure Kirchenschätze?

Wie groß ist ferner bei den Fürsten wie bei den Bürgerschaften die Erfahrung in den Waffen, wie groß die Übung; wie groß die Zucht des Gemeinwesens. Die in Deutschland geborenen Knaben lernen früher reiten als sprechen, unbeweglich hangen sie in den Sätteln, während das Pferd dahinrennt. Sie tragen die längeren Lanzen der Herren; abgehärtet gegen Kälte und Hitze werden sie von keiner Anstrengung überwältigt. Kein schwäbischer oder fränkischer Reiter begibt sich unbewaffnet auf die Reise. So leicht trägt er die Waffen wie seine Glieder.

Die deutschen Krieger, nicht nur adlige, sondern auch Bürger aus der niederen Klasse, haben Rüstkammern in ihren Häusern, und bei jedem unvermuteten Überfall oder Lärmruf kommen sie sofort bewaffnet hervor. Erstaunlich ist es und fast unglaublich, wie groß ihre Geschicklichkeit ist, die Pferde zu lenken, zu wenden und im Kreise zu führen, wie groß ihre Kunst im Pfeilschießen, die Übung im Lanzenwerfen, die Beweglichkeit der Schilde, die Kenntnis im Fechten mit den Schwertern, die Erfahrung mit den Wurfmaschinen und Belagerungsgerät. Wer die öffentlichen Zeughäuser der Deutschen gesehen hat, muß die sonstigen Rüstkammern verlachen.

Ein anderer Grund ist, der euer Reich mindert und es vernichten wird, wenn ihr nicht vorbeugt. Die Vielheit der Fürsten wird von den Weisen verworfen. Wenn ihr jedoch die frühere Höhe wieder erreichen wollt, so leget die früheren Tugenden, die früheren Sitten wieder an. Und was vor allem notwendig ist, ziehet die Einheit der Spaltung vor. Wofern ihr dies tut, werdet ihr ohne Zweifel den alten Namen wieder erlangen und vielen großen Völkern Gesetze vorschreiben.

3. Kaiser Maximilians I. Landfriedensgesetz. 1495.

H. O. Lehmann, Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Berlin 1891. S. 209 ff.

Wir Maximilian, von Gottes Gnaden römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches ꝛc. entbieten allen und jeglichen unseren und des heiligen römischen Reiches Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räten, Bürgern und Gemeinden und sonst allen andern unsern und des Reiches Untertanen und Getreuen, in was Würden, Standes oder Wesens die seien, denen dieser unser königlicher Brief oder dessen Abschrift zu sehen oder zu lesen vorkommt, unsere Gnade und alles Gute.

Als wir hiervor zu der Höhe und Last des heiligen römischen Reiches erwählt und nun zur Regierung desselben gekommen sind und nun vor Augen sehen die stete, unaufhörliche Anfechtung der Christenheit, so seit langer Zeit geübt und dadurch viel Königreiche und die Gewalt christlicher Lande in der Ungläubigen Untertänigkeit gebracht sind, also daß die Ungläubigen ihre Macht

und Herrschaft bis an die Grenze deutscher Nation und des heiligen Reiches erstreckt haben, daraus nicht allein dem heiligen Reich, sondern auch der ganzen Christenheit schwere Verwüstung und Verlust der Seelen, Ehren und Würden erwachsen, wo nicht mit zeitlichem Rate dagegen getrachtet und zur Förderung desselben ein standhafter Friede und Recht im Reiche aufgerichtet und in beständigem Wesen erhalten und gehandhabt würde: darum haben wir mit einmütigem Rate der ehrwürdigen und hochgeborenen Kurfürsten und Fürsten, geistlichen und weltlichen, auch Prälaten, Grafen, Herren und Stände, einen gemeinen Frieden aufgerichtet und geordnet, und machen den in und mit Kraft dieses Briefes:

Also daß von Zeit dieser Verkündigung an niemand, was Würden, Standes oder Wesens der sei, den andern befehden, bekriegen, berauben, fangen, belagern, noch auch irgend ein Schloß, Städte, Märkte, Befestigungen, Dörfer, Höfe oder Weiler mit gewaltiger Tat freventlich einnehmen oder mit Brand oder in anderer Weise beschädigen soll; auch niemand solchen Tätern Rat, Hilfe, noch in keiner Weise Beistand oder Vorschub leisten, auch sie wissentlich nicht herbergen, behausen, ätzen oder tränken soll. Sondern wer an den andern Anspruch zu haben vermeint, der soll solchen suchen an den Enden und Gerichten, da die Sache früher oder jetzt in der Ordnung des Kammergerichts zum Austrag bestimmt ist, oder wohin sie künftig gehören wird.

Und so haben wir alle offene Fehde durch das ganze Reich aufgehoben und abgetan in und mit Kraft dieses Briefes.

Und ob jemand, wes Würden oder Standes der wäre, wider eins oder mehrere, so vorgemeldet sind, handeln würde, der soll in unsere und des heiligen Reiches Acht gefallen sein, also daß sein Leib und Gut jedermänniglich erlaubt sei, und daß niemand daran freveln soll oder mag.

Es soll auch solche Täter und Friedbrecher niemand hausen, ätzen, tränken, aufnehmen, Vorschub leisten in seiner Obrigkeit, Eigentum und Gebieten, sondern dieselben festnehmen und sie mit Ernst von Amts wegen richten und auch auf jedermanns Klage ungesäumt zum Recht verhelfen.

Und dieser Friede und Gebot soll dem gemeinen, unsern und des Reiches Recht und andern Ordnungen und Geboten, die vormals ausgegangen sind, nicht abbrechen, sondern des mehren, und soll zur Stund jedermann nach dieser Verkündigung den zu halten schuldig sein. Hierbei sind gewesen unsere lieben andächtigen Neffen, Oheime, Schwäger und Getreuen, Kurfürsten, Fürsten und Fürstenbotschafter, Prälaten, Grafen, Herren, die Ritterschaft und der Städte Sendboten in trefflicher Anzahl. Zu Urkund dieses Briefes besiegelt mit unserm königlichen anhangenden Insiegel, gegeben in unserer und des heiligen Reiches Stadt Worms am 7. Tage des Monats August nach Christi Geburt vierzehn hundert und im fünf und neunzigsten, unsres Reiches, des römischen, im zehnten, und des ungarischen im 6. Jahre.

4. Die deutschen Landsknechte.

a. Der Landsknechtorden.

Als Verfasser des folgenden Liedes nennt sich Jörg Graff, ein Bruder der Landsknechte, die Maximilian als ihren „Vater" verehrten. L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Gekürzt.

Gott gnad dem großmächtigsten Kaiser frumme
Maximilian, bei dem ist aufkumme

Ein Orden, durchzieht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen,
Landsknechte sind sie genannt.

Fasten und beten lassen sie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönch sollen's treiben,
Die haben davon ihren Stift[1]),
Das mancher Landsknecht frumme
Im Gartsegel[2]) umschifft.

Also muß er sich in dem Land umkehren,
Bis er hört von Krieg und Feindschaft der Herren.

Danach ist ihm kein Land zu weit,
Darein läuft er mit Ehren,
Bis er auch find't Bescheid.

Das war der Brauch, Gewohnheit bei den Alten,
Also soll es ein jeder Landsknecht halten.
Würfel und Karten ist ihr Geschrei;
Wo man hat gute Weine,
Sollen sie sitzen dabei.

b. Hans Sachs' Urteil über die Landsknechte.

Er vergleicht sie mit dem Krebs, mit dem sie achtzehn Stücke gemein haben: Wie der Krebs ein Himmelszeichen, so sind die Landsknechte
ein Zeichen zum Kriegen,
Darin all Freud ist nieder liegen,
Allda mit Gefängnis, Mord und Brant
Verderbet wird Leut unde Land,
Das Vieh veröst (verderbt) an allem End —
Und umgestürzt die Regiment,
All Tugend werden matt und öd,
Im Schwang gehnt alle Laster schnöd;
Deshalb ein friedsam Herz erschrickt,
So es nur ein Landsknecht anplickt.
Der Krebs ist auch feuchter Natur
Und wohnet in dem Wasser nur,
An der Trueckne kann er nit leben.
Die Natur hat der Landsknecht eben,
Daß er früh und spat voll mueß sein,
Sich stets fuellen mit Pier und Wein,
Kein Sparung hat an keinem Ort.
Wie denn lautet das alte Sprichwort:
Ein Landsknecht und ein feistes Schwein
Die sollen alle Zeit voll sein,
Weil sie doch wissen beide nicht
Wenn man sie wurget und absticht.

Lucifer hat von ihnen gehört und sendet „Belzebock" aus, damit er ihm einige in die Hölle hole; aber entsetzt kehrt dieser mit der Nachricht zurück:

Wilder Leut hab ich nie gesehen,
Ihr Kleider auf den wildesten Sitten.
Zerflammt, zerhauen und zerschnitten,
Eins Teils ihr Schenkel blecken täten,
Die andern groß, weit Hosen hätten,
Die ihn bis auf die Füß rab hiengen,
Wie die gehosten Tauber giengen,
Ihr Angesicht schrammet und knebelbartet,
Auf das allerwildest geartet,
In Summa wüst aller Gestalt,
Wie man vor Jahren uns Teufel malt.

---

1) Stiftung, Pfründe. 2) garten = betteln gehen.

Die brachten einander Umschanz,[1])
Im Hui wurdens entrüstet ganz,
Balgten und haueten zusam
Einander krumb und lahm
Und fluchen auch so unbescheiden
Als wären sie Türken oder Heiden,
In meinem Sinn so dauchte mich,
Sie wären viel wilder denn ich.

Der Teufel beschließt daher, auf die Landsknechte zu verzichten und sich mit den gewöhnlichen Verbrechern zu begnügen.

c) Folgender Erlaß des Herzogs Julius von Braunschweig vom 28. März 1584 gegen die Gartbrüder belehrt anschaulich über das Treiben der Landsknechte:

Wir sind in glaubwürdige Erfahrung gekommen, welchergestalt etliche mutwillige Buben, so sich für Landsknechte ausgeben, aber wohl noch niemals einen Kriegszug getan haben oder ein Fähnlein im Felde fliegen gesehen, sondern zum Teil Müßiggänger, Handwerksburschen aus den Städten, die zur Arbeit keine Lust haben, umherlaufen und den Leuten das Ihre nehmen, und sich alles Mutwillens gebrauchen, eine Zeitlang her und sonderlich in den Dörfern auf die Gart gehen und unseren armen Untertanen übermäßig großen Drang und Beschwerung tun, indem sie sich unterstehen sollen, wenn sie vor einen Hof kommen und denselben zugemacht finden, die Pforten und Tore mit Gewalt aufzustoßen, und wenn sie auf den Hof kommen und das Haus zugemacht ist, auch ihnen nach eines jeden Vermögen etwas gereicht wird, sie sich daran nicht genügen lassen, sondern werfen die Haustür mit Gewalt ab, brauchen alle Praktiken und Gewalt, daß sie das Haus öffnen, schlagen Kisten und Kasten auf, nehmen daraus, was ihnen gefällig, ja, wofern der Hauswirt nicht daheim, langen sie selbst das Fleisch und die Würste aus dem Rauchfange und fangen die Hühner weg, lassen's auch dabei nicht bleiben, sondern da man ihnen sobald nicht geben will, was sie fordern, dürfen sie wohl Frauen, Mägden, Knechten oder auch dem Hauswirt selber das Rohr (Gewehr) auf die Brust setzen und sie danieder schlagen, daß man ihnen also geben muß, was sie begehren; sollen daneben auch wohl mit einer Hand die Gabe zu sich nehmen und mit der andern Hand eine Maulschelle zur Danksagung austeilen und dazu den armen Leuten, wenn man ihnen durch die Zäune oder Pforten etwas reichen will, nach den Fäusten und Beinen stechen und in Summa solchen Mutwillen treiben, daß schier kein Hauswirt, wenn er gern mit seinem Gesinde zur Arbeit gehen wollte, sein Weib und Kinder allein im Hofe lassen dürfe. Aufs neue befehlen wir allen Beamten, ja auch den armen Leuten und Angehörigen selbst, dieselben Gartbrüder handfest zu machen, gefänglich anzunehmen und sie in das nächste Gericht mit ihren Wehren, Waffen und Rüstungen wohlverwahrlich zu bringen.

5. Einführung eines Bischofs im Jahre 1509.

Niederdeutsche Bischofschronik a. a. O. S. 189 ff.

Im Jahre 1509 wurde der hochgeborne, durchlauchtige Fürst und Herr, Herr Erich, geboren von dem edlen Blute und Stamme der Herzöge von Braunschweig, ein weiser, klugsinniger, tapferer Herr und Domherr zu Pader-

1) sie würfelten.

born, zum Bischof von Osnabrück erwählt. Als er in den Dom kam, setzten sie den erwählten Fürsten unter herrlichem Glockengeläute und Orgelspiel, unter dem Gesange: Te Deum laudamus, wie dies herkömmlich, auf den Hochaltar im Dom. Bevor sie in die Stadt kamen, ritten sie durch das Johannestor nach der Domfreiheit. An dieser Einfahrt nahmen teil etliche Herzöge, Grafen, Edelleute und Äbte nebst anderen streitbaren Männern mit großen und kleinen Fahnen, welche sowohl von Herren als Knechten getragen wurden. In allen Fahnen standen aber zwei Hähne, unten eine Henne. Die Fahnen waren von köstlicher Seide. Herren und Knechte waren überein gekleidet. Hengste und Pferde trugen schwarze Kappen mit weißen Rauten; die auf den Pferden saßen, waren alle ebenso gekleidet. Die Bürger Osnabrücks folgten in vier Reihen, wohlgerüstet mit Harnischen. Die Reiter ritten langsam, begleitet von allerlei Spielleuten mit Trompeten und anderem Feldgeschrei. Dies sind aber die hochgebornen und edlen Herren, die an dieser Einfahrt teilnahmen: der Herzog von Lüneburg, Herzog Philipp von Grubenhagen (in Hannover), der alte Graf von Waldeck, Graf Philipp, mit zweien seiner Söhne mit Namen Philipp und Franz, Domherr zu Cöln, der Graf von Diepholz, der Graf von Schauenburg, der Graf von Tecklenburg Otto der Ältere, der Graf von Rietberg, der Graf von der Lippe, der Graf von Mansfeld, der Abt von Helmarshausen und viele andere vom Adel. Außerdem hatten sich viele Fremde aus anderen Ländern, Städten und Dörfern eingefunden, um dies Schauspiel anzusehen.

Vor dem Einzuge hatte man die Domfreiheit umgraben lassen, sie wie ein Feld mit Hafer besäet und eingefriedigt. Dort hielten die Ritter, die Herzöge wie die Grafen, ein Turnier ab, das zwei Tage währte. Sie fochten mit scharfen Speeren; aber die Herzöge blieben sitzen, die anderen fielen. Des Nachts brannten die Heerpfannen an allen Orten der Straßen durch die ganze Stadt Osnabrück. Aber in diesen Kampfspielen ward kein Kind gekränket oder beschädigt. Im Garten des Barfüßer Klosters war ein hölzernes Haus errichtet; in demselben tanzten sie mit den Gräfinnen, Jungfern und Frauen vom Adel. Überflüssig lebten sie in Speise und köstlichen Getränken die Zeit über, was nicht auszuschreiben noch auszusprechen ist, mit den Banketten, so Tag und Nacht angerichtet wurden. Da wurde kein Geld gespart.

Neue Geschichte.

XVI. Reformationsgeschichte.

1. Luthers Leben bis 1517.

Eigene Aussprüche Luthers.

Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Vater, Großvater und Ahnherr sind rechte Bauern gewest. Danach ist mein Vater nach Mansfeld gezogen und allda ein Bergmann geworden.

Mein Vater ist ein armer Häuer gewest, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns Kinder erziehen könnte. Sie haben es sich lassen blutsauer werden.

Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, und es währte lange, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut danach floß. Aber sie meinten es herzlich gut und konnten nur die Geister nicht unterscheiden, danach man die Strafe abmessen muß. Denn man muß also strafen, daß der Apfel bei der Rute sei.

Es ist jetzt von Gottes Gnaden alles also zugerichtet, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen können, es seien Sprachen oder andere Künste oder Historien. Unsere Schulen sind nicht mehr die Hölle oder das Fegfeuer, darinnen wir gemartert sind und doch nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Ich bin einmal an einem Vormittage fünfzehnmal nacheinander gestrichen worden.

Verachte mir nicht die Gesellen, die vor den Türen den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst (Kurrendeschüler) gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt, wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt hielt und durch seinen sauren Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hingekommen bin.

Da wir zu der Zeit, als in der Kirche das Fest von der Geburt Christi gehalten wird, auf den Dörfern von einem Hause zum andern gingen und in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen pflegten, geschah es ungefähr, daß wir vor eines Bauern Hof, so gar am Ende des Dorfes gelegen, kamen, und da uns der Bauer singen hörte, kam er heraus und fragte mit groben, bäuerischen Worten, wo wir wären, und sagte: Wo seid ihr Buben? und brachte zugleich etliche Würste mit, die er uns geben wollte. Wir aber erschraken vor den Worten

sehr, daß wir alle voneinander wegliefen, wiewohl wir keine rechte Ursache wußten, darum wir hätten erschrecken mögen, und der Bauer uns die Würste mit gutem, geneigtem Willen darreichte und geben wollte, außer daß vielleicht unsere Herzen furchtsam gewesen vom täglichen Drohen und von den Strafen in den Schulen, so daß wir desto leichter von solchem plötzlichen Schrecken scheu geworden sind. Endlich aber, da wir in der Flucht waren, rief uns der Bauer wieder, und wir legten die Furcht ab und liefen herzu und empfingen die Parteken (Eßwaren), die er uns reichte.

Da ich zu Erfurt in der hohen Schule angefangen hatte, in guten Künsten und in der Philosophie zu studieren, und darin so viel gefasset und gelernet hatte, daß ich Magister worden war, hätte ich daselbst nach dem Exempel der andern die Jugend wiederum lehren und unterrichten können, oder aber hätte mögen fortfahren und weiter studieren. Aber ich verließ meine Eltern und verwandten Freunde und begab mich wider ihrer aller Willen in das Kloster und zog eine Kappe an. Denn ich war überzeugt, ich würde in demselben Stande und mit solcher harten, sauern Arbeit Gott einen großen Dienst tun. Und war doch mein Gelübde nicht einer Schlehen wert, denn ich zog mich damit aus Gewalt und Willen der Eltern, die mir von Gott geboten waren. Es hat aber Gott gewollt, wie ich nun sehe, daß ich der hohen Schule Weisheit und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist aus vielen Sünden und gottlosen Werken, erführe, daß das gottlose Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Gegner, zu prangen hätte, als der unerkannte Dinge verdammet. Darum bin ich ein Mönch gewesen und noch.

Ich ging ins Kloster, weil ich an mir verzweifelte. Ich habe immer gedacht: O, wann willst du einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst? Wir waren unter solchen Menschensatzungen auferzogen, die uns Gott verdunkelt hatten; ich meinte so, durch meine Möncherei genug zu tun.

Mein Vater war übel zufrieden und wollte mir's nicht gestatten; er antwortete mir schriftlich wieder und hieß mich Du — vorher hieß er mich Ihr, weil ich Magister geworden — und sagte mir alle Gunst ab.

Mit großer Andacht bereitete ich mich zur Messe und zum Gebete, aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich abermals. Ich hielt täglich Messen, und in einer jeden Messe rief ich drei Heilige an, ich mattete meinen Leib mit Fasten und Wachen ab und hielt dafür, ich würde dem Gesetze ein Genüge tun und mein Gewissen vor dem Stecken des Treibers befriedigen, aber ich richtete nichts aus, und je weiter ich auf diesem Wege fortging, desto weiter wurde ich erschreckt, daß ich gar verzweifelt wäre.

Da fiel ich, ein junger Theologus, im Kloster auf der Liberei in ein Buch, da die Reden des Johannes Hus aufgezeichnet und darin geschrieben standen, ward aus Fürwitz lüstern, zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte, weil das Buch in öffentlicher Liberei erhalten wäre. Da fand ich wahrlich so viel, daß ich mich davor entsetzte, warum doch solcher Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen konnte. Aber weil sein Name so greulich verdammet war, daß ich damals dachte, die Wände würden schwarz, und die Sonne müßte den Schein verlieren, wo man des Namens Hus wohl gedächte, schlug ich das Buch zu und ging mit

verwundetem Herzen davon, tröstete mich aber mit solchen Gedanken: Vielleicht hat er solches geschrieben, ehe denn er ist Ketzer geworden, denn ich wußte des Konstanzer Konzils Geschichte noch nicht.

Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht Rom gesehen hätte; ich müßte sonst immer besorgen, ich täte dem Papste Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir.

Ich wollte nur wünschen, daß ein jeder, der Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugehe. Ich habe zu Rom von etlichen Hofleuten selbst sagen hören, es sei unmöglich, daß es länger so sollte stehen; es müsse brechen. Es ist gar nicht zu sagen und zu glauben, wie arg es dort ist. Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebauet. Rom ist die heilige Stadt gewesen, aber die allerärgste geworden.

Ich habe in Rom viele Messen halten sehen, so daß mir graut, wenn ich daran denke. Es ekelte mir, daß sie so rips raps Messe halten konnten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Ehe ich eine Messe las, war man oft mit vielen Messen fertig und rief mir zu: „Weg, weg! Mache, daß du fertig wirst! Schicke unsrer lieben Frau ihren Sohn doch bald wieder heim!"

Je näher Rom, desto ärgere Christen. Wer zum erstenmal nach Rom gehet, der sucht einen Schalk, zum zweitenmal findet er ihn, zum drittenmal bringt er ihn mit heraus.

Ich bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam; da hab ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten Heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Über solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber ist's ihm aber gegangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen, sollen sich meiner nicht erwehren. Dieweil ich ein geschworener Doktor der Heiligen Schrift bin, bin ich froh, daß sie mir Gelegenheit gibt, meinem Eide genug zu tun.

2. Der Ablaßhändler Tetzel in Annaberg.

Als Friedrich Mykonius, Sohn eines Bürgers zu Lichtenfels in Oberfranken, die lateinische Schule in Annaberg im Erzgebirge besuchte, kam Tetzel 1508 mit seinem Ablaßkram dorthin. Was Mykonius dabei erlebte, darüber erzählt er nach Freytag, Bilder II, folgendes:

Johannes Tetzel, ein Dominikanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier des Ablasses des römischen Papstes. Er hielt sich zwei Jahre lang in Annaberg auf und betörte das Volk so sehr, daß alle Leute glaubten, es gebe keinen andern Weg, Vergebung der Sünden und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugtuung durch unsere Werke, die doch wieder nach seinen Worten unmöglich sein sollte. Nur ein einziger Weg, sagte er, bliebe noch übrig, wir müßten sie uns kaufen um Geld von dem römischen Papste, müßten uns kaufen des Papstes Ablaß, den er Vergebung der Sünden nannte und einen sicheren Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge erzählen, was für Predigten ich zu Annaberg die zwei Jahre hindurch von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andren seine Predigten hersagen mit allen Gebärden und Ausreden, nicht aus Spott, sondern aus vollem Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort,

dem man glauben müsse, und was vom Papste kam, meinte ich, käme von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, dräute er, er wolle das rote Kreuz niederlegen und die Tür des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen, nimmermehr werde es wieder dazu kommen, daß man um so geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könne. Ja, so lange die Welt stehen werde, sei nicht zu hoffen, daß je eine solche Milde des Papstes wieder nach Annaberg kommen werde. Jedermann möge wohl wahrnehmen seiner eigenen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebenden Freunde; denn jetzt sei noch vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. An die Türen und Mauern der Kirche wurden öffentliche Briefe angeschlagen, worin befohlen war, daß der Ablaß, um dem deutschen Volke für seine Andacht Dank zu beweisen, von nun an zum Schluß nicht mehr so teuer wie im Anfang verkauft werden sollte, und am Ende des Briefes war dazu geschrieben auf lateinisch: Den Armen und Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld, um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit dem Gesandten dieses Ablaßkrams. Es trieb mich an und munterte mich auf fürwahr der heilige Geist, obwohl ich selber zur Zeit nicht empfand, was ich tat. Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn wir hätten, sagte er, alles allein von Gott, umsonst; derselbe würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. Von dem römischen Ablaß sagte er, das seien nichts als Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfische und aus dem Beutel nehme; man könne gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht erkaufen und zuwege bringen. Aber die Priester wurden zornig und schalten, wenn man dieses sagte. Weil ich nun täglich in den Predigten nichts anders hörte, als das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben solle, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stand im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern als meines Vaters Unterweisung. Nur das eine wollte ich nicht zugeben, daß die Vergebung der Sünden allein durch Geld erkauft werden könne, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir über die Maßen der Satz am Ende des päpstlichen Briefes: „Den Armen soll der Ablaß umsonst gegeben werden, um Gottes willen."

Als man nun in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Feierlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, zu den Kommissarien zu gehen und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden zu bitten aus Gnade für die Armen. Ich gab auch an, ich sei ein Sünder und arm und bedürfe der Vergebung, die aus Gnaden geschehe. Am zweiten Tage, um die Vesperzeit, trat ich in Hans Pflocks Haus, wo Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war. Ich habe sie in lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armen nach dem Befehle des Papstes zu bitten gestatteten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst und um Gottes Willen, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber möchten sie mir schriftlich Zeugnis geben.

Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben.

Sie gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Kommissar Tetzel, zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Nach langer Beratung kamen sie endlich wieder und brachten mir diese Antwort: „Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Kommissar fleißig vorgetragen, und er bekennt, er wollte deine Bitte gern gewähren, aber er könne nicht; wenn er gleich wollte, so wäre dieses Zugeständnis doch nicht gültig und ohne Kraft. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Briefe stehe, daß die der reichsten Schätze der Kirche und der Verdienste Christi teilhaft würden, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld gäben." Das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der drei lateinische Worte hätte reden können. Dagegen habe ich aufs neue gebeten und aus dem angeschlagenen Briefe des Papstes bewiesen, daß dieser befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes willen geben; dabei steht insonderheit geschrieben: „Auf des Herrn Papstes eigenen Befehl."

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmütigen Mönch, er möge mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich sei ein sinnreicher und beredter Jüngling und wert, daß man auf mich etwas Besonderes vor andern verwende. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort von der helfenden Hand, die allein fähig sei zum heiligen Ablaß. Ich aber blieb fest und sagte, sie täten mir Armen unrecht; den beide, Gott und der Papst, von der Gnade nicht ausschließen wollten, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht habe. Da entstand ein Streit unter ihnen, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangele; ich sollte nur einen Groschen geben. Ich sagte: „Ich habe ihn nicht, ich bin arm." Zuletzt ließen sie ab und sagten, ich solle nur sechs Pfennige geben. Da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zweier Dinge in Sorge waren; erstlich, man solle mich in keinem Falle ohne Ablaßbrief weggehen lassen, denn das könne ein von andern angelegter Plan sein und ein böses Spiel werden, weil in des Papstes Brief klar stehe, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müsse dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben; hernach komme der ganze Haufen der Schüler und Bettler gelaufen, und ein jeder wolle es umsonst haben. Darum hätten sie nicht zu sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rat gehalten hatten, kamen sie wieder zu mir, und einer gab mir sechs Pfennige, damit ich sie dem Kommissar geben möge. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, ein Erwürger des Türken und überdies der Gnade Christi und des Ablasses teilhaftig. Aber da sagte ich frei heraus auf Anregung des Geistes, wenn ich Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wohl ein Buch verkaufen und ihn um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte ihn aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen, oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seelen Seligkeit versäumt und verscherzt hätten wegen sechs Pfennigen, da doch beide, Gott und der Papst, wollten, daß meine Seele teilhaftig werden solle der Vergebung aller meiner Sünden um-

sonst, aus Gnade. Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stehe. Endlich nach langem Gespräch fragten mich die Prediger, von wem ich abgeschickt sei, und wer mich abgerichtet habe, solche Dinge mit ihnen zu verhandeln; da habe ich ihnen die lautere, klare Wahrheit gesagt, daß ich von keinem Menschen ermahnt oder angetrieben oder durch Ratgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein ohne eines Menschen Rat nur im Vertrauen auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden eine solche Bitte getan und zeit meines Lebens noch niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt habe. Denn ich war von Natur schamhaft, und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so würde ich nie so Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas gebeten haben.

Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber unter der Bedingung, daß ich sie kaufe um sechs Pfennige, die mir für meine Person geschenkt sein sollten. Ich aber blieb beständig dabei, daß mir die Briefe von dem, der die Macht habe, sie zu schenken, umsonst geschenkt werden sollten: wenn nicht, so wolle ich die Sache Gott befehlen und ihm anheimstellen. Also wurde ich von ihnen entlassen. Die heiligen Diebe wurden gleichwohl traurig über diesen Handel; ich aber zum Teil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Teil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel sei, der da ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben wolle, nach dem Spruche, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er Buße tue und lebe.“ Ach, lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte. Dabei war ich also bewegt, daß ich beim Heimgehen in meine Herberge schier vor Tränen zerschmolz. Also gehe ich in meine Kammer und nehme das Kruzifix, das immer auf dem Tische lag, lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich fühlen können den Geist des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest. Ich bat, du wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergäbe mich dir ganz und gar, du möchtest aus mir machen, was dir gefiele, und mein gnädiger Gott und Vater sein, weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war; ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt, und es däuchte mich, ich sei meines Lebens ganz satt. Nur das eine begehrte ich, Gott zu loben und ihm zu gefallen. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht der Menschen, war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsternis der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen guten Werke. Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausam schrecklicher Richter, den kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Tränen versöhnen könnten. Jetzt fing ich an und beratschlagte einige Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens beginnen könnte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und dem reinen, unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, ab-

gesondert von allem bösen Leben der Welt, gar nüchtern, fromm und keusch lebten, Messen hielten, Psalmen sängen, fasteten und immerzu beteten. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war.

Darauf zeigte ich meinen Ratschluß dem Magister Andreas Staffelstein als dem obersten Regenten der Schule an; derselbe riet mir alsbald, mich in das Franziskanerkloster zu begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er selbst mit mir zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und meinen Kopf, rühmte, daß ich der einzige von seinen Schülern sei, zu dem er gute Zuversicht habe, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden. Ich wollte aber mein Vornehmen auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Meinung darüber hören, weil ich ihr einziger Sohn und Erbe war. Die Mönche aber lehrten mich, ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zu dem Kreuze Christi laufen. Sie zogen auch den Ausspruch Christi an: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurückziehet, ist tüchtig zum Reiche Gottes." Ich will hier nicht reden von den vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könne nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehmen und gebrauchen würde. Da ich nun lieber sterben als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren wollte, habe ich ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in drei Tagen wiederkommen und das Jahr der Probe, wie sie es im Kloster nennen, anfangen wolle, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre 1510 den 14. Juli um 2 Uhr nachmittags bin ich ins Kloster eingetreten, von meinem Präzeptor, wenigen meiner Schulgesellen und einigen andächtigen Matronen begleitet, denen ich die Ursache mitgeteilt, warum ich mich in den geistlichen Stand begäbe. Und so habe ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, die mir alle mit Tränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Leibes, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen. So tappte ich in der Zeit in gar großer Finsternis.

Mykonius wurde Luthers Anhänger, trat aus dem Orden und wurde lutherischer Prediger. Er starb sieben Wochen nach Luther als Superintendent in Gotha.

3. Thesen Luthers gegen den Ablaß.

Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar. 1. Band.

1. Da unser Herr und Meister, Jesus Christus, sprach: Tut Buße usw.' wollte er, daß das Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei. — 2. Und es kann noch mag solches Wort nicht vom Sakrament der Buße, das ist von der Beichte und Genugtuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden. — 3. Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße; ja, die innerliche Buße ist nichtig und keine Buße, wo sie nicht äußerlich allerlei Tötung des Fleisches wirket. — 5. Der Papst will noch kann nicht andere Strafen erlassen als die, welche er nach seinem Gefallen oder laut des Kanons, d. i. päpstlicher Satzung, auferlegt hat. — 6. Der

Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.

21. Es irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und ledig werde. — 27. Die predigen Menschentand, so da vorgeben, sobald der Groschen im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegefeuer. — 32. Die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. — 35. Die lehren unchristlich, die vorgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegfeuer oder Beichtbriefe wollen lösen, keiner Reue noch Leides bedürfen. — 38. Doch ist des Papstes Vergebung und Austeilung mit nichten zu verachten, denn sie ist, wie ich gesagt habe, eine Erklärung göttlicher Vergebung. — 43. Man soll die Christen lehren, daß, der den Armen gibt oder leihet den Dürftigen, besser tut, als wenn er Ablaß löset. — 50. Man soll die Christen lehren: So der Papst wüßte der Ablaßprediger Drängen und Treiben, wollte er lieber, daß St. Peters Münster zu Asche brennete, denn daß es mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe sollte erbauet sein. — 62. Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. — 71. Wer wider die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeiet. — 72. Wer aber wider der Ablaßprediger mutwillige und freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeiet. — 77. Daß man saget, St. Peter, wenn er jetzt Papst wäre, vermöchte nicht größeren Ablaß zu geben, ist eine Lästerung wider St. Peter und wider den Papst. — 79. Sagen, das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung.

4. Ein Sendbrief Luthers an Papst Leo X. 1520.

Luthers Werke. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin u. a. Volksausgabe in acht Bänden. Berlin 1898. Bd. 8 S. 332 ff. Gekürzt. Diesem Sendschreiben fügte Luther seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" bei.

Laß mich hier, heiliger Vater, meine Sache auch einmal vor dir handeln und dir deine rechten Feinde verklagen. Es ist dir ohne Zweifel bewußt, wie mit mir gehandelt hab' zu Augsburg der Kardinal, dein Legat, fürwahr unbescheiden und unrichtig, ja auch untreu. In dessen Hand ich um deinetwillen all mein Sach also stellte, daß er Frieden gebieten sollte; ich wollte der Sachen ein Ende sein lassen und stillschweigen, so meine Widersacher auch stillstünden, welches er leicht mit einem Worte hätte mögen ausrichten. Da juckte ihn der Kitzel zeitlichen Ruhmes zu sehr, verachtete mein Erbieten, unterstand sich, meine Widersacher zu rechtfertigen, ihnen nur länger Zaum zu lassen und mir zu widerrufen (zu) gebieten, des er keinen Befehl hatte. Also ist's geschehen durch seinen mutwilligen Frevel, daß die Sache seitdem viel ärger ist geworden, die zu der Zeit an einem guten Ort war. Darum, was weiter danach ist gefolgt, ist nicht meine, sondern desselben Kardinals Schuld, der mir nicht gönnen wollte, daß ich schwiege, wie ich so höchlich bat. Was sollte ich da mehr tun?

Danach ist gekommen Herr Karl von Miltitz, auch deiner Heiligkeit Botschaft, welcher mit vieler Mühe hin und her reisend und allen Fleiß aufwendend, die Sache wieder auf einen guten Ort zu bringen, davon sie der Kardinal hochmütig und frevelhaft verstoßen hatte, zuletzt durch Hilfe des

durchlauchtigsten, hochgeborenen Kurfürsten Herzog Friedrich zu Sachsen zuwege gebracht, etlichemal mit mir zu besprechen. Hier habe ich abermals mich lassen weisen und deinem Namen zu Ehren (zu) schweigen, die Sache den Erzbischof zu Trier oder Bischof zu Naumburg verhören und scheiden zu lassen verwilligt, welches also geschehen und bestellt. Da solches in guter Hoffnung und Friede stand, fällt einher dein größter, rechter Feind, Johannes Eck, mit seiner Disputation zu Leipzig, die er hat sich vorgenommen wider Doktor Karlstadt, und mit seinen wetterwendischen Worten findet er ein Fündlein von dem Papsttum und kehrt auf mich unversehens seine Fahnen und ganzes Heer, damit er des vorgenommenen Friedens Vorschlag ganz zerstöret.

Indes wartete Herr Karl von Miltitz. Die Disputation ging vor sich, Richter wurden erwählet, ist aber nichts ausgerichtet, welches mich nicht wundert. Denn Eck hatte mit seinen Lügen, Sendbriefen und heimlichen Praktiken die Sache also verbittert, verwirret und zerschellt, daß, auf welche Seite auch das Urteil gefallen wäre, ein größeres Feuer, ohne Zweifel, sich entzündet hätte, denn er sucht Ruhm und nicht die Wahrheit. Also habe ich allezeit getan, was mir ist auferlegt, und nichts nachgelassen, das mir zu tun gebührt hat. Ich bekenne, daß aus dieser Ursache nicht ein kleines Teil des römischen unchristlichen Wesens ist an (den) Tag gekommen; aber was daran verschuldet, ist nicht meine, sondern Ecks Schuld, welcher einer Sache sich unterwunden, der er nicht Mannes genug gewesen, (und) der, indem er seine Ehre suchte, die römischen Laster in alle Welt zu Schanden gesetzt hat.

Dieser ist, heiliger Vater Leo, dein und deines römischen Stuhles Feind. Von seinem einigen Exempel mag jedermann lernen, daß kein schädlicherer Feind sei denn ein Schmeichler. Was hat er mit seinem Schmeicheln angerichtet, denn nur solches Unglück, das kein König hätte mögen zuwege bringen. Es stinkt jetzt übel des römischen Hofes Name in aller Welt, die päpstliche Acht ist matt, die römische Unwissenheit hat ein böses Geschrei, welcher keines wäre gehört, so nicht Eck meinen und des Miltitz Vorschlag des Friedens hätte verrückt; welches er auch nun selbst empfindet und, wiewohl zu langsam und vergebens, unwillig ist über meine ausgegangenen Büchlein. Das sollte er vorher bedacht haben, da er nach dem Ruhme wie ein mutiges Roß wieherte und nichts mehr denn das Seine mit deinem großen Nachteil suchte. Er meinete, der eitle Mann, ich würde mich vor deinem Namen fürchten, ihm Raum lassen und schweigen; denn der Kunst und Geschicklichkeit, glaub ich, habe er sich nicht vermessen. Nun so er sieht, daß ich noch getrost bin und mich weiter hören lasse, kommt ihm die späte Reue seines Frevels und wird inne (so er anders etwas inne wird), daß einer im Himmel ist, der den Hochmütigen widersteht und die vermessenen Geister demütigt.

Da nun nichts durch die Disputation ward ausgerichtet denn nur größere Unehre des römischen Stuhles, ist Karl von Miltitz zu den Vätern meines Ordens gekommen, hat Rat begehret, die Sache zu schlichten und schweigen, als sie aufs allerwüsteste und gefährlichste stand. Da sind etliche tapfere von denselben zu mir gesandt, dieweil es nicht zu vermuten, daß mit Gewalt etwas gegen mich möge geschafft werden; die haben begehrt, daß ich doch wollte deine Person, heiliger Vater, ehren und mit untertäniger Schrift deine und meine Unschuld entschuldigen, vermeinend, es sei die Sache noch nicht im Abgrund verloren und verzweifelt, wo der heilige Vater Leo wollte nach seiner angeborenen, hochberühmten Gütigkeit die Hand daran legen. Dieweil aber ich allezeit

habe Frieden angeboten und begehrt, auf daß ich stillen und bessern Studierens um so besser warten möchte, ist mir das eine liebe, fröhliche Botschaft gewesen, hab' sie mit Dank aufgenommen und mich aufs willigste lenken lassen und für eine besondere Gnade erkannt, so es also, wie wir hoffen, geschehen möchte. Denn ich auch aus keiner andern Ursach so mit starkem Mut, mit Worten und Schreiben gewebt und gerumort habe, daß ich die niederlegte und stillete, die, (wie) ich wohl sah, mir weit zu gering sind.

Also komme ich nun, heiliger Vater Leo, und zu deinen Füßen liegend bitte ich, so es möglich ist, wollest deine Hände daran legen und den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind und doch Frieden vorgeben, einen Zaum einlegen. Daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus; es darf sich's auch niemand vornehmen, er wollte denn die Sache in ein großes Gewirr treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regeln oder Maße, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll noch muß gefangen sein. Wo mir diese zwei Stücke bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen tun und leiden will. Ich bin dem Hader Feind, will niemand anregen noch reizen; ich will aber auch ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, so will ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein.

5. An den Christlichen Adel deutscher Nation von des Christlichen Standes Besserung.

Dr. Martin Luthers Werke. Krit. Gesamtausgabe. 6. Band. Weimar 1888.

Der Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Kaiserlichen Majestät
und Christlichen Adel deutscher Nation
Dr. Martin Luther.

Gnade und Stärke von Gott zuvor, Allerdurchlauchtigster, gnädige, liebe Herrn. Es ist nicht aus lauter Fürwitz geschehen, daß ich einer armer Mensch mich unterstanden, vor Euern hohen Würden zu reden: Die Not und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, besonders deutsche Lande, drückt, hat mich auch jetzt gezwungen zu schreien und zu rufen, ob Gott jemand den Geist geben wollte, seine Hand zu reichen der elenden Nation. Es ist oft durch Konzilia etwas vorgewandt, aber durch einiger Menschen List behendiglich verhindert und immer ärger geworden, welcher Tücke und Bosheit ich jetzt, Gott helfe mir, zu durchleuchten gedenke, auf daß sie erkannt, hinfort nicht mehr so hinderlich und schädlich sein möchten. Gott hat uns ein junges edles Blut (Karl V.) zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer, guter Hoffnung erwecket; daneben will sich's ziemen, das Unsere dazu zu tun und der Zeit und Gnade nützlich brauchen. Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, womit sie sich bisher beschützt, daß sie niemand hat können reformieren, wodurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man auf sie drang mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt, weltliche Gewalt habe kein Recht über sie, sondern wiederum, geistliche sei über der weltlichen. Zum andern, wollte man sie mit der Heiligen Schrift strafen, setzten sie dagegen, es gebühre die Schrift niemand auszulegen, denn dem Papst. Zum dritten, dräuete man ihnen mit einem Konzilio, so erdichten sie, es könne niemand ein Konzilium berufen denn

der Papst. Also haben sie die drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein, und sich in sichere Befestigung dieser drei Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit getrieben, die wir denn jetzt sehen, und ob sie schon ein Konzilium mußten machen, haben sie doch dasselbe zuvor mattgesetzt dadurch, daß sie die Fürsten zuvor mit Eiden verpflichteten, sie bleiben zu lassen, wie sie seien, dazu dem Papst volle Gewalt gaben über alle Ordnung des Konzils, also daß gleich gilt, ob viele oder keine Konzilia sind, außer daß sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betrügen, sogar greulich fürchten sie sich vor einem rechten freien Konzilio, und haben damit Könige und Fürsten eingeschüchtert, daß sie es glauben, es wäre wider Gott, so man ihnen nicht gehorchte in allen solchen schalkhaften, listigen Veranstaltungen. Nun helfe uns Gott, und gebe uns der Posaunen eine, womit die Mauern Jerichos umgeworfen wurden, daß wir diese Mauern aus Stroh und Papier auch umblasen.

Nachdem Luther diese drei „Mauern umgeblasen" hat, fährt er fort:

Nun wollen wir sehen die Stücke, die man willig in den Konzilien sollte verhandeln. Zum ersten ist's greulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Stellvertreter und St. Peters Nachfolger rühmt, so weltlich und prächtig fährt, daß ihn darin kein König und kein Kaiser mag erlangen und ihm gleich werden, und in dem, der allerheiligst und geistlichst sich läßt nennen, weltlicher Wesen ist, denn die Welt selber ist. Er trägt eine dreifältige Krone, während die höchsten Könige nur eine Krone tragen: gleicht sich das mit dem armen Christo und St. Peter, so ist's ein neu Gleichen . . . .

Zum andern, wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet die Kardinäle? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reiche Klöster, Stifter, Lehen und Pfarreien, die hat man nicht gewußt besser gen Rom zu bringen, denn daß man Kardinäle machte und denselben die Bistümer, Klöster, Prälaturen zu eigen gab . . . Nun Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins deutsche Land und heben fein säuberlich an.

Zum dritten, wenn man des Papstes Hof ließe das hundertste Teil bleiben, es wäre dennoch groß genug, Antwort zu geben in Glaubens Sachen. Nun aber ist ein solch Gewürm und Gewimmel in Rom, und alles sich päpstlich rühmet, daß zu Babylon nicht ein solch Wesen gewesen ist. Ich erachte, das deutsche Land gibt jetzt weit mehr gen Rom dem Papst, denn vorzeiten den Kaisern . . .

Zum neunten, daß der Bischof über den Kaiser keine Gewalt habe, außer daß er ihn auf dem Altar salbe und kröne, wie ein Bischof einen König krönet und nicht der teuflichen Hoffart hinfort zugelassen werde, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse oder zu seinen Füßen sitze oder, wie man sagt, ihm den Steigbügel halte und den Zaum seines Maultieres, wenn er aufsitzt zu reiten, noch viel weniger dem Papste Huld und treue Untertänigkeit schwören . . .

. . . Zum achtzehnten, daß man alle Feste abtäte und allein den Sonntag behielte. Wollte man aber je Unserer lieben Frauen und der großen Heiligen Feste halten, daß sie alle auf den Sonntag verlegt würden oder nur des Morgens zur Messe gehalten, danach ließ den ganzen Tag Werkeltag sein. Ursache: Wie nun der Mißbrauch mit Saufen, Spielen, Müßiggang

und allerlei Sünd geht, so erzürnen wir mehr Gott auf den heiligen Tag als auf die anderen ... Dazu nimmt der gemeine Mann noch zwei leibliche Schäden zu diesem geistlichen. Daß er an seiner Arbeit sich versäumt, dazu mehr verzehrt als sonst, ja auch seinen Leib schwächt und ungeschickt macht, wie wir das täglich sehen und doch niemand zu bessern gedenkt .... Und zuvor sollte man die Kirchweihen ganz austilgen, sintemal sie nichts anderes geworden sind, denn rechte Tabernen, Jahrmärkte und Spielhöfe, nur zur Mahnung von Gottes Unehre und der Seele Unseligkeit ...

Nachdem Luther alle Schäden der Kirche besprochen und Mittel zur Abhilfe angegeben hat, schließt er:

Das sei diesmal genug. Ich erachte auch wohl, daß ich hoch gesungen habe, viel Ding vorgebracht, das als unmöglich wird angesehen, viele Stücke zu scharf angegriffen. Wie sollt ich ihm aber tun? Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir denn Gott. Man wird mir ja nicht mehr denn das Leben können nehmen. Ich habe bisher vielmal Frieden angeboten meinen Widersachern, aber, wie ich sehe, hat mich Gott durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzutun. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Jucket sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst du mich wohl, liebes Rom, was ich meine?

6. Beschwerden der weltlichen Stände über den päpstlichen Stuhl und die geistlichen Reichsstände. 1523.

Hortleder, Handlungen und Ausschreiben. Frankfurt 1617.

Ein päpstliches Breve hatte die Vollziehung der über Luther verhängten Bulle und des Wormser Edikts von 1521 verlangt; der Reichstag zu Nürnberg (1522/3) lehnte die Ausführung des Wormser Edikts unter Überreichung folgender, im Auszuge mitgeteilter Beschwerden ab, wie die Stände auch schon auf dem Reichstage in Worms dem Kaiser hundert Beschwerden übergeben hatten.

1. Daß etliche Dinge auf menschliche Satzung, so auf kein göttlich Gebot oder Verbot gegründet sind, als mit ehelichen Heiraten von wegen der Staffeln und Grade der Blutsippschaft, Schwägerschaft und Gevatterschaft, verbotener Speise und anderer dergleichen Sachen halber, ... als sonderlich bei den Armen für verdammliche Sünd gesetzt, und doch den Reichen um Geldes willen zugelassen und erlaubt werden, dadurch bisher nicht allein unaussprechlich viel Geld und Gut aus Deutschland gen Rom gebracht ist, sondern es sind auch unzählige andere geistliche hohe Beschwerungen und Irreführungen der Gewissen und Seelen daraus gefolget.

3. Item ... Und das noch viel schädlicher ist: so sind die Christenmenschen durch solch Indulgenz und Ablaß, auch leichtfertige und ungeschickte Prediger, so denselben Ablaß mit hoher Ärgernis verkündet, dadurch, daß dem Volke damit mancherlei Sünde durch unbeständige Vertröstung zugelassen, zu viel schweren Sünden, Meineiden, Totschlägen verführt worden. Und hat sich solcher Ablaß nicht allein auf die gegenwärtigen und zukünftigen Sünden der Lebendigen, sondern auch auf die Seelen in dem Fegefeuer, wofern man Geld für sie einleget, daß man sie damit gewißlich erlöset, erstreckt.

6. Item, unsere heiligen Väter, die Päpste, lassen zitieren und laden auf

anderer Geistlichen Begehren etliche weltliche Personen gen Rom um Erbschaft, Pfandschaft und andere dergleichen weltlichen Sachen, was nicht allein denselben Personen zu merklichem Nachteil und Schaden, sondern auch der weltlichen Obrigkeit zu Schmälerung und Verletzung ihrer weltlichen Jurisdiktion (Rechtsprechung) gereicht.

16. Item, es sind je die besten Prälaturen und Pfründen aus deutscher Nation gezogen und ungelehrten, ungeschickten und leichtfertigen Personen verliehen worden, also daß viele von fremden Nationen zu Prälaturen und Gottesgaben kommen, die ungelehrt und dazu nicht deutsches Geblüts sind. Daraus denn erwächst, daß sie solche Pfründen nicht selbst besitzen und regieren mögen, sondern es werden solche Pfarren mit anderen, ungelehrten, ungeschickten Personen besetzt, die dann dem christlichen Volk für das göttliche Wort unnütze und unbewährte Legenden der Heiligen und andere erdichtete ärgerliche heidnische Fabeln predigen.

28. Item, es ist dem armen Volke hochbeschwerlich, daß so viele Feiertage außerhalb göttlichen Gesetzes, sondern durch Päpste und Bischöfe bei Strafe des Bannes zu halten geboten, wodurch das arme Volk viel nötige Arbeit versäumen muß; zudem, daß auch an Feiertagen, die allein Gott zu Lob und zu seliger Besserung den Menschen gehalten werden sollen, die meisten Gotteslästerungen, Totschläge, Verwundungen, Völlerei, Unkeuschheit, Spielen und sonst unzählige sündhafte und schändliche Dinge vollbracht werden.

Schluß. Dem allen nach ist aller weltlichen Hohen und niederer Stände untertänigste Bitte an päpstliche Heiligkeit, daß Ihre Heiligkeit alle vorgemeldeten Beschwerden abstellen. Wo aber solche in bestimmter Zeit nicht abgestellt würden, so wollen sie Ihrer Heiligkeit hiermit nicht verhalten, daß sie solche unleidliche, verderbliche Beschwerden länger nicht gedulden könnten, sondern aus der Notdurft gedrungen würden, für sich selbst füglich auf andere Mittel und Wege zu gedenken, wie sie solcher Beschwerung und Drangsal von den geistlichen Ständen abkommen und entladen mögen.

7. Das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521.

Luthers sämtliche Werke, Leipziger Ausgabe. 1729—1740. XVII. 596.

Damit alle andern des Luther unzählbare Bosheiten um Kürze willen unerzählt bleiben, so hat dieser Einzige, nicht ein Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutten, mancher Ketzer aufs höchste verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen geblieben sind, in eine stinkende Pfütze zusammen versammelt und selbst etliche neue erdacht, damit er den wahren und rechten Glauben zerstöre und unter dem Namen und Schein der evangelischen Lehre allen evangelischen Frieden und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung und die allerzierlichste christliche Gestalt umkehre und niederdrücke.

Am ersten zu Lob des Allmächtigen und Beschirmung des christlichen Glaubens, auch des römischen Bischofs und Stuhls gebührlicher Ehre, in Kraft des Amtes unserer kaiserlichen Würdigkeit, Hoheit und Autorität, dazu mit einhelligem Rat und Willen unserer und des heiligen Reiches Kurfürsten, Fürsten und Stände, jetzt hier versammelt, haben wir zu ewigem Gedächtnis des Handels, zu Vollstreckung des Dekrets, der Sentenz und Verdammnis, laut der Bullen, so unser heiliger Vater Papst, als dieser Sachen ordent-

licher Richter, hat ausgehen lassen, den gedachten Martin Luther als ein von der Kirche Gottes abgesondertes Glied und einen verstockten Zertrenner (Schismatiker) und offenbaren Ketzer von uns und euch allen und jedem insonderheit zu achten und zu halten erkläret. Und tun das zu wissen in Kraft dieses Briefes und gebieten auch allen bei Vermeidung der Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Reiches Acht und Aberacht, daß ihr den vorgemeldeten Martin Luther nicht hauset, hofet, ätzet und tränket oder ihm mit Worten und Werken, heimlich oder öffentlich, Beistand oder Vorschub beweiset, sondern ihn, wo ihr sein mächtig werdet, gefänglich annehmen und wohlbewahrt an kaiserliche Majestät senden sollt. Seine Mitverwandten, Anhänger, Enthalter, Fürschieber, Gönner und Nachfolger soll jedermann niederwerfen und fahen und ihre Güter zu Handen nehmen und zu eigenem Nutz behalten. Seine bösen, argwöhnischen und verdächtigen Schriften soll niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen, sondern von aller Menschen Gedächtnis abtun und vertilgen, unangesehen, ob darinnen etwas Gutes, den einfältigen Menschen damit zu betrügen, eingeführt wäre.

Damit auch solches alles und andere Ursachen künftiger Irrsal abgeschnitten und das Gift derer, so solche Schriften dichten und machen, ferner nicht ausgebreitet und die hochberühmte Kunst der Druckerei allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübt werde, so haben wir weiter aus kaiserlicher und königlicher Oberhoheit und rechtem Wissen, auch mit einhelligem Rat unserer und des Reiches Kurfürsten und Stände, bei unsrer und des Reiches Acht und Aberacht und andern vorberührten Pönen (Strafen) geboten, gebieten auch solches wissentlich in Kraft dieses unsers Edikts, das wir hiermit für ein unverbrüchlich Gesetz zu halten erkennen: daß hinfort kein Buchdrucker oder jemand anders, er sei wer oder wo er wolle, in dem heiligen römischen Reich, auch in unsern Erbkönigreichen, Fürstentümern und Landen keine Bücher noch andere Schriften, in denen etwas begriffen ist, das den christlichen Glauben wenig oder viel anrühret, zum ersten drucke und dann nachdrucke ohne Wissen und Willen der Ordinarien desselben Orts oder ihrer Substituten und Verordneten, mit Zulassung der Fakultät in der heiligen Geschrift einer der nächst gelegenen Universitäten. Aber andere Bücher, sie seien in welcher Fakultät und begreifen, was sie wollen, die sollen mit Wissen und Willen der Ordinarien und außerhalb keineswegs gedruckt, verkauft noch zu drucken oder zu verkaufen unterstanden, verschaffet noch gestattet werden, in keiner Weise.

8. Albrecht Dürers Klage.

Aus seinem auf einer Reise nach den Niederlanden geführten Tagebuche, in M. Meurer, Luthers Leben. Dresden 1852. S. 259.

Lebt Luther noch, oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christus. So wie diesem Manne, der da klärer geschrieben hat, denn nie keiner in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest wiederum einem, der da deine heilige, christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle

Ungläubigen, als Türken, Heiden, zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber, Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben muß und vom Tod erstehen und danach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergeht deinem Nachfolger Martino Luthern, den der Papst mit seinem Gelde verräterisch wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken; und wie du danach, mein Herr, verhängest, daß Jerusalem zerstöret ward, also wirst du auch diese eigene angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach, Herr, gib uns danach das neu gezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon die Offenbarung St. Johannis schreibt, das heilige klare Evangelium, das nicht mit menschlicher Lehre verdunkelt sei. Darum sehe ein jeder, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar durchsichtig ist, so er das heilige Evangelium führt, darum sind sie in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man sein Widerpart, die allezeit der Wahrheit widerfochten, ins Feuer würf mit all ihren Meinungen, die da aus Menschen Götter machen wollen. Aber doch, daß man wieder neue lutherische Bücher hätte! O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätt er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr, alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!

9. Brief Luthers an Friedrich den Weisen.

Luthers Werke (vgl. S. 154) Bd. 8 S. 383 ff. Luther schrieb diesen Brief auf der Reise von der Wartburg nach Wittenberg am 5. März 1522 in Borna unweit Leipzig.

Dem Durchlauchtigsten, Hochgeborenen Fürsten ꝛc.

Gunst und Friede von Gott, unserm Vater, und unserm Herrn Jesu Christo meinen untertänigsten Dienst! Durchlauchtigster, hochgeborener Kurfürst, gnädigster Herr! Ew. kurfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir zugekommen Freitag zu Abend, als ich morgen, Sonnabend, wollt' ausreiten. Und daß es Ew. kurf. Gnaden aufs beste meine, bedarf freilich bei mir weder Bekenntnis noch Zeugnis; denn ich mich des, so viel menschliche Erkundung gibt, gewiß achte. Wiederum aber, daß ich's auch gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus höherer, denn aus menschlicher Erkundigung; damit aber ist nichts getan. . . . .

Von meiner Sache, gnädigster Herr, antworte ich also: Ew. kurf. Gn. weiß, oder sie weiß es nicht, so lasse sie es sich hiermit kund tun: daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl hätte mögen einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zum Verhöre und Gericht (in Worms) erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu große Demut gelangen will zur Niederung des Evangelii, und der Teufel diesen Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu tun. Ich habe E. k. G. genug getan, daß ich dies Jahr gewichen, E. k. G. zu Dienst. Denn

der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keinem Zag getan hab'. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist der Herzog Georg noch weit ungleich einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium gemacht hat zu freudigen Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen herzliebster Vater: so kann E. k. G. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl: wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich (E. k. G. verzeihen mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr (Christus) eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. k. G. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht nur einmal gebeten und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, danach nimmermehr..

Solches sei E. k. G. geschrieben, der Meinung, daß E. k. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von E. k. G. Schutz zu begehren. Ja ich halt, ich wollt E. k. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich E. k. G. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen.

Hiermit befehle ich E. k. G. in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir aufs schierste (baldigst) reden, so es not ist. Denn diese Schrift habe ich eilend angefertigt, daß nicht E. k. G. Betrübnis widerführe vom Gerücht meiner Ankunft; denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein. Gott sei Liebe und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna am Aschermittwoch, Anno 1522.

Eurer kurfürstlichen Gnaden untertäniger Diener

Martin Luther.

10. Luther im Schwarzen Bären zu Jena.

J. J. Bernet, Johann Keßler, Bürger und Reformator zu St. Gallen. St. Gallen 1826. In G. Freytag, Bilder II. Abt. II. S. 60 ff.

Als die beiden Schweizer Johann Keßler und Johann Reutiner 1522 nach Wittenberg reisten, um dort zu studieren, trafen sie in Jena mit dem von der Wartburg heimkehrenden Luther zusammen, worüber Keßler in seinem Tagebuche folgendes erzählt:

Da wir, die Heilige Schrift zu studieren, gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Lande Thüringen gekommen in einem wüsten Gewitter, und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge haben wir keine erhaschen und erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Da begegnete uns unter dem Tore ein ehrbarer Mann, sprach freundlich zu uns und wies uns nach dem Wirtshause zum schwarzen Bären. Und siehe, wie vorher alle Wirte

uns Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirt unter die Tür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig, uns zu beherbergen, und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen, und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich und hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsere Schuhe waren so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänklein nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landes Gewohnheit da saß mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite. Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Wir antworteten: „Von St. Gallen." Da sprach er: „Wollt ihr, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin." Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie." Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg, oder an welchem Orte er sonst sei?" Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren, denn sie sind notwendig, die Heilige Schrift zu verstehen." Und als er erfahren, daß wir bis jetzt zu Basel studieret, sagte er: „Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus noch daselbst?" Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider, der griechischen und hebräischen Zunge, zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, es sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter. „Lieber," fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?" Wir antworteten: „Mein Herr, es sind wie allenthaben mancherlei Meinungen, manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen verruchten Ketzer und vor andern die Geistlichen." Da sprach er: „Ich denke mir's wohl."

Unter solchem Gespräch ward es uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrete es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu sich. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde." Antwortete er: „Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre, sie weiter zu erlernen, und übe mich täglich darin."

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde sehr dunkel, bis der Wirt an den Tisch kam. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, rief er mich, ich sollte vor die Stubentür zu ihm herauskommen. Da sprach der Wirt zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther zu hören und zu sehen begehret: — der ist's, der bei euch sitzet." Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild ersättigen." Er antwortete: „Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn davor halteſt und erkenneſt." Ich ließ dem Wirt Recht, ich konnte es aber nit glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch und hätte es doch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandte ich mich zu ihm und

raunte heimlich: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.“ Er wollt' es auch wie ich nicht glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden.“ Weil mich nun die Reiterkleidung und Gebärde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen: „Es ist der Hutten,“ da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Ulrich von Hutten redete.

Während alledem kamen zwei Kaufleute, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entsport, legte einer neben sich ein neu eingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?“ Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen.“ Da sprach der Wirt: „Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen“; wir aber sprachen, der Wirt möchte Nachsicht mit uns haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirt: „Liebe Gesellen, setzt euch nur zu den Herren an den Tisch, ich will euch anständig halten.“ Da das Martin hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt schon abmachen.“ Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte als auf alle Speisen achteten. Unter diesem beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstage zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die gute Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt und allerlei Hoffart zu verbringen, da doch Gottesfurcht und christliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würden. Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde als an den Eltern, in welchen die Irrtümer so eingewurzelt wären, daß sie schwerlich ausgerottet werden möchten. Danach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin einfältiger, schlichter Laie, versteh mich auf die Händel nicht besonders; das sprech ich aber, wie ich die Sach ansehe: der Luther muß entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich hätte Lust, noch zehn Gulden ihm zur Liebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten könnte, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten.“ Indem kam der Wirt neben uns und sprach heimlich: „Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.“ Das freute uns sehr, nicht wegen Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte.

Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Ulrich von Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nit.“ Dazu kommt der Wirt, und Martinus sprach: „Ich bin diese Nacht zum Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten.“ Sprach der Wirt: „Ihr seid es nit, aber Martinus Luther seid ihr.“ Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die einen halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Till Eulenspiegel werden.“ Nach solchem Gespräch bot er uns die Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßt mir den Dr. Hieronymus Schurf.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gern tun, doch wie sollen wir euch nennen?“ Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt Euch grüßen, — so verstehet er die Worte sogleich.“ Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt, ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen

hielten des Gastes halber, wer er wohl wäre. Doch der Wirt ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute, ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt von ihm geredet hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen, und sie haben ihn am Morgen im Stalle gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt beim Nachtmahle gesagt, ihr wolltet zehn Gulden wegen des Luther ausgeben, um ihm zu beichten; wenn ihr ihm beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei." Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

An demselben Tage sind wir auf Naumburg gezogen und bald gen Wittenberg gekommen. Am Samstag sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf; sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe."

11. Luthers Bibelübersetzung.

Sendbrief vom Dolmetschen. Dr. Martin Luthers sämtliche Werke. Frankfurt a. M. und Erlangen. 1855. Bd. 65, S. 102 ff.

Es ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer itzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken (Feldsteine) und Klötze dagelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehobelt Brett, da haben wir müssen schwitzen und uns ängsten. Ach, ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen deutsch zu reden. Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutsch Platz machen! Gleich, als wenn eine Nachtigall sollte ihre lieblichen Melodien verlassen und dem Kuckuck nachsingen. Man muß nicht die Buchstaben in der fremden Sprache fragen, wie man deutsch reden soll, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselben aufs Maul sehen. Ach, es ist ja Dolmetschen nicht eines jeden Kunst, wie die tollen Heiligen meinen, es gehört dazu ein recht frumm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Darumb halt ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne. Was Dolmetschen für Kunst, Mühe und Arbeit sei, das hab ich wohl erfahren; darumb will ich keinen Papstesel noch Maulesel, die nichts versucht haben, darin zum Richter oder Tadeler leiden. Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen; der Teufel dank ihm, wers ungern hat oder ohn mein Wissen und Willen meistert. Solls gemeistert werden, so will ichs selber tun; wo ichs selber nicht tu, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er will, für sich selbst, und habe ihm ein gut Jahr. Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeigt, und nie keine falsche

Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; so hab ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weiß Gott und Herr, sondern hab's zu Dienst getan den lieben Christen und zu Ehren einem, der droben sitzet, der mir alle Stunde so viel Guts tut, daß, wenn ich tausendmal so viel und fleißig dolmetscht, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben.

12. Luthers Tod. 18. Februar 1546.

V. L. Seckendorf, Geschichte des Luthertums ꝛc. Leipzig 1691. III, 647.

Justus Jonas, der an Luthers Sterbebette gestanden, richtete gleich nach dem Ableben des Reformators folgenden Brief an den Kurfürsten Johann Friedrich:

Gnädigster Kurfürst und Herr! Eure Gnaden gebe ich in Untertänigkeit mit ganz hochbetrübtem Gemüte eilends zu erkennen, nachdem unser aller lieber Vater Dr. Martin Luther zuvor zu Wittenberg und auch auf dieser Reise etwas geklagt, auch im Wagen, da er anher gefahren und hart vor Eisleben gekommen, über Schwachheit sich beklaget, hat er doch, so lange wir zu Eisleben in diesen Sachen der Grafen und Herren gewesen, alle Mittags- und Abendmahlzeiten gehalten, über Tische ziemlich wohl gegessen und getrunken, Speise und Trank auch sonderlich gelobet, wie es ihm wohlschmecke in seinem Vaterlande. Er hat auch alle Nächte ziemlich geschlafen und geruhet, da sein Diener Ambrosius, ich, Dr. Jonas, seine zween kleinen Söhne Martinus und Paulus bei ihm in der Kammer gelegen, ihn auch mit Wärmung der Kissen seiner Gewohnheit nach alle Abende zu Bette gebracht, oft wir beide, Magister Michael Cölius, Prediger zu Mansfeld, und ich Jonas, da er uns fröhlich alle Abende diese drei Wochen hindurch gute Nacht gegeben, oft mit diesen Worten: „Dr. Jonas und Herr Michael, betet für unsern Herrn Gott, daß es ihm mit seiner Kirche und Sachen wohlgehe; das Konzilium zu Trident zürnet sehr.“ Auch, gnädigster Kurfürst und Herr, hat gemeldeter Herr Doktor seine Stärkküchlein, Wasser und Aquavite, was er daheim im Gebrauch gehabt, von Wittenberg holen lassen, teils hat ihm auch die Doktorin von selbst solches geschickt; ist also allezeit diese drei Wochen hindurch, da je über zwei oder drei Tage einmal Verhandlung gewesen, bei den Händeln je zu Zeiten eine Stunde oder auch anderthalbe gesessen. Aber gestern, Mittwochs den 17. Februar, ist er auf Bedenken des Fürsten von Anhalt und des Grafen Albrecht (von Mansfeld), auch auf unser Bitten und Vermahnen den Vormittag in seinem Stüblein geblieben und zu den Händeln nicht gegangen. Ist im Stüblein umhergegangen, hat je zu Zeiten zum Fenster hinausgesehen und gebetet so ruhig, daß wir's auch, die wir bei ihm in der Stube gewesen, gehöret, doch immer fröhlich gewesen, je zu Zeiten auch ein Wort hören lassen, wie: „Dr. Jonas und Herr Michael, ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?“ Über Tisch hat er viel von schönen Sprüchen in der Heiligen Schrift geredet und einmal gesagt: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, vertrage und, will's Gott, diese Reise ausrichte, so will ich heimziehen und mich in den Sarg schlafen legen und den Würmern den Leib zum Verzehren geben.“

Vor dem Nachtmahl hat er angefangen zu klagen, es drücke ihn auf der Brust, aber nicht zum Herzen; hat begehrt, ihn mit warmen Tüchern zu reiben, danach gesagt, das Drücken lasse ein wenig ab. Über dem Nachtmahl

hat er ziemlich gegessen und ist fröhlich gewesen, auch mit Scherzreden. Nach dem Nachtmahl hat er wieder etwas geklagt, es drücke ihn auf der Brust, und hat warme Tücher begehrt. Haben die Herren und wir den Arzt wollen holen lassen, hat er's verboten, und etwa zwei oder dritthalb Stunden auf dem Ruhebettlein geschlafen. Haben wir, Herr Michael Cölius, ich Jonas, der Wirt, Stadtschreiber zu Eisleben, und die Wirtin, auch seine zween Söhne ungefährlich bis halb elf Uhr bei ihm gewacht. Da hat er begehrt, man sollte ihm das Bett in der Kammer wärmen, welches alles mit großem Fleiß geschehen, und haben ihn zu Bett gebracht. Ungefährlich um elf ist er eingeschlafen, hat geruhet mit natürlichem Schnauben. Danach, gnädigster Herr, um ein Uhr in der Nacht hat er den Diener Ambrosius und mich, Doktor Jonas, aufgerufen; erst dem Diener gesagt: „Mache das Stüblein warm!" Als der Diener aber geeilet und das Stüblein allbereit warm gewesen (als die ganze Nacht darauf bereitet), hat er zu mir gesagt: „O, Herr Gott! Doktor Jonas, wie ist mir so übel, mich drückt es so hart um die Brust. O, ich werde zu Eisleben bleiben." Indem ist Ambrosius und wir alle zugelaufen, haben ihm aus dem Bette geholfen. Als er ins Stüblein gekommen, ist er noch einmal umher gegangen, danach aber warme Tücher begehrt. Haben wir eilend beide Ärzte in der Stadt lassen aufwecken, welche auch eilends gekommen; desgleichen meinen gnädigen Herrn, Graf Albrecht, lassen wecken, der bald mit der Gräfin gelaufen gekommen, Aquavite und des Doktors Arznei und alles versucht. Da hat Doktor Martin angefangen zu beten: „Mein himmlischer Vater! Ewiger, barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, offenbaret; den habe ich gelehret, den habe ich bekannt, den liebe ich, und den ehre ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, den die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm meine Seele zu dir!" Nachdem redete er dreimal: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" und: „Also hat Gott die Welt geliebet." Indem, gnädigster Herr, als die Ärzte und wir die besten Stärkungen brachten, begann er einmal stille zu schweigen, als sinke er dahin, und auf unser heftig Rufen und Rütteln antwortet er nicht. Indem aber die Gräfin und die Ärzte ihm Aquavite einstrichen, begann er wieder zu antworten, doch schwächlich, Herrn Michael Cölius und mir: „Ja" und „Nein". Und da wir ihm bald einschrieen und fragten: „Allerliebster Vater, ihr bekennet ja Christum, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser!" sprach er noch einmal stark, daß man's hören konnte: „Ja!" Danach war ihm Stirn und Angesicht kalt. Und wie hart man rief, rüttelte und mit dem Taufnamen nennete „Doktor Martine!" antwortete er nicht mehr, tat einen sanften Odem und seufzte mit gefalteten ineinander geschlagenen Händen. Und, gnädigster Herr, das wir mit betrübtem Herzen und vielen Tränen klagen, ist also in Christo entschlafen, ungefähr zwischen zwei und drei in der Nacht gegen den Morgen. Dieses, gnädigster Kurfürst und Herr, habe ich bald die folgende Stunde, meiner untertänigen schuldigen Pflicht nach, wiewohl wir Armen, seine Schüler und Jünger von fünfundzwanzig Jahren her, aufs höchste durch diesen Fall betrübt, Eurer kurfürstl. Gnaden sollen eilend schreiben und zu erkennen geben.

Datum in Eil. Eisleben, Donnerstag nach Valentin um vier Uhr früh am 18. Februar Anno 1546.

Eurer kurfürstlichen Gnaden untertäniger, williger Diener
Justus Jonas.

13. Stiftung der Universität Frankfurt a. d. O. 1505.

Cod. dipl. Brandenb. I. 23. Nr. 375. Lateinisch. Übersetzung bei Zurbonsen a. a. O. S. 108.

Da nichts für das ganze Menschengeschlecht Höheres als das Studium der Wissenschaften, nichts Ausgezeichneteres, nichts Förderlicheres jemals zu Tage getreten — denn in den Wissenschaften beruht die Unsterblichkeit, wird die Unvergänglichkeit des Gedächtnisses erhalten, die vor Jahrhunderten geschehene Tat und die Kenntnis jeglichen Wissens erfaßt, der ursprünglich rohe Geist, des menschlichen Lebens Führer und Lenker, gebildet: so sind wir Joachim, von des allmächtigen Gottes Güte Erzkanzler und Kurfürst des heiligen römischen Reiches, Markgraf von Brandenburg, Herzog von Stettin, Pommern, der Kassuben und Wenden, Burggraf von Nürnberg, Fürst von Rügen, oft verwundert gewesen, weshalb in unserm Deutschland mehrere in allen Künsten als in diesem so gerühmten Studium der Wissenschaften nach der Vorfahren, Väter und unserm Gedächtnisse bewundernswert gewesen und noch sind, so daß einen weißen Raben zu sehen glaubt, wer einen in den Wissenschaften glänzenden Mann sucht. Und bei unsrer Untersuchung darüber bieten sich viele Ursachen dafür dar, besonders die, daß Menschen von geringerem Vermögen sich beklagen über die großen Kosten, Vermögendere aber über die Roheit, Saumseligkeit oder, was besonders zu tadeln, über die Lehruntätigkeit der Lehrer; auch sagt den meisten, wenn sie selbst über die Alpen gehen und Hochschulen von Italien besuchen, nicht das Klima zu, und sie werden deshalb selbst wider ihren Willen mitten in der Zeit heimgezogen oder gar auf der Fahrt hingerafft, bevor sie den ersehnten Hafen erreichen. Uns haben nun Kandidaten und Professoren der Wissenschaften durch beständige Aufforderungen und tägliches Bitten angehalten, damit nicht ferner mehrere von den Wissenschaften und Studien ferngehalten würden, eine Hochschule zu errichten, wohin wie zu einem Asyle scharenweise diejenigen zusammenströmen könnten, die den Geist durch Unterweisung, die Sprache durch Redekunst auszubilden und ihr Feld durch den Quell der Bildung zu befruchten trachten.

Nun haben wir in unserer Herrschaft eine besuchte Stadt, den Markt vieler Nationen: Frankfurt an der Oder, das sich auszeichnet durch heiteres und gemäßigtes Klima, gen Osten liegend, wo es von der Oder, dem klarsten, fischreichsten und für Schiffahrt sowie jegliche Ein- und Ausfuhr geeigneten Flusse, bespült wird, am Fuße von Hügeln, die, mit Weinbergen und herrlichen Fruchtgärten bekränzt, es von Süden her umgeben, von dem die durch Tätigkeit und Erfahrung tüchtigsten Ärzte bekräftigen, daß es der Gesundheit selbst sehr zuträglich sei. Von Westen und Norden ist es von blühenden Wiesen, heilkräftigen Wäldern und fruchtbaren Äckern umgeben; die Reichlichkeit und Fülle der Früchte ist so groß, daß Frankfurt der Speicher der benachbarten Völker ist, daß Bacchus und Ceres dort stark wetteifern. An Fleisch von Haus- und Jagdtieren, an Geflügel und den besten Fischen, an Holz, Futter, überhaupt allem, was das menschliche Leben nicht leicht entbehren kann, ist dort eine solche Menge vorhanden, daß die meisten Städte und Lande davon sich unterhalten.

Da wir es keineswegs für unserer Pflicht und Aufgabe entsprechend halten, so ehrenhafte und ausgezeichnete Bitten von Gebildeten zurückzuweisen, weil,

wie Symmachus treffend sagt, es das Kennzeichen eines blühenden Staates ist, daß den Lehrern der Wissenschaften reichliches Entgelt gegeben werde, so wollen wir zu Frankfurt a. d. Oder mit Hilfe des allmächtigen Gottes eine Stätte feinerer Bildung und vielfacher Kenntnisse, ein tägliches Mittel zum Lernen und Lehren einrichten, eine sogenannte öffentliche Universität, indem wir sie, die bereits durch päpstliche und kaiserliche Genehmigung bestätigt ist, im nächsten Jahre am Sonntage nach St. Markus, nämlich am 26. April, einweihen und feierlich eröffnen. Wir verheißen außerdem nach der Eröffnung unsrer Universität drei Jahre hindurch Unentgeltlichkeit der akademischen Beförderungen. Wenn jemand erst nach Bekanntmachung dieses Briefes sich dorthin begeben wird, so soll er gleichwohl von den grammatischen und rhetorischen Vorlesungen sowie allen Ausnahmestellungen, Befreiungen, Freiheiten und Privilegien Genuß haben, mit denen wir unsre Hochschule nach dem Vorbilde andrer und noch reichlicher ausgestattet haben.

14. Die Säkularisation des Ordenslandes Preußen. 1525.

Nach dem um 1527 geschriebenen Bericht des Ordensritters Philipp von Creuz in den scriptt. rer. Pruss. V. S. 366 ff. Deutsch.

Und da es sich nahte dem vierten Jahre (1522), da kamen die zwei hochgeborenen Fürsten und Herren, Herr Friedrich, Herzog zu Liegnitz, und Georg, Markgraf zu Brandenburg, die handelten als Friedensunterhändler im Auftrage des Königs von Ungarn mit der Krone Polen und machten's unter sich aus und beschlossen also, daß das Preußenland der Krone Polen sollte aufgetragen werden, und die Krone Polen sollte dasselbe Land erblich wieder zu Lehen verleihen als ein Herzogtum an den durchlauchtigsten, hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Albrecht, Markgraf zu Brandenburg, der Hochmeister war, und Markgraf Georg, Markgraf Kasimir und Markgraf Hans, alle seine geborenen Brüder; jedoch sollte Markgraf Albrecht, der Hochmeister war, regierender Herr sein, er und seine Erben, wenn er aber deren nicht hätte, sollte es an seinen Bruder fallen, und so die nicht Erben hätten, sollte es an die Krone fallen.

Kurz nach dieser Handlung hatte Herr Georg von Polenz, Bischof von Samland, als Regent für den (abwesenden) Hochmeister eine allgemeine Tagfahrt ausgeschrieben an alle Amtsherren und die von Landen und Städten. Da haben die Deutschherren nach Gewohnheit unter sich zuvor einen Rat gehalten, und die zwei Bischöfe und Herr Friedrich von Heideck haben in ihrem Rat beschlossen und uns andern mitgeteilt, daß der Hochmeister von den Schiedsrichtern beschieden und ein Tag zu Preßburg bestimmt sei, um da einen Spruch zwischen der Krone Polen und dem Deutschen Orden in Preußen zu erwarten. Seine fürstlichen Gnaden (der Hochmeister) begehrte von dem gemeinen Orden Vollmacht, auch von Land und Städten, etliche Personen samt den Siegeln zu schicken, die Entscheidungsbriefe damit zu versiegeln, auch weiter, falls es die Schiedsrichter für Zeit ansehen, und es sich zutrüge, daß die polnischen Räte gütlich handeln würden, Macht haben sollten, das Siegel zu gebrauchen. Ehe sie aus dem Rat voneinander gingen, haben die Deutschherren die erkoren, die Vollmacht haben sollten, hinaus zu dem Hochmeister und mit ihm weiter gen Preßburg zu ziehen und ihm raten helfen und anhören sollten des Ordens Handel. Sie haben gekoren Herzog Erich von Braun-

schweig, Komtur des Deutschen Ordens zu Memel, einen Gebietiger, den Bischof von Riesenburg als einen Prälaten des Ordens und Herrn Friedrich von Heideck als einen Ritterbruder.

Nachdem wurde auch die Landschaft versammelt und ihnen vorgehalten, aus ihrer Mitte vier zu wählen, die mit voller Macht neben den Deutschherren von Preßburg zu dem Hochmeister ziehen sollten. Die hatten zu Bartenstein ihren Rat und wählten vom Adel Herrn Heinrich von Kitlitz und Georg von Kunheim, und die Städte kürten Nikolaus Richau und Krispin Schonberg, beide Bürgermeister zu Königsberg, mit ihnen hat der von Heideck seine Sache auch wohl abgemacht.

Sie waren in Schlesien zu unserm Hochmeister gekommen (1525) und sollten gen Preßburg reiten und verfehlten des Wegs und kamen gen Krakau. Die Vollmacht war ihnen nach Preßburg für die Schiedsrichter gegeben, da zeigten sie diese zu Krakau vor dem Könige. Und da sie miteinander gen Krakau kamen, war es alles vorher abgeredet mit dem Könige und der Krone Polen, wie es die zwei Fürsten Herzog Friedrich von Liegnitz und Markgraf Georg von Brandenburg zuvor mit dem Könige beschlossen hatten. Dabei blieb es. Und da wurde zu Krakau auf dem Markte ein großer Majestätsstuhl mit großer Pracht aufgerichtet, und saß da der König von Polen in seiner Majestät. Der Hochmeister kam geritten in seinem Hochmeisterwappenrock, ging auf den Stuhl zu zum Könige und fiel auf ein Knie vor ihm nieder. Da wurde er aufgenommen, legte des Ordens Kleid und Wappenrock ab, und der König gab ihm ein ander Kleid und eine andere Fahne. Es waren aber acht oder neun Bischöfe da, die hatten Bücher und lasen über ihn und absolvierten ihn. Und da empfing der Hochmeister des Ordens Land in Preußen zu Lehen, und ihm wurde der Titel Herzog von Preußen und Stand und Sitz nächst dem Könige gegeben. Es hatte Markgraf Georg auch für sich und seine zwei Brüder Kasimir und Markgraf Hans an die Fahne gegriffen, die der König gegeben hatte, auf daß, so der neue Herzog nicht Erben gewönne, sie Erben des Landes Preußen würden.

Als nun der neue Herzog gen Preußen kam, kamen drei polnische Herren mit ihm. Da wurde eine Tagfahrt ausgeschrieben, aber der deutschen Herren kam der wenigste Teil. Da wurden sie auf einen Morgen alle, Herren, Land und Städte, zu Königsberg gefordert und allda alle Verhandlungen, die der neue Herzog von seines Ordens wegen in Abwesenheit des Kaisers beim Könige von Ungarn, Erzherzogen Ferdinand, Kurfürsten, Fürsten, bei allen Ständen, des heiligen römischen Reiches Räten und bei gemeinem deutschen Adel allenthalben gepflogen hatte, durch Schrift angezeigt und zu verstehen gegeben, daß er da keinen Trost, keine Hilfe und Rat hätte erlangen können. So wäre der vierjährige Waffenstillstand vergeblich vergangen, und das Land Preußen konnte allein keinen Krieg mehr erleiden. Aus solchen Ursachen wäre er gezwungen worden, mit der königlichen Krone zu Polen einen Vertrag zu machen. Drei Wege wären ihm vorgeschlagen: er sollte den ewigen Frieden beschwören oder alsbald wieder einen Krieg erwarten, und nichts anders aber aus sonderlicher Gnade und Freundschaft wolle der König ihm das Land Preußen zu einem Lehen verleihen. Und solcher Vertrag wurde allem Volke vorgelesen mit großer Zusagung der Krone von Polen und des neuen Herzogs, daß ein jeder bei seinen Briefen und Gerechtigkeiten bleiben sollte. Von ihnen allen hat der Herzog begehrt, ihm Huldigung zu tun als ihrem Erbherrn.

XVII. Aus dem Volksleben zur Reformationszeit.

1. Der Adel.

Sebastian Franck, Weltbuch, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens. Tübingen 1534. Nach H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1870. II. 173 ff.

Der Adel, der nach Gottes Ordnung recht edel, eine Furcht und Rute der Bösen und eine Schildburg und Zuflucht der Frommen sein sollte, der Witwen und Waisen schützen sollte, ist und tut gerade das Gegenteil. Die die Hunde vor dem Pferch sein sollten, sind vielmehr selbst Wölfe und reißen alles mit Gewalt zu sich, was sie nur vermögen, und es wäre not, daß man vor solchen Hütern und Wächtern hütete und wachte, deren Adel ganz und gar von seinem alten Glanze gekommen ist. Früher hatte ihr Adel wohl in Tugend seinen Grund, jetzt aber beweisen sie ihn allein mit Stolz, Pracht, Reichtum, Geburt und Tyrannei. Und wie sie jedermann fürchtet und haßt, also müssen sie auch fürchten und hassen. Sie haben nur Ohrenkrauer und Heuchler zu Freunden, während sie in Wahrheit so viel Feinde besitzen, als sie Knechte und Untertanen haben.

Nun zeiget zwar der letztvergangene bäuerische Aufruhr genugsam, was für Lust und Freundschaft die Untertanen zu ihren Herren haben, die also mit Gewalt gegen sie verfahren. Die alten Edlen wollten mit Wohltat sich die Untertanen willig und gewogen machen, und dies war ihre Mauer, dahinter ihre Herrschaft sicher stand. Sie achteten sich auch reich, so sie reiche und wohlhabende Untertanen hätten, die sie allewege mit guter Ordnung, mit gutem Beispiel und guten Gesetzen förderten, auf daß sie immer mehr zu geben hätten. Jetzt aber will man alles mit Gewalt ausrupfen, ja auf einmal nehmen, jetzt will man zum Lieben und zum Geben zwingen, so doch in die Länge nicht bestehen kann; denn die Natur hasset die Nötigung, die Liebe will frei sein, der Wille und das Herz ungezwungen. In Summa, es ist jedermann eingepflanzt eine Liebe der Freiheit von dem freien Gott, daß wir lieber wollen geführt sein, denn gezogen werden. Darauf haben viele Unedle und Edle wenig acht, sondern fordern heute das, morgen das; mit was für Fug, da fragen sie nicht danach.

Sie treiben keine andere Hantierung als jagen, beizen, trinken, prassen und spielen; sie leben von Renten, Zinsen und Gülten im Überfluß köstlich. Warum sie es aber nehmen, und was sie dafür zu tun schuldig sind, gedenket kaum einer seines Amtes. Und ist ihnen doch diese Macht, Lasten den Bürgern auf den Hals zu legen, und auch nur einen einzigen Pfennig zu fordern, nicht gegeben zum Nachteil der Untertanen, sondern daß sie verpflichtet sind, zu bessern, wo es not ist; gerade wie dem Tagelöhner sein Lohn gegeben wird, daß er darum den Tag über schaffe. Also auch diesen; nämlich darum, daß sie Witwen und Waisen vor Gewalt schützen, dem Armen vor Gewalt zum Rechte helfen und sich um aller Menschen Not wie um ihrer eigenen annehmen wie Väter des Vaterlandes. Tun sie dasselbige nicht, so ist es eitel Tyrannei und ein Abnehmen mit Gewalt, wie wenn ein Tagwerker seinen Tagelohn von mir forderte, ja mit Gewalt ihn mir abdränge, und

hätte doch seine Arbeit nicht einmal angefangen noch angerührt. Auf die Wolle sieht man wohl, aber auf die Wohlfahrt der Schafe achtet niemand.

Der Adel deutscher Nation dünkt sich dazu gut zu sein, daß sie jagen, müßiggehen oder Reiterei oder Federspiel treiben, schämen sich auch gar sehr, gewöhnliche Bürger zu sein und sich dem gemeinsamen Rechte der Stadt zu fügen oder etwa Kaufmannschaft oder Handwerk zu treiben oder eine Bürgerin zu heiraten. Sie fliehen auch der Bürger Gesellschaft und Hantierung, halten sich zusammen, wollen nur mit ihresgleichen in Gesellschaft sein, nur ihresgleichen heiraten.

Ihre Wohnungen sind feste Schlösser an Bergen, Wäldern usw. Sie halten prächtig Haus mit vielerlei Gesinde, Pferden, Hunden und mit allerlei Schmuck, sie haben einen besondern prangenden Gang und immer einen Nachtrab von Verwandten bei sich. Ihre Wappen hängen sie in den Kirchen an die Wände und an die Altäre. Vielen kommt ihr Adel nicht wie die Alten von Tugend und von tapferen Taten, sondern von Geburt her. Anmut halten sie für gar schändlich, sie begeben sich lieber in allerlei Gefahr, um Ehre und Gut zu erlangen, wie sie nach ihrer Meinung ihrem Stande zustehen. Viele ziehen in den Krieg, Fürsten und Herren nach. Gerät ihnen da eine Beute, daß sie reich wieder heimkommen, so dünken sie sich recht edel. Sie gehen selten zu Fuß übers Feld, denn sie erachten das ihrem Stande schändlich. Wenn sie verletzt oder angegriffen werden, rächen sie sich selten mit Recht, sondern viele brechen etwa eine Fehde vom Zaun, sagen ab mit Feindesbriefen, führen Krieg und rächen sich mit Feuer und Raub.

2. Die Bürger.

Sebastian Franck a. a. O. H. Kurz a. a. O. S. 174 ff.

Der dritte Stand sind die Bürger oder die Stadtleute; deren sind etliche dem Kaiser, wie in den Reichsstädten, etliche den Fürsten verpflichtet, etliche sind für sich, wie in der Schweiz und in den Freistädten. Ihr Gewerbe ist mancherlei und künstlicher als bei irgend einem Volke auf dem Erdreiche. Wiewohl vor Zeiten Barbaren und ein ungeschicktes, kunstloses, wildes, ungezähmtes, kriegerisches Volk, sind sie doch jetzt ein weltweises, kunstreiches Volk, dazu zu allen Händeln kühn und geschickt.

Weiter ist auch in mächtigen Freistädten und Reichsstädten zweierlei Volk: gemeine Bürger und die Geschlechter, die etwas edel sein wollen und auf adlige Manier von ihren Renten und Zinsen leben. Sie leiden keinen gemeinen Bürger in ihrer Gesellschaft, ob er ihnen gleich an Reichtum gleichkommt, heiraten auch ebensowenig als der Adel unter sie, sondern gleich zu gleich heiratet, wer nicht ein Auswurf und nicht verschmäht sein will. Doch haben sie ein Recht, und ist kein Teil dem andern unterworfen.

Dies Volk lebt untereinander freundlich auf gemeinen und besonderen Plätzen. Da kommen sie zuhauf, reden, hantieren und laden einander. Die Kleidung ist alle Tage neu. Nicht lange, noch bei Menschengedenken, trug man spitzige Schuhe mit langen Schnäbeln, kleine, enge, kurze Kleider, Kappen mit Zotten; jetzt ist alles anders und umgekehrt, weit, groß, die Schuhe breit. Der Weiber Kleidung ist jetzt kostbar, aber ehrbar gemacht und wenig zu tadeln, ausgenommen den fürwitzigen Überfluß.

In Messe hören und lesen lassen ist es ein andächtig und abergläubisch

Volk, das viel aufs Messelesen hält und oft auch vor Tags Mägde und Knechte zu der Frühmesse nötigt. Im Almosengeben ist es mild und freigebig, ernährt viel Bettelmönche und andere Geistliche, deren sie einen Haufen haben, wie kaum ein anderes Volk. Desgleichen viel Stiftskirchen voller Chorherren, Domherren, Bischöfe, Prälaten, Äbte, Pröpste, Dekane usw. Spitäler hat dies Volk nicht wenig; auch in den Städten hin und her viel arme Schüler und Halbpfaffen, die sie zu Pfaffen aufziehen, und wiewohl sie ihnen nicht sehr hold sind, so hätte doch jeder gern einen Pfaffen in seiner Familie und dünkt ihm dadurch sein ganzes Geschlecht selig.

In Deutschland gibt es sehr viel Bettler und armes Volk, das mehr aus Unmäßigkeit denn von Natur in Armut und Krankheit gefallen ist und wohl aus seinem steten Müßiggang und stetem Zehren und Wohlleben an den Bettelstab gekommen ist denn aus Übelstand des Landes und Teuerung der Nahrung. Denn hat dies Volk, so vertut es und lobt St. Martin, lebt in den Tag aufs Geratewohl ohne alle Fürsorge, daß ihre Nahrung alle Tage ausgeht und sie kaum eine böse Woche lang etwas zuzubüßen haben, geschweige, daß sie sollten ein böses Jahr ertragen können. Denn kaum der halbe Teil, ja nicht der dritte Teil arbeitet, so du ihre Herren, die müßigen Bürger, Kaufleute, Adel, Fürsten, Schüler, Pfaffen, allerlei Mönche, Kinder, Kranke, Bettler, ja alle Weiber abrechnest.

Wiederholt erhoben sich die Bürger gegen die Geistlichkeit, hauptsächlich weil diese zu viel weltlichen Besitz in ihre (die „tote") Hand brachte. 1525 stellten die Elf Ämter (Handwerker) Osnabrücks ihre Forderungen in 20 Artikeln zusammen, der Pöbel erbrach und plünderte sogar die Häuser der Geistlichen. Einige der in niederdeutscher Sprache abgefaßten Artikel lauten nach den „Osnabrüggischen Unterhaltungen" Jahrg. 1770 S. 27 ff.:

1. Die Geistlichkeit möge hinfort die Bürger und andere Einwohner (der Stadt) nicht mit päpstlichen und anderen geistlichen Mandaten, Bannsprüchen und Interdikten beschweren und dadurch das Volk vom Gottesdienst fernhalten, sondern sie vor dem zuständigen Richter belangen lassen, ausgenommen im Falle überführter Ketzerei.

2. Daß die Geistlichen sowie ihre Knechte und Mägde sich hinfort jedes weltlichen Handels und Gewerbes enthalten.

3. Die Geistlichen, ihre Knechte und Mägde mögen keinen Ackerbau treiben, sondern ihr Land den Bürgern gegen angemessene Pacht oder gegen Weinkauf überlassen, wie ehemals die Geistlichen gepflegt, die nur von ihrer Rente lebten.

4. Fortan sollen die Geistlichen gleich den anderen Einwohnern die städtischen Lasten tragen helfen.

6. Daß die Zuschläge (Einfriedigungen), welche von den Geistlichen in der Stadt und in der Feldmark angelegt sind, wieder geöffnet werden[1]).

9. Die Güter, welche den Geistlichen geschenkt oder von ihnen gekauft sind, mögen wieder in weltliche Hände kommen, die geschenkten gegen Erstattung des Wertes, die gekauften gegen Rückgabe des Kaufschillings.

13. Die Prediger an den vier Kirchspielkirchen der Stadt mögen fleißig darauf achten, daß sie nur die Heilige Schrift auslegen und predigen und sich aller Fabeln und Träume gänzlich enthalten, wodurch das Volk nur verführt wird.

---

[1]) Damit auch die Äcker der Geistlichen im Herbst beweidet werden könnten.

14. Hinfort sollen die Priester die Kranken, denen sie in ihrem Letzten das Sakrament reichen, nicht mehr dazu bereden, daß sie ihr Vermögen den rechtmäßigen Erben entziehen und der Kirche zuwenden.

17. Der übertriebene Hochmut und die weibliche Eitelkeit der Pfaffenweiber, wie sie sich in Kleidern und Putz kundgeben, möge abgestellt werden, damit nicht ehrbare Töchter und Frauen — wie vielfach geschehen — durch jenen übertriebenen Hochmut und Zierat mögen verführt werden.

19. Die mannigfaltigen heiligen Tage mögen gemäßigt und gemindert werden.

3. Deutsche Bürgerhäuser im 16. Jahrhundert.

Beatus Rhenanus, Drei Bücher deutscher Verhältnisse. Basel 1531. Vgl. Freytag, Bilder II. Abt. II. S. 230.

Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fuggers Haus (in Augsburg)! Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit steinernen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinette des Herrn selbst sagen, das sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes als der übrigen Zieraten und der nicht gemeinen Zierlichkeit seines Bettes das allerschönste ist? Es stößt daran eine dem h. Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und von innen. Raimund Fuggers Haus ist gleichfalls köstlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad in diesem Teile des Hauses! Mir gefielen die königlichen französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläuftige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf sehr zierliche Weise zusammengefügt waren. Alle Türen gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr ergriffen uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so zahlreiche und große Denkmale des Altertums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehr bei einem Manne finden: in einem Zimmer die ehernen und gegossenen Bilder und Münzen, im andern die steinernen, einige von kolossaler Größe. Man erzählte uns, diese Denkmale des Altertums seien fast aus allen Teilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sizilien, mit großen Kosten zusammengebracht.

Der Schweizer Aloysius von Orelli berichtet um 1550 über Bürgerhäuser in Zürich:

Wahr ist es, kein öffentliches und Privatgebäude ist nach einer auch nur mittelmäßig guten Architektur aufgeführt, und solche Häuser fallen schlecht in die Augen, allein die innere Reinlichkeit in jedem Fleckchen dieser schlechten Häuser, selbst des Ärmsten, ist eine Vergütung für das äußere ärmliche Ansehen und wäre den italienischen Palästen zu wünschen, wo man sich allenthalben zu besudeln fürchten muß. Die Verzierung der Zimmer ist äußerst einfach und prachtlos, bei vielen reinliche Ordnung die ganze Zierde. Teppiche habe ich

nur in zwei Häusern gesehen; diese kamen aus Mailand. Die vornehmste Bekleidung der Gemächer ist Getäfel mit gotischem Schnitzwerk; jede einzelne Tafel hat die Form eines Porträts, Fensters oder dergleichen, mitunter sieht man auch Figuren, Fruchtschnüre u. a. mit Fleiß aus Nußbaum geschnitzelt. Diese Vertäfelung der Wohnzimmer in vornehmen und gewöhnlichen Häusern hat ihren Grund in der Strenge des Winters. Aber die braune Farbe des Nußbaumes und des Firnisses auf Tannenholz macht diese Gemächer düster, wozu die engen, niedrigen Fenster und die geringe Höhe der Stockwerke auch beitragen. Die Fußböden der Schlafzimmer sind fast alle mit Steinen besetzt, die der Wohnstube aber, um sie warm zu halten, mit Holz belegt. Der strenge Winter macht Wärme notwendig, man bedient sich daher der großen Öfen. Außer Porträts und Landschaften sieht man in den Zimmern selten Gemälde, denn durch die Religionsveränderung wurden alle religiösen und heiligen Bilder verdrängt. Statt dessen sind die Wände der Wohnstuben in mittleren und vornehmen Häusern nach alter Art mit zinnernen Gefäßen von allen Größen und Formen behängt, die immer wie neu aussehen müssen. Die Gerätschaften sind auf Dauer gemacht, wenig zahlreich, viel weniger prächtig, aber oft von gutem Geschmack. Für den täglichen Gebrauch sind in den Wohnzimmern längs der Wand und um einen großen Tisch herum lange Bänke für die Haushaltung hingestellt, wovon die oberste, für den Herrn und die Frau des Hauses bestimmt, mit Tuch ausgeschlagen ist. Kommt Gesellschaft, so werden in den reicheren Häusern hölzerne Stühle hingestellt, deren Sitze mit Sammet beschlagen und mit seidenen, auch, wenn gleich selten, mit silbernen und goldenen Fransen geziert sind. Wenige Reiche begnügen sich mit Stühlen, mit gefärbtem Tuch oder Leder ausgeschlagen, oder mit Polstern darauf, die von den Frauen und Töchtern im Hause gestickt sind. Mit dergleichen und auch mit gestickten Teppichen werden bei festlichen Gelegenheiten die Tische bedeckt. Lehnstühle hält dieses rüstige Volk nur für Kranke oder Greise tauglich. Reiche Leute haben ein großes Kapital an einer Menge von silbernen und vergoldeten Trinkgefäßen, Pokalen, Schüsseln u. a. und darunter viele von vortrefflicher Arbeit. Die großen Trinkgefäße haben die Figuren von Kriegern, Pferden und anderen Tieren, die etwa der Besitzer in seinem Wappen führt. Unter den Pokalen gibt es viele große und schwere, daß nur ein handfester Mann, wenn sie gefüllt sind, sie behaglich mit einer Hand halten mag. Statt der kristallenen kostbaren Gefäße der Italiener hat man silberne und vergoldete für mancherlei Gebrauch, aber sie kommen nur an festlichen Tagen zum Vorschein. An solchen Tagen wird alles Silbergeschirr an dem auffallendsten Ort des Zimmers symmetrisch aufgestellt, einem aufgerüsteten Altar nicht unähnlich. Alles muß glänzen. Zum Gebrauch der Gäste stehen schon Becher, Kannen und Schüsseln auf der Tafel, aber doch ist es so eingerichtet, daß auch etliche von den zur Schau gestellten Geschirren auf den Tisch gebracht werden zum Zeichen, daß den Besuchern alles zu Diensten steht; es wird aber so eingerichtet, daß die Symmetrie darunter nicht leidet. Auch die Bibel, in Sammet gebunden, schwer mit silbernen und auch vergoldeten Schlössern, Platten und Figuren geziert, habe ich in mehreren reichen Häusern wie ein anderes Prunkgerät aufgestellt gesehen. Die Gefäße, auf die man am meisten Kunst und Pracht verwendet, sind die Eß- und Trinkgeschirre, deren sich die reichen Frauen in den Wochen für sich bedienen, oder in denen dem neugeborenen Kinde seine Bedürfnisse gereicht werden; sie sind immer von stark vergoldetem Silber und

meist von getriebener Arbeit, die biblische Geschichten vorstellt. So einfach und haushälterisch die Speisen im täglichen Leben sind, so einfach ist auch das Tischgerät. Die Löffel sind durchweg von Holz oder Horn, nur bei reicheren Leuten die des Hausvaters und der Hausmutter mit ein wenig Silber verziert. Von gleichem Gehalt sind auch die Teller der Gemeinen, die der Reichen von Zinn, wenigstens die des Hausherrn und der Hausfrau, die Schüsseln von verzinntem Kupfer, von Zinn oder gebrannter Erde, so auch die Trinkgefäße. Glas hat man nicht zum täglichen Gebrauche, deshalb sind die Flaschen von hartgebranntem Ton, die Becher hölzern oder von Zinn. Überall wird auf diesen Vorzug gehalten, daß des Hausvaters und seiner Frau Tafelgerät sich in etwas von dem der übrigen unterscheide, es mag auch sonst noch so schlecht sein. Die Speisen bei festlichen Gelagen sind von den italienischen verschieden; man kennt z. B. die ausgestopften versilberten und vergoldeten Vögel nicht, noch die in Pasteten eingeschlossenen versilberten und vergoldeten Fische, die als Schauessen nur das Auge belustigen sollen und viel teurer sind als die besten Speisen. Was aufgetragen wird, muß eßbar sein.

4. Aus der vom Rat der Stadt Magdeburg 1544 erlassenen Luxusordnung.

F. W. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg. II. Bd. S. 415 ff.

Zu Hochzeiten in patrizischen oder ratsfähigen Familien sollen überhaupt nicht mehr als 72 Personen gebeten und selbigen nur zwei Mahlzeiten, mittags und abends, gegeben, sie also nur einen Tag gespeiset werden. Überschritte man obige Zahl mit einer bis zu sechs Personen, dann ist für jede an den Rat eine Mark zu erledigen, würden aber noch mehr als sechs Gäste eingeladen, so ist anzunehmen, daß damit eine vorsätzliche Übertretung des obrigkeitlichen Gebots beabsichtigt worden, und dann sollen, wenn die Braut eine Spange trüge (also einer Patrizierfamilie angehörte), zusammen 50 Mark Strafe gezahlt werden. Zu Hochzeiten der Innungsverwandten, vornehmsten Kaufleute und Wohlhabenden aus der Gemeinde sollen nicht über 60, zu denen der Handwerker und gemeinen Bürger, die keiner Innung angehören, nicht über 40 Gäste eingeladen und solchen ebenfalls nur zwei Mahlzeiten gegeben werden. Würde von beiden Klassen die erlaubte Gästezahl mit sechs Personen überschritten, alsdann ist für jede eine Mark, und wenn deren über sechs wären, sind dort 40, hier 10 Mark Strafe zu erlegen. Knechte und Mägde, die in Diensten stehen, dürfen zu ihren Hochzeiten nur 18 Personen laden und diese nur des Abends speisen.

Bei jeder Mahlzeit sollen nicht mehr als drei Gerichte, ohne das Gemüse oder den Reis, einfache und nicht doppelte Essen aufgetragen werden, bei drei rhein. Gulden Pön (Strafe), es wäre denn, daß um der auswärtigen Gäste willen ein Gericht Fische oder Krebse mit Erlaubnis des Bürgermeisters zugegeben würde. Alle süßen Weine sind bei drei Mark Strafe verboten. Diese wollen sich die Bürgermeister von Rats wegen bei Verlobungen, Hochzeiten, Gastereien, auch sonst bei allen Verehrungen gegen Fremde vorbehalten. Aber rheinische, fränkische oder gemeine Weine, auch Bier mag jeder seinen Gästen vorsetzen, ohne deshalb Strafe zu befürchten. Das mit Fähnchen geschmückte Brauthuhn ist abgeschafft, und dem Koch soll nichts (als Geschenk)

in das Salz gegeben werden, bei zwei Mark Strafe. Vor der Braut, wenn sie sich in die Kirche oder zum Tanze begibt, sollen nicht über vier von des Rats Spielleuten nebst einem Trommler oder Pfeifer hergehen. Diese sollen weder vor den Tischen von den Junggesellen noch sonst auf der Hochzeit ein Trinkgeld fordern, bei einer Mark Strafe. Pfeifer und Trommelschläger sollen bei einer Mark Pön von keiner Köste (Festlichkeit) über $^1/_2$ Gulden zum Lohn bekommen, die Köche und deren Gehilfen bei den Hochzeiten der vier verschiedenen Klassen nicht mehr als 2, $1^1/_2$, 1 und $^1/_2$ Gulden nehmen, kann aber jemand sie um einen niedrigern Preis dingen, so mag er's tun. Bei zwei Mark Strafe sollen sie aber nichts an Speisen, Getränken, Lichtern, Fett usw. fortschleppen oder durch die Ihrigen fortschleppen und fordern lassen.

Inskünftige soll man mit dem Bräutigam und der Braut um zehn Uhr vormittags aufs späteste in die Kirche und vor elf Uhr zu Tische gehen, ohne auf jemand zu warten. Um zwei Uhr soll die Braut, auch nach Gelegenheit der Bräutigam sich mit den Gästen auf das Gildehaus zum Tanze verfügen. Die Tänze sollen, wie von alters her, züchtig gehalten werden bis fünf Uhr, wo man das Tanzhaus wieder verläßt, um sich, noch vor dem Schlage sechs, aufs neue zu Tische zu setzen. Wollen die Bräute auch des Abends tanzen, dann mögen sie das im Hause oder in der Nachbarschaft mit Züchten tun, aber bei zwei Mark Strafe nicht in einem Gildehause.

5. Die Bauern.

a. Die zwölf Artikel der schwäbischen Bauern.

W. Zimmermann, Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. Stuttgart 1841—43. Bd. 2. S. 98 ff.

Zum ersten ist unsere demütige Bitte und Begehr, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht haben, den Pfarrer selbst zu wählen und wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte (1. Timoth. 3; Tit. 1). Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehre und Gebot (Apost. 14).

Zum andern, nachdem der rechte Kornzehent aufgesetzt ist im Alten Testament und im Neuen als erfüllt, wollen wir nichtsdestominder den rechten Kornzehent gern geben, doch wie es sich gebührt. Den Viehzehent (von Füllen, Kälbern, Lämmern) aber wollen wir nicht mehr geben, er ist ein unziemlicher Zehent, den die Menschen erdichtet haben, denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen (1. Mos. 1).

Zum dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blute erlöst und erkauft hat, den niederen Hirten ebensowohl als den allerhöchsten, keinen ausgenommen. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und wir wollen frei sein. Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehret uns Gott nicht. Wir sollen in Geboten leben, nicht in freiem, fleischlichem Mutwillen, sondern Gott lieben als unseren Herrn, in unseren Nächsten ihn erkennen und alles das ihnen tun, was wir auch gern hätten, wie uns Gott geboten hat.

Zum vierten ist bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildbret, das Geflügel oder die Fische im fließenden Wasser zu fangen, was uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, eigennützig und dem Worte Gottes nicht gemäß. Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Wild uns zu Trotz und zu mächtigem Schaden, weil wir leiden müssen, daß uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Tiere zu Unnutz mutwillig verfressen, und wir sollen dazu stillschweigen, was wider Gott und den Nächsten ist.

Zum fünften sind wir auch beschwert der Beholzung halben; denn unsere Herrschaften haben sich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann etwas bedarf, muß er's ums doppelte Geld kaufen. Unsere Meinung ist, was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie immer haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheimfallen. Und einem jeglichen aus der Gemeinde soll ziemlicherweise frei sein, daraus seine Notdurft umsonst ins Haus zu nehmen, auch zum Zimmern, doch mit Wissen derer, die von der Gemeinde dazu erwählt worden, wodurch die Ausreutung des Holzes verhütet werden wird.

Zum sechsten ist unsere harte Beschwerung der Dienste halb, welche von Tag zu Tag gemehret werden und täglich zunehmen. Wir begehren, daß man darein ein ziemlich Einsehen tue und uns dermaßen nicht so hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Wortes Gottes.

Zum siebenten wollen wir hinfür uns von einer Herrschaft nicht weiter beschweren lassen, sondern wie es eine Herrschaft ziemlicherweise einem verleiht, also soll er es besitzen, laut der Vereinigung des Herrn und der Bauern. Der Herr soll ihn nicht weiter zwingen und dringen, nicht mehr Dienste noch anderes von ihm umsonst begehren, damit der Bauer solch Gut unbeschwert, also geruhlich brauchen und genießen möge; wenn aber des Herrn Dienst vonnöten wäre, soll ihm der Bauer willig und gehorsam vor anderen sein, doch zu Stund und Zeit, da es dem Bauern nicht zum Nachteil diene, und soll ihm um einen ziemlichen Pfennig den Dienst tun.

Zum achten sind wir beschwert, und derer sind viele, so Güter innehaben, indem diese Güter die Gülte nicht ertragen können, und die Bauern das Ihrige darauf einbüßen und verderben. Wir begehren, daß die Herrschaft diese Güter ehrbare Leute besichtigen lasse und nach der Billigkeit eine Gülte bestimme, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst tue; denn ein jeglicher Tagwerker ist seines Lohnes würdig.

Zum neunten sind wir beschwert der großen Frevel halb, indem man stets neue Ansätze macht, nicht daß man uns straft nach Gestalt der Sache, sondern zuzeiten aus großem Neid und zuzeiten aus großer parteilicher Begünstigung anderer. Unsere Meinung ist, uns nach alter geschriebener Straf zu strafen, je nachdem die Sache gehandelt ist, und nicht parteiisch.

Zum zehnten sind wir beschwert, daß etliche sich haben zugeeignet Wiesen und Acker, die doch einer Gemeinde zugehören. Selbige werden wir wieder zu unserer Gemeinde Hand nehmen, es sei denn die Sache, daß man es redlich erkauft hätte; wenn man es aber unbilligerweise erkauft hätte, soll man sich gütlich und brüderlich miteinander vergleichen nach Gestalt der Sache.

Zum elften wollen wir den Brauch, genannt der Todfall (Besthaupt beim Tode eines Hörigen), ganz und gar abgetan haben, nimmer leiden noch

gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und rauben soll, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist.

Zum zwölften ist unser Beschluß und endliche Meinung: Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir, wo uns selbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewiesen werden, davon abstehen, sobald man es uns mit Grund der Schrift erkläret.

Die Klagen der Bauern und die von ihnen aufgestellten Artikel haben in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedene Gestalt angenommen. Am erträglichsten war die Lage der Bauern in Norddeutschland, besonders in Westfalen; nicht nur gab es dort noch viele freie Bauern, sondern auch die Hörigen erfuhren meistens eine milde Behandlung. Wie gering Abgaben und Lasten mancher Hörigen waren, zeigt die folgende Tabelle.

Beispiele von Abgaben und Lasten der Hörigen des Stiftes Börstel.

Namen der Hörigen	Ackerland	Heuwachs	Roggen	Hafer	Hühner	Butter	Spanndienste	Handdienste	Geldrente
	Mlf.	Fd.	Malter.		St.	Pfd.			Taler.
Meyer	12	25	$4^1/_2$	$4^1/_2$	2	—	2	—	—
Wilbers	9	18	2	—	1	—	1	1	—
Grothaus	10	24	3	—	1	—	1	1	—
Poppe	6	10	2	—	2	—	1	1	4
Reinecke	5	12	3	—	—	48	1	1	—
Berens	5	10	3	—	2	—	1	1	—
Rolfs	4	8	2	—	1	—	—	—	—
Schlump	3	13	—	—	—	48	—	—	—
Schnier	$1^1/_6$	3	—	—	—	—	—	—	$^1/_2$

Erklärung: Der Hörige Poppe hatte einen Hof in Nießbrauch, dessen Ackerland 6 Maltersaat (1 M. = 1,4 ha) groß war, und von dessen Wiesen er jährlich durchschnittlich 10 Fuder Heu ernten konnte. Dafür lieferte er dem Kloster jährlich: 2 Malter Roggen (1 M. = etwa 3,8 hl), 2 Hühner, stellte ihm 1 Tag sein Gespann und 1 Tag einen Knecht zur Verfügung und zahlte jährlich 4 Taler. Gleich milde waren sämtliche Abgaben und Lasten von den 124 dem Kloster gehörenden Höfen. Die entfernt wohnenden Hörigen wurden zu Hand- und Spanndiensten nicht herangezogen.

b. Die Hörigen in Westfalen.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück. Bd. 18. S. 224.

Der alte Bauer (Kolon) überließ seinem anerbenden Sohne die Stätte meistens bei dessen Verheiratung; sie wurde diesem aber von dem Gutsherrn förmlich übertragen. Da

dies meistens mit der Hochzeit des jungen Kolonen zusammenfiel, so nannte man die Übertragung, ebenso wie den Einzug der jungen Frau in ihr neues Heim, Auffahrt. Wie diese nach westfälischem Brauche sich vollzog, zeigt eine Niederschrift eines Amtmannes des Stifts (Klosters) Börstel im Bezirk Osnabrück:

Der aufziehende Kolon und seine Frau setzten sich, er zur Rechten, sie zur Linken, im Beisein der Nachbarn als Zeugen auf zwei Stühle vor dem Herde, das Gesicht gegen das Einfahrtstor gewandt, nieder. Durch das letztere schritt zur festgesetzten Stunde der Stiftsbevollmächtigte, einen Eichenzweig in der linken, ein Stück Torf in der rechten Hand tragend („mit torwe und twighe"), trat vor die jungen Eheleute und ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Sintemal, demnach und alldiweil dieses Prädium (Besitztum) durch Überlassung (Todesfall usw.) erledigt worden, so ist dasselbe nunmehr durch Erbschaft usw. Euch zugesprochen, und also bin ich von der Hochehrwürdigen Frau Äbtissin und dem gesamten Konvente kommitieret, Euch im Namen desselben dieses Prädium einzutun und tue euch dasselbe auf 105 Jahre festsetzen mit dessen Behörung, Frei- und Gerechtigkeit nach meierstättischem westfälischem Brauch."

Dann empfing der Kolon den Eichenzweig und dessen Frau das Stück Torf. Auf das Wort „Stehet auf!" ging der Mann und trug Holz auf den Herd, welches die Frau anzündete, während der Stiftsbevollmächtigte den Hahl (Kesselhaken über dem Herd) aufschürzte und dann Herd und Hahl den Eheleuten übergab zum Zeichen, daß sie nunmehr ohne jemandes Behinderung Prädium, Haus, Feuer und Herd gebrauchen könnten. In gleicher Weise übergab er ihnen das Einfahrtstor, an welchem der Eichenzweig befestigt wurde. Waren die Eltern noch am Leben, so wurden die aufziehenden jungen Eheleute noch ermahnt, sich als gute Kinder gegen die Alten zu betragen.

6. Hexenverfolgungen.

a. Hexenprozesse.

„Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen." Hannover 1850.

Im Jahre 1605 kam Anne Behren und berichtete, daß, als ihr Vater in Kurt von Windheims Hause in der Seilwinderstraße (in Hannover) gegen der alten Strackschen über gewohnt, dessen Kühe eine Zeitlang keine Milch hätten geben wollen, sei sie deshalb mit der Magd in den Stall gegangen, und es wäre ein Ding, so anzusehen gewesen wie eine Ente, herausgekommen, über den Hof in die Gosse gelaufen und, wie sie nebst der Magd nachher, da sie auf die Straße gegangen, bemerkt, in der alten Strackschen Haus gelaufen. Diedrich Wedekind berichtet, daß, als er der Strackschen seinen Boden nicht vermieten wollen, und selbige deswegen zornig sein Haus verlassen, es seiner Frau sofort in die Beine geschossen sei; dieselbe habe seitdem immer gekranket, sei auch vor wenig Tagen gestorben und habe in ihren letzten Stunden geäußert, daß niemand als die Strackschе an ihrem Tode schuld sei. Ebenso sei Berend Esbeck seit langer Zeit an Händen und Füßen geschwollen und habe von den Fußsohlen bis an den Leib fast viele Löcher, was auch die Strackschе verursacht haben sollte. Kurt Herbst berichtet, er habe einstens seine Tochter auf den Markt geschickt, um Eier einzukaufen, ihr jedoch

verboten, von der Strackschen zu kaufen; diese habe seiner Tochter, weil sie nicht von ihr gekauft, gesagt, sie wollte es ihr gedenken. Kaum drei Tage darauf habe sie auch schon Schmerzen in die Beine bekommen; er habe zwar gedacht, es sei das Wachsen, und sie deswegen zum Werder ins Kloster geschickt; inmittels wären die Schmerzen so groß geworden, daß die Domina (Äbtissin) sie wiedergebracht, und obgleich er sich bei vielen Leuten Rats erholet, so sei es bis jetzt noch nicht besser geworden. Hermann Schernhagens Magd berichtet, die Strackschе habe ihr einst fünf Twiesselbeeren (kleine Kirschen) gegeben, wovon es ihr noch etwas lahm sei.

Der Strackschen Ehemann wollte von allen diesen Umständen nichts wissen und behauptete, nie Zauberei bei seiner Ehefrau bemerkt zu haben. Dennoch fand sich der Magistrat bewogen, sie sofort in Haft zu bringen und, um das schwarze Pulver, womit sie ihre Zauberei getrieben, zu finden, sofort ihre Kisten und Kasten zu durchsuchen. Die Abgeordneten fanden indes davon nichts, sondern an alten Reichstalern 184½, an schönen dicken Talern 66, an feinen Guldenstücken 22, ohne allerhand kleine Münze, an Achtgroschenstücken 24 Fl. und an Spitzgroschen 24 Rtlr. 12 gr. Die Strackschе, die man über der Zeugen Aussagen vernahm, wollte hievon nichts wissen und behauptete auch, daß sie kein Geld im Hause habe, da sie dann, um ihrem Sohne in Helmstedt etwas Geld zu schicken, ihren Rock habe verkaufen müssen. Nach solchem Leugnen ließ man sie, ohne erst eine Rechtsbelehrung einzuholen, sofort torquieren (foltern); indes hielt sie die Folter steif und fest aus, daß die verordneten Personen nicht anders schließen konnten, als daß der Teufel leibhaftig bei ihr gewesen und ihr die Zunge gehalten, daß sie die Wahrheit nicht bekennen konnte, wie sie denn auch die Zunge auf geschehenes Begehren nicht hat weisen wollen, sondern dieselbe vorn im Maul umgewandt. Als sie gleichwohl endlich das Maul hat auftun und die Zunge herausstrecken müssen, hat sich befunden, daß dieselbe gar schwarz gewesen, und der Scharfrichter sagte aus, er habe gesehen, daß es ihr hinten auf der Zunge gesessen hätte wie eine Hummel. Als man ihr nun die Laden mit dem Gelde vorsetzte, konnte sie zwar nicht leugnen, das Geld gehabt zu haben, indes niemand namhaft machen, von dem sie es erhalten. Weil also die Tortur vergeblich war, da sie sich überdem verlauten ließ, wenn man sie in Stücke zerrisse, wolle sie doch nicht bekennen, so taten die zu dieser Sache verordneten Deputierten des Magistrats den Vorschlag, ob sie nicht vielleicht dadurch zum Bekenntnis zu bringen sei, wenn man sie aufs Wasser setzte; denn, obgleich sie davon nichts hielten, auch die Doctores solches gemeiniglich nicht billigten, so habe dennoch die Erfahrung jetziger Zeit gezeiget, daß in Buxtehude und andern Orten etliche Hexen und Zauberische durch solche Wasserprobe zum Bekenntnis der Wahrheit gebracht wurden, da sie vorher alle Pein verachtet und nichts bekennen wollten. Dieser Vorschlag fand Beifall, und die Strackschе ward zur Abendzeit, nachdem die Tore geschlossen waren, durch des Scharfrichters Knechte zum Stadtgraben geführt, ihr Hände und Füße gebunden und sie so im Beisein von sieben Mitgliedern des Magistrats aufs Wasser geworfen[1]).

---

1) Der Angeklagten wurde der rechte Daumen mit der linken großen Zehe, der linke Daumen mit der rechten großen Zehe zusammengebunden; so wurde sie aufs Wasser gelegt. Gingen sie nicht unter, so waren sie schuldig.

Da hat sie dann oben geschwommen und, ob sie sich gleich darum bemüht, dennoch nicht untergehen können. Wie sie aber eine Weile oben geschwommen, hat sich's begeben, daß sie sich herumgeworfen und auf dem Wasser wie ein Hecht etwa vier Ellen weit hingeschossen ist, und man hat gehört, daß es drunten im Wasser und oben in der Luft sehr geschrieen. Als man sie nun bald darauf herausgelanget, hat man gefunden, daß sie tot und ihr der Hals abgebrochen gewesen sei. Darauf haben die Verordneten sie wieder ins Gefängnis bringen und auf den Rücken auf Stroh legen lassen. Als sie aber am folgenden Morgen besehen wurde, hat sich's befunden, daß der Teufel sie über Nacht noch umgewandt und auf den Bauch gelegt habe, und hat ihr das Angesicht im Nacken gestanden.

Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. 1875.

Auf das Geschwätz eines nur halb zurechnungsfähigen Menschen hin wurde 1636 die durchaus unbescholtene Frau des Apothekers Ameldung in Osnabrück als Hexe eingezogen. Ihre ebenfalls verhaftete Amme ließ sich durch Drohung leicht zum Geständnis bewegen und beantwortete alle Fragen nach dem Wunsch der Richter, z. B. auch die, „ob nicht ihre Frau den Buhlen oft in Gestalt einer schwarzen Katze und wohl in der Kirche auf dem Schoße gehabt habe".

„Ihr lügt!" entgegnete Frau Ameldung bei dem ersten Verhör ihrer Angeberin. „Apothekersche," erwiderte diese, „seid nicht so frech. Ich war auch so keck als ihr; aber laßt Euch morgen baden, daß Wasser wird es Euch wohl sagen, und Euch so geschmeidig machen, wie ich jetzt bin." [Nach achtwöchigem Gefängnis wurde die Arme durch den Büttel zum Hexenbade geführt: sie schwamm dreimal oben. Als ihr dann der Oberkörper zum Geißeln mit Ruten entblößt wurde, bekannte sie alles, was man hören wollte:] Der Weihbischof habe es sie in seinem Hause auf dem Saale gelehret. Sie habe auf seine Rede Gott entsagt, sei dabei drei Schritt zurückgetreten. Dann habe ihr der Weihbischof einen Buhlen zugeteilt mit Klumpfüßen und Klauenhänden, der ihr einen goldenen Pfennig gegeben. Diesen habe sie in den Schrank gelegt, er sei aber in Pferdedreck verwandelt. In des Weihbischofs Hause auf dem großen Saale sei sie umgetauft mit rotem Wasser aus blankem Becken. Ebenda sei sie auch beim Teufel zum Nachtmahl gewesen an einem schwarzen Altar, worauf Leuchter mit schwarzen Kerzen gestanden; dabei habe sie aus einem schwarzen Becher getrunken. Auf Befragen nennt sie viele Mitschuldige, bekennt auch, Tauben vergiftet und es einem kleinen Pagen in einer Weinkaltschale „vergeben" zu haben. Der Teufel habe ihr weisgemacht, er wolle sie beim Baden nach unten ziehen. [Sie wurde hingerichtet.]

b. Stimmen gegen die Hexenverbrennung.

Der Verteidiger der Frau Ameldung sagte u. a.:

Auf bloßes Gerücht und Angaben anderer folgt der erste Angriff, hierauf eine betrügliche Gegenüberstellung, den Worten nach Stirn gegen Stirn, in Wirklichkeit aber mit Blendung der Augen, darauf sofort die abergläubische Wasserprobe, danach sengen und scheren[1], weiter foltern und peinigen, und wenn dann die verdächtige Person aus Marter oder Furcht vor der Tortur

1. Den Angeklagten — auch den Frauen — wurden von dem Büttel selbst die kleinsten Haare des Körpers abgeschoren oder gesengt, um zu sehen, ob der Teufel sie gezeichnet habe.

bekennt, die Verdammung zum Schwert oder Feuer. Was für Anzeigen werden insgemein gemacht? Erstlich mangelt es am Gesicht. Siehet einer nach oben, so taugt es nicht. Siehet einer nach unten, taugt es nicht. Siehet einer neben sich, taugt es nicht. Gehet einer fleißig in die Kirche, heißt es: Siehe den Gleisner! Der Teufel läßt ihm keine Ruhe, in der Kirche hat er keine Gewalt über ihn, darum ist er so scheinheilig. Kommt einer selten in die Kirche, heißt es: Der ist des Teufels lebendig; der kümmert sich nimmer um Gottes Kirche. Meiner Nachbarin Kuh gibt keine Milch, sie will nicht buttern; der anderen Nachbarin Kuh gibt wohl Milch, und in Eil kärnt sie die Butter. Jene ist bezaubert, diese ist die Zauberin! Verreiset jemand plötzlich, ruft man: Greift den Ehrendieb, der ist sich nichts Guts bewußt! Bleibt einer, vertrauend auf seine Unschuld, und wird ergriffen, heißt es: Der Teufel hat ihm das Herz beklommen, er konnte nicht wegkommen! — Wenn jemand so angegriffen worden, darf der Mann für seine Frau, die Tochter für ihre Mutter, der Herr für seinen Dienstboten nicht das Geringste tun. Und weil die Angeklagten etwas sagen müssen, damit sie der Pein und des elenden Lebens erlöst werden, so sagen sie, was jedermann weiß, obschon sie bei niemandem deswegen in Verdacht sind. Hat sich doch allhier die Merkwürdigkeit ereignet, daß H., ins Wasser geworfen, das erste Mal halb, zum andern ganz untergegangen, zum dritten Male aber oben geschwommen. Nun sage einer, welche Probe allhier recht gewesen? Wisset ihr nicht, daß Gott mit im Gericht ist, daß er das vergossene Blut der Verurteilten an jenem großen Tage von euren Händen erfordern werde?!

Der Jesuit Graf von Spee († 1635), der als Beichtvater selber viele Hexen auf ihrem letzten Gange begleitet hatte, mahnte (1631) in einer Warnungsschrift:

Wehe den Fürsten, die, statt Völkerhirten zu sein, die unmenschlichen Greuel unter ihren Schutz nehmen! Wehe den Richtern, die aus den Hexenprozessen ein Vorrecht und eine Erwerbsquelle gemacht haben! Und doch sollten sie die Schuld bedenken, mit welcher ein übereiltes Todesurteil das Gewissen belastet; sie sollten sich erinnern, daß man mit Menschenblut nicht kurzweilen und Menschenhäupter nicht leichtsinnig wie Kegelklötze hinwerfen dürfe. Wir alle müssen dereinst zum Richterstuhle der Ewigkeit, und wenn dort jedes unnütze Wort verantwortet werden muß, was wird mit solchen blutigen Taten geschehen?

Ich beteure es bei einem Eide, daß ich noch keine einzige zum Feuer begleiten helfen, von der ich, wenn ich alles reiflich erwogen habe, sagen könnte, daß sie des Lasters in Wahrheit schuldig gewesen. Und eben dasselbe haben mir noch zwei andere angesehene Theologen auch gesagt; und doch habe ich allen möglichen Fleiß angewendet, um die Wahrheit zu ergründen.

Wenn dieser Prozeß so fortgetrieben wird, wird kein Mensch, welches Geschlechts, Vermögens, Standes, Amtes und Würde er sein möge, vor dem Verdacht dieses Verbrechens sicher sein und bleiben, wenn er nur so viel Feinde hat, die ihn der Hexerei bezichtigen und es laut sagen können, weshalb ich, wohin ich mich wenden mag, einen elenden Zustand um mich sehe, wenn nicht diesem Unwesen in anderer Weise vorgebaut wird.

XVIII. Der Dreißigjährige Krieg.

1. Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II.

Lünig, Das Teutsche Reichs-Archiv. V. 55.

Wir Rudolf der Andere . . . tun kund zu ewigem Gedächtnis mit diesem Brief allmänniglich: Nachdem alle drei Stände unsers Königreichs Böhmen, so den Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi unter beiderlei Gestalt empfangen, in aller Demut nachgesuchet, daß sie bei der gemeinen böhmischen, von etlichen Augsburgisch genannten Konfession gelassen werden und für ihre Religion sub utraque frei und ungehindert männiglich exerzieren möchten, . . . weil denn unser gänzlicher Wille, daß in diesem Königreich unter allen dreien Ständen allerseits Lieb und Einigkeit erhalten werde und jeder Teil seine Religion, darin er seine Seligkeit erhofft, frei und ohne alle Bedrängnis üben möge, also haben Wir beschlossen und die Stände sub utraque mit diesem Unserm Majestätsbrief versorgt, daß sie einander nicht bedrängen, sondern für einen Mann als gute Freunde beieinander stehn, auch kein Teil den andern schmähen soll . . . Ferner tun wir den Ständen sub utraque die besondere Gnade und geben ihnen das untere Pragische Konsistorium wiederum in ihre Gewalt und bewilligen, daß sie ihre Priester in böhmischer und deutscher Sprache ordnen lassen, oder die geordneten ohne alle Verhinderung des Pragischen Erzbischofs aufnehmen. Nicht weniger auch die Pragische, von altersher denen sub utraque Universität, die Wir den Ständen samt aller ihrer Zugehör ebenfalls gnädigst in ihre Gewalt geben dergestalt, damit sie dieselbe gleichermaßen mit tauglichen und gelehrten Leuten besetzen, gute löbliche Ordnung anrichten und über diesen beiden gewisse Personen aus ihrer Mitte zu Defensoren verordnen mögen.

Im Fall jemand aus den vereinigten drei Ständen sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, in deren Besitz sie allbereits sind, und die ihnen zuvor zuständig, es sei in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder auch Schulen zum Unterrichte der Jugend aufbauen lassen wollte, soll solches sowohl der Herren- und Ritterstand als auch die Städte gesamt und besonders jederzeit geraum und frei tun können ohne allermänniglicher Verhindern. Und weil in einigen Städten die Anhänger beider Religionen beisammen wohnen, soll jeder Teil seine Religion frei üben, nach seinen Priestern sich richten und dem andern in seiner Religion keine Ausmessung tun, auch das Begräbnis der Leichen in den Kirchen und auf den Kirchhöfen sowie das Läuten niemand verwehrt sein. Es soll auch niemand von seiner Religion abgewendet und zu des Gegenteils Religion mit Gewalt gedrungen werden. Der Kaiser legt diesem Majestätsbriefe dieselbe Gültigkeit bei, welche dem Religionsfrieden für das deutsche Reich zukommt, erklärt alle Befehle, welche dawider von ihm selbst, seinen Erben und Nachkommen erlassen werden möchten, im voraus für unkräftig und nichtig, hebt alle Befehle, die früher gegen die Evangelischen erlassen worden, auf und verpflichtet sich, gegen jeden, der den Majestätsbrief brechen solle, als einen Verbrecher des gemeinen Friedens zu verfahren.

2. Klageschrift des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel an den Kaiser Ferdinand II. 1625.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1873. S. 42 ff.

Obwohl der Generalleutnant Graf Johann von Tilly durchaus keine Ursach gehabt, mich und mein Fürstentum, Graf- und Herrschaften, daraus ihm so wenig als hiebevor kein Leid geschehen, sondern vielmehr durch anderthalbjährige Einquartierung und andere vielfältige verstattete Durchzüge stattlicher Vorschub widerfahren, ich auch noch kurz vor seinem Einfall mich zu einem Merklichen anerboten, und wenn er so übel nicht gehauset, solches wohl hätte erfolgen können, so kann jedoch Eure kaiserliche Majestät alleruntertänigst ich ungeklagt nicht lassen, welchergestalt gedachter General den 18. verwichenen Monats Juli alten Kalenders auf zweien Schiffbrücken bei meinem Städtlein Holzminden mit seinem Heere über die Weser gesetzet, sein Kriegsvolk alsbald meine armen Untertanen (die ohnehin die vorigen Jahre her ganz erschöpft, feindseligerweise urplötzlich ungewarnterweise und wie ein Wetter überfallen, die armen wehrlosen Leute überraschet, in ihren Häusern, auf den Wegen in Holz und Felde, mit Weib und Kindern erbärmlich niedergehauen, zermetschet, darunter der Sechswöchnerinnen, Kindbetterinnen und kleinen Kinder nicht verschonet, deren etliche den Müttern an den Brüsten getötet, den Priestern, die sich vor ihnen nicht haben verstecken können, unsäglichen Schimpf und Marter angetan, teils totgeschlagen, darunter auch armer alter lahmer Krüppel in den Spitalen nicht verschonet, sondern dieselben greulicherweise gemartert und getötet, auch einem Weibsbilde (welches und alles andere mit lebendigen Zeugnissen zu beweisen) die Zunge aus dem Halse gerissen, anderen die Zunge im Munde gespaltet, anderen härene Stricke um die Köpfe gewunden, überstark zugezogen und durch solche Marter, wo sie Geld vergraben hätten, befraget; Ämter, Klöster, Städte, adlige Häuser, Flecken und Dörfer ganz ausgeplündert, Kisten, Kasten, Schäppe (Schränke) und alles aufgehauen, alle Pforten, Fenster, Stühle, Bänke und andern Hausrat vernichtet, aus- und entzwei geworfen, was an Fleisch, Butter, Käse, Eiern und andern Lebensmitteln vorhanden gewesen, wenn sie sich damit gefüllet gehabt, in Kot getreten; den Fässern mit Wein, Mehl, Bier, Broihan und anderem Getränke den Boden ausgeschlagen und auf die Erde laufen lassen, die Kirchen, Kapellen und Armenkasten aufgebrochen, den Kirchenornat an Kelch, Patellen (Tellerchen), Monstranzen, Meßgewand, heiligem Zierat neben allem andern, so darin befunden, herausgeraubt, die Altar- und Tauffsteine profaniert, mit ihrem Unflat verunreinigt, die Meßbücher zerrissen, in die heilige Bibel und andere Bücher salva venia (mit Erlaubnis zu sagen) gehofieret; die Flügel der Altäre, Orgeln und Kirchenstände entzweigehauen, die Gräber eröffnet und durchsuchet, das Kupfer und Blei von Kirchtürmen abgedecket und weggenommen, etliche schöne Bibliotheken verbrannt; ehrbare Frauen und Jungfrauen genotzüchtigt; ganze Flecken und Dörfer ausgebrannt und in die Asche gelegt; die Leute im Felde bei ihren Arbeiten niedergehauen, daß sie kein Korn einbringen, sondern alles im Felde stehen lassen müssen, woraus unmenschliche Hungersnot zu besorgen; die armen Leute in den Gehölzen, dahin sie sich zur Rettung ihres und ihrer Weiber und kleinen Kinder Lebens retiriret, gleich den wilden Tieren verfolget und niedergemetzelt, womit man bishero täglich dermaßen fortfähret, daß der größere Teil meines Landes über 12 Meilen Weges in

die Länge und zu 6 und 7 in die Breite ganz und dermaßen ruiniert, daß bei Menschenlebzeiten sich's nicht wird wieder erholen können.

3. Die Mansfelder in Ostfriesland.

Kort verhael, d. i. kurze Erzählung eines Eingesessenen des Dorfes Manslagt (Kreis Emden) zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges namens Poppe Aitets, dessen Aufzeichnungen durch das Gemeindeprotokoll des Nachbarortes Groothusen überliefert sind.

Spieghel van der Calvinisten Tyrannie, eine Flugschrift jener Tage, die sich in der Stadtbibliothek zu Gent befindet. Daß auch die entlegenen Teile des deutschen Landes durch den schrecklichen Krieg litten, zeigen die Leiden, welche die Mansfelder über Ostfriesland brachten. Mansfeld hatte sich nach den Niederlagen in Böhmen und der Pfalz nach den Niederlanden und dann (1622) nach Ostfriesland begeben.

Mansfeld erfuhr, daß Graf Enno von Osfriesland eine ... beträchtliche Summe Geldes in achtzehn Fässern in einem Gewölbe der Burg zu Esens verborgen hatte, das für seinen Schwiegersohn, den Fürsten von Lichtenstein, bestimmt sei. Ein Hauptmann spürte das Geld aus, erbrach den Burgturm und brachte es sofort nach Aurich zur Verfügung des Kriegsherrn.

Mehr, als der Hunger verschlang, vernichtete die Zerstörungswut. Die Soldaten warfen die Butter an Wände und Balken, den Käse zum Fenster hinaus. Zu Mittag verlangten sie Geld auf ihre Teller und nahmen mit dem Gelde auch das Tischzeug weg. Die Kühe der Bauern verkauften sie außer Landes und warfen ihren Pferden das unausgedroschene Getreide als Streu unter. In einem Hause zu Norden stachen sie den Kühen die Augen aus und trieben dann die Tiere mit scharfen Sporen gegen eine Mauer, daß sie den Kopf zerschellten. Die Buben stellten schwerleibige Männer ans Feuer, daß denselben das Fett aus dem Leibe quoll, und brieten sie zu Tode. Der Pastor zu Wirdum wurde sieben mal gegeißelt und dann aufgehängt. Einem Manne in Esens, der sein Geld nicht hergeben wollte, schnürten sie knotige Stricke um den Kopf und zogen sie fester und fester, bis das eine Auge herausſprang. In Marienhafe lagen 14 Soldaten bei einem 70jährigen Manne in Quartier. Sie luden noch andere dazu und zwangen den alten Mann, sie zu bewirten, was er auch tat. Da nahm einer der Soldaten eine Kohle vom Feuer und hielt sie dem Greise ins Gesicht, so daß er zurückwich. Zugleich hielt ihm ein anderer im Rücken ein Messer entgegen und verwundete ihn am Hinterkopfe. Nun warfen sie ihn nieder, begossen ihn mit Bier und Branntwein und brühten ihn vor einem Feuer, daß er kaum mit dem Leben davonkam. Besonders hart litt das Dorf Manslagt, wo vom Februar bis zum Juli ein ganzes Reiterregiment lag. Die Bewohner mußten die Soldaten nicht nur ernähren, sondern sie auch mit Kleidern, Fahnen, Pferden, Sätteln, Sporen und Geschirr versorgen. Ein Bauer wurde gezwungen, den Soldaten einst am Mittag 36 Gerichte auf den Tisch zu liefern, was sie nicht aßen, das besudelten sie oder warfen es den Hunden zu.

Bei dem Dorfe Osteel waren einige Leute mit Torfgraben beschäftigt; das Kriegsvolk aber glaubte, daß man Schätze im Moore vergraben wolle, und forderte die vermeintlichen Wertsachen für sich. Als die Leute nun sagten, daß sie nur für den Winterbrand Sorge trügen, wurden sie von den Soldaten gezwungen, sie nach ihren Häusern zu begleiten. Hier angekommen, banden sie einen der Hausbesitzer mit Stricken und mißhandelten seine Frau in seinem Beisein. Der Mann flehte, man solle ihm doch diesen Anblick ersparen; da hieß es: „Du Schelm, magst du es nicht sehen, so sollst du es nicht sehen," und sie stachen ihm beide Augen aus.

Vierzehn Monate lag dies Raubgesindel in Ostfriesland. Wie das Volk bei der teuflischen Behandlung verrohte, zeigt folgender Vorfall. In einer Scheune schliefen 7 Mansfelder auf Stroh. Leise trugen der Bauer und sein Sohn eine Leiter herbei, legten sie

über die Schlafenden, so daß die Köpfe zwischen den Sprossen steckten, und knieten jeder an einem Ende darauf. Dann schnitt die bereit stehende Frau allen sieben die Kehle ab! Endlich wurden die Mansfelder durch Hunger und Kälte aus dem Lande getrieben. Wiederholt fand man erfrorne Söldner mit einem Kohlstrunk im Munde, woran sie genagt hatten. Das erbitterte Volk aber machte seinem Grimme in dem Reime Luft:

De Mansfelder ett (ißt) nu geen (kein) Zückerbankett,
He mag wol Strunken sünder (ohne) Vett.

4. Wallenstein vor Stralsund.

Weller, Die Lieder des 30jährigen Krieges. Basel 1855. Gekürzt.

Der hinkende Bot bringt neue Mär,
Er kommt jetzt gleich von Stralsund her,
Hört, was sich zugetragen!
Friedland, der stürmt's mit großer Macht,
Das Geschütze donnert, blitzt und kracht,
Will alles zu Haufen schlagen. . .

Das heißt dem Kaiser das Reich vermehrt,
Wenn treue Stände werden ganz aufgezehrt,
Von Land und Leut verjaget.
Des Kaisers Herz den Frieden liebt,
Der Friedländer das Reich betrübt,
Sein Ehrgeiz ihn so plaget.

Wollt Gott, es hätt' manch' ehrlich Mann
Im Anfang wie Stralsund getan,
Sich seiner Haut gewehret;
So wär manch treuer Stand im Reich
Gemachet nicht den Bettlern gleich
Und also ausgezehret.

Darum, Deutschland, tu die Augen auf,
Merke, was des Wallensteiners Hauf
In ihren Schilden führen!
Wo du wirst länger noch zusehn,
Wird dir's zuletzt an die Gurgel gehn,
Der große Schlag dich rühren.

5. Die „Seligmacher" in Glogau. 1628.

a) Ch. A. Peschek, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Dresden 1844.

In Glogau hatten 140 katholische Bürger 7 Kirchen und 967 evangelische nur eine Kirche, die sollte ihnen auch weggenommen werden. Da war das Lichtensteinische sehr starke Regiment, das nimmer vor einige Feinde geführt, sondern bloß und allein in Mähren wider Evangelische, solche zum Papsttum zu zwingen, gebraucht worden, in die Lausitz geführet zu sonderbarem Fleiß, daß man dadurch die armen Leute in Schlesien auch reformieren sollte, weil diese „Seligmacher", wie sie genannt wurden, gar einen besonderen Griff und Kunst aus langer Übung erlangt hatten. Als man nun die rechte Zeit ersehen, ward solch Regiment wieder in Schlesien ins Fürstentum Liegnitz erfordert, von da ins Großglogauische neben der Stadt hingeführt, daß es den 26. Oktober 1628 nicht weit von dieser Stadt kampierte. Da waren viele sehr geschäftig und unruhig. Der Abrede gemäß wurden die Soldaten in der Nacht eingelassen, da sich die armen Leute im Schlafe gar nichts versahen. In der Stadt aber war es schon also angestellt, daß niemand anders dieselbe Nacht als Papistische die Wache hielten, also die Soldaten, von den Evangelischen unbemerkt, nicht allein in die Stadtmauern, sondern auch auf alle vier Gassen und Ecken in der Stille geführt wurden. Es ward auch genau auf alle Häuser Achtung gegeben, daß kein Bürger zum andern kommen oder Nachricht erhalten könne, woher das Volk eingelassen, oder was es bedeuten würde.

Man fragte nun nach den Evangelischen unter den Bürgern und wo die wohnten. Auf diese wurden die Quartiere gegeben, diese sollten die Soldaten nach ihrem Willen und Belieben traktieren mit Geld, Wein, Konfekt und dem besten Traktament kontentieren (zufriedenstellen). Die Katholischen blieben von Soldaten unbelegt, frei und verschont. Es wußten's auch die Soldaten gar wohl, weil sie zuvor allzeit dazu gebraucht worden und solch Handwerk aus der Maßen wohl verstanden, wozu es angesehen und was hierdurch versucht wurde; derowegen sie nicht allein mit großem Ungestüm, Fluchen und Schelten als leibhafte Teufel in die Häuser einfielen, sondern zugleich die Wahl dazu setzten: wolle der Lutherische quartierfrei sein und nicht so übel geplagt und behandelt werden, so solle er beichten oder nur Beichtzettel holen und sich katholisch erklären, sonst wäre ihm nicht zu helfen. Dannenhero ihrer viele aus Furcht, Angst und Schrecken, viele aus Unverstand und Unwissenheit, viele aber auch aus Leichtsinnigkeit hinliefen, sich beim Herrn v. Dohna, als Generalseligmacher, angaben, der ihnen dann alsbald einen Beichtzettel unterschrieben erteilte. Wenn der vorgezeigt wurde, räumte der Soldat das Haus und logierte sich bei einem andern, der noch keinen Beichtzettel genommen, ein. Und nun ward die Menge solcher, die Beichtzettel holten, in einer dergleichen volkreichen Stadt so groß, daß sie sich um die Zettel schlugen und drückten, und verschiedene Geistliche, die auf den Seiten saßen, nicht genug schreiben und Dohna nicht genug unterschreiben konnte. Aber je mehr sich die Zahl der Abgefallenen vermehrte, je mehr vergrößerte sich die Angst, Qual und Pein der andern, so beständig vermeinten zu bleiben, denn so viele Soldaten von jenen weggenommen, so viele wurden diesen auf den Hals gelegt, also daß zuletzt jenen, die sich eifrig und beständig zeigten, wohl ganze Kompagnien und mehr einquartiert wurden. Nur war dies nicht Einquartierung, wie sonst gebräuchlich, da der Soldat muß zufrieden sein, wenn der Wirt gibt, was er vermag und soviel erhält, sondern, wenn hier ein Mann schon alles gab, was er hatte und was er zu borgen vermochte, half es ihm doch nichts, wenn er dabei nicht sagte, katholisch zu werden. Inzwischen ward er geprügelt, im Haus und auf den Gassen auf- und niedergejagt, daß er Wein, Traktament und Geld schaffen mußte, so lange bis er bewilligte zu beichten oder einen Beichtzettel zu holen. Doch das war noch nicht alles.

Weil zuvor, als der Landeshauptmann v. Oppersdorf den Lutheranern die Nikolaikirche wegnehmen wollte, diese solchem Unternehmen sich widersetzt hatten, so mußten jetzt etliche dafür mit dem Leben zahlen, denn es wurde zu Glogau eine öffentliche Exekution gehalten und zwei oder drei Bürger, die fürnehmlich sich der Übergebung der Kirche widersetzt hatten, hingerichtet. Wie grausam man hernächst mit dem damaligen Pastor Valentin Preibisch verfahren, ist auch noch beizufügen. Bald nach Ersteigung der Stadt setzte man ihn gefangen und legte ihm ein Schwert und ein Kruzifix vor, um entweder den Tod oder den Abfall zu wählen. Er ist auch wirklich standhaft geblieben. Aus dem allen sieht jedermann genugsam ein, daß keine Art von Gewalttätigkeit gespart worden ist, um die evangelischen Glogauer zu bekehren. Und gleichwohl mußten hernach Rat und Gemeinde unter ihrer Hand und Siegel den 2. April 1629 einen Revers von sich stellen, als ob sie unbezwungen und ungedrungen also wie freiwillig zur katholischen Religion zurückgetreten wären, und schon am 4. November 1628 ein Statut unterzeichnen, durch welches allen Evangelischen auf immer Bürgerrecht und Nahrung in ihren

Mauern untersagt ward, worüber sie auch die kaiserliche Bestätigung in Wien erbitten mußten. Es verließen daher viele, sobald sie nur konnten, Haus und Hof, Habe und Gut und flohen nach Polen.

b) Großglogauische Beichte, so die abgefallenen Lutheraner tun sollen. 1629. Gleichzeitige Handschrift.
Eine Beichtformel, die nicht nur in Schlesien, sondern auch in West- und Süddeutschland angewandt wurde.

Ich armer, elender Sünder bekenne euch Priestern, daß ich so viele Jahre der verdammten gottlosen lutherischen Lehre beigewohnt und in solchem Irrtum gelebt habe, auch in ihrem greulichen Sakrament nichts anders empfangen als gebacken Brot und ein Trünklein Wein aus einem Faß. Solchem greulichen Irrtum und verdammlicher Lehre widersage und widerspreche ich nun und nimmermehr in alle Ewigkeit beizuwohnen, so wahr mir Gott helfe und alle Heiligen.

Artikel, so sie halten sollen: 1. Wir glauben, wie die katholische Kirche befiehlt, es sei in der Schrift gegründet oder nicht. 2. Wir glauben an der Heiligen Fürbitte und Anrufung. 3. Wir glauben, daß ein Fegefeuer ist. 4. Wir glauben an die sieben Sakramente. 5. Wir glauben an die heilige Jungfrau Maria. 6. Wir schwören zu Gott, daß die lutherische Lehre falsch und verdammlich sei, und wollens die Zeit unseres Lebens tun, auch unsere Kinder davon abhalten. 7. Wir schwören, daß wir den Kelch des Herrn die Zeit unsers Lebens nicht gebrauchen wollen oder denselben treiben. 8. Wir schwören, daß wir in die katholische Lehre aus gutem Willen und ohne Zwang getreten sind, dazu uns Gott Vater, Sohn und heiliger Geist helfe! Amen!

6. Klage der Fürsten über Wallenstein auf dem Kurfürstentage zu Regensburg. 1630.

Theatrum Europaeum (Europäisches Theater), eine im 17. Jahrhundert in Frankfurt a. M. erscheinende Zeitschrift. Sie ging später in den Besitz der Kupferstecher- und Kunsthändlerfamilie Merian über, die sie mit wertvollen Kupferstichen, namentlich mit Städteansichten, schmückte. 1718 hörte sie auf zu erscheinen.

Die Kurfürsten gaben genugsam zu verstehen, daß an den trübseligen Zeiten, an Schanden und Lastern, greulichen und unerhörten Kriegsdrangsalen, so täglich vorkamen, der neue Herzog aus Mecklenburg als General über die kaiserliche Armee einzig und allein die Ursache wäre, indem man demselben ohne der Stände Bewilligung eine solche Gewalt aufgetragen, die noch kein einziger vor ihm gehabt hatte. So wäre auch das unsägliche geworbene Kriegsvolk zu nichts dienlich, als das allgemeine Vaterland zu verwüsten. Überdies hätte man die mit Kriegsmacht überzogen, wider die solches niemals beschlossen worden. Die Kontributionen wären nach des Herzogs eigenem Wohlgefallen angesetzt und mehr als barbarischerweiser den Leuten abgezwungen worden. Weiter ward bestätigt, daß Kurbrandenburg allein diese wenigen Jahre her nur an Kontribution auf die 20 Millionen Gulden hergeschossen hätte. Nicht weniger hat man sich zum höchsten beschwert wegen der großen Pracht, so der Herzog samt seinen Obersten und Befehlshabern sowohl an Kleidung, goldenem und silbernem Geschirr als auch an schönen und köstlichen Pferden verübt und getrieben.

Sonst kamen auch von andern Fürsten und Ständen des Reichs, so teils persönlich erschienen, teils ihre Abgesandten dahin schickten, unterschiedliche Klagen über die Kriegsdrangsale und die Grausamkeiten der Soldaten ein. Sonderlich haben die pommerschen Abgesandten nachfolgendes im Namen ihrer Fürsten der kaiserlichen Majestät übergeben:

Es zweifle der Herzog in Pommern nicht, Ihre kaiserliche Majestät würde noch im Gedächtnis haben, wie er zu unterschiedlichen Malen sich höflichst beklagt über die unerhörten Drangsale und unaussprechlichen Grausamkeiten, die wider ihn und seine Untertanen nunmehr fast drei Jahre durch die einquartierten Soldaten verübt würden. Welche Last nunmehr so gar schwer geworden, daß er sie länger zu tragen nicht vermöchte. Denn obwohl er vermöge der Reichsverfassungen in keinewege verbunden wäre, ein Heer allein zu unterhalten, hätte er dennoch in seinem Herzogtume von J. kais. Maj. Armee nunmehr fast drei Jahre über einhundert und mehr Kompagnien allein unterhalten, auch wohl daneben zu Zeiten an fremde Orter Proviant liefern und allerhand beschwerliche Märsche täglich über seine Lande gehen lassen müssen. Daher denn die darauf gewandte Summe sich nunmehr und zwar allein in der fürstl. Stettinischen Regierung wohl auf 10 Millionen Gulden erstrecke, wie zu jeder Zeit könne bewiesen werden. Durch wie beschwerliche Gewaltmittel aber die monatlich angeordneten Kontributionen von seinen Landsassen und Untertanen erpreßt worden, und was für Drangsale dabei verübet, und daß ein Teil der Offiziere die Eintreibung so scharf anzurichten befohlen, wenn auch die Einwohner kein Hemd auf dem Leibe behalten sollten. Ingleichen, was für Ärgernis vorgegangen mit Verhinderung des Gottesdienstes, Beraubung der Kirchen, Öffnung der Gräber, allerhand Eingriffe in seine Hoheit, Entwaffnung der Untertanen, Schmälerung der fürstlichen Einkünfte, die nunmehr also abgenommen, daß er seinem fürstlichen Stande gemäß aus dem ganzen Lande keine fürstliche Tafel halten könne, dagegen aber ein Rittmeister oder Hauptmann aus einem Quartier so viel zu genießen hätte, daß er sich mehr denn fürstlich traktieren könne, ohne was er zu Zeiten an großen Summen wegschicke. Auch, wie in tyrannischer und barbarischer Weise wider die armen Leute mit Prügeln, Brennen und Plündern vorgegangen werde, und wie endlich durch Entziehung notdürftiger Lebensmittel die bekümmerten Leute mit unnatürlicher Speise, als mit Träbern, Knospen von den Bäumen und Gras, sich zu sättigen gezwungen werden.

7. Unterredung Gustav Adolfs mit dem brandenburgischen Bevollmächtigten in Stettin. Juli 1630.

K. G. Helbig, „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg." G. Freytag, „Bilder ꝛc." III. Bd. S. 175 ff.

Der Bevollmächtigte des Kurfürsten Georg Wilhelm, der den König zu einem Waffenstillstande mit dem Kaiser bereden sollte, erzählt:

Nachdem Seine königliche Majestät mich gnädigst angehört, aber, da ich an den Vorschlag des Waffenstillstandes kam, etwas gelächelt hatte, so hat sie mir geantwortet:

Ich hätte mich wohl einer anderen Gesandtschaft von meines Herrn Schwagers Liebden versehen, nämlich, daß sie mir vielmehr entgegenkommen und sich mit

mir zu ihrer eigenen Wohlfahrt verbinden werde, nicht aber daß Se. Liebden so schlecht sein sollte, diese Gelegenheit, die Gott sonderlich geschickt, nicht zu gebrauchen. S. L. will die helle und klare Absicht ihrer Feinde nicht verstehen, sie unterscheidet nicht den Vorwand von der Wahrheit und bedenkt nicht, wenn dieser Vorwand aufhören sollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu besorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, um dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß S. L. sich vor dem Kriege so sehr entsetzen würde, daß sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn S. L. noch nicht, daß des Kaisers und der Seinigen Absicht diese ist, nicht eher aufzuhören, als bis die evangelische Religion im Reiche ganz ausgerottet ist, und daß S. L. nichts anderes zu erwarten habe, als entweder ihre Religion zu verleugnen oder ihr Land zu verlassen? Meinet sie, daß sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas anderes erlangen werde? Um Gottes willen bedenke sie sich doch ein wenig und fasse einmal männliche Entschlüsse. Sie sehe diesen frommen Herrn, den Herzog von Pommern an, welcher auch so unschuldigerweise, da er gar nichts verwirkt, sondern nur sein Bierchen in Ruhe getrunken hat, so jämmerlich um das Seine gebracht worden ist, und wie wunderlich Gott ihn gerettet hat, daß er sich mit mir verglich. Was derselbe aus Not getan, das mag S. L. freiwillig tun.

Ich kann nicht wiederum zurück, der Würfel ist gefallen. Ich suche bei diesem Werke nicht meinen Vorteil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, sonst habe ich nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Ursache genug dazu gegeben; man hat zuerst den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geschickt und versucht, mich herauszuschlagen, dann hat man sich der Ostseehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wohl ersehen, was man im Sinne hatte. Eben solche Ursachen hat Seine Liebden, der Kurfürst, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und sich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit S. L. nicht länger in seinem Lande ein Statthalter des Kaisers, ja eines kaiserlichen Dieners sein möge. Wer sich zum Schafe macht, den frißt der Wolf.

Jetzt gerade ist die beste Gelegenheit, da ihr Land der kaiserlichen Soldaten ledig ist, daß sie ihre Festungen selbst gut besetze und verteidige. Will sie das nicht tun, so gebe sie mir eine, etwa nur Küstrin, so will ich sie verteidigen, und bleibet dann in eurer Untätigkeit, die euer Herr so sehr liebt. Was wollt ihr sonst machen? Denn das sage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an ihre Grenzen komme, muß sie sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete sie zu mir; will sie es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß sie fürwahr mit mir fechten. Ein drittes gibt es nicht; des seid gewiß.

Seine Liebden trauet weder Gott noch ihren guten Freunden. Darüber ist es ihr schlecht gegangen in Preußen und in diesen Landen. Ich bin S. L. Diener und liebe sie von Herzen, mein Schwert soll zu ihren Diensten sein, das soll sie bei ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber sie muß dazu auch das Ihrige tun.

Seine Liebden hat ein großes Interesse an diesem Herzogtume Pommern,

dasselbe will ich verteidigen ihr zu gut, aber unter derselben Bedingung, wie in dem Buche Ruth dem nächsten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth selbst zum Weibe nehme, so muß auch S. L. diese Ruth mitnehmen, das heißt, sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden, wenn sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, so sage auch ich klar heraus, daß sie es nimmer bekommen soll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugsam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft ist, ich habe das in so vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verschiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade so weit gekommen bin, wieder hinausziehen sollte, das kann mir niemand raten, auch der Kaiser selber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will.

Einen Waffenstillstand könnte ich auf einen Monat wohl geschehen lassen. Daß S. L. mit vermitteln, kann mir recht sein. Aber sie muß sich zugleich in Positur stellen und die Waffen zur Hand nehmen, sonst wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hansestädte sind bereit, sich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß sich ein Haupt im Reiche hervortue. Was könnten die beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg mit diesen Städten nicht durchsetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!

Darauf habe ich repliziert, daß ich von seiner kurfürstlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majestät über ein bewaffnetes Bündnis zu reden. Für meine geringe Person zweifelte ich sehr daran, daß kurfürstliche Durchlaucht sich dazu werden verstehen können, ohne Ehre und Treue zu verletzen.

Da unterbrach Seine Majestät stracks: Ja, man wird euch bald honorieren, daß ihr um Land und Leute kommen werdet.

Ich: Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.

König: Das wird doch geschehen, wenn ihr still sitzet, und wäre schon geschehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden sollten so tun, wie ich tue, und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem Bette gelegen. Möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin sitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte.

Ich habe darauf weiter geredet: Weil Eure königliche Majestät zufrieden sind, daß kurfürstliche Durchlaucht sich zum Vermittler mache, so müßte doch Seiner kurfürstlichen Durchlaucht wenigstens die Neutralität gelassen werden.

König: Ja, so lange, bis ich an seiner Liebden Land komme. Solch Ding ist doch nichts als lauter Spreu, die der Wind aufhebt und wegweht. Was ist das doch für ein Ding: Neutralität? Ich verstehe es nicht.

8. Erlebnisse des Stadtschreibers Friese bei der Zerstörung Magdeburgs. 1631.

Von dem ältesten Sohne des Stadtschreibers nach Aufzeichnungen des Vaters und eigenen Erinnerungen niedergeschrieben und von dem Enkel in seinen „leichten historischen Fragen" (Hamburg 1703) veröffentlicht.

Auf die Nachricht, die Stadt sei von dem Feinde gewonnen, hatte auch der Vater das Rathaus verlassen und sich zu uns begeben, um bei der drohenden

Gefahr noch schnell einige Vorkehrungen zu treffen. Da er etlichemal zu den kaiserlichen Generalen Tilly, Pappenheim und andern hinaus in das Lager gesendet und deshalb ziemlich bekannt war, so fürchtete er, man möchte ihm ein hohes Lösegeld abfordern. Um nun für einen geringen Bürger angesehen zu werden, zog er ein ledernes Wams und graues Beinkleid an; auch die aus der Heiligen-Geistkirche herbeigeeilte Mutter wählte ihren schlechtesten Anzug. Inzwischen ward das Schießen immer heftiger; endlich erfolgte eine entsetzliche Salve. Das Feuer schwieg jetzt, der Widerstand hörte auf, und die fliehenden Bürger eilten mit ihren Gewehren unter Ach- und Wehgeschrei in ihre Häuser. Alle Türen wurden nun verschlossen und aufs beste verwahrt. Nicht lange hernach ertönte das „all gewonnen, all gewonnen!“ der kaiserlichen Soldaten durch die Gassen, und sie schlugen an die Türen wie lebendige Teufel. Wir armen Leute hätten vor Furcht in den Häusern sterben mögen und beteten zu Gott um gnädige Errettung. Jetzt wurde auch bei uns angepocht. Unser Präzeptor (Hauslehrer) sah oben hinaus und rief: „Quartier (Gnade)!“ Sogleich geschahen zwei Schüsse nach ihm, und die Soldaten drohten, alles im Hause umzubringen, wenn man ihnen nicht augenblicklich öffne. Wir machten auf. Zwei Musketiere traten ein und verlangten Geld. Vater und Mutter gaben ihnen, was sie bei sich hatten, auch noch Kleider und Geräte. Sie entfernten sich damit und wiesen unsere Bitte, uns gegen ein Lösegeld aus der Stadt zu helfen, mit der Antwort zurück, sie müßten erst Beute machen.

Nachdem die Soldaten hinweggeeilt waren, zerschlug der Vater mit einer Art Öfen, Türen und Fenster, riß das Stroh aus den Bettsponden, warf die Gesindebetten, auch die Töpfe aus der Küche überall umher und sperrte die Haustür angelweit auf. In eine Ecke des Flurs ließ er einen mit Speisen besetzten Tisch stellen, jedoch so, daß er nicht sogleich in die Augen fiel. Die plündernden Soldaten hielten das Haus seinem wüsten Ansehen nach bereits für ausgeräumt und achteten es daher nicht mehr der Mühe wert, hineinzugehen. Unglücklicherweise aber bemerkten vier gerade vorüberkommende Musketiere die Mutter, stürzten mit ihren brennenden Lunten zu uns in die Stube und schlugen und stießen auf den Vater los. Die Mutter wehrte bisweilen mit der Hand ab, aber es half doch nichts. Wir Kinder hingen uns wie Kletten an die Soldaten und weinten und schrieen, sie sollten uns nur die Eltern leben lassen. Fern davon, über unsre Zudringlichkeit böse zu werden und uns zurückzustoßen, ließen sie sich vielmehr durch unser Flehen erweichen. Wir gaben ihnen nun einiges Geschmeide und andere Pretiosen, auch suchten sie sich das beste Leinengerät aus und gingen dann weg, ohne sonderlich nach dem Essen auf dem Tische gefragt zu haben. Nunmehr aber getrauten wir uns nicht länger in der Stube zu bleiben, sondern flüchteten in eine finstere Kohlenkammer, die auf dem Hofe in einem wüsten Stalle lag. Wie wir eben dahinlaufen wollten, stieg ein Student, der nebenan wohnte, über das Häuschen des Brunnens, den wir mit dem Nachbar gemeinschaftlich hatten, um sein Licht bei uns anzuzünden. Er erzählte uns, die Soldaten, die in ihrem Hause wären, verlangten Beute; man habe alles im Keller versteckt, und es fehle an Licht, um den Plünderern hinunter zu leuchten. Nachdem der Student mit seiner brennenden Kerze wieder zurückgeklettert war, öffnete der Vater die beiden Falltüren am Brunnen und befestigte sie nach unsrer Seite zu, so daß dieser Weg nicht mehr benutzt werden konnte; denn er besorgte, die Nachbarn möchten die in ihrem Hause fürchterlich tobenden, fluchenden und unaufhörlich nach Beute rufenden Soldaten aus großer Angst zu uns herüberweisen. Wir verhielten uns in unserer Kohlenkammer mäuschenstill. Nach einer Weile schlich der Vater sich wieder ins Vorderhaus, um zu sehen, wie es dort hergehe; aber alsbald wurde ein Trupp Plünderer seiner ansichtig und stürzte mit großem Geschrei auf ihn zu. Dies hörte die Mutter, lief auch hervor, und wir Kinder folgten ihr. Es waren sieben Sol-

baten; alle hatten brennende Lunten, redeten eine fremde Sprache, und wir entnahmen bloß aus ihren Gebärden, daß sie Geld haben wollten. Die Entschuldigung des Vaters, daß uns bereits alles genommen sei, verstanden sie nicht, schossen zweimal im Flur nach ihm, die Kugeln aber fuhren in die Wand, ohne ihn zu treffen. Indem sich die Eltern nun in die Stube flüchten wollten, hieb einer mit seiner Hellebarde nach dem Vater, verfehlte ihn aber zum Glück ebenfalls. Als der Vater endlich den Offizier lateinisch anredete und ihm, da er kein Geld mehr habe, Kleider, Leinwand, Zinn und dergleichen anbot, wurden die Wütenden etwas ruhiger.

Der Offizier aber begehrte Geld; sobald das da wäre, wollte er alsbald die Soldaten wegführen. Nun hatten wir noch an einem anderen Orte im Hause ein Kästlein stehen, da waren Perlen und andere wenige Sachen darin, unser, der Kinder, Patengeld. Darauf besann sich die Mutter, sie führten den Offizier hinauf und gaben es ihm mit der höchsten Bitte, er solle uns loslassen und hinaushelfen, so wollten wir uns gern loskaufen. Aber er war dazu nicht zu bewegen, fluchte gewaltig und tat sehr grausam. Endlich ließ er uns gehen und nahm des Vaters besten Mantel mit schönen Schnüren und sammetnen Aufschlägen, den er zu Ehren umzutun pflegte. Wir gingen über den Saal hinweg und konnten durch die anderen Gemächer in den Hof und in unser Kohlenkämmerlein kommen. Die Soldaten aber liefen in dem Hause herum bei einer halben Stunde, schlugen und suchten alles aus; doch keiner kam in den Stall, weil er voll Dünger und Streu lag.

Als es nun etwa um neun Uhr und wieder ein wenig in unserm Hause still war, sagte der Vater, wir wollten uns erst recht verstecken und zwar auf dem alten Boden; der war wie ein Taubenschlag und sehr finster, und wenn einer auch hinaufgekommen wäre, so hätte er uns wegen der Finsternis nicht sehen können, denn wir steckten ganz hinter dem Dache. Wenn uns Gott nun daselbst nicht hätte wie einen Brand aus dem Feuer gnädiglich gezogen und ganz wunderlich hinausgeführet, so wären wir alle miteinander dort verbrannt.

Als wir uns nun auf dem alten Boden versteckt hatten, war unsere gewesene Magd, deren Mann selbige Nacht die Wache am Lakenmachertore gehabt hatte, unser Glück und Unglück. Sie war in dem großen Schrecken zu uns gelaufen und wollte bei uns bleiben, meinend, daß es doch um ihren Mann geschehen sei, weil er eben auf der Wache war. Als wir auf dem Boden eilends uns verkrochen, hatte sie sich ein wenig in dem Kohlenkämmerchen verweilet und ihre Sachen, die sie in einem Korbe trug, versteckt und wollte nun auch über den Hof aus dem Stalle zu uns laufen. Da sieht sie ein Soldat und ist hinter ihr drein mit ziemlichem Schreien: „Halt! Halt!“ Die Magd, die nicht faul auf den Beinen war, läuft mit dem Ausruf: „Ach, ach!“ geschwind die Treppe hinauf zu uns auf den Boden. Der Soldat aber hört das Laufen und Achzen und kommt auch nach, findet uns mit dem Vater zusammen, der bei der Magd an der Treppe stand und sich sehr beklagte: „Ach, Anna, du wirst mir gewiß die Soldaten heraufführen!“

Indessen kam der Soldat auf den Vater los mit einem Spitzhammer. Die Mutter lief alsbald zu mit Schreien, und wir Kinder alle um ihn herum bitten und rufen, er solle doch nur den Vater leben lassen. Christian, mein vierter Bruder, so damals noch ein kleines Kind, das kaum ein wenig laufen und lallen konnte, spricht in der großen Angst zu dem Soldaten: „Ach! laß doch nur den Vater leben! Ich will dir auch meinen Dreier geben, den ich auf den Sonntag bekomme.“

Die Worte des unerzogenen, damals einfältigen Kindes bewegten vielleicht durch Gottes gnädige Schickung das Herz des Soldaten, daß er alsbald sich änderte und aus einem grausamen ein freundliches Gemüt zu uns wendete. Er sah uns Kinder an, wie wir da um ihn herumstanden, und sagte: „Ei, das sind

seine Bübel!" denn er war ein Nürnberger, und zum Vater sprach er: „Willst du mit den Kindern herauskommen, so geh alsbald fort; denn die Kroaten werden über eine Stunde hereinkommen, so wirst du mit deinen Kindern schwerlich leben bleiben!" Indessen besinnt er sich und spricht: „Ja, ich habe aber noch keine Beute gemacht; ich will dich wohl hinausführen, aber ich muß erst Beute machen," und wollte wieder hinweggehen. Da fielen wir ihm zu Füßen und baten, er solle uns doch nur mitnehmen; wir wollten gern, wenn er uns nach Gommern, zwei Meilen von Magdeburg gelegen, bringen würde, zweihundert Taler geben. Aber er sagte, er müsse erst Beute haben. Wir sollten nur an dem Orte bleiben, er wolle noch ein paar Häuser absuchen, bis er Beute habe, hernach uns holen, schwur und vermaß sich hoch, er wolle wiederkommen. Weil er nun gar so hart darauf bestand, daß er Beute haben müsse, so spricht unsre Magd, er solle mit in ihr Haus gehen, da sei eine Hucke mit Kleidern und Geld und andern Sachen ihres Mannes, die wolle sie ihm geben, wenn er uns hinausführe. Der Vater bat auch die Magd, sie möge diese letzte Treue an uns tun und den Soldaten wiederbringen. So ging der Soldat mit der Magd davon.

Wir hatten schon verzagt, daß sie würden wiederkommen können, befahlen uns Gott und krochen wieder unter das alte Dach. Da hörten wir erst, wie es in unserm Hause herging. Kisten und Kasten hörten wir aufschlagen, sahen auch durch die Ziegel, wie die armen Leute, unsere Nachbarn, gestoßen und gemartert wurden, und glaubten uns alle Stunden des Todes. In solcher Angst blieben wir eine gute halbe Stunde.

Indessen war der Soldat mit der Magd eine sehr weite Straße durch drei oder vier Gassen in ihr Haus gegangen, und sie selbst hatte die obengedachte Hucke angefaßt und trug sie ihm. Er aber hatte unterwegs gefragt, wer wir doch seien. Da fährt das gute Weib heraus und sagt, daß mein Vater Oberstadtschreiber wäre. Im Herumgehen hat er unterschiedliche Male gesagt, sie solle ihn doch wieder in das Haus führen, wo die kleinen Bübel wären. Als nun die Magd mit ihm wieder in das Haus kam, was wir nimmermehr vermutet, steht der Soldat im Hofe und ruft nach dem Boden zu: „Herr Oberstadtschreiber, kommt herunter!" Diese Worte waren dem Vater wie ein Messer, so ihm würde in den Leib gestoßen, indem er nicht ausfinnen konnte, wer ihn doch kennete; er vermeinte endlich in der großen Angst, er sei verraten worden, sie hätten die Magd gemartert, daß sie gesagt, wo die Leute im Hause und wer sie seien. „Ach, daß es Gott erbarme!" sagte er mit Tränen, „ich bin verraten, nun werden wir gewiß an die rechte Angst gehen." Der Soldat aber rief fort, er solle bald kommen. Darauf gesegneten sich Vater und Mutter, vermeinten, wir würden entweder sterben oder doch eins von dem andern kommen, und gingen in großer Angst und Todesfurcht hinunter. Aber als wir hinunter in den Hof kamen, stand unser Soldat bei der Magd und empfing uns. Das ganze Haus war voll Soldaten, Pferden und dergleichen. Etliche wollten auch stracks auf den Vater los, aber der Soldat nahm sich unser an, sagte, wir seien seine Gefangenen, und ließ uns nicht antasten. Darauf ging die Mutter in die Stube und sah ihre Schaube, die nahm sie, und weil der Soldat sagte, wir sollten Brot mit ins Lager nehmen, es sei draußen wenig zu bekommen, nahm sie auch zwei Brote mit in einem Korbe.

Also gingen wir um 10 Uhr ungefähr aus dem Hause hinaus. Wir Kinder nahmen einander Paar um Paar bei den Händen und gingen auf des Vaters ernste Bedrohung geschwind vor den Eltern her und dem Soldaten nach.

Unsere Anna, so die kleine Schwester Anna Magdalena wartete, trug sie auf dem Arme in ihrem Bettchen hinter uns her und gab neben unsrer gewesenen Magd ein wenig acht auf uns Kinder, daß wir uns nicht etwa verspäteten oder voneinander kämen. Endlich folgten Vater und Mutter. Damit der Vater

desto besser fortkäme, gab der Soldat ihm seine Muskete, die er tragen mußte. Er sah in Wahrheit einem Soldaten nicht gar unähnlich; denn unter dem Angesichte war er ganz schwarz von dem Schießen geworden, und wie er den Ofen, die Fenster und Türen eingeschlagen, hatte er sich so garstig zugerichtet, hatte keinen Kragen um und ein braun ledern Wams und graue tuchene Hosen an und alte Stiefel. So ging er neben der Mutter und hat mich oftmals, wenn es an ein Gedränge kam, in den Gassen durchgerissen wie ein Soldat und zur Mutter gesagt: „Frau, gehet fort!" wie man sonst zu jemand Fremden sagen möchte. Als wir nun durch ein paar Gassen gegangen waren, sahen wir verschiedene Tote aneinander liegen, mußten oft in großem Gedränge über die toten Körper hinwegschreiten. Unter andern sahen wir auch einen Bauer oben aus dem Giebel herunterwerfen, welcher mit heißem Wasser verbrannt war und gewaltig rauchte. Ferner lag eine Magd auf der Gasse, welche Fleisch in einem Handkorbe getragen und also erschossen war, und ein Hund stand dabei, der das Fleisch fraß.

Der Soldat aber ging in ein Haus und wir ihm nach. Daselbst sagte er, er müsse uns Kindern etwas zu essen und zu trinken holen, denn es sei sehr weit in das Lager, wir könnten sonst nicht ausdauern; stieg in die Esse und langte Würste und Speckseiten herab, ergriff einen bunten türkischen Teppich, band die Speckseiten und Würste darein und trug sie also hinaus. Unterdessen aßen wir Kinder von dem Brote, so wir mitgenommen. Es waren aber etliche zwanzig kleine Kinder in dem Hause, die liefen zu unserer Mutter, wollten auch Brot haben, und die Mutter teilte ihnen fast das halbe Brot aus. Der Soldat aber lief in den Keller und brachte in einem Eimer Bier herauf; da tranken wir und wurden erquickt; danach gingen wir ein wenig weiter hinaus.

Unterwegs begegnete ein Soldat der Mutter und riß ihr die Schaube von dem Leibe; ein andrer wollte die Kinderfrau, so die kleine Schwester Anna Magdalena trug, anpacken, aber unser Soldat nahm sich ihrer an; da ließ er sie wieder gehen. Wir sahen sehr viele Tote auf den Gassen, was ein schrecklicher Anblick war. Endlich half uns der liebe Gott durch die Pforte, da die Kroaten hereingeritten kamen und immer neben uns niederhieben, auf den Wall; von dannen kamen wir rechtsum und mußten den Wall hinunterrutschen.

So gelangten wir endlich ins Lager zu des Soldaten Hütte, der eine Frau hatte, die eine Nürnbergerin war. Diese empfing uns nicht gar zu freundlich und sagte zu ihrem Manne: „Was den Teufel bringst du? Du bringst die Hütte voll Kinder; ich dachte, du brächtest Beute!" Der Mann stillte sie mit den Worten, er hätte die Bübel müssen herausführen, Gott würde ihm Beute bescheren, und legte dann seinen Teppich mit den Speckseiten in die Hütte. Darauf setzten wir uns und waren froh, daß wir ein wenig Schutz und Sicherheit haben konnten. Die Soldatenfrau gab sich endlich auch zufrieden. Sie kochte für die Offiziere des Regiments und hatte viel zu schaffen mit dem Essen, da half ihr die Mutter anrichten, kochen und braten und ging ihr zur Hand wie eine Magd.

Diese Nacht, ungefähr um elf Uhr, stand die ganze Stadt Magdeburg im Feuer, und der Vater führte uns aus der Hütte, damit wir die Zeit unseres Lebens davon sagen könnten. Es war im Lager, das doch so weit von der Stadt gelegen, alles von der großen Feuersglut so hell, daß man einen Brief dabei lesen konnte.

Des andern Tags, den 21. Mai, ging der Soldat mit seiner Frau in die Stadt und holten Beute. Die Mutter mußte indessen das Kind des Soldaten warten und das Essen besorgen, was sie auch willig und gern tat. Wir machten die Hütte zu, und der Vater saß stets darinnen, damit man ihn nicht kennen mochte. Er konnte aber durch das Glas der Hütte sehen, wie viele gute Freunde, Bekannte, Bürger, auch Weibspersonen gefangen durch das Lager an

Stricken geführt wurden. Und hatten wir Gott fröhlich zu danken, daß wir noch so ledig gehen und bleiben konnten. Sobald aber Bekannte aus der Stadt geführet wurden, welche die Mutter von ungefähr draußen vor der Hütte am Feuer sahen, war dieses das Allerärgste, daß sie alsbald die Mutter anredeten und sagten: „Frau Stadtschreiber, seid ihr auch heraus? Wie gehet es zu? Könnt ihr so herumgehen? Ich muß mich ranzionieren (freikaufen), aber ihr habt es gut.“ So gönnten uns die elenden Leute unser Glück nicht und hätten mit ihren leichtfertigen Reden uns gar bald in großes Unglück stürzen können.

Danach kam ein Soldat an die Hütte, der unsern Soldaten sprechen wollte. Der Vater hatte sich ein wenig auf das Soldatenbett gelegt, so ganz hinten stand; die Mutter aber saß an der Hütte und weinte. Wir Kinder saßen um sie herum und hätten gerne getrunken. Da erzählte der Soldat und wies, was er für Beute bekommen, nämlich alle Finger voll Ringe mit trefflichen, schönen Steinen, die er ansah und sich darüber freute. Indem forderten wir Kinder zu trinken, die Mutter hatte so viel nicht bei sich, eine Kanne Bier zu bezahlen, da gab der Soldat ihr fast anderthalb Taler, daß sie uns Kindern sollte Bier holen lassen. So mußten unsere Feinde durch Gottes wunderbare Schickung Mittel geben, uns zu erhalten. Hierbei erkannten wir, daß Gott die nicht verläßt, die auf ihn hoffen und seiner Allmacht festiglich vertrauen; dafür sei ihm Lob, Ehr und Dank gesagt!

Gegen Abend kamen der Soldat und seine Frau wieder und brachten treffliche Beute an Geschmeide, Gold und köstlichem leinenen Geräte, und sagte der Soldat, es hätte ihm Gott solches deshalb beschert, weil er die kleinen Bübel herausgeführt, hielt es auch seiner Frau vor, daß sie gestern ihm verwiesen, daß er die Hütte voll Kinder gebracht, und war wohl zufrieden mit seinem überkommenen Glücke und dankte Gott, was denn von Soldaten nicht leicht gebräuchlich ist. Er war ein gottesfürchtiger Mensch und sehr barmherzig. Gott vergelte ihm die Wohltat, die er an uns tat, ewiglich; wir werden auch am jüngsten Tage solche Wohltat rühmen.

Des dritten Tages mußte der Soldat auf die Wache ziehen und konnte uns deswegen nicht nach Gommern bringen, wie er es versprochen hatte. Er richtete aber sonst Gelegenheit zu, daß wir mit einem Leutnantswagen neben andern Magdeburgischen Leuten nach Wolmirstedt, zwei Meilen von Magdeburg gelegen, kamen.

9. Die Schlacht bei Breitenfeld. 1631.

Sechßerley gantz neue ankommene Aviso. Nr. IV. Druck von 1631. Gekürzt.

Ich bin ein Postbot, ausgesandt
Vom König in Schweden in alle Land,
Dem Monsieur Tilly nachzufragen,
Der sich aus Meißen hat lassen jagen.
Ei, Lieber, sagt, wo sind ich doch
Den verlornen Grafen Tilly noch?

Ihr kühnen Soldaten, Knecht und Herr,
Aus Brandenburg, aus Meißen und mehr,
Die ihr, da man Alarm geblasen,
Geflohen seid als wie die Hasen;
Ei, Lieber, sagt ꝛc.

Sagt mir, ihr armen Bauerleut,
Die ihr vom Haus vertrieben seid
Und jetzt in Berg und Wald müßt leben,
Hat er sich unter euch begeben?
Ei, Lieber, sagt ꝛc.

Aldringer und Götz, seine Freund gar gut,
Die gewiß sein Unglück schmerzen tut,
Die ihr gewesen sein Trost allein,
Sagt, wo mag er hingeflogen sein?
Ei, Lieber, sagt ꝛc.

Ihr Mönche und ihr Jesuiten,
Sagt, wo ist er hingeritten?
Ist er nicht kommen, euch zu klagen,
Wie er so elend sei geschlagen?
Ei, Lieber, sagt ꝛc.

Ihr Herren überm armen Spital
Und Totengräber allzumal,
Ist bei euch nicht ein armer Tropf,
Dem sehr zerschlagen ist der Kopf?
Ei, Lieber, sagt ꝛc.

10. Die Schlacht bei Lützen.

Brief des Generals Gallas an den Kaiser.

Fr. Förster, Wallensteins Prozeß usw. Urkundenbuch S. 94 ff.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
allergnädigster Herr Herr!

Den zwölften dieses Monats ist der Herzog von Friedland sowohl mit seiner als auch der Pappenheimschen Armada (Heer) auf Weißenfels gerückt, da sich der Gustav mit seiner Armada präsentiert. Und ist unser Volk alles in ebenmäßige gute Schlachtordnung auf dem Felde gestellt worden; der Feind aber, nachdem er das gesehen, hat sich gegen Naumburg zurückgezogen und angefangen, sich stark zu verbauen. Hierauf hat sich der Graf Pappenheim entschlossen, auf Halle zu gehen, damit er den Paß in die Stifter öffnen möchte, und hat sich von unserem Heere den 14. dieses abgesondert. Der Herzog von Friedland hat aber wollen seine Armada in die Winterquartiere verlegen und ist zurückgegangen, hat sein Hauptquartier genommen im Städle Lützen. Der Feind, da er gemerkt, daß wir zerteilt, folget der Friedländischen Armee, kommt den 15. über einen Paß, so bei einem Dorfe, Rippach genannt, hebet an, mit den kroatischen Truppen zu scharmützeln, und weil die Nacht herankommt, bleibt er die Nacht im Felde in Schlachtordnung liegen. Tags darauf geht er alsbald früh auf unsere Armee, die sich in der Nacht gleichfalls in Schlachtordnung gesetzt, scharmützelt mit den Kroaten, bis er so nahe kommt, daß man von beiden Seiten mit Stücken aufeinander spielt, führt seine Truppen auf die unsrigen ungefähr dreihundert Schritt voneinander und setzet sodann auf den linken Flügel, den Herr Holke kommandieret. Und da man eben treffen will, kommt der Herr Graf Pappenheim mit seiner Kavallerie auf dem linken Flügel und fängt die Schlacht um 11 Uhr vormittags an. Allda, bald im Anfange wird der Herr von Pappenheim mit zwei Schüssen verwundet von der Walstatt weggeführt und ist bald darauf verschieden. Sobald aber des Feindes Truppen auf unsere Kürassiere getroffen, kommt das Geschrei, der König sei gefangen, und bald darauf, er sei tot. Nichtsdestoweniger setzten die Truppen stark aufeinander, also daß eine große Verwirrung sowohl auf unserer als auch auf des Feindes Seite sich erhoben hat. Der dicke Nebel aber hat verhindert, daß man die große Verwirrung gemerket. Hierauf setzet das Regiment des Obersten Comargo nebst fünf Kompagnien Reiter auf des Feindes Mitte, welche von 37 Fähnlein ist gewesen, darunter das alte blaue Regiment, kommen mitten darein, trennen und schlagen sie ganz. Des Feindes Reiter aber kommen zu Hilfe, verhindern, daß man des Königs Körper nicht hat können wegbringen, und bringen unsere Reiterei wieder in Unordnung, also daß unsere Artillerie bloß stehen bleibt. Unsere Infanterie, die von den Reitern bloß gelassen war, trat zu den andern, spielen aufein-

ander ganzer sechs Stunden lang und haben keinen Fuß breit Erde verloren. Unsere Reiter, so ohne eine Ursache zurückgewichen, fallen auf unsere Bagage, nehmen einen Raub und fliehen ein Teil nach Halle; einen Teil aber hat Herr Holke wieder zusammengebracht und führet sie wieder auf die Walstatt. Hierauf spielet der Feind gar stark mit Stücken und führet seine Kavallerie ab, den Unsrigen aber kommt eine Unterstützung von fünf Pappenheimschen Regimentern zu Fuß, welche der einfallenden Nacht wegen nicht haben zum Angriff kommen können. Unsere Artillerie war aus der Stadt Leipzig bespannet, die Fuhrleute dazu waren aus der Stadt und vom Lande. Bei passender Gelegenheit aber rissen dieselben mit einem Teile der Pferde aus, einen andern Teil der Pferde haben unsere eigenen Reiter genommen, also daß man aus Mangel der Vorspannung die Stücke im Felde hat müssen stehen lassen. Es ist acht ganzer Stunden gefochten worden, und haben die Truppen nie über anderthalbhundert Schritt voneinander gehalten. Und ist unsere Armee gegen Leipzig, die des Feindes aber gegen Weißenfels gegangen. Nach der Zeit hat der Feind nichts mehr versucht, haben auch keine gewisse Nachricht, ob der Schwede gewiß in Person geblieben, haben können. Den 19. dieses hat man Gefangene eingebracht, welche berichten, sie hätten tags zuvor eine Versammlung gehabt, bei welcher der König sich selbst nicht hätte sehen lassen, sondern seine Karosse wurde verschlossen geführt und von einer Abteilung Reiter begleitet. Heute abend aber kommt vom Feinde ein Trompeter, saget ausdrücklich, der König sei tot, habe zwei Schüsse empfangen, einen in den Arm, den andern in die linke Seite, und sei in den Armen des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen verschieden. Und hat der Herzog von Friedland mit dieser Zeitung den Generalquartiermeister an Ihre kais. Maj. abgefertigt. Was weiter verlaufen wird, will ich Ew. Maj. in Untertänigkeit berichten; bitte aber ganz untertänig, Ew. Maj. wollen es mir verzeihen, daß ich so spät geschrieben, denn ich viel lieber später die wahre Beschaffenheit als vor der Zeit eine fliegende Märe Ew. Maj. vorbringen will.

Und verbleibe hiermit

Ew. Maj. untertänigster, gehorsamster Diener
Matthias Graf von Gallas.

11. Erlebnisse des Pfarrers Martin Bötzinger im Dreißigjährigen Kriege.

Nach der Selbstbiographie des Pfarrers Bötzinger in Poppenhausen, die Krauß 1730 seiner Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie einverleibte.

Als man am Abend vor Michaelis 1632 die Kartaunen von Koburg hörte, als Losungsschuß, daß der Feind ankäme und jeder sich in acht nähme, zog ich nach Heldburg, wohin ich schon mein Weib und Kind geschickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinte nicht, daß es so übel ergehen würde. Der Bürgermeister und etliche des Rats entflohen, mein Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache austeilte, was sie bedurfte; er mußte wohl in der Stadt bleiben. Ich hatte Lust, mit Weib und Kindern aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger seine Tochter aus der Stadt lassen, hieß uns zu Haus bleiben. Er hatte einen ziemlichen Beutel mit Talern gefüllt, damit gedachte er sich im Unfall loszumachen. Aber es war der Mittag am Fest Michaelis noch nicht recht heran, da erschienen vierzehn Reiter; man

meinte, es wären Herzog Bernhards Völker, aber es war sehr weit gefehlet. Diese mußte man nun einlassen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, die zum Anfang alles durchsuchten und schlugen und schossen, wer nicht parieren wollte. Mitten auf dem Markte hatte einer von jenen vierzehn meinen Schwiegervater mit dem Pistol vor den Kopf geschlagen, daß er sofort niedergefallen. Der Reiter ist abgestiegen, hat ihm die Hosen visitieret, und haben die Bürger, so auf dem Rathause gewesen, gesehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwieger die Betäubung von dem Schlage vergangen und er aufgestanden war, mußte er mit in das Sternwirtshaus, wo sie zwar zu essen fanden, aber nichts zu trinken; da sprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil sie nun gedachten, er möchte ihnen entlaufen, nahmen sie das Zinn und Essen alles mit und kamen in unser Haus. Es währte nicht lange, so forderte einer Geld; da er sich nun entschuldigte, stach ihn der Tropf mit seinem eigenen Brotmesser in Gegenwart meines und seines Weibes, daß er zu Boden sank. Hilf Gott! wie schrie mein Weib und Kind! Ich stak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, sprang herab und wagte mich unter sie. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badstube, daß er verbunden wurde. Dann räumten die Soldaten das Haus und die Gasse. Ich wagte mich weiter, ging durch Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Betten und Kissen hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, einen Labetrunk für den Schwiegervater zu holen. Kaum war ich hinüber, so kommt ein Schelm in die Badstube, wirft den Kranken vom Bette und sucht alles aus.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und Niederschießen stattfand, auch niemand sicher war, kamen in einer Stunde unterschiedliche Bürger, wollten sich verbinden lassen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch suchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir lassen. Also ging ich auf die Schloßgärten zu, daß ich gen Holzhausen und Gellershausen zu sehen konnte, ob's sicher wäre. Dann fanden sich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Trost zu haben und mit mir zu reisen. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da sie unser gewahr wurden, erraunten sie uns eilends. Zwei Bürger entkamen, ich mußte am meisten aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hosen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel Geld, den ich vor den ersten Mausern gerettet hatte. Die Not war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn zum letztenmal sah. Sie hieben auch mit ihren Säbeln auf mich ein, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen.

Unterdessen wurden sie einen Bauern gewahr, der sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Kaspar von Gellershausen; auf solchen ritten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, der ein geborener Schwede und gefangen worden war. Dieser sagte zu mir: „Pfaffe, lauf, du mußt sonst sterben." Auch sagte er, er wäre gut schwedisch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rate und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Scheine nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Kaspar aber mußte an jenem Orte elend sterben. Sie haben ihm die Kniekehlen entzwei gehauen. Darüber ist er an diesem Orte liegen geblieben und wurde nach Abzug der Feinde gefunden.

Ich aber lief im Eichenholze ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dichten Busch ersehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Wasserlache. Ich war so matt vom Laufen, daß ich nicht weiter konnte. Also saß ich, bis es Nacht wurde, stand auf und ging immer dem dichten Gebüsch nach; so kam ich heraus, daß ich gen Seidenstadt hinaussehen konnte. Ich schlich mich ins Dorf, und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzu-

treffen, aber da war niemand. Ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da schickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchloche sich verkrochen gehabt, eben hinter diesem Stadel zusammenkommen und beraten, wo sie sich wieder sammeln, und wo sie hingehen wollen. Das konnte ich deutlich hören, stieg deswegen herab und ging auf das Haus zu. Da war der Bauer gerade hinein, hatte ein Licht angezündet, stand im Keller und rahmte die Milch ab, die er essen wollte. Ich stand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn. Er erschrak sehr, als ich ihm aber sagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhausen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei seiner Nachbarschaft von Kleidern etwas zuwege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin sie auch gehen würden. Er ging aus, unterdessen machte ich mich über seinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch so wohlgeschmeckt. Er kam nebst andern wieder und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hosen, die von Wagenteer sehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenschuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Diese Livree schickte sich weder für einen Reisenden noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen nicht gehen, denn sie waren hart gefroren. Die Strumpfsohlen waren zerrissen, und ich ging also mit ihnen mehr barfuß als beschuhet gen Hildburghausen. Wenn wir uns umsahen, so sahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh aufbrannte. Damals gingen auch Ummerstadt, Rodach, Eisfeld und Heldburg im Feuer zu Grunde.

Ich machte mit meiner Ankunft solchen Schrecken und Furcht zu Hildburghausen, daß sich niemand sicher wußte, obgleich die Stadt starke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrlich Kleid, Strümpfe, Schuhe ꝛc. bekommen möchte, ehe wir von da ausrissen. Ging deswegen unbeschuhet zum Bürgermeister Paul Waltz, zum Diakonus ꝛc. und bat, mir etwas zu schenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Waltz schenkte mir einen alten Hut, der war fast eine Elle hoch, entstellte mich mehr als etwas anderes, gleichwohl setzte ich ihn auf. Herr Schnetters Eidam schenkte mir ein Paar Hosen, die über den Knieen zugingen, die waren noch gut, Herr Dressel ein Paar schwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Also war ich staffieret, daß ich ohne Scham unter so viel tausend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit suchten, und unter den Bürgern mich durfte sehen lassen. Der Hut aber entstellte mich gar sehr, darum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug sich aber zu, daß das ganze Ministerium (die Gesamtheit der Geistlichen), Schulkollegen und Rat sich heimlich vereinigt hatten, daß sie ohne Wissen der gemeinen Bürgerschaft nachts neun Uhr die Tore wollten öffnen lassen und davon gehen mit Weib und Kind. Das erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtschreibers Behausung, wo die Herren sich alle versammelten; niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich setzte mich allein an einen Tisch im Finstern; da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn dieser bei ihrem Aufbruch liegen bliebe, so wäre es mir gut. Geht doch ohnedies alles zu Grunde nach dem Abzug. Und was ich wünschte und gedachte, das geriet mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Abschiednehmen, ich legte den Kopf auf den Tisch wie ein Schlafender. Als nun fast jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, tat einen Tausch und ging mit den anderen Herren hinaus in die Gasse.

Da war diese Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute saßen mit ihren Paketen auf der Gasse, auch viele Wagen und Karren waren angespannt, die alle, als das Tor aufging, mit fortwanderten. In Summa etliche tausend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Haufe kamen um zwölf Uhr Mitternacht nach Themar, welche Stadt sich mit

uns auch aufmachte, so daß wir abermals etliche hundert mehr wurden. Als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, wurden die Leute erschreckt, so daß sie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge gewesen, so kam die Nachricht, daß die Kroaten diesen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten geplündert, dem Bürgermeister den Kopf aufgespalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt hinausgetragen. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren.

Das währte etwa fünf oder sechs Tage, da kam die Nachricht, die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geschwind auf Römhild zu und kam endlich als erster nach Heldburg zurück, gerade da man die Erschlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich solches sah, ging ich auf den Gottesacker und fand siebzehn Personen in einem Grabe liegen, darunter waren drei Ratspersonen, eine mein Schwiegervater, der Kantor, etliche Bürger, der Hofmeister, Landknechte und Stadtknechte. Waren alle greulich zugerichtet. Nach diesem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich sie krank und vom Rädeln und Zwicken mit Pistolenschrauben so übel zugerichtet, daß sie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab sich darein, sie müsse auch sterben. Darum befahl sie, ich solle mein Weib und meine Kinder, die der Feind mitgenommen, suchen lassen. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegessen, es war aber weder zu essen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erschrocken auf Poppenhausen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, sondern auch Boten zu schaffen, die mein Weib und meine Kinder suchten und auslösten. Unterdessen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhausen eine Kuh, die den Kriegsleuten entlaufen war; diese erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleisch genug ohne Salz und Brot. Über der Mahlzeit kam mir Nachricht, mein Weib wäre gekommen, was auch wahr war.

Anno 1634 war es noch viel ärger. Darum tat ich aus dem Wege, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer meine Betten, zwei Kühe, Kleider ꝛc.; aber es ging im Herbst alles an allen Orten drauf. Hatte in meinem Hause elf Personen, ohne Troß und Mägde. Es ist nicht zu beschreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausstehen müssen. Es war solche große Mattigkeit und Mangel, daß meine armen Pfarrkinder toten Leuten ähnlicher sahen als lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger danieder, und mußten gleichwohl alle Tage etliche Male Fersengeld geben und uns verstecken. Und obgleich wir unsere Linsen, Wicken und arme Speise in die Gräber und alten Särge versteckten, wurde es uns doch alles genommen. Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehen oder Hungers sterben. Wie denn zu Poppenhausen die meisten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends darauf gingen oder entwichen. Ebenso war es zu Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vikariatsweise vom fürstlichen Konsistorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Äpfel, Birnen, Kraut und Rüben waren meine Besoldung. So bin ich von Anno 1636 bis 1641 auch der Lindenauer Pfarrer gewesen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unsicherheit und Plackerei nicht beständig drunten wohnen und verrichtete die Arbeiten von Heldburg aus. Mein Zeugnis von den Lindenauern ist noch vorhanden, worin sie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, sie haben mir aber seither den Rest mit Holz und Äpfeln richtig gemacht.

Als Anno 1640 zwischen Ostern und Pfingsten die kaiserlichen und die schwedischen Armeen zu Saalfeld ein Lager schlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen starke kaiserliche Parteien zu Heldburg ein. Meine ganze Gasse oben herein und hinten mein Hof waren in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders, als wenn

ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da führte ich sie in Küche und Keller, sie möchten selber suchen, was ihnen dienen könnte. Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Hause, doch war Schrecken, Furcht und Angst so groß, daß ich an meine Barschaft nicht gedachte, die ich hätte retten können, wenn ich mich getraut hätte, damit fortzukommen. Ich dachte vor Angst an kein Geld und begab mich mit Weib und Kindern ins nächste Holz gen Hellingen; da blieb alt und jung, Geistliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meisten Leute Speise waren schwarze Wacholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten zu essen und sonst, was ihnen lieb gewesen. Ich dachte: Ach, wenn du auch könntest in dein Haus kommen und die baren Pfennige ertappen und damit dich und deine Kinder könntest fortbringen. Ich wagte es, schlich hinein und ging durchs Spitteltor aufs Mühltor zu, das mit Palisaden verwahrt war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lausche gestanden, die mich erhaschten. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, sollte entweder Geld geben oder reiche Leute verraten. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrenhofe Futter schwingen, den Pferden zu Trinken vorhalten und andere lose Arbeit tun. Da ich mich nun etwas frei zu sein däuchte, lief ich davon, aber unwissend, daß vor dem Hoftore ein ganzer Haufe Soldaten stand, lief ich ihnen also in die Arme. Welche mich mit Degen schlugen, mich besser mit Stricken verwahrten und von Haus zu Haus führten, und sollte ihnen sagen, wem dieses oder jenes Haus wäre. Also ward ich auch in mein Haus geführt; da sah ich in der Hausflur den kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Barschaft gewesen, und dachte: Hättest du das gewußt, so wärest du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verraten wollte, hieb mir einer mit einem Hirschfänger über den Kopf, daß das Blut zu den Ohren hereinlief. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof, zum andernmal in des Wildmeisters Stadel haben sie mir den Schwedischen Trunk mit Jauche gegeben, wodurch meine Zähne fast alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund steckte, so gut ich Gefangener konnte. Endlich führten sie mich mit Stricken fort und sagten, sie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühltore hinaus auf die Brücke. Da nahm einer von ihnen den Strick, womit meine Füße zusammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arme, stießen mich ins Wasser und hielten die Stricke, womit sie mich regierten, auf und nieder zogen. Da erhaschte ich die Rechenstecken, welche aber auf mich zu wichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke schlupfen. So oft ich mich wollte anhalten, schlugen sie mich mit gedachten Rechenstecken, daß dieselben entzwei sprangen wie ein Schulbakel. Als sie sich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, sondern auch dachten, ich hätte meinen Rest, ich würde im Wasser ertrinken, ließen sie beide Stricke fahren. Da wischte ich unter die Brücke, und konnte mir keiner beikommen. Da suche ich in der Tasche und finde ein Messerlein, so sich zusammenlegen ließ, das sie nicht hatten haben wollen, ob sie mich schon oft durchsucht. Damit schnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und sprang hinunter, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Wasser über den halben Leib. Da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelsteine und Prügel hinter mir her, um mir den Rest vollends zu geben. Ich war auch willens, mich ganz hinauszuarbeiten gegen des Müllers hintere Tür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Wassers mich zurückzogen, oder vielmehr weil Gott solches nicht haben wollte, daß ich da sterben sollte. Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, also auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hinteren Brauhof. Da sie nun merkten, ich würde im Zwinger aussteigen, laufen sie in die Stadt und nehmen mehr Gesellen zu sich, passen unten bei den

Gerberhäusern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieses merkte, daß ich jetzo allein war, blieb ich im Wasser stecken und steckte meinen Kopf unter einen dichten Weidenbusch, und ruhte im Wasser vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Nacht stille wurde. Dann kroch ich halbtot heraus, konnte der Kälte wegen fast keinen Atem holen. Ging dann über die Brunnenröhren, den Wasserfluß immer hinab und kletterte über einen Weidenstamm, daß ich die andere Seite erreichte.

Acht Tage vor Pfingsten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg. Es war schon die Sage hergekommen, ich wäre totgemacht. Als ich nun selber kam, verwunderten sich Bürger und alte Bekannte. Da ich (nach langen Irrfahrten) erfuhr, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhausen eingezogen waren, zog ich heim und war weder zu schleißen noch zu beißen um sie. Die Kinder waren schier vor Hunger verdorben. Sie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot.

12. Aus dem Simplicissimus.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen wurde 1635 von den Hessen aufgegriffen, mußte Kriegsdienste tun und lebte nach dem Kriege als Schultheiß in Renchen, wo er 1676 starb. In seinem Roman „Simplicius Simplicissimus" erzählt er viel Selbsterlebtes, u. a. folgenden Überfall seines Vaterhauses:

Das Erste, das die Reuter täten, war, daß sie ihre Pferde einstallten, hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte, dann obzwar etliche anfingen zu metzgen, zu sieden und zu braten, daß es sahe, als sollte ein lustig Bankett gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Packen zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt anrichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerschlagen, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zu stechen gehabt hätten, etliche schütteten die Federn aus den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen, Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein, Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viel Klafter dürr Holz im Hofe lag, Häfen und Schüsseln mußte endlich alles entzwei. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigen Mistlachen-Wassers in den Leib, das nannten sie einen Schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten.

Da fing man erst an, die Steine von den Pistolen und statt deren der Bauern Daumen aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen, maßen sie auch einen der gefangenen Bauern in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ohnangesehen er doch nichts bekannt hatte. Einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und drehten es mit einem Stock zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nas und Ohren heraussprang. In Summa, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine

besondere Marter. Allein mein Knän (Vater) war meinem damaligen Bedenken nach der glückseligste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andre mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten. Denn sie setzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salz, welches ihm unsere alte Geiß wieder ablecken und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. In solchem Gelächter bekannte er, was er sollte, und öffnete den verborgenen Schatz, welcher von Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man bei Bauern hätte suchen mögen.

13. Bestimmungen des Westfälischen Friedens. 1648.

Übersetzt aus dem Lateinischen von L. v. Woltmann, Geschichte des Westfälischen Friedens. 2. Bd. Leipzig 1809. Anhang.

a. Friedensschluß zu Osnabrück zwischen der kais. Majestät, dem deutschen Reich und der königl. Majestät von Schweden.

4. Artikel.

§ 3. Zuvörderst, was das Haus Bayern anlangt, so soll die Kurwürde, welche die Pfalz vorher gehabt hat, mit allen ihren Rechten und Ämtern sowie auch die ganze Oberpfalz zugleich mit der Grafschaft Cham bei Maximilian, Pfalzgraf am Rhein usw., dessen Kindern und überhaupt der ganzen Wilhelminischen Linie verbleiben, so lange aus derselben noch männliche Erben übrig sind.

§ 5. Was das Haus Pfalz anbelangt, so willigt der Kaiser samt dem Reiche um der öffentlichen Ruhe willen darin ein, daß kraft dieser Übereinkunft die achte Kurwürde errichtet werde, welche Karl Ludwig, Pfalzgraf am Rhein, und dessen Erben und Agnaten von der ganzen Rudolfinischen Linie nach der in der Goldenen Bulle ausgedrückten Successionsordnung innehaben sollen . . .

5. Artikel.

§ 1. Der Vergleich, der im Jahre 1552 zu Passau eingegangen, und der darauf 1555 erfolgte Religionsfriede, sowie derselbe im Jahre 1566 zu Augsburg und in der Folge auf verschiedenen Reichstagen bestätigt ist, soll, sowie er damals einstimmig geschlossen worden, heilig gehalten werden. Was aber im gegenwärtigen Vergleiche wegen einiger in dem Religionsfrieden streitiger Artikel ausgemacht ist, das soll als eine Erklärung desselben vor Gericht so lange gelten, bis man durch Gottes Gnade wegen der Religion selbst sich verglichen hat; dabei hat man sich an niemandes, es sei eine geistliche oder weltliche Person, sie mag sich innerhalb oder außerhalb des Reiches befinden, Widerspruch oder Protestation zu kehren, indem diese hierdurch alle für null und nichtig erklärt werden. In allen übrigen Fällen aber soll zwischen beider Religionen Kurfürsten, Fürsten und Ständen eine genaue und gegenseitige Gleichheit sein, insofern dieselbe der Reichsverfassung und gegenwärtigem Vergleiche gemäß ist, so daß, was einem Teile recht ist, es dem andern auch ist, und daß alle Gewalttätigkeit, wie sonst, so auch jetzt zwischen beiden Teilen auf ewig verboten sein soll.

§ 2. Der Termin der Restitution im Geistlichen, und was in Rücksicht dessen im Weltlichen verändert werden muß, soll der erste Januar des Jahres 1624 sein. Es soll demnach jedwede Wiedereinsetzung vollständig und ohne Bedingung geschehen, wie denn auch alle indessen über dergleichen Sachen gegebene Urteile, Vergleiche usw. kassieret und alles wieder in den Stand, worin es sich im gemeldeten Jahr und Tage befunden, gesetzt wird.

§ 14. Was die unmittelbaren geistlichen Güter betrifft, sie seien, welche sie wollen, so sollen dieselben mit allen ihren Einkünften von denjenigen, es seien katholische oder augsburgische konfessionsverwandte Stände, welche dieselben am 1. Januar des Jahres 1624 im Besitz gehabt haben, so lange ruhig und ungestört besessen werden, bis man sich über die Religionszwistigkeiten mit Gottes Gnade verglichen hat. Es soll keiner von beiden Parteien frei stehen, der andern Händel oder Unruhen zu erregen; wenn aber, was Gott verhindern wolle, man über die Religionszwistigkeiten nicht freundschaftlich einig werden kann, so soll dieser Vergleich dennoch ewig sein und dieser Friede beständig dauern.

§ 34. Man hat ferner für gut befunden, daß die Untertanen der Katholiken, die der Augsburgischen Konfession zugetan, sowie auch die katholischen Untertanen der Augsburgischen Konfessionsverwandten, die im Jahre 1624 zu keiner Zeit die Ausübung ihrer Religion gehabt haben, ingleichen auch die, welche nach Publikation des Friedens etwan eine andere Religion annehmen würden, sollen geduldet und nicht gehindert werden, mit aller Gewissensfreiheit zu Hause ihre Andacht zu verrichten, oder in der Nachbarschaft, wo und wie oft sie wollen, der öffentlichen Religionsübung beizuwohnen, oder ihre Kinder auf fremden Schulen oder von Hauslehrern unterrichten zu lassen, wenn nur dergleichen Untertanen im übrigen ihre Pflicht erfüllen.

§ 53. Ferner, da wegen der aus diesem Kriege entstandenen Veränderungen und aus andern Ursachen man zu beratschlagen angefangen, wie das Reichskammergericht an einen allen Ständen bequemern Ort möchte verlegt, die Justizpersonen desselben von beiden Parteien in gleicher Anzahl präsentiert werden, und da noch von andern dazu gehörigen Sachen gehandelt worden, in gegenwärtiger Verhandlung aber die Sache wegen ihrer Wichtigkeit nicht hat gehörig ausgemacht werden können, so ist ausgemacht worden, daß auf dem Reichstage von diesem allen beratschlagt werden solle. Damit aber diese Sache nicht gänzlich ungewiß bleibe, so hat man für gut befunden, daß außer dem Richter und den vier Präsidenten, und zwar darunter zwei der Augsburgischen Konfession, welche Se. kais. Maj. allein zu bestellen, die Zahl der Kammerassessoren in allem auf 50 erhöht werden solle, so daß die Katholiken, die 2 von Sr. kais. Maj. zu präsentieren vorbehaltenen Assessoren mit eingerechnet, 26, die Stände Augsburgischer Konfession 24 präsentieren können und sollen, und daß man aus jedem Kreise beider Religionen nicht allein 2 Katholiken, sondern auch 2 der Augsburgischen Konfession zu wählen befugt sei. . . .

8. Artikel.

§ 1. Damit aber in Zukunft allen politischen Streitigkeiten vorgebaut werde, so sollen alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs bei ihren alten Rechten und Freiheiten aller Art kraft gegenwärtigen Vergleiches dergestalt bekräftigt sein, daß sie von niemand unter irgend einem Vorwand eigenmächtig daraus vertrieben werden können oder sollen.

§ 2. Sie sollen ohne Widerspruch das Stimmrecht in allen Beratschlagungen und des Reichs Angelegenheiten haben, vornehmlich wenn Gesetze zu machen oder auszulegen, Krieg zu erklären, Auflagen zu machen, Soldaten zu werben und in die Quartiere zu legen, neue Festungen in dem Gebiete der Stände im Namen des Reichs aufzubauen, auch die alten mit Besatzungen zu versehen, wie auch, wo Friede und Bündnisse zu schließen sind. Dergleichen soll in Zukunft nie geschehen ohne die reichstägige und freie Stimme aller Stände; insonderheit sollen alle Stände das Recht haben, unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit Bündnisse zu schließen, jedoch so, daß sie nicht gegen Kaiser und Reich, dessen Landfrieden oder auch gegen diese Übereinkunft laufen und nicht gegen den Eid, womit jeder dem Kaiser und Reich verpflichtet ist, geschehen.

10. Artikel.

§ 1. Ferner, weil die Königin von Schweden begehret, daß ihr für die Abtretung der im Kriege eroberten Plätze Genüge geschehe und für die Wiederherstellung des öffentlichen Friedens im Reiche gesorgt werde, so übergibt Ihro kais. Maj. mit Einwilligung des Reiches und kraft dieser Verhandlung der Königin und ihren Erben, Nachfolgern und dem Reiche Schweden folgende Länder mit vollem Rechte als beständiges und unmittelbares Reichslehen.

§ 2. Erstens das ganze Vorpommern mit der Insel Rügen, so viel beides unter den letzten Herzögen von Pommern unter sich begriffen; nächst diesem in Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau und die Insel Wollin samt dem dazwischenlaufenden Oderstrom und dem Meere, insgemein das Frische Haff genannt, und seinen drei Ausflüssen, Peene, Swine und Divenow, und auf beiden Seiten angrenzendem Lande vom Anfange des königlichen Gebiets bis an die Ostsee und zwar in der Breite des gegen Morgen gelegenen Ufers, über welche sich die königlichen und kurfürstlichen Kommissarien bei Bestimmung der Grenzen in Güte vergleichen werden.

§ 6. Zweitens übergibt auch der Kaiser mit Bewilligung des Reichs der durchl. Königin die Stadt und den Hafen Wismar samt der Festung Walfisch und den Ämtern Poel (ausgenommen die Dörfer Sehedorf, Weitendorf, Brandenhusen und Wangern, die zum Hospital des H. Geistes in Lübeck gehören) und Neukloster mit allen Rechten, womit die Herzöge von Mecklenburg sie bisher innegehabt haben.

§ 7. Drittens übergibt der Kaiser mit Bewilligung des Reichs der durchl. Königin das Erzbistum Bremen und das Bistum Verden mit dem Amte Wilshausen .... samt allen geistlichen und weltlichen Gütern, wie auch allen Rechten zu Land und Wasser zu einem immerwährenden und unmittelbaren Reichslehen. ....

§ 9. Viertens nehmen der Kaiser nebst dem Reiche wegen aller genannten Länder die Königin von Schweden und ihre Nachfolger zu einem unmittelbaren Reichsstande an, so daß zu den Reichstagen unter den andern Ständen auch Schweden unter dem Titel eines Herzogs zu Bremen, Verden und Pommern, wie auch Fürsten zu Rügen und Herrn zu Wismar soll berufen werden. ....

11. Artikel.

§ 1. Als ein Äquivalent soll dem Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm, weil derselbe seinen Rechten auf Rügen und Vorpommern entsagt, ihm und seinen Nachfolgern, auch männlichen Anverwandten, insonderheit dem Markgrafen Christian Wilhelm, ehemaligem Administrator des Erzstifts Magdeburg, wie auch Christian, Herrn zu Kulmbach, und Albrechten zu Ansbach und deren männlichen Erben, sobald der Friede ratifiziert ist, von Ihro kais. Maj. mit Einwilligung der Stände das Bistum Halberstadt mit allen Rechten zu einem beständigen und unmittelbaren Lehen übergeben werden. Es soll der Kurfürst auch sogleich in den ruhigen Besitz kommen und deswegen Sitz und Stimme auf dem Reichstage und im niedersächsischen Kreise haben; die Religion aber soll er in dem Zustande lassen, wie sie zwischen dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Kapitel verabredet ist, jedoch so, daß es nichts weniger dem Herrn Kurfürsten erblich verbleibe und das Kapitel kein Recht zu wählen und zu regieren oder bei der Stiftsregierung behalte, sondern daß der Kurfürst in diesem Stifte die Macht, welche die übrigen Reichsfürsten in ihren Gebieten genießen, auch haben solle. ....

§ 4. Gleichfalls soll dem Kurfürsten das Bistum Minden zu einem ewigwährenden Lehen von Sr. kaiserl. Maj. übergeben werden, und er bald nach ratifiziertem Frieden in dessen ruhigen Besitz eingesetzt werden und deswegen auf den Reichstagen wie auch im westfälischen Kreise Sitz und Stimme haben. ....

§ 5. Dem Kurfürsten wird auch das Bistum Kammin vom Kaiser und Reiche abgetreten mit eben den Bestimmungen wie Halberstadt und Minden. . . .

§ 6. Gleicherweise wird dem Kurfürsten die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg überlassen, so daß, wenn dasselbe durch den Tod oder durch die Succession in der Kur oder durch eine andere Konzession des jetzigen Administrators August, Herzog zu Sachsen, vakant werden sollte, alsdann das ganze Erzstift mit denselben Bestimmungen wie Halberstadt dem Kurfürsten, wenn auch unterdessen heimlich oder öffentlich eine Wahl getroffen wäre, zum beständigen Lehen eingeräumt werden und derselbe die Macht haben soll, den vakanten Sitz aus eigener Autorität zu ergreifen.

Dieses ist abgehandelt worden zu Osnabrück in Westfalen den 14. (24.) Tag des Monats Oktober im Jahre Christi 1648.

b. Friedensschluß zu Münster zwischen dem Kaiser und der Krone Frankreich.

11. Artikel.

§ 69. Damit aber dieser Friede zwischen dem Kaiser und dem allerchristl. Könige (von Frankreich) desto besser befestigt und dann um so mehr die allgemeine Sicherheit befördert werde, so ist mit der Stände des Reichs Bewilligung um des Friedens willen verglichen worden:

§ 70. Erstens: Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das röm. Reich auf die Bistümer Metz, Toul und Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein, jedoch mit Vorbehalt des Metropolitanrechtes, das dem Erzbistum Trier zukommt.

§ 73. Drittens begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Österreich wie auch das röm. Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, der Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, Sundgau, die Landamtschaft der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte . . . (werden genannt) und alle Dörfer, die zu derselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichen Könige und dem Reiche Frankreich. . . .

§ 75. Es soll aber der König gebunden sein, an allen Orten die katholische Religion so zu erhalten, wie dies von Österreich geschehen ist, ingleichen alle während dieses Krieges eingeführten Neuerungen abzuschaffen.

§ 76. Viertens soll es dem allerchristl. Könige vermöge des Kaisers und des Reichs Bewilligung für immer freistehen, in der Festung Philippsburg des Schutzes wegen eine Besatzung zu halten, welche doch auf eine geziemende Zahl zu setzen ist, damit keinem Nachbar Verdacht entstehe; auch soll sie auf Frankreichs Kosten erhalten werden. — Es soll auch dem Könige zu Lande und zu Wasser im röm. Reiche ein freier Durchzug für Soldaten, Proviant und das sonst Nötige erlaubt sein.

12. Artikel.

§ 85. . . . . Es sollen zwischen den Einwohnern der auf beiden Seiten des Rheins gelegenen Länder Handel und Zufuhr, insonderheit aber die Schiffahrt auf dem Rhein freigelassen und keinem Teil erlaubt sein, die auf- oder abfahrenden Schiffe zu hindern, unter welchem Vorwande es auch sei, nur so viel ausgenommen, als die gewöhnliche Besichtigung der Waren nötig macht. Es soll auch nicht erlaubt sein, neue und ungewöhnliche Zölle und andere Abgaben am Rhein anzulegen, sondern jeder Teil soll mit den ordentlichen, unter der österreichischen Regierung vor diesen Kriegen üblichen Zöllen sich begnügen.

Dieses ist abgehandelt worden zu Münster in Westfalen den 24. Oktober des Jahres 1648.

14. Die Verwüstung Deutschlands durch den Dreißigjährigen Krieg.

a. Watkin, Exitium Germaniae (Die Vernichtung Deutschlands), mitgeteilt bei W. Menzel, Geschichte der Deutschen. III. 352.

Wie jämmerlich stehen nun große Städte. Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Türen oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, zu Pferdeställen und Marketenderhäusern gemacht, die Altäre entweiht und die Glocken hinweggeführt. Ach Gott, wie jämmerlich stehet es auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann oder ein paar alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander, vom Hunger und von der Pest erwürget und voll Würmer, und sind von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Deutschland lieget in Schmach, Jammer, Armut und Herzeleid; die viel tausend mal tausend armen jungen Seelen, so unschuldig in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Schuldigen, die es verursacht, sitzen in stolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gastereien und Wohlleben.

b. „Lista der abgebrannten Sthäter, Schlösser und Dörffer, meistenteils durch die Schweden selbst, andere durch sie causiret, oder von andern seindt weggebrant und ruinirt worden." V. Dudik, Schweden in Böhmen und Mähren 1640—1650. Wien 1879, S. 377. (Nach dem Reichsarchiv in Stockholm.)

	Schlösser	Städte	Dörfer
In Pommern, Mecklenburg und Holstein	203	307	2041
In der Mark Brandenburg	48	60	5000
In Meißen	96	155	1386
In Schlesien	118	36	1025
In Mähren	63	22	333
In Böhmen	215	80	813
In Österreich	51	23	313
In der Pfalz	109	106	807
In Franken	44	26	313
In Vogtland und Thüringen	68	41	409
Im Stift Merseburg, Halle, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim	217	103	1105
Braunschweig, Lüneburg und Stift Bremen	50	38	406
Stift Osnabrück, Minden, Paderborn, Fulda	213	304	1027
Westfalen	119	97	1019
Im Stift Cöln, Metz, Trier	327	205	2033
Stift Würzburg	15	10	80
Gegen Limburg	20	16	200
Summa	1976	1629	18310

Hierin ist noch nicht gerechnet die fast unglaubliche Zahl der abgebrannten Städte in Preußen und Polen, zu geschweigen der viel tausend Klöster, Herr-

schaften und adliger Häuser in Deutschland und allerorten, da sie (die Schweden) Krieg geführt und die sie im Rauch gen Himmel geschickt haben. Billig aber sind sie dieser Subtilität zu rühmen, daß sie, ihr Reich sonderlich zu verbessern, fast alle von allerhand Hammer-, Eisen- und Draht- oder Gießwerke, wie auch die Bergwerke so viel als möglich weggebrannt und ruiniert haben; die Leute, insonderheit aus den böhmischen Kupfer- und Silberbergen in unzähligen Mengen nach Schweden verführet, so daß, ob auch alle schwedischen Klippen lauter Erz, sie an diesen armen Leuten mehr als zu viel Arbeiter hätten. Wie sie aber hierdurch das liebe Deutschland in fast unwiederbringlichen Schaden gesetzt, so haben sie dadurch ihr Reich auf ein Merkliches verbessert; aber des sel. Gustav Worte stimmen mit diesen ihren Werken gar nicht überein.

15. A la mode Kehraus.

Moscheroſch, Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald. M. wurde gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges Stadtfiskal in Straßburg und starb auf einer Geschäftsreise in Worms 1669. In Traumgesichten, die er schon während des Krieges erscheinen ließ, eifert er gegen alle Gebrechen seiner Zeit, gegen Aberglauben, Putzsucht, Ausländerei ꝛc., im ersten Gesichte des zweiten Teiles, dem „à la mode Kehraus", gegen die ausländische Kleidung. Philander kommt auf das Schloß Geroldseck, wo die alten deutschen Helden Ariovist, Hermann und Widukind über den verwelschten Ritter mit dem undeutschen Namen Gericht halten. Nach H. Kurz a. a. O. II. S. 416.

König Hermann hieß mich besser hinzutreten. Und hörst du, sprach er, ich bin auf meiner gestrigen Meinung, je länger ich dich ansehe und höre, gestärket, daß du nicht ein geborener Deutscher, sondern ein Welscher und als Kundschafter hierhergekommen seist. Denn es darum nicht folgt, weil dir die deutsche Sprache bekannt, daß du deswegen ein geborener Deutscher seiest und ein deutsch Gemüt und Herz habest. Gnädigster Herr König, sprach ich, wie könnte ich doch einem Welschen im Herzen je und immer hold sein, da ich doch alles Kreuz und Elend, alle Not und Zwang von ihnen bisher habe dulden und erleiden müssen. Warum denn, so du ein geborener Deutscher bist, hast du nicht auch einen deutschen Namen? Was soll dir ein griechischer und hebräischer Name in Deutschland? Was ist „Philander" für ein Gefräß? Bist du von Sittewaldt, warum hast du denn einen welschen Namen?

Gnädigster Herr König, sprach ich, es sind solche Namen allgemein bei uns. Allgemein? ja, wie der Welschen Laster auch. Was habt ihr vermeinte Deutsche denn für Treue in eurem Herzen gegen euer Vaterland, wenn ihr vergeßt, wie durch der Welschen Untreue alles in Zerrüttung gekommen ist, und euch noch obendrein gelüstet, ihre Namen zu gebrauchen? Haben denn die deutschen Namen nicht Lust und Zierde genug, euch zu nennen, eure Tugenden und Taten an den Tag zu geben? Ist euch denn das liebe Deutsch sogar verleidet, daß ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Balfried, Karl, Kunrath, Degenbrecht, Eitellieb, Friedrich, Gottfried, Adelhoff, Hartwert, Reichart, Ludwig, Landshuld, Ottbrecht, Ruprecht, Redewitz, Siegfried, Theuerdank, Volkhardt, Witzreich, Wolrat usw. und andre liebe, schönklingende deutsche Namen nur über die Achsel ansehet und verlachet? Muß euch denn in euren Ohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nikolaus, Theophilus, Theodorus usw. und andre besser lauten? Schämet ihr euch denn eurer selbst und eurer redlichen Vorfahren?

Wer seinen anererbten Namen
Flickt mit welschem Netz zusammen

Und wär gern ein Junkerlein,
Der hat Mangel an einem Sparren
Und gehört ins Buch der Narren,
Sollt er sonst ein Doktor sein.

Komm hierher, sprach Herr Deutschmeier (einer der Richter); und als ich nahe zu ihm kam, sprach er: Solltest du ein Deutscher sein? deine ganze Gestalt gibt uns viel ein anderes zu erkennen. Und glaub ich gewiß, daß du darum deinen Hut unterwegs von dir geworfen, nur daß man die närrische Form nicht sehen sollte. Denn sobald kann nicht eine welsche, närrische Gattung aufkommen, daß ihr, ungeratene Nachkömmlinge, nicht sobald diese müßt nachäffen und fast alle viertel Jahr ändern, auch dafür haltet, wo ein ehrlicher, gewissenhafter Mann bei seiner alten, ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunk, ein Alberner, ein Esel, ein Tölpel sein müsse.

Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen! Jetzt ein Hut wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut, da ein Stülp ellenbreit, dort ein Stülp fingersbreit, dann von Geißenhaar, dann von Kamelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut als ein Schwarzwälderkäs, dann wie ein Schweizerkäs, dann wie ein Holländerkäs, dann wie ein Münsterkäs. Und das ist heut die neue närrische Tracht; bald kommt eine andere in Gestalt eines Fingerhuts auf, die närrischer ist, und diese alle wollet ihr elenden Leute nachmachen, also, daß es den Schein gewinnt, all euer Reichtum und Mittel seien allein, mit neuen Trachten zu verschwenden, erworben worden.

Dann trägt man kurz, dann lange Röck,
Dann große Hüt, dann spitz wie Weck,
Dann Ärmel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel Farb und Spreng.
Ein Fund dem andern kaum entweicht,
Denn deutsch Gemüt ist also leicht:
Das zeigt, was in dem Herzen leyt (liegt).
Ein Narr hat Andrung allezeit.

Und wie zu unsrer Zeit der Hut ein Zeichen war der Freiheit, also ist es nun in neuern Zeiten dahin geraten, daß der Hut ist ein Zeichen der Dienstbarkeit; denn wahrlich, mit solchen neuen Trachten halten die Welschen eure Herzen gefangen und gebunden und lenken sie, wohin sie wollen.

Du trägst ein welschen Hut:
Die Welschen deiner lachen,
Und zwacken dir dein Gut
Und dich zum Narren machen,
Drum wer hat deutschen Mut,
Hab Sorg zu seinen Sachen.

Laß ihn ein wenig sonst besehen, sprach Herr Kalkofels, und als ich zu ihm trat, und er mich bei den Haaren nahm, ist denn das ein deutsches Haar? sprach er. Bist du ein Deutscher, warum denn mußt du ein welsches Haar tragen, warum muß es dir also über die Stirne herunterhangen als einem Dieb? Man soll ja einen ehrlichen Mann aus der Stirne erkennen, die gutenteils seines Gemütes Zeugnis ist, und wer seine Stirne also verhüllet, hat das Ansehen, als ob er sich vor etwas müsse schämen, daß er ein Schelmen-

stück begangen habe. Warum muß dir das Haar also lang über die Schultern herabhangen als einem Weibe, warum lässest du es nicht, so du es länger tragen wollteſt, auf deutsche Weise überm Kopf einschlüpfen, als bei uns her Brauch ist? Komm her, laß uns sehen, hast du auch noch deine Ohren?

Ist das nicht eine lose Leichtfertigkeit? Diese langen Haare, also herunterhangend, sind rechte Diebeshaare, und von den Welschen, denen um einer Missetat oder Diebsstückes willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten, und man es nicht sehen oder merken könnte. Und ihr, die ihr deutschen, ehrlichen Namens und unsere Nachkommen sein wollet, wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend, deren sie sich selbst schämen, und die sie zur Bemäntelung ihrer Schelmenstücke erfunden haben, nachäffen, und darin noch als in köstlichen, schönen Dingen prangen, ja, oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen, da doch ein römischer Kaiser, wenn er in seinem Pomp gehen und gar herrlich sein wollte, ein deutsches Haar für eine besondere Zierde hat aufgetragen: ihr aber wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen.

Solltest du ein Deutscher sein, sprach Herr Friedmeier; siehe, was für einen welschen, närrischen Bart hast du denn? Und da deine ehrlichen Vorfahren — wenn du anders eines deutschen Mannes Sohn bist — es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr, den welschen, unbeständigen Narren nach, alle Monate, alle Wochen eure Bärte berupfen und bescheren, bestümmeln, bestutzen, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern und martern, ziehen und zerren lassen: jetzt wie ein Zirkelbärtel, bald ein Jungfrauenbärtel, ein Tellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele (=schwänzchen), ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein türkisch Bärtel, ein spanisch Bärtel, ein italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lilienbärtel, ein Spielbärtel, ein Drillbärtel, ein Schnauzbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel u. s. f. Und indem ihr euch der rechten Bärte und Knebel schämet, noch gar zu Bengeln werdet.

Zu unsern Zeiten hat man an den Federn erkennen gelernt, was es für ein Vogel war, am Bart, was für ein Mann da war, und wurde ein Mann nicht für ehrlich gehalten, wenn er mit geschorenem Bart unter die Leute kam. Jener deutsche Schweizer hat redlich getan, als er gefragt worden, warum er einen so langen Bart hätte, und gesprochen: damit, wann ich diese Haar ansehe, ich gedenke, daß ich ein Mann sei und kein Weib, und mich Mannestaten üben und befleißigen solle. Denn der Bart zieret den Mann und soll ihn anreizen, daß er sich in allem Tun rechtschaffen, tapfer und als ein Mann verhalte. Nun ist eure meiste Sorge, sobald ihr morgens aufgestanden seid, wie ihr den Bart rüsten und zuschneiden möget, damit ihr als junge Narren und Lappen könnet passieren. O ihr Weibermäuler, ihr Unhärige: in den Löffeljahren gehet ihr zu zapfen, zu trillen, zu rupfen, bis die Gauchshaare herauswollen, und wann ihr durch Gunst der Natur diese endlich erlanget habt, so wißt ihr ihnen nicht Marter genug anzutun, bis ihr sie wieder vertreibet. Ihr Bartstümmler, ihr Barträuber, ihr Bartschinder, ihr Bartschneider, ihr Bartstutzer, ihr Bartzwacker, ihr Bartfolterer, ihr Bartwipper, ihr Bartmarteln, ihr Bartpeiniger, ihr Bartabtreiber, ihr falsche Bartmünzer, ihr Bartverderber, ihr Bartnarren, ihr Bartmörder. Vor Zeiten

Ein Ehr' war's etwan, haben Bärt:
Das war gar mannlich, schön und wert,
Da wurd man auch billig geehrt.
Itzt hand die weib'schen Gäuch gelehrt
Und schaben alle Tag die Backen,
Sie wäschen's, daß sie sollen schmacken,
Und schmieren sich mit Affenschmalz
Bis an die Augen und den Hals.

Solltest du ein Deutscher sein? sprach Herzog Hermann. Man sehe deine Kleider an: was für ein Wams ist das, was für Hosen und Strümpfe. Ich glaube, daß du allererst mit von Paris kommest. Ein wohl törichter Tausch, den ihr da tut gegen solche neue Dinge. Das alte deutsche Geld wird häßlich umgetauscht. Aber Recht: die Welschen können es sich fein zu Nutzen machen. Meinet ihr, wenn der Deutschen sauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für solche närrischen neuen Trachten übermacht würde, es könnte sonst nicht vertan werden? Habt ihr Deutsche — wenn du je einer von unsern ungeschlachten Nachkömmlingen bist — nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völkern ihr euch in Kleidung alsogleich stellet, und sie nachäffet, daß diese dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken und zur Dienstbarkeit zwingen werden? Denn sie ja schon eure Herzen, das beste Bollwerk, die Schanzen der Augen und Außenwerke der Sinne untergraben, eingenommen und gewonnen haben. Ist euch denn nimmermehr etwas gut genug, daß ihr Verächter eures Vaterlandes seid, und dessen Verräter? Wo ist ein Volk unter der Sonne, wie die ungeratenen Deutschen jetzt sind, in ihrem Kleidertragen so unbeständig, so ekel, so närrisch! Wo siehet man desgleichen bei euern Nachbarn geschehen!

16. Die Sprachmengerei.

Moscherosch klagt: „Ich glaube, wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen und sehen sollte, man würde augenscheinlich finden, daß $^5/_8$ davon französisch, $^1/_8$ spanisch, $^1/_8$ italienisch und $^1/_8$, doch nicht wohl, deutsch darin gefunden werden sollte." „O ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Tier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze zu gefallen bellen, einen Hund der Katze zu liebe miauen hören? Nun sind wahrhaftig ein deutsches festes Gemüt und ein schlüpfriger, welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollt ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blöken und eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande."

Proben der Sprachmengerei zeigen folgende Briefe.

Anfang eines Briefes, in welchem Wallenstein dem Kaiser Gustav Adolfs vergeblichen Sturm auf die Alte Feste bei Fürth anzeigt:

So hat sich denn der König in dieser impressa gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König sein, er hat auch damit sein Volk über die Maßen discoragiret, daß er sie so hazardosamente angeführet, daß sie in vorfallenden

Occasionen ihm desto weniger trauen werden, und ob zwar Ew. Maj. Volk valor und caraja zuvor überflüssig hat, so hat doch diese Occasion es mehr assecuriret, indem es gesehen, wie der König rebutirt ist worden, das Praedicat invictissime nicht ihm, sondern Ew. Majestät gebühret....

Brief eines Soldaten aus dem Feldlager:

Dem Herrn seye, meine officia benebens, freundlicher Salutation jeder Zeit zuvor. Sein geliebtes Schreiben habe ich zurecht acceptiert und daraus seine Gesundheit vernommen, welches mich sehr delectiert, mich betreffend, so bin ich, Deo sit gratia, in perfecter Gesundheit und prosperitet. Gott wolle uns länger darinnen beyderseits conserviern. Sonsten habe ich nicht viel newes dem Herrn zu significiern, allein so hab ich ihm wollen describiern den Statum unsers Landes, darinnen es so miserabel daher gehet, die Schlösser und Dörffer werden total ruiniert, die Bawren torquiert und alles sehr übel conditioniert. Wir haben gute Sperentz zum Frieden gehabt, aber jetzunder werden wir je mehr und mehr mit Krieg afficiert, allerlei hostiliteten sentieren wir und dürfen kein imagination vom Frieden concipiern. Gott wolle uns assistenz praestiern, damit wir dieses exsuffriern können. Gott wolle euch von selber hostilitet praeserviern und uns allen helfen. Aber ich halte davor, ich werde den Herrn molestiern und von seinen officien abhalten, darumb so will ichs nicht prolongiern, sondern hiermit finiern. Uns alle beyderseits Gottes Obacht recommandierend. Datum ut supra.

Die schärfsten Pfeile gegen die im Volke herrschenden Übel versendet Friedrich von Logau († 1655 in Liegnitz) in seinen Epigrammen.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei.
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Daß aus Menschen werden Wölfe, bringt zu glauben nicht Beschwerden;
Sieht man nicht, daß aus den Deutschen dieser Zeit Franzosen werden?

Die deutsche Sprache.

Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jetzt so mager ist, daß ihr man zu muß tragen
Aus Frankreich, was sie bedarf, und her vom Tiberstrom,
Wo vordem Latein starb auch mit dir, unrömisch Rom.
Zum Teil schickt es der Iber (Ebro); das andre wird genommen,
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Prahlwort, jetzt jenes raus gebiert.
Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden künnen.
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

Scht sülck Schipbrock heffd de dütsche Sprack geleden,
De Französche heffd er de Nese affgesneden.

(Lauremberg aus Rostock.)

XIX. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

1. Zustände in der Mark Brandenburg beim Regierungsantritte des Großen Kurfürsten.

a. Eingabe des Magistrats zu Prenzlau vom 9. Februar 1639:

Zurbonsen a. a. O. S. 146.

Nachdem wegen des unseligen Kriegswesens die Felder dieses Orts etliche Jahre feyren müssen, ist darauf eine so unerhörte Teurung entstanden, daß die Leute nicht allein viel Jammer, Heulens und Wehklagens treiben, ungewöhnliche Speisen und Dinge, als Hunde, Katzen und reverenter zu melden, der Tote Aße auf den Gassen essen, sondern auch für den greulichen Hunger, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, einander selbst anfallen, kochen und verzehren.

b. Schreiben Schwarzenbergs an die brandenburgischen Gesandten in Regensburg vom 29. Januar 1641.

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berlin 1864 ff. I. S. 704 ff.

Sonsten stehet es jetzo allhier nicht weniger als anderswohe gar übel; dann Stahlhaus ist Uns aus Schlesien, nachdem der General Goltze mit der Kais. Armee in die Winterquartiere gangen und ihm also Luft gemacht, über den Hals gekommen, hat Cottbus, Beskow und vorgestern Zossen hinweggenommen, und müssen wir in Gefahr stehen, daß er auf Berlin, worauf er sein Volk aller Gefangenen Aussage nach eigentlich vertröstet, oder Brandenburg gehen und also aus denselben Plätzen, da er ihrer mächtig werden sollte, alle Mittel zur fernern Unterhaltung Sr. Ch. D. Volkes abschneiden werde; wie Uns dann gestrigen Tages ein Extrakt eines seiner Schreiben an Bannern, so intercipiret, zu Handen gekommen, in welchem ausdrücklich stehet, er wolle das Brandenburgische Volk angreifen und womöglich demselben den Garaus machen. Wann ihme nun solches angehen sollte, würde es algemach schlecht um die Festungen und per consequens ums ganze Land stehen; daß Wir Uns demnach nicht wenig verwundern müssen, daß der General Goltze Uns davon aus dem Felde ginge, nicht avisiret, auch jetzo die Quartiere lieber hat, als daß er Sr. Ch. D. Lande Conservation sich angelegen sein ließe, deren sich der Feind jetzo so stattlich zur Refraischirung seines sehr travaillirten Volkes, wie selbst in gedachtem aufgefangenen Schreiben stehet, gebrauchet. Zwar geschiehet ihm ziemlich Abbruch, so viel müglich; dann Unsere Reuter haben ihnen über 250 Pferde abgefangen, aber dem Gros können wir auf dem Lande noch zur Zeit, bis uns mehr Hülfe zukommt, nicht entgegen gehen oder verwehren; Berlin und Brandenburg aber hoffen Wir, obgleich der Frost dem Feinde großen Vorteil schaffet, mit Gottes Hülfe zu verteidigen.

c. Schreiben des Markgrafen Ernst von Jägerndorf an den Großen Kurfürsten, Cölln a. d. Spree, vom 23. Dezember 1641.

Urkunden ꝛc. I. S. 488.

Von hier haben wir ... nichts zu melden, als daß es mit Aufbringung der Notdurft für E. Ch. D. Volk, sowohl an Unterhalt und Kleidung schwer hernachgehet; und haben die arme, übelbekleidete Knechte die erste Kälte, welche vor ein 14 Tagen her etzliche Mal sehr strenge gewesen, gefühlet und sind dadurch nicht wenig incommodiret worden; daß es hohe Zeit wäre, daß ihnen Kleider und Schuh beschaffet würden. Aber itzo seind erstlich den Obristen die Assignationes ausgegeben; darauf ist noch wohl lange kein Geld bei der Hand, noch weniger aber Tuch und das daraus gemachte Kleid. Ja Wir sorgen, daß die härteste Wintermonate hinfließen werden, ehe ein armer Soldat ein Kleid über die Haut bekommt.

2. Die Schlacht bei Warschau. 1656.

Samuel Freiherr von Pufendorf, Über die Taten Friedrich Wilhelms. Leipzig und Berlin 1733. Buch VI, Kap. 37 ff. Pufendorf verbrachte seine späteren Lebensjahre in Berlin († 1694). Zu seiner Schilderung der Schlacht bei Warschau benutzte er den eigenhändigen Schlachtenbericht des Großen Kurfürsten.

Am ersten Schlachtentage ordneten die Verbündeten ihr kleines Heer zur Schlacht, rechts standen die Schweden unter ihrem Könige Karl X., etwa 9000 Mann stark, links die Brandenburger, 8600 Mann stark, unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm und den Generalen von Sparr und Grafen v. Waldeck. Sie bestanden aus der Blüte der Männer und dem Kern der Jugend, und wie die Schweden durch die lange Kriegsarbeit abgehärtet waren, so hatte dem kurfürstlichen Heere Ruhe und Erholung die höchste Kraft und Lebendigkeit gegeben. Beide waren von gleichem Kampfesmute erfüllt, jene, um sich die alten Lorbeeren zu bewahren, diese, um sich neue zu erwerben. Nachdem nun der König Nachricht über die verschanzte Aufstellung der Feinde, die fast 40000 Mann zählten, erhalten hatte, rückte er bis an ein Dorf in der Nähe Warschaus, und weil ihn von dem Feinde noch ein Wald trennte, so schickte er seinen General Wrangel mit 600 Reitern voraus, um diesen zu besetzen und zugleich das hinter dem Walde gelegene Feld auszukundschaften. Der König folgte durch den Wald, und als er ihn durchschritten hatte, sah er die Weichsel zur Rechten, den Wald zur Linken und vor sich die Befestigungen der Feinde. Der Raum zum Angriff war dadurch so beengt, daß die Verbündeten nur mit einzelnen Heerhaufen kämpfen konnten, doch warfen sie den ausfallenden Feind in seine Verschanzungen zurück und stellten sich in Schußweite davon auf, um noch nachrückendes Fußvolk zu erwarten. Weil aber das Geschützfeuer zu heftig wurde, zogen sich die Schweden etwas an die Weichsel zurück, und die Kurfürstlichen besetzten den Platz am Walde, und vor ihnen lagerten 12 Reiterschwadronen mit 3 Regimentern Fußvolk.

Beim Grauen des folgenden Tages faßten der König und der Kurfürst den Plan, den Feind nicht innerhalb der Verschanzungen anzugreifen, sondern es erschien ihnen geratener, den linken Flügel des Feindes zu umgehen. Zu

dem Zwecke war es aber erforderlich, eine Höhe neben dem Walde zu besetzen, weil man von hier aus die ganze Ebene beherrschen konnte. Ohne großen Widerstand zu finden, nahm der Kurfürst diesen wichtigen Punkt ein. Obgleich die Geschütze nur mit großer Mühe durch niedriges Gestrüpp und durchweichten Boden fortgeschafft werden konnten, wurden sie doch endlich günstig aufgestellt und das polnische Heer mit Erfolg beschossen. Die Polen, dadurch schwer bedrängt, machten sogleich große Anstrengungen, den Kurfürsten aus dieser für sie so bedrohlichen Stellung zu vertreiben. Sie wandten ihre ganze Macht gegen ihn, daß Fußvolk unternahm, die Höhe zu stürmen, während 2000 tatarische Reiter den Kurfürsten in der Flanke und den König im Rücken anzugreifen versuchten. Alle Angriffe aber wurden tapfer zurückgeschlagen, und als die Polen zum zweitenmal aus ihren Verschanzungen ungestüm gegen den König ausfielen, wurden sie von diesem zurückgeworfen, und er konnte jetzt dem Kurfürst zu Hilfe kommen. Die besten Truppen der Polen, unterstützt von der vorzüglichsten Reiterei, konnten nichts gegen die starken Gegner ausrichten, die Polen mußten sich zum Rückzuge entschließen, und die Verbündeten behaupteten einen Teil des Schlachtfeldes. Nachdem am dritten Tage die Polen an allen Punkten geworfen waren, flohen sie und überließen Warschau mit seinen Geschützen den Händen der Sieger, die am folgenden Tage in diese Stadt einzogen.

3. Aufruf des Kurfürsten an den „ehrlichen Teutschen".

Chur-Brandenburgischer An die Königliche Majestät von Schweden abgelassener Gesandschafft Verrichtung, Woraus zu ersehen, wie wunderlich man dieselbe getractiret und abgewiesen, weil sie vom Friede sprechen, und Seine Churfürstl. Durchl. mit Schweden gegen Polen und dero geallürte sich in die vorige Kriegeshändel nicht wieder einlassen wollen. Zu Hamburg im Jahr 1658.

Ehrlicher Teutscher! Dein edles Vaterland war leider bey den letzten Kriegen, unter dem Vorwandt der Religion und Freyheit gar zu jämmerlich zugerichtet, und an Marck und Bein dermassen außgesogen, daß von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig verblieben, als das blosse Sceleton: Weme noch einig teutsch Blut umb sein Hertze warm ist, muß darüber weinen und seufzen! Weme sein Vaterland lieb ist, muß die unglückliche Zeiten beklagen: Wir haben unser Gut, wir haben unser Blut, wir haben unser Ehre und Namen dahin gegeben, und nichts damit außgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten, und fremde Nationes berühmet, uns deß uhralten hohen Namens fast verlustig, und diejenige, so wir vorhin kaum kenneten, damit herrlich gemachet. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nation Gefangene? Was ist deine Freyheit und Religion mehr, als daß andere damit spielen? Summa, alles verlohr sich mit dem trefflichen Pommern, mit andern so statlichen Ländern!

Nun der Allerhöchste erbarmte sich unsers Jammers einiger masse, und gab zu Münster endlich seinem Volcke einen Friede, einen Friede, da ihm alles, was lebendigen Athem hatte, für danckete, und müssen wir bekennen, alles fieng an wieder zu blühen, alles nahm zu, Mannschafft und Viehe: und hätte wol ein iedermann gehoffet, er würde nunmehr eine gute Zeit unter seinem Feigenbaum, und Weinstocke ruhiglich leben, und die alte, welche ihre unglückliche Jahre in so schweren Zeiten zugebracht, ihre graue Haare mit Frieden in ihre Sterbgrube haben bringen mögen. Wie nun aber eine Frau das Schwedische Scepter quitirete, so schien, daß der Allerhöchste uns den Frieden wieder wolte nehmen, in-

massen kurtz hernach davon die Vorbothen sich im Bremischen sehen lassen, und endlichen das Feuer mit voller Flamme in Polen außgeschlagen. Polen, die hochberühmte Vormauer der Christenheit, war von den Frembden dermassen allerends angegrieffen, daß es kaum an ihme selbst noch stunde, und muste es dabey nicht bleiben, da es bey aller Welt umb Hülffe schrye und rief, da eylet der ietzige König von Schweden mit aller Macht, und grieff es von der Evangelischen Seite, und im Rücken an, dermassen, daß es Anfangs alsobald in ihme zerfiele und männiglich schier in die Gedancken kam, daß es allen Völckern zum Raube bleiben würde: Wie wunderbar es nunmehr das Haupt wieder empor gehoben, und es endlich das Ansehen gewonnen, daß der Himmel selbst für Sie gestritten, ist aller Welt bekant: Niemand hat dabey mehr gelitten, als Sr. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg, denn ob wol dieselbe in Schweden ohne Aufhören, aufrichtiglich gerathen, und treulich geremonstriret, wie gefährlich es würde seyn, für die Christenheit, eine solche Crone zu ruiniren, Schweden möchte dahero Frieden machen, so ist doch solches vergeblich gewesen, und haben Se. Churfürstl. Durchl. zu Ihrem grossen Leidwesen, die Waffen ergreiffen, und gegen Schweden, weil Sie davon geattaquiret wurden, und sonst an Polen verbunden waren, in Preussen fechten müssen. Zwar nicht mit gewünschten Succes, in deme Sie der Gewalt und Noth weichen und sich mit Sr. Majestät von Schweden müssen setzen. Die Lehenspflichte cessireten mit dem Lehensschutze, und haben sie dahero auch gegen Polen agiren müssen; da deß Glückes Blat in Polen durch den Dänischen Krieg dermassen umbschlug, daß Se. Majestät von Schweden Preussen verlassen und drangeben müssen, dahero auch selbst geraten, Se. Churfürstl. Durchl. möchten Sich so gut sie könnten, selbst heraus reissen, so haben Se. Churfl. Drl. Sich mit der Cron Polen deromassen wieder verglichen, und verbunden, daß man für allen auff Friede gedencken solte mit Schweden, und da solches nicht zulangen würde, daß Se. Churfürstl. Durchl. im Reiche freye und ungebundene Hände haben wolte und solte. Man hat solches Sr. Majestät zu Schweden alsofort auffs beweglichste geremonstriret, und zwar auch daß Se. Churfürstl. Durchl. hinfüro keine Marchen (Märsche) durch Ihre Länder nach Polen, noch Wahren von contrebande (Schmuggelwaren) durch Ihre Hafen konte passieren lassen. Es möchten Se. Majestät nur zum Frieden resolviren, und würd es an Erhaltung statlicher conditionen, da Sie Preussen nur restituiren wollten, nicht ermangeln: Worauf denn Se. Maj. sich allerends ziemlich vernehmen lassen, man wolte Frieden machen, man wolte durch Teutschland keine armeen wieder nach Polen führen, und von Preussen gegen eine Geldsatisfaction abstehen. Wie aber Polen Bedenckens trug . . . und Schweden die Geldsatisfaction auff keine träigliche Summa . . . . nehmen wolte, die Dänische Progressen auch die schwedische consilia (Entschlüsse) nicht wenig veränderten, in denen man allerends angefangen, höher zu sprechen, auch hie und dort Sr. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg offentlich zu dreuen, so haben Se. Churfürstl. Durchl. solches mit betrübtem Hertzen angesehen, und an einer Seite dahin getrachtet, wie sie sich gegen unbilligen Gewalt schützen, an der andern Seite aber zum Friede alles was möglich contribuiren möchte: In massen Sie dahero mehr und mehr angefangen sich in Verfassung zu stellen, auf alliance zu gedencken, und im mittelst dennoch auch darauf zutreiben, wie man die Sachen zwischen Polen und Schweden beylegen, zum wenigsten verhüten möchte daß Schweden seine Marche nicht durchs Reich nach Polen nehme, und Polen gegen die vorhin schon von den Schweden selbst gegebene Versicherung nicht beschweret, und also verursacht würde, in Teutschland einzufallen, und sich mit Feuer und Schwerdt, in massen sie sonst gedreuet, zu rächen: Worauf denn dieses erfolget, daß Se. Chrl. Drl. auch alsofort an den König von Schweden selbst geschrieben. . . .

Es folgt jetzt die Darlegung der Verhandlungen zu Flensburg zwischen den schwedischen und brandenburgischen Abgeordneten. Letztere suchten eine Audienz beim Könige Karl Gustav nach:

Sie wahren frohe, weil der Anfang sich so ziemlich anließ. Aber leyder! Es wärete nicht lange; und trug sich darauff weiter zu, daß man durch allerhand Mittel sich beflieſſe zu erkündigen, ob die Gesandte auch vom Friede oder der restitution von Preussen reden würden, mit dem hinzuthun, daß Se. Maj. davon nicht würden hören können, und also keine Audientz geben, wo man sonst die Sachen nicht verärgern wollte .... So vermercketen Sie daß allgemählig die Gesandschafft anfieng unangenehm zu werden, und erfolgete also darauf, ... daß man suchete ... die Gesandschafft durch das ein oder ander mittel abzusetzen, und das Werck deromaſſen zu spielen, daß man an Schwedischer Seite, nicht in dem Unglimpff, als hätten Sie zum Friede keine Luſt gehabt, gesetzet, sondern vielmehr alles Sr. Churfürstl. Durchl. oder dero Gesandschafft auffgebürdet werden möchte .....

Wenn nun darauß Sonnen hell herfür leuchtet, daß man an Seite Sr. Churfürstl. Durchl. im Anfang, Mitten und Ende, nur Friede gesuchet, und von Gelübden und Bündniſſen nicht abstehen, an der Schwedischen Seite aber vom Friede nicht hören, und Se. Churfürstl. Durchl. nur in die alte weitläufftige Händel einflechten wollen, so gedenke ein ietweder, der nur kein Schwedisch Brodt eſſen wil, was er an einer Seite, bey dem allgerechten Gott zu verbitten, umb mit Ihme und seinen Geboten kein gespötte zu treiben: An der andern Seite aber, was er für die Ehre des Teutschen Namens zu thun habe, umb sich gegen sein eigen Blut, und sein für allen Nationen dieſer Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreiffen. Mir du Ehrlicher Teutscher, sind dieſe Dinge wolbekand und habe sie dir dahero wollen communiciren, damit man dich mit andern Berichten, nicht länger äffen, und ohne Grund der Warheit ewig blind herumb leiten möge! Adieu!

Gedencke daß du ein Teutscher biſt!

4. Die Erstürmung der Stadt Rathenow am 15. Juni 1675.

Tagebuch Dietrich Sigismunds von Buch aus den Jahren 1674 bis 1683. Herausgegeben von Gustav von Kessel. 2 Bde. Jena und Leipzig 1865. Deutsch. In der Widmung „Sr. Majestät König Wilhelm I. von Preußen" heißt es: „Der Reisemarschall Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten, Dietrich Sigismund von Buch, der amtlich seinen Herrn von 1674—1682 fast gar nicht verließ, machte seine Aufzeichnungen täglich mit Wahrheitsliebe, vorurteilsfrei und mit einer Einsicht, die bei einem so jungen Mann von großer Seltenheit ist." Das Original ist mit geringen Ausnahmen französisch.

Ein Edelmann von Brieſt sagte aus, er sei noch den Abend vorher in Rathenow gewesen und habe den Obersten Wangelin gesprochen, welcher noch nichts von unserem Marsche gewußt. Dies ließ uns eiligſt die Tafel verlaſſen, zu Pferde steigen und den Weg direkt auf Rathenow wählen. Eine starke Meile von der genannten Stadt machten wir Halt, um unsre Infanterie und Geschütze zu erwarten, die ein wenig zurückgeblieben waren. Etwas nach 11 Uhr abends kam unsre Infanterie an, und wir begannen gleich zu marschieren. Der Generaladjutant Kanowsky war kommandiert, mit dem Oberstleutnant Kanne und 400 Infanteriſten den Fluß zu Kahn zu paſſieren und die Stadt von der andern Seite anzugreifen, während unsre Dragoner die Brücke in der Front angreifen sollten, und der Generalmajor Götz mit dem Grafen von Dönhoff auf der andern Seite vorgingen und von einer andern Seite angriffen. Darauf mußten wir ein großes Defilé paſſieren, wo uns das Waſſer bis über die Kniee ging, was uns lange genug aufhielt. Nachdem wir es aber hinter uns hatten, liefen unsre Musketiere, wie ein Pferd

nur traben kann, vor, und obgleich die Nacht gewöhnlich der Mantel der Feigen ist, blieb doch nicht ein einziger zurück.

Die Stadt Rathenow ist am Ufer der Havel gelegen, die in zwei Armen links von der Stadt fließt, wo sich zwei Brücken befinden, beide Zugbrücken; die an der Seite der Stadt ist länger, auch das Wasser hier stärker als bei der ersten Brücke. Zwischen den beiden großen Brücken liegt eine kleine Insel, von wo man bis zu einem Eisenhammer einen kleinen Steinweg passiert, der nach einer Brücke führt, die sich über ein Freiwehr befindet. Durch dieses kann man, wie man will, von dem Eisenhammer das Wasser abziehen oder nachlassen. Rechts fließt längs der Mauer ein andrer kleiner Arm des Flusses, den man hierher vom Eisenhammer geführt hat, und der an dem andern nach Nauen führenden Tore eine Mühle treibt. Endlich hat die Stadt Mauern, die sich aber nicht flankieren (von der Seite her bestreichen) lassen, auch waren sie an einigen Stellen eingefallen. Wir marschierten die ganze Nacht, konnten aber daselbst vor dem folgenden Tage nicht eintreffen.

Am 15. Juni, bei Anbruch des Tages etwas nach 2 Uhr, befanden wir uns vor der Brücke. Der Herr Generalfeldmarschall Derfflinger ging mit 100 Dragonern und einigen Freiwilligen vor; an der Brücke in kurzem Trabe ankommend, rief die detachierte Wache (welche 6 Mann stark war) „Werda". Der General antwortete, er sei ein schwedischer Leutnant, der von einer Partei Brandenburger gejagt werde, sei genötigt, sich zurückzuziehen und bitte die Wache, ihn hier eintreten zu lassen. Diese wollte nicht und sagte, daß sie es nicht zu tun wage, ohne davon den Obersten Wangelin zu benachrichtigen, der sie andernfalls werde hängen lassen. Der General unterhielt sich aber beständig und sagte, er sei ein Leutnant vom Regiment Bülow und ein sehr guter Freund vom Kommandanten, daß er wohl seine Entschuldigung machen werde, wenn sie ihn nur allein eintreten ließen. Während all dieser Gespräche näherten sie sich so sehr diesen Leuten, daß sie, ihre Pferde antreibend, die Wache über den Haufen warfen, indem sie 2 oder 3 davon töteten, die andern retteten sich über die Brücken und brachten den Alarm in die Stadt. Seine kurfürstliche Durchlaucht ließ schnell die Dragoner passieren und gegen die andre Brücke vorrücken, die man aufgezogen hatte. Unsre Dragoner saßen ab und gingen bis zur genannten Brücke vor, ohne daß man sie mit einem Schuß beschoß, und blieben so gegen 1/4 Stunde. S. K. D. sandte mich, um zu sehen, was dort für ein Hindernis sei, und sie vorrücken zu lassen, was sie aus dem genannten Grunde nicht konnten.

Während dies hier so stand und wir mit Ungeduld erwarteten, daß die 400 Mann unter Kanne und Kanowsky passiert wären und angegriffen hätten, wie auch, daß der Rest unsrer Infanterie vorgerückt sei, sahen wir auf der kleinen Insel zwischen den genannten beiden Brücken einige zwei- oder dreihundert Pferde, weshalb Seine Durchlaucht sogleich einen Offizier mit 50 Mann kommandierte, um sie gefangen zu nehmen. Währenddessen war der Oberstleutnant Kanne schon einmal zurückgeworfen. Alle Kräfte des Ortes wandten sich gegen ihn, ausgenommen wenige Leute, die bei ihren Brücken blieben und uns scharf beschossen, wobei der Oberstleutnant der Dragoner, namens Uckermann, ein sehr braver Offizier, einen Schuß in den Unterleib erhielt, an dem er noch an demselben Tage starb. Aber sobald als der Gen. Major Götze vorgerückt war, griff er so heftig an, daß die Feinde genötigt waren, ihre Leute zurückzuziehen, was den genannten Kanne sehr

erleichterte. Als dieser dort nicht mehr soviel Widerstand fand, drang er zuerst mit seinen Leuten in die Stadt ein und fast gleichzeitig auch der Generalmajor mit den Seinigen. Die Besatzung sammelte sich gut, aber die Unsern waren die Stärkern und warfen sie immer zurück, indem sie alles über die Klinge springen ließen. Von 6 Kompagnien waren nicht 10 Mann, die sich gerettet hätten, alle übrigen waren getötet oder gefangen.

Der Oberst, der Oberstleutnant und der Major mit einem Kapitäne und zwei andern Offizieren und 186 Dragonern waren gefangen, alle andern getötet. Ich begegnete der Frau des Obersten, die man in eine Kammer unter einige blessierte Gefangene geführt hatte und sie dort nicht gut behandelte. Ich brachte sie wieder in die Wohnung, wo sie vorher gewohnt hatte, legte ihr Schildwache vor das Haus und ihre Kammer und gab den Leuten in der Wohnung Befehl, für sie alles zu tun, was sie verlangte, auch befreite ich ihre Dienerin. Wir nahmen auch 6 Dragonerfahnen, die sehr schön waren, wie auch ihre Pauken mit dem Paukenschläger und auf einer Wiese nahe der Stadt noch 5 oder 600 Pferde. Als alles gemacht war, befahl S. K. D., die Toten zu bestatten, ließ alle Infanterie einziehen und die Kavallerie wieder die Brücken passieren, um sich längs des Flusses zu lagern.

Den Abend entsandten wir Patrouillen nach allen Seiten. S. K. D. schlief im Zelte bei seiner Kavallerie.

5. Die Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675.

Nach dem Theatrum Europaeum (1682). Bd. XI, S. 830 und S. Pufendorf a. a. O. Buch XIII, 36.

Se. Churfl. Durchlaucht bemächtigten sich alsbald einiger Sandberge, postirten darauf das wenige Geschütz nebst den dörfflingerschen Dragonern, und führeten selbst etliche Esquadronen vom lincken Flügel, die sie vorhero dero Manier nach, freundlich animiret hatten, nicht ohne sonderer Gefahr, massen der Stallmeister Frobenius mit einer Stück Kugel ihr an der Seite erleget wurde, auf den Feind an, welche tapffer mit demselben chargirten, ob sie wol viele Canon-Schüsse vorhero von demselben außhalten musten, da sich dann das Gefecht umb 8 Uhr morgends bey obgedachtem lincken Flügel scharff anhub. Die Schwedische Cavallerie ward bald anfangs zurückgetrieben, wolte auch nicht recht anbeissen, sondern hielte sich bey der Infanterie, auf welche die Churfl. Cavallerie treffen muste, so sehr gefährlich war, ein Theil dero Infanterie aber advancirte auf das Churfl. Geschütz, in Hofnung, weil keine Infanterie dabey, es weg zu bekommen, es ward aber dasselbe von der Trabanthen Garde, dem Leib-Regiment, auch Anhalt. und Mörnerischen Regimentern, secundiret, der Feind repoussiret, und dergestalt in ihn gedrungen, daß nach hartem und anfangs sehr zweiffelhafftem Gefecht das gantze Königl. Leib-Regiment, unterm General-Major Dalwig, so in 8 Compagnien bestunde, zerhauen, wie auch das Ostragothische Regiment und andere übern Hauffen geworffen wurden, die Schwedische Armee sich darauf eiligst, jedoch mit guter Ordre, nach dem Dorfe, und ferner längst des Moraستes, so sie zur rechten Hand hatte, nach Fehrbellin zuwenden, und Sr. Churfl. Durchlaucht das Feld, so mit Todten und sterbenden Menschen, auch Gewehr, gantz bedecket war, nebst dem Sieg verbliebe. Se. Churfl. Durchlaucht folgeten in solcher Retirade

derſelben allbereit zur Seite, in Meynung, mitten unter ſie zu brechen, dieſelbe hielte ſich aber, weiln ſie alle Bagage in wärendem Treffen vorauß geſendet, ſehr geſchloſſen, wurde auch wie oberwehnet, von dem Moraſt auff der einen Seite bedecket, daß es zu thun nicht möglich war, biß ſie endlich halb lauffend, da ſie ſtets mehr und mehr Leute einbüſſete, den Fehrbelliniſchen Paß mit der Nacht erreichet.[1])

Se. Churfl. Durchlaucht blieben dennoch in der Schwediſchen Armee geſicht, vor obgenanntem Paß ſtehen, und wurden Ihro daſelbſt acht eroberte Fähnlein, und zwo Eſtandarten praesentiret, ehe man es aber gewahr werden konte, hatte die Schwediſche Armee die Nacht ſich über den Paß, ſo ſie eiligſt repariren laſſen, in großer Eyl und Confuſion zurück gezogen, und ob man zwar die Dragoner, und einige Cavallerie, derſelben nachſendete, ſo auch 2 Bataillons in der Stadt Fehrbellin, die ſich aber gleich reterireten, antraffen, wie auch 3. 6 Pfd. und 2. 3 Pfd. Stücke, nebſt vieler Munition, und an 2000 Bagage-Wägen, und viel 1000 Stück geraubten Viehes, ſo ſie verlaſſen muſten, bekamen, ſo hatten ſie doch die Brücke hinter ihnen in Brand geſtecket, daß Se. Churfl. Durchlaucht ſelben Tag vor Fehrbellin ſtehen bleiben muſten, den folgenden Sonntag darauff als Se. Churfl. Durchlaucht ſolche vorhero nebſt dem Damm wieder repariren laſſen, folgeten ſie derſelben mit allem Volck, bekamen auf dem Wege viel Bagage und Munition, die feindliche Armee aber wiche immer durch Ruppin und Vitſtock, alles hinter ſich anzündend, und zwar ſo ſtarck, daß man ihr letzlich kaum folgen konte. Als Se. Churfl. Durchlaucht nun dieſelbe, nachdem ſie in allem bey die 4000 Mann verloren biß an die Mecklenburgiſche Gräntze immerhin verfolget, die Churfl. Cavallerie aber dadurch gantz ermüdet worden, als welche ſeiter dero Abmarſch aus Franken, keinen Tag Ruhe gehabt, ſo hielten Se. Churfl. Durchlaucht ſolcher geſtalt nöthig, ſie wenige Tage zurück, umb ſich zu erfriſchen, zu führen, lieſſen indeſſen dero Infanterie und Artillerie anmarſchiren, umb ſich mit derſelben ſo bald möglich zu conjungiren, und alsdann die Kriegs-Operationes ferner fortzuſetzen, ſie aber thaten vor dero Perſon eine kleine Cavalcade nach Berlin, Ihre dort gelaſſene liebe Churfl. Kinder zu ſehen, langeten daſelbſt den 23. Juni (3. Juli) an, ſpeiſeten in dero entblöſſeter Gemach, zwiſchen denen Tages vorher, von Rathen an, und auß der Schlacht, mit Pompe anhero gebrachten Fahnen und Eſtandarten, beſahen den Mittag die Fortificationes der Stadt, dancketen folgenden Donnerſtag frühe, in öffentlicher Gemeine, mit heiſſen Zähren, Gott, vor ſo herrlichen verliehenen Sieg, und begaben ſich darauff, nachdem ſie dero Kinder und Bedienten gantz gnädig geſegnet, durch unterlegte Pferde wieder nach dero Armee zurück.

Was vor frolocken über dieſe Victori in- und auſſerhalb Teutſchland ent-

---

[1]) Auf einer Anhöhe bei Linum ließ der Domherr von Rochow auf Reckahn 1780 ein Denkmal aus märkiſchem Granit in Geſtalt eines Würfels errichten, der eine Urne trägt. Auf der Nordſeite des Würfels ſteht: „Friedrich Wilhelm der Große kam, ſah und ſiegte, den 18. Juni 1675"; auf der Südſeite: „Hier legten die braven Brandenburger den Grund zu Preußens Größe." Auf den beiden andern Seiten ſtehen die Namen der Hauptheldenden. 1857 errichtete der Kriegerverein des Havellandes auf dem Schlachtfelde ſelbſt ein zweites Denkmal. Bei der 200jährigen Gedächtnisfeier wurde bei Hakenberg der Grundſtein zu einem dritten Denkmal gelegt, das am 2. September 1879 enthüllt wurde. Es beſteht aus einer turmartigen Säule, auf der ſich eine Viktoria erhebt.

stunde, und wie dadurch die Veneration und estime, so man vor Sr. Churfürstl. D. allbereit hatte, vermehret, auch die devotion und Liebe, so dero Unterthanen und Lande deroselben zutrugen, ergröſſert wurde, stehet nicht zu beschreiben. Viel tausend weyneten darob vor Freuden und küſſeten abwesend den Arm dieses Helden, der so tapffer streiten lernen. Kriegs-Verständige betrachteten die unterschiedene Actiones jedweder rencontre und wunderten sich bald über die Vorsichtigkeit, derer man sich bey der Ankunfft zu Magdeburg bedienet; bald über die Verschwiegenheit, so bey dem Dessein auff Rathenau und execution desselben in obacht genommen worden; bald über die Klugheit, daß, umb den Feind zertheilet zu halten, auch ihme den Rückzug schwer zu machen, man alle Brücken und Passagen abwerffen und ruiniren lassen; bald über die resolution und Valeur selbst, daß man ohne Einzige Hülff dero Allirten und bloß mit der einen fernen Weg gebrachten und also ermatteten Cavallerie eine geruhete Armee, die in ihrer Avantage und in Bataille gestellet, von so viel alten Trouppen, die mehr als jetzmals Teutschland in Schrecken bracht hatte, bestunde, auch von einem der berühmtesten Generalen in der Welt, dem Feldherrn Wrangeln commandiret wurden, angegriffen und in wenig Tagen auß dem Lande nach Ihre Gräntzen gejaget; und bekenneten alle, daß, wie diese Action voller wunder, also der Triumph unvergleichlich und desto vollkommener wäre, weßhalber Se. Churfl. D. nicht genugsam gepriesen werden könten.

Zum stetswärenden Andencken der Fehrbelliniſchen action lieſſen Se. Churfl. D. eine Medaille pregen, auff deren rechten Seite sie zu Pferde, unter welchem die Schlacht repraesentiret wurde, saſſen, mit den Worten: „Ob subditos servatos“; Auff der andern Seiten aber dieſe Schrifft zu lesen war: Justum suecorum exercitum Marchiam Pomeraniamque, dum Ipse alibi oppressis adest, vastantem prope Fehrbellinum die 18. Junii Anno 1675 nactus, solo cum equitatu suo, imò verò solâ Dei ope fretus, caedit, fundit, septimestres praedones, septem diebus terris suis ejicit; In Teutſch lautend: „Der Schweden vollständiges Kriegs-Heer, welches, als der Churfürſt andern Unterdruckten auffzuhelffen ferne auſſer Lande war, so wohl die Pommeriſche, als Märckiſche Lande verheerete, erhaſchete derſelbe den 18. Junii im Jahre 1675 bey Fehrbellin mit seiner Reuterey zwar nur alleine, jedoch vornehmlich auff die Hülffe seines Gottes sich verlaſſend, ſchlägt und verjaget er in ſieben Tagen die ſieben monatlichen Räuber auß dem Lande.“

In allen dero Ländern aber lieſſen ſie an einem, dazu den 8. Julii solenniter angeſetzten Tag Gott den Herrn nochmaln vor den verliehenen Sieg dancken, da dann unter andern Freuden-Bezeugungen, so von denen Regierungen in Preuſſen, Hinter-Pommern, Cleve ꝛc. wie auch von denen Churfl. Geſandten an den Höfen, wo ſie ſich befunden, geſchahe in der Reſidentz zu Cölln an der Spree Abends die Stücke von den Wällen loßgebrennet, ein ſtattliches Feuerwerck angezündet und dabey unter dem Schall der Trompeten und Paucken die von den Schweden eroberte ſechs Stücke zu öfftern mahlen abgefertigt wurden.

6. Brief des Großen Kurfürsten an den Prinzen Johann Georg von Anhalt, Statthalter in der Mark.

Faksimile bei von Stillfried und Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. München 1884. Zu S. 94.

Durchlauchtiger fürst, hochgeehrtter Herr Vetter, Schwager und Gevatter. Ew. Liebden thu Ich hiemitt zu wissen, das Ich heutte gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Batallie gefunden, welcher Sich ahn seinem lincken flügell ahn einen Dorffe gesetzet, undt groß avantage gehatt, worauff ich resolviret habe, den feindt, welcher auff mich loßgangen, anzugreiffen, da es dann ein sehr harttes gefecht gegeben, es hatt aber der hochste Gott mir die genahde gethan, das wir denselben auffem felde geschlagen, welcher Sich aber wegen des morastes mit seiner infanterie bis hin in Verrbellin retiriret, undt weil er 8 brigaden zu fusse gehabt, haben theils meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lassen, undt selbigen den proces machen lassen werde, 8 Fahnen, 2 estandarten und ein stück (Kanone) hab ich bekommen, was ich gefangene weiß ich noch nicht, weill wenig quarttier gegeben worden. Der feindt hatt viell volck und fürnehme officir verlohren, man sagt, daß Wolmer Frangell (Waldemar Wrangel), Wittenberger, wie auch der Obrister Acksell (Axel) Wachtmeister und sein bruder sein geblieben, wo der feindt die brücke nicht diese nacht macht, gehe Ich auff Cremmen, wo selbige aber ferttig, werde Ich es noch eins mitt Ihn wagen, Gott gebe zu glück. In dessen gnedigen schutz dieselbe Ich hiemitt befelle, und verbleibe Allzeit Ew Liebden

Linum den 18. Juny
Ao. 1675.

Dienstwilliger Vetter
Schwager und Gewatter
Friedrich Wilhelm, Churfürst.

7. Brief des Prinzen von Hessen-Homburg an seine Gemahlin.

Schwarz, Zur 200jährigen Jubelfeier des Tages von Fehrbellin. Berlin 1875. S. 55 ff.

Allerliebste Frawe!

Ich sage nun E. L. hiemit, das ich gester morgen mit einichen Tausendt mann in die avantguart commandiret gewesen, auff deß feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des morgens gegen 6 Uhr deß feindtes gantzer armee ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich muste in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so langen auffhielte, bis mir J. D. der Churfürst mit seiner gantzen Cavallerie zu Hülffe kam, sobalten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andere ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regimentern secontirte. Da ging es recht lustig ein stundte 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem gefechte die feindte weichen musten, und verfolgten wir sie von Linnen bis nach Fer-Berlin, und ist wohl nicht viel mehr gehört worden, das eine formirte armee, mit einer starken infanterie und canonen so wohl versehen, von blosser Cavallerie und tragonern ist geschlagen worden, es hilte an-

fenglich sehr hart, wie dann meine Vortruppen zum zweidten mahl braff gehetzet wurden, wie noch des anhaltische und mehr andere regimenter, wie wir denn entlichen so vigoureusement drauff gingen, des uns der feindt le champ de battaglie malgre hat lassen, und sich in den passe Ferberlin retiriren muste, mit Verlust (von) mehr als 2000 Todten ohne die plessirten. ich habe ohne die 2000 im Vortrupp commandirten mehr als 6 oder 8 escatronen angeführet. zuweilen must ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen, bin aber dieses mahl Gottlob ohn plessirt davon kommen. auff schwedischer seiten ist gepliben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr. Liet. Malzan von General Delwichen, und wie sie sagen noch gar viele hohe officirer, Delwig ist durch die achsel geschosen, und sehr sehr viele hart plessirt. auff unser seiten wurdt mir der ehrliche Obrist Mörner an der seiten knall und falle todt geschossen, der ehrliche Frobenius todt mit einem stücke kein schrit vom Kurfürsten. Straus mit 5 schossen plessirt, Major Schlapperdorf blib diesen morgen vor Ferberlin, — — es ging sehr hart zu, dann wir gegen die biquen continu fechten musten, ich bin etzliche mahl gantz umbringet gewesen, Gott hat mir doch allemahl wider drauf geholffen, und wehren alle unsere stücke und der Felt-Marschalk selbsten Verlohren gewesen, wenn ich nicht en personne secundiret hette, darüber denn der retliche Mörner blib. Hetten wir unsere infanterie bey uns gehabt, sollte kein mann von der gantzen armée davon kommen sein, es ist jetzo eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen armée, das sie auch nur braff lauffen können. — — nachdeme alles nur vorbey gewesen, haben wir auff der Walstet, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht; der Hertzog von Hanover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen, und ich halte darvon, weilen die schweden nun so eine harte schlappe bekommen, er werdte sich eines besseren bedencken; Wangelin, der durch übergab Ratenau viele daran schultig ist, dörffte grose verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lassen mus; gegeben im Feltlager bey Fer-Berlin den 19. Juni 1675.

8. Ludwig XIV. bemächtigt sich der Städte Kolmar und Straßburg. 1673 und 1681.

Nach A. Richter a. a. O. S. 208 ff. Kolmar gehörte zu den zehn Städten im Elsaß, über welche der französische König im Westfälischen Frieden die Landvogtei erlangt hatte. Wie Ludwig XIV. sich Kolmars und später auch der freien Stadt Straßburg bemächtigte, erzählt der ehrsame Schuhmachermeister Matthias Lauberer in seinem uns erhaltenen Tagebuche folgendermaßen:

Anno 1673 den 18. August ist die Stadt Kolmar von dem Könige in Frankreich, der unser Schutzherr sein sollte, überlistet worden. Erstlich vor der Ernte sind an die fünfhundert Reiter auf den Abend über die lange Brücke herübergekommen. Sie haben von den Viehherden Ochsen, Kühe, Schafe und alles, was sie haben bekommen können, umgebracht und gemetzigt und hatten ihr Lager bei der langen Brücke auf der Matten. Sie haben gebraten und gesotten und haben die Ziegelbrennereien geplündert, Wein und Branntwein genommen und alles, was sie haben bekommen können. Sie sind etliche Wochen dort gelegen und haben sich nicht für Feinde erklärt, sondern als Freunde. Das sind aber böse Freunde, die einem das Seine

nehmen. Man hat keinen einzigen Schuß gegen sie getan, und hat die Bürgerschaft stark müssen wachen. Man hat ihnen gegeben, was sie gewollt haben um Geld, bis sie wieder hinweg sind gezogen.

Zum andernmal, als sie wieder gekommen sind, dieselben Reiter, sind sie vor die drei Tore der Stadt gelegen und haben die Schildwachen davor gehalten. Ihr Lager haben sie wieder bei der langen Brücke gehabt. Sie sind wieder in der Stadt ein- und ausgegangen, und man hat ihnen wieder gegeben, was sie gewollt haben. Sie haben sich auch wieder für Freunde erklärt, aber es sind uns böse Freunde geworden. Sie sind da gelegen, bis die ganze Macht zusammengekommen ist, und haben allerlei List gebraucht. Erstlich haben sie gesagt, der König wäre in das Land gekommen, er hätte Breisach besehen und begehre, auch einen Einzug in die Stadt Kolmar zu halten. An die Herren der Stadt aber begehre er, sie sollten die großen Stücke (Kanonen) von den Wällen abführen. Man hat es getan. Danach begehrte der Oberste, man solle auch die andern Stücke zurückziehen, der König begehre, nicht ein Stück zu sehen, und es solle auch kein Schuß getan werden. Man hat alles getan, weil der König unser Schutzherr hat sein sollen. Man hat auch müssen aus allen Orten Hafer, Heu und Stroh nach Türkheim bringen. Dort, so hieß es, müsse die meiste Reiterei warten, bis der König wieder zurückkomme; aber es ist auf ein anderes angestellt worden; hätten wir uns gewehrt, so hätten sie keine Fourage gehabt.

Nun ist die Nachricht gekommen, der König wäre angekommen. Der erste Marsch kam an. Unsere Herren (die Stadtobrigkeit, die Ratsherren) fuhren hinaus, und ist kein einziges Tor zugemacht worden. Mittlerweile rückte die Reiterei in die Stadt und hat die Wachen selbst bestellt. Die Stadtsoldaten und Bürger haben müssen abziehen, und die Franzosen haben vorgewendet, der König wünsche, wenn er einziehe, daß nicht Bürger und Stadtsoldaten an den Toren seien, bis er wieder hinausziehe. Aber es war alles falsch gemeint. Wir haben's, Gott erbarm, wohl erfahren.

Den andern Tag ist die ganze Macht hereingezogen, auch des Königs Leibgarde, aber der König ist nicht herein gekommen; er ist bei der Stadt vorüber gezogen auf Breisach. Und es sind auf die neuntausend den andern Tag zu Fuß und zu Pferd hereingezogen, mit ihnen vier große Stück, Kugeln und Pulver und Schaufeln und allerhand Sachen und viel Minierer; und hat der geringste Bürger bis zu sieben in das Haus bekommen und haben ihnen müssen Essen und Trinken geben. Den dritten Tag, nachdem sie hereingekommen, haben die ganze Bürgerschaft, Stadtsoldaten, Hintersassen und Ledige alles Gewehr müssen auf den Wagkeller tragen. Danach sind die Franzosen über alles Meister gewesen und haben angefangen, das Zeughaus zu plündern, und haben alles hinweggeführt für viel tausend Gulden Wert, und haben die Wälle angefangen zu schleifen und die Ringmauern und alle Türme niederzureißen. Und an die hundert Minierer haben die Mauern unter den Wällen miniert und gesprengt und alles zerstört. Und ist alles offen gemacht worden, daß ein jeder aus und ein hat können kommen wie in einem Dorfe.

Und haben die Bürger den ganzen Winter die Soldaten erhalten müssen, und haben diese allen Vorrat helfen aufessen und trinken, also daß es viel arme Leute hat gegeben. Und im Sommer haben wir viele Durchzüge gehabt.

Anno 1681 den 21. September ist königliche Majestät in Frankreich zum erstenmale samt seiner Gemahlin und seinem Sohne, dem Dauphin, und samt seinen Generalen und vielen vornehmen Herren und Frauenzimmern mit vielen Kutschen und vornehmer Reiterei hereingekommen in Kolmar. Es ist sein Reisemarsch aus Frankreich gewesen, seine Städte zu besuchen, die er bekommen hat. Zum ersten auf Schlettstadt, ist über Nacht da geblieben. Von Schlettstadt auf Breisach, von Breisach auf Freiburg, von Freiburg auf Ensisheim, von Ensisheim nach Hüningen, danach wieder auf Ensisheim und von Ensisheim hier auf Kolmar. Und ist über Nacht geblieben auf dem Wagkeller samt seinen vornehmen Begleitern. Und sind dazumal zwei Regimenter zu Fuß hier gelegen, aber sie waren bald nach dem König hinweg.

Von Kolmar ist der König auf Straßburg gezogen und hat sich samt seinen vornehmen Leuten etliche Tage in Straßburg aufgehalten, daß er alles hat können besehen. Die Stadt Straßburg hat sich schlecht gehalten, der König in Frankreich hat nicht einen Mann davor verloren, sie haben nicht einen Schuß getan, ist ihnen ein großer Spott im ganzen römischen Reiche. Man hat ihnen auch viel Stück genommen und das Gewehr von den Bürgern, und sind viele französische Soldaten darein gelegt worden. Von Straßburg ist der König samt seinen vornehmen Leuten wiederum in Frankreich gereist. Man hat hier etlichemal gejagt, und ist nach Straßburg etlichemal Wildbret geschickt worden dem General, der in der Stadt gelegen ist. Die guten Straßburger haben's nicht gemeint, daß es ihnen so werde gehen; es heißt wohl im Sprichwort: Trau, schau, wem?

9. Die Türken vor Wien. 1683.

Theatrum Europaeum XII. 511 ff. Der Polenkönig Johann Sobieski schrieb am 13. Sept. aus dem eroberten Türkenlager an seine Gemahlin:

Unser Herr und Gott sei hochgelobt in Ewigkeit, der unserer Nation einen solchen Sieg und Ruhm verliehen, dergleichen in ewigen Zeiten niemals erhöret worden. Das ganze feindliche Lager samt der Artillerie und einem unschätzbaren Reichtume ist in unsere Hände kommen, und der Feind, mit dessen Leichen die Laufgräben, das Lager und offene Felder bedeckt sind, nunmehr in völliger Verwirrung auf der Flucht begriffen. Die Kamele und Maultiere, Rinder und Schafe, so der Feind an der Seite des Lagers beisammen gehabt, wurden heute von den Unsrigen in Besitz genommen, und mit ihnen wurden die gefangenen Türken herdenweise fortgetrieben. Es finden sich auch solche, so zu uns vom Feinde übergehen und sich freiwillig ergeben, die wohl beritten und prächtig mit Kleidern angetan sind. Dieses hat einen so fremden und fast über alle Möglichkeit zu sein scheinenden Anblick gegeben, daß dem gemeinen Manne in der Stadt ein Schrecken angekommen und die Unsrigen im Lager an ein Wunder geglaubt haben, weil sie sich nichts anders haben einbilden können, als der Feind hätte sich wieder gesammelt und käme wieder zurück.

Was der Feind nur allein an Pulver und Munition verlassen, stehet für eine Million nicht zu bezahlen. Unser Troß hat unüberlegterweise an etlichen Orten das Pulver angesteckt, das erschrecklich anzuhören gewesen, je-

doch ohne besondern Schaden abgelaufen ist. Der Großvezier hat sich mit gänzlichem Verlust seines kostbaren Schatzes kümmerlich auf einem Pferde, nur mit einem Rocke angetan, retten können, dessen Erbe ich nun geworden bin, was auf folgende Weise zugegangen:

Indem ich in des Feindes Lager gedrungen und immerzu, den Vezier zu verfolgen, vorwärts geeilet, ergab sich an mich einer von seinen Kämmerlingen, der mir nachher seines Herrn Zelt gewiesen, dessen Umfang ich so groß befunden, als Warschau oder Lemberg in seinen Mauern sein mag. Das Feldzeichen, das mit sonderbaren Zeremonien dem Großvezier pfleget vorgetragen zu werden, ist mir dabei zu teil geworden samt dem Mahometischen Banner, womit der Sultan ihn zu diesem Feldzug beschenkt hat, und das ich heute nach Rom an J. päpstl. Heiligkeit übersendet habe.

Bei unsrer Armee sind die schönsten in Gold eingefaßten Säbel und andere rare türkische Rüstungen in Menge zu sehen. Die Nacht hat uns überfallen und gehindert, daß wir mit der Verfolgung nicht haben fortfahren können. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Feinde sich dennoch tapfer gewehret haben; die Janitscharen aber, so in den Laufgräben gestanden, haben das meiste eingebüßt und sind auch meistens niedergemacht worden. Dieser Leute Verwegenheit und stolzer Mut ist so groß gewesen, daß, während ein Teil mit uns im Felde geschlagen, der andere auf die Festung gestürmt hat, was sie zwar bei so großer Macht wohl haben tun können. Ich rechne die Belagerer ohne die Tataren auf 300000 Mann. Der Gezelte werden wenigstens 100000 sein. Von denen nimmt ein jeder der Überwinder, was ihm beliebt. Auch die in der Stadt laufen heraus und holen nach Gefallen hinweg. Ich glaube, daß sie wohl acht Tage mit Beutemachen werden zuzubringen haben.

Auf der Flucht hat der Feind viele gefangene österreichische Leute, insonderheit Frauen, so nicht mit fortzubringen gewesen, niedergesäbelt, worunter noch viele, die von den empfangenen Wunden können geheilt werden.

Ich habe lange mit dem Vezier fechten müssen, der seine ganze Macht auf meinen rechten Flügel angeführet, also daß der linke Flügel wenig zu tun gehabt, bis sich dieser von seiner Stelle bewegt und mir zu Hilfe gekommen ist.

Heute früh bin ich in der Stadt gewesen und habe befunden, daß sich solche kaum über fünf Tage hätte mehr halten können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie da in Zubereitung der Minen gewaltige Steine und Felsen durchbrochen und über Haufen geworfen sind. Die kaiserliche Burg ist von den Stückkugeln ganz durchlöchert und verderbet.

Es waren um mich her der Kurfürst von Bayern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küsseten. Heute früh kam der Kurfürst von Sachsen samt dem Herzog von Lothringen zu mir, mit denen ich gestern nicht habe sprechen können, weil sie auf der äußersten Spitze des linken Flügels gestanden. Endlich kam der Befehlshaber der Stadt Wien, Graf von Stahremberg, mit vielem Volk, hohen und niedrigen Standes, mir entgegen. Jedermann hat mich geherzt, geküßt und ihren Erlöser genannt. Hierauf habe ich zwei Kirchen besucht, da ich ebenfalls nicht wenig Leute angetroffen, die sich bemüheten, mir die Hände, ja Füße und Kleider zu küssen; die meisten mußten zufrieden sein, daß sie nur

den Rock anrühren konnten. Sie erhoben zusammen ein Jubelgeschrei; ich habe aber die deutschen Offiziere gebeten, daß solches möchte verwehret werden. Dessenungeachtet aber hat dennoch ein großer Haufen überlaut gerufen: Es lebe der König!

Der eroberten feindlichen Fahnen und Zelte ist ein großer Haufen; in Summa: der auf die Flucht gebrachte Feind hat nicht mehr behalten als das bloße Leben. Dessen erfreue sich nun die Christenheit und danke Gott dem Herrn, daß er den Ungläubigen nicht hat zugelassen, uns Hohn zu sprechen und zu fragen: „Wo ist nun euer Gott?"

10. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes. 1685.

Sander, F., Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. Breslau 1885. S. 285 ff.

Jetzt endlich hat Gott in seiner Gnade gefüget, daß Unsere Völker einer vollkommenen Ruhe genießen. So sehen Wir nun mit dem gerechten Danke, den Wir Gott schuldig sind, daß Unsere Sorgen das vorgesteckte Ziel erreicht haben, da ja der bessere und größere Teil Unserer Untertanen von der besagten vorgeblichen reformierten Religion die katholische angenommen hat. Weil denn nun dieserhalb die Ausführung des Edikts von Nantes und alles dessen, was zu Gunsten der besagten vorgeblichen reformierten Religion angeordnet worden ist, den Nutzen verloren hat, so haben Wir geurteilt, daß Wir nichts Besseres tun könnten . . . . , als das besagte Edikt von Nantes . . . vollständig aufzuheben.

1) Tun zu wissen, daß Wir aus diesen und andern hinzukommenden Uns bewegenden Ursachen und aus Unserer sicheren Erkenntnis, königlichen Allgewalt und Macht durch dieses gegenwärtige, beständige und unwiderrufliche Edikt unterdrückt und aufgehoben haben, unterdrücken und aufheben das Edikt des Königs, Unseres Großvaters, gegeben zu Nantes im Monat April 1598, in seiner ganzen Ausdehnung . . . Und infolgedessen wollen Wir und gefällt es Uns, daß alle Tempel derer von der besagten vorgeblichen reformierten Religion . . . unverzüglich zerstört werden.

2) Verbieten Unsern besagten Untertanen von der vorgeblichen reformierten Religion, sich noch ferner zu versammeln, um den Gottesdienst nach der besagten Religion an irgend einem Orte oder in einem Privathause, unter welchem Vorwande es auch sein könnte, zu halten.

4) Befehlen ernstlich allen Predigern der besagten vorgeblichen reformierten Religion, die sich nicht bekehren und die katholische und die katholisch-apostolische und römische Religion annehmen wollen, vierzehn Tage nach der Veröffentlichung Unseres gegenwärtigen Ediktes Unser Königreich und die Länder Unserer Botmäßigkeit zu verlassen . . . bei Strafe der Galeeren.

7) Verbieten die besonderen Schulen der vorgeblichen reformierten Religion zum Unterricht der Kinder und insgemein alles und jedes, was ein Zugeständnis, welcher Art es auch sei, zu Gunsten der besagten Religion bedeuten könnte.

8) In betreff der Kinder, welche denen von der besagten reformierten geboren werden, wollen Wir, daß sie fortan durch die Seelsorger der Pfarreien getauft werden. Befehlen den Vätern und Müttern ernstlich, sie zu dem Ende in die Kirchen zu schicken bei Strafe von 500 Livres und mehr, je

nach Gelegenheit; und sollen die Kinder nachher in der katholischen, apostolischen und römischen Religion erzogen werden, worüber die Hand zu halten, Wir den Richtern der Ortschaften ganz ausdrücklich und ernstlich befehlen.

10) Verbieten ganz ausdrücklich und wiederholentlich allen Unseren Untertanen von der genannten vorgeblichen reformierten Religion, ihnen, ihren Frauen und Kindern, aus Unserem besagten Königreiche, Ländern und Gebieten Unserer Botmäßigkeit auszuwandern, noch ihre Güter und Besitztümer daraus zu entfernen, bei Strafe der Galeeren für die Männer und Einziehung von Leib und Gut für die Frauen.

Gegeben zu Fontainebleau im Monat Oktober, im Jahre der Gnade 1685 und Unseres Königtums im 43. Gezeichnet: Ludwig.

11. Das Potsdamer Edikt des Großen Kurfürsten.

Sander a. a. O. S. 290 ff.

Wir, Friedrich Wilhelm ꝛc. Thun kund und geben Männiglichen hiermit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren, womit man eine zeithero in dem Königreich Frankreich wider unsere der Evangelisch-Reformierten Religion zugethane Glaubensgenossen verfahren, viel Familien veranlasset, ihren Stab zu versetzen und aus selbigem Königreich hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß Wir dannenher aus gerechten Mitleiden, welches Wir mit solchen Unsern wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrengeten Glaubensgenossen billig haben müssen, bewogen werden, vermittels dieses von Uns eigenhändig unterschriebenen Edicts denenselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provincien in Gnaden zu offeriren und ihnen dabeneben kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freiheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyn, und dadurch die grosse Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichem Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu sublivieren und erträglicher zu machen.

(Nachdem in Punkt 1 und 2 bekannt gegeben ist, an wen sich die Flüchtlinge in Amsterdam, in Frankfurt a. M. oder in Cöln a. Rh. zu wenden haben, um Unterstützung auf ihrer Reise nach den Gebieten des Kurfürsten zu erlangen, bestimmt das Edikt ferner:)

3. . . . . Und gleich wie Wir dafür halten, daß in gedachter Unserer Chur-Marck Brandenburg die Städe Stendal, Werben, Rathenow, Brandenburg und Frankfurt und in dem Hertzogthum Magdeburg die Städte Magdeburg, Halle und Calbe, wie auch in Preussen die Stadt Königsberg so wol deshalb, weil daselbst sehr wolfeil zu leben, als auch wegen der sich allda befindenden facilität zur Nahrung und Gewerb vor sie am bequemsten seyn werden, Als haben Wir die Anstalt machen lassen, befehlen auch hiemit und Krafft dieses, sobald einige von erwehnten Evangelisch reformirten Frantzösischen Leuten daselbst ankommen werden, daß alsdann dieselbe wol auffgenommen und zu allen dem, so zu ihrem etablissement nöthig, ihnen aller Müglichkeit nach verholffen werden soll. Wobei Wir gleich wol ihrer freyen Wahl anheim geben, auch sonsten ausser oberwehnten Städten alle und jede Orte in unsern Provincien zu ihrem etablissement zu erwählen,

welche sie in Ansehung ihrer profession und Handthierung vor sich am bequemsten erachten werden.

4. Diejenigen Mobilien, auch Kaufmanns und andere Waaren, welche sie bey ihrer Ankunfft mit sich bringen werden, sollen von allen Auflagen, Zoll, Licenten und andern dergleichen Imposten, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, gäntzlich befreyet seyn und damit in keinerley Weise belegt werden.

6. In denjenigen Städten und andern Orten, woselbst sich einige wüste Plätze und Stellen befinden, wollen wir gleicher gestalt die Vorsehung thun, daß dieselbe samt allen dazu gehörigen Gärten, Wiesen, Ackern und Weiden gedachten Unsern Evangelisch-Reformirten Glaubensgenossen, Frantzösischer Nation nicht allein erb- und eigenthümlich eingeräumt, sondern auch daß dieselbe von allen oneribus und Beschwerden, welche sonst darauff gehafftet, gäntzlich liberiret und loß gemacht werden sollen, gestalt Wir denn auch diejenigen materialien, deren gedachte Leute zur Bebauung dieser Plätze bedürffen werden, ihnen ohn entgeltlich anschaffen und die von ihnen neuerbauete Häuser sampt deren Einwohnern in denen ersten zehen Jahren mit keinen oneribus ausser der obangeregten Consumptions-Accise belegen lassen wollen . . . . .

7. So bald sich obgedachte Unsere Evangelisch-Reformirte Glaubens-Genossen Frantzösischer Nation in einiger Stadt oder Flecken niedergelassen, sollen ihnen die daselbst hergebrachte jura civitatis et opificiorum ohn entgeltlich und ohne Erlegung einiger Ungelder concediret und eben die beneficia, Rechte und Gerechtigkeiten verstattet und eingeräumet werden, deren andere Unsere an solchen Orten wohnende und gebohrne Unterthanen genießen und fähig seyn . . . .

8. Diejenige, welche einige Manufacturen von Tuch, Stoffen, Hüten oder was sonsten ihre Profession mit sich bringt, anzurichten willens seyn, wollen Wir nicht allein mit allen desfals verlangeten Freyheiten, Privilegiis und Begnadigungen versehen, sondern auch dahin bedacht seyn und die Anstalt machen, daß ihnen auch mit Gelde und andern Nothwendigkeiten, deren sie zu Fortsetzung ihres Vorhabens bedürffen werden, so viel müglich assistiret und an Hand gegangen werden soll.

9. Denen, so sich auff dem Lande setzen und mit dem Ackerbau werden ernehren wollen, soll ein gewiß Stück Landes uhrbar zu machen angewiesen und ihnen alles dasjenige, so sie im Anfang zu ihrer Einrichtung werden nöthig haben, gereichet, auch sonst überall ebener gestalt begegnet und fort geholffen werden, wie es auch mit verschiedenen Familien, so sich aus der Schweitz in unsere Lande begeben und darinnen niedergelassen, biß anhero gehalten worden.

11. In einer ieden Stadt wollen Wir gedachten Unsern Frantzösischen Glaubens-Genossen einen besondern Prediger halten, auch einen bequemen Ort anweisen lassen, woselbst das exercitium Religionis Reformatae in Frantzösischer Sprache und der Gottesdienst mit eben denen Gebräuchen und Ceremonien gehalten werden soll, wie es biß anhero bey den Evangelisch-Reformirten Kirchen in Frankreich bräuchlich gewesen.

12. Gleichwie auch diejenige von der Frantzösischen Noblesse, welche sie biß anhero unter Unsere protection und in Unsere Dienste begeben, eben der Ehre, Dignitäten, Praerogativen als andere Unsere Adeliche Unterthanen

genieſſen, Wir auch deren verſchiedene zu den vornehmſten Chargen und Ehren-Aemptern an Unſerm Hoffe, wie auch bey Unſerer Miliz würcklich employret, Alſo ſind Wir auch gnädigſt geneigt, ebenmäßige Gnade und Beforderung denen Frantzöſiſchen von Adel, ſo ſich ins künfftige in Unſern Landen werden ſetzen wollen, zu erweiſen. . . .

So geſchehen zu Potſtam den 29. Oktober 1685.

Friedrich Wilhelm, Churfürſt.

12. Aus dem politiſchen Vermächtniſſe des Großen Kurfürſten. 1667.

L. v. Ranke, Zwölf Bücher preußiſcher Geſchichte. II. S. 497 ff.

Nun iſt und beſteht zuvörderſt die rechte Tugend eines rechtſchaffenen Regenten darin, daß er Gott, der ihn erſchaffen und zu einem Herrn und Regenten ſo vieler Lande und Leute geſetzt, recht von Herzen fürchte, liebe und vor Augen habe, ſein allein ſeligmachendes Wort die wahre Richtſchnur ſeiner ganzen Regierung und ſeines Lebens ſein laſſe, dieweil darein die rechte, Gott wohlgefällige Regierungskunſt und höchſte Politik begriffen iſt, hieneben Gott täglich morgens, mittags und abends mit einem inbrünſtigen Gebete fleißig anrufe, zuvörderſt um Weisheit und Verſtand, auch um gnädigen Beiſtand, ſolche ſchwere Regierungslaſt zu ſeines hohen Namens Ehre, anvertrauten Landen und Leuten zum Beſten alſo zu dirigieren, daß Ihr ſolches gegen Gott hie zeitlich und dort ewig verantworten möget. Hierneben erinnert Euch auch ſtets der vielfältigen hohen Wohltaten Gottes, ſo er Euch vor andern erwieſen, daß er Euch zum Fürſten über ſo viel Land und Leute aus lauter Gnade geſetzt, deswegen Ihr ihn täglich mit fleißigem Gebet höchlich Urſache zu danken habt, Euch auch befleißigt, Euer ganzes Leben und Regierung zu ſeinen Dienſten anzuwenden. Betrachtet auch oftmals und allezeit, daß Ihr nicht das Allergeringſte begeht oder tut, davon Ihr nicht dem Höchſten inskünftige werdet Rechenſchaft geben müſſen, ja auch von dem Allergeringſten. Dieſe chriſtliche Betrachtung nun der zukünftigen Rechenſchaft, die Gott von Regenten mehr denn von andern erfordert, und daß auf ſie aller Untertanen Auge gerichtet ſei und deren Exempel folgen, wird verurſachen, daß Ihr Euch in Eurem ganzen Leben befleißigen werdet, nicht wiſſentlich gegen Gott zu ſündigen, ſondern allzeit Euch des Guten, ſoviel die menſchliche Schwachheit zuläßt, zu befleißigen. Wenn Ihr dieſes wohl beobachtet, ſo wird der Nutz daraus entſtehen, daß die Furcht des Herrn von Tag zu Tag je mehr und mehr in Euch wachſen und zunehmen wird, ſo wird Euch auch alsdann alles Zeitliche, ſo Ihr von Gott begehren und bitten werdet und Euch ſelig iſt, von ihm reichlich zufallen und Euch gegeben werden. Befleißiget Euch auch eines recht mäßigen und nüchternen Lebens; geht damit Euren Untertanen und Dienern mit gutem Exempel vor!

Eure von Gott untergebenen Untertanen müßt Ihr ohne Anſehung der Religion als ein rechter Landesvater lieben, ihren Nutzen und Beſtes in billigen Dingen allzeit gern zu befördern ſuchen, die commercia überall in Aufnahme bringen und auf mehrer peuplierung — inſonderheit der Kur Brandenburg — gedenken. Die von Prälaten, Herren und Adel laſſet öfters vor Euch kommen und redet mit ihnen; erzeigt Euch auch gegen einen jeden gnädig

und belebt, wie denn solches einem großen Herrn wohl ansteht, auch ihm zu sonderbarem Ruhm bei männiglich gereichen tut; es wird Euch dadurch die Liebe und Affektion der Untertanen je mehr gegen Euch erwecken. Jedoch muß in allen eine solche Moderation gebraucht werden, damit Ihr Euren Stand nicht verkleinert und den Respekt behaltet. Gegen Euresgleichen aber habt Ihr, was die Präcedenz und Rang betrifft, das Allergeringste nicht nachzugeben und von dem, was Euch zukommt, nichts zu vergeben, sondern über die kurfürstliche praeminenz fest zu halten denn durch gar zu große Höflichkeit und Belebtigkeit kann öfters auch einer sein habendes Recht verlieren, wie denn solcher Exempel genugsam vorhanden sind.

Die liebe Justiz laßt Euch in allen Euren Landen höchlich befohlen sein, und sehet dahin, daß sowohl den Armen als Reichen ohne Ansehen der Person Recht verschafft werde, und daß die Prozesse beschleunigt und nicht aufgehalten werden mögen; denn das befestigt die Stühle der Regenten. Und weil Ihr wegen Eurer andern Regierungsgeschäfte die Justizsachen selten hören könnt, so gebt fleißig acht auf die Räte, so dazu bestellt sind, und wann Ihr erfahret, daß sie sich korrumpieren lassen und mit der Justiz nicht recht umgegangen sind, so straft sie dergestalt, daß sich alle andern davor zu spiegeln haben. Würde aber einer aus Bosheit über die Räte klagen, so ist dieser auch billig zu strafen, damit der Justiz ihr gebührender Respekt verbleibe. Vor allen Dingen hütet Euch, daß Ihr in Justizsachen keinen Bescheid erteilet, es sei denn das Gegenteil zuvörderst mit seiner Verantwortung vernommen. Was nun für die Räte und Diener Ihr inskünftige zu gebrauchen habt, und wie selbige qualifiziert sein sollen, weil eines Herrn Reputation daran hänget, was er für Räte erwählt, so habt Ihr Euch in solcher Wahl wohl vorzusehen und nicht zu übereilen, und weiß ich Euch deren keinen besser zu benennen und vorzuschlagen als solche, die der Jethro dem Mose beschreibt, nämlich, daß es solche Leute sein sollen, so solche Qualität haben, daß sie zuvörderst Gott fürchten und dem Geize von Herzen feind, überdem verschwiegen, eines ehrbaren Lebens, aufrichtigen Gemütes, etwas staatskundig . . . sein. Nach solchen sehet Euch in und außer Landes mit höchstem Fleiße um! Wann Ihr solche dazu erwählt und annehmen werdet, so wird es Euch wohl gehn, Gottes Segen in der Regierung verspüren, auch wird Euch die Last alsdann nicht so schwer zu tragen ankommen.

Dieweil auch der Höchste das Haus Brandenburg vor andern Häusern im römischen Reich mit vielen und stattlichen Landen so reichlich gesegnet, und [es] dahero viel Feinde hat, so solchen Segen dem Hause herzlich mißgönnen, und da sie über kurz oder lang einige Gelegenheit erlangen oder fähig werden könnten, ihr böses Fürnehmen zu Vergeringerung des Hauses ins Werk zu richten und selbiges außer aller consideration zu bringen nicht unterlassen würden: so ist dahin allezeit zu sehen, daß Ihr mit allen Kurfürsten und Ständen des Reiches, so viel nur immer möglich, in guter Vertraulichkeit, Freundschaft und Korrespondenz lebt und ihnen keine Ursache zu einigem Widerwillen gebt, und guter Friede unterhalten werde. Und weil Gott unser Haus mit vielen Landen reichlich gesegnet, so habt Ihr auf deren conservation allein zu gedenken, und hütet Euch, daß Ihr durch appetierung mehrer Lande nicht großen Neid und Feindschaft auf Euch ladet und dadurch auch, was Ihr schon habt, in Gefahr setzt, jedoch, daß Ihr Euch keineswegs von Euren Landen, Grenzen oder wohl hergebrachten Gerechtigkeiten etwas ent-

ziehen oder nehmen lassen sollt! Da auch deswegen einiger Streit entstehn möchte, kann zuvörderst in der Güte solches beizulegen gesucht werden. Wann aber gegen alles Verhoffen solche gütliche Vergleichung nichts verfangen wollte, so muß man sich bestmöglich dabei zu maintenieren angelegen sein lassen. Wann auch zwischen zwei andern Krieg entstehn sollte, so sucht durch Eure interposition den Streit beizulegen, aber steht allezeit in guter Positur, damit Ihr Nachdruck habt. Solches habe ich allezeit getan und durch Gottes Gnade viel Unglück damit abgewandt. Wann aber notwendig Krieg sein muß, so laßt in Euren Landen gute ordre halten, und gebt nicht zu, daß Eure Untertanen unterdrückt und vergewaltigt werden, denn durch ihre Mittel müßt Ihr's ausführen.

Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser. Darauf kann man sich sicher verlassen, und ist ein Herr in keiner consideration, wann er selber nicht Mittel und Wege hat; denn das hat mich von der Zeit, daß ich's also gehalten — Gott sei gedankt! — considerabel gemacht und beklage allezeit, daß ich im Anfange meiner Regierung zu meinem höchsten Nachteil mich davon ableiten lassen und wider meinen Willen anderer Rat gefolget.

Nehmt Euch wohl in acht, daß Ihr nicht gar zu weitläufigen Hofstaat haltet, sondern zieht ihn nach Gelegenheit der Zeit ein, und reguliert allemal die Ausgabe nach den Einkünften, und laßt die berechneten Diener alle Jahre fleißige Rechnung ablegen. Wann der Kammerstaat wieder in gutem Stand ist, so werdet ihr Mittel genugsam haben, und habt Ihr alsdann nicht Ursache, die Stände um Geld zu ersuchen oder anzusprechen. Auch ist es alsdann nicht nötig, viele und kostbare Landtage zu halten, denn je mehr Landtage ihr haltet, je mehr Autorität Euch benommen wird, weil die Stände allezeit was suchen, so der Herrschaft an ihrer Hoheit nachteilig ist.

Ich bin versichert, daß, wenn Ihr nach meinem Tode zur Regierung kommen werdet, Ihr alsdann meiner, wann ich schon verrottet sein werde, bei vorfallenden Dingen oftmals gedenken werdet. Ich mag von diesen Materien aus gewissen Ursachen nichts mehr melden; ich habe sie Zeit meiner Regierung kennen gelernt. Gott gebe, daß Ihr nicht noch etwas mehreres lernen mögt, was ich von Herzen wünsche. Seid verständig und weise, und nehmt Euch wohl in acht!

Dieses ist nun kürzlich dasjenige, so mir in diesem Aufsatz beigefallen ist. Folgt meinen treuen Warnungen, Ermahnungen und Rat und kommt solchem in allem nach; denn ich hätte mich glücklich geschätzt, daß es meinem Herrn Vater beliebig gewesen wäre, mir so viel, als ich Euch von Eurem Staat hierin Nachricht gebe, meiner Wissenschaft hinterlassen zu wollen, so wäre mir meine Regierung im Anfange nicht so schwer geworden. Derhalben erinnere und ermahne ich Euch nochmals: Fürchtet, liebt und ehrt Gott von ganzem Herzen, denn wer ihn ehrt, den wird er auch wieder ehren. Dient ihm auch mit rechtschaffenem Herzen und wandelt treulich in seinen Wegen, so wird er Euch alsdann in Eurer beschwerlichen Regierung nicht verlassen, sondern stets mit seiner Gnade und väterlichen Hilfe beistehn. Es wird Euch auch alles glücken und wohl von statten gehn. Eure Feinde werden sich vor Euch fürchten müssen, hingegen aber werden Eure Freunde sich über Euch erfreuen. Alle Welt wird auf Euch sehen und Euch suchen, und Ihr werdet niemanden außer Gott zu fürchten haben. Ihr werdet Segen und beständigen Frieden im Lande haben, Segen in Eurer Regierung, Segen in Eurem Hause, Segen

an den Kindern, so Euch der Höchste geben wird, mit viel Freude sehen: ja, Ihr werdet endlich mit Segen und Frieden, Ehre und Ruhm bei der Welt glücklich und wohl alles beschließen.

Und habe ich dieses aus meinem eigenhändigen Konzept abgeschrieben, welches ich alsofort darauf verbrannt. Im Jahre 1667 den 19. Mai in Cölln an der Spree.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst.

XX. König Friedrich I.

1. Preußen wird ein Königreich. 1701.

a. Der Krontraktat. 16. Nov. 1700.

Th. v. Moerner, Kurbrandenburgische Staatsverträge von 1601—1700. Berlin 1867.

Art. VII. Als S. Kurfürstl. Durchlaucht Ihrer Kaiserl. Majestät untertänigst vorstellen lassen, daß sie aus verschiedenen Gründen die Absicht gefasset hätten, ihrem mit vielen Landen gesegneten Hause den königlichen Titel zu erwerben und Ihre Kaiserl. Majestät ersuchet haben, ihm dazu behilflich zu sein zumal sie wohl erkenne, daß sie sich nach dem Beispiel andrer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt haben, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Billigung sich solchen Titel anzumaßen und zur Krönung zu schreiten: so haben Ihre Kaiserl. Majestät in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen und beträchtlichen Dienste sich entschlossen, eine solche wohlverdiente Würde dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus Kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Genehmigung zufolge sich wegen seines Herzogtums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß Ihre Kaiserl. Majestät und Ihr Herr Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Vorrechte, Titel und Ehren erweisen wolle, die andre europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von andern Mächten geschehe. Art. VIII. Gleichwie aber Seine Kurfürstliche Durchlaucht gegen Ihre Königl. Majestät in Polen sich allbereits dahin erklärt und verpflichtet haben, daß dieser von S. Kurf. Durchlaucht angenommene Titel eines Königs in Preußen in keinem Stück zum Nachteil gereichen soll, so wollen Ihre Kaiserl. Majestät auch ihres allerhöchsten Orts nicht nur dieses, sondern auch anbei hiemit ausbedungen haben, daß hierdurch dem Reich und Deutschen Orden ebensowenig ein Nachteil erwachsen soll, wiewohl auch von seiten S. K. Durchlaucht dabei erklärt worden, daß Sie der Krone Polen und deren Rechten nichts vergeben haben wollen, jedoch, wie der Kurfürst sich bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Nachteil für diese Krone sowie für das Reich.

b. König Friedrich I. zeigt den Mächten die Annahme der Königswürde an.

Lünig, Reichskanzlei. V. Nr. 101.

Von Gottes Gnaden Friedrich, König in Preußen ꝛc. ꝛc. Eurer Liebden geben wir hiermit zu vernehmen, wes Gestalt wir aus verschiedenen erheblichen triftigen Ursachen, auch mit Gutbefinden Ihro kaiserlichen Majestät und verschiedener benachbarter auch andrer europäischen Könige und Puissancen über diese uns ohne dem aus völliger Souverainität angehörigen preußischen Lande den königlichen Titel und Würde, so deren vorige Herrscher auch in alten Zeiten geführet, anzunehmen resolviret haben, auch zu solchem Ende nach vorgegangener Proclamation gestrigen Tages in Gottes Namen allhie zum König solenniter gekrönet worden. Euer Liebden, welche jederzeit eine so gute Intention für uns und unser Haus bezeuget, dero Avantage und Bestes wir auch hingegen bei allen Gelegenheiten wie unser eigenes suchen und befördern wollen, werden hoffentlich diese unsere neue Würde uns gerne gönnen, bevorab, da dadurch niemanden im geringsten praejudiciret wird, und soviel das römische Reich und sämtliche Stände und Mitglieder auch Euer Liebden insonders betrifft, wir solcher unser neuen Dignität unerachtet, Respectu unsrer vom Reiche relevirender Lande in dem bisherigen gemeinsamen Vinculo und der uns deshalb obliegenden Gebühr unverrückt und beständig verbleiben und darin nie die geringste Änderung machen oder begehen werden, dessen wir Ew. Liebden absonderlich und aufs beste versichern wollen, auch Ihro zu allen freundvetterlichen Bezeugungen jederzeit bereit und willig verbleiben.

Gegeben Königsberg den 19. Januarii Anno 1701.

Eurer Liebden

freundwilliger Vetter

Friedrich, König und Kurfürst.

2. Die preußischen Truppen in der Schlacht von Turin. 1706.

Danksagungsschreiben des Kaisers Joseph I. an den Fürsten Leopold von Dessau.

Lünig, Reichskanzlei. VI. Nr. 216.

Hochgeborner lieber Oheim und Fürst!

Mit was für unermüdlichem Eifer, Vorsicht und Wachsamkeit Euer Liebden mit den Ihnen unterstellten königlich preußischen Völkern nicht allein den schweren Zug nach Italien vollbracht, sondern auch bei dem Angriff, der Besteigung und Überwältigung des verschanzten Lagers vor Turin eine ungemein tapfere, mutige und ruhmwürdige Anführung, mithin ein hohes Beispiel von tüchtigen Obersten und standhaften Soldaten mit besonderer Auszeichnung erwiesen, haben die mir eingeschickten Berichte nicht sattsam beschreiben und entwerfen können: also, daß Eurer Liebden und den genannten königlich preußischen Truppen billig des mit gnädigstem Beistande des Allerhöchsten erfochtenen ansehnlichen Sieges ein großer Anteil gebührt. Darum ich denn

Euer Liebden meine sonderliche dankbare Freude und den Euch vom Publikum zukommenden Ehrenruhm bezeigen und abstatten, sodann meine kaiserliche fortwährende Gewogenheit bestätigen und zugleich mitauftragen will, dieselben möchten den andern unter dero Kommando stehenden königlichen preußischen Generalen und Offizieren, die dem Beispiel von dero Mut und Tapferkeit zur Erringung des erworbenen Ruhmes standhaftig gefolgt sind, mein Wohlgefallen andeuten, sie auch meiner kaiserlichen Gnade versichern in der gnädigsten, festen Zuversicht, Euer Liebden werden bei den von der starken Hand des allmächtigen Herrn der Heerscharen, der Gerechtigkeit meiner und der Verbündeten Waffen nun weiter sich darbietenden Gelegenheiten und Operationen uns noch fernerhin dero patriotischen Eifer und tapferes Zutun zu beständiger Wohlfahrt der gemeinen Sachen unausgesetzt angedeihen lassen. Ich verbleibe Euer Liebden mit kaiserlichen Gnaden und allem Guten wohlgewogen.

Gegeben in meiner Stadt Wien den 28. September im siebzehnhundertundsechsten Jahr.

Euer Liebden
gutwilliger Oheim Josephus.

XXI. Friedrich Wilhelm I.

1. Aus der Instruktion des Königs für die Erziehung des Kronprinzen Friedrich. 13. August 1718.

Cramer, Zur Geschichte Fr. Wilhelms I. und Friedrichs II. Leipzig 1833. S. 1—20.

. . . . Vor allen Dingen wird dahin zu sehen sein, daß das Gemüt, woraus alle menschlichen Handlungen herfließen, dergestalt formieret werde, daß es von der ersten Jugend an eine Lust und Hochachtung zur Tugend, hergegen einen Abscheu und Ekel vor die Laster bekomme.

Hierzu kann nichts mehr helfen, als daß die wahre Gottesfurcht beizeiten in das junge Herz dergestalt eingeprägt werde, daß sie Wurzel fasse und im ganzen Leben, auch zu der Zeit, wo keine Direktion oder Aufsicht mehr statt hat, ihre Früchte hervorbringe . . . .

Und gleichwie andere Menschen durch Belohnungen und Strafen der höchsten Obrigkeit vom Bösen ab und zum Guten angeführet werden, also muß solches allein die Furcht Gottes bei großen Fürsten, welche kein menschliches Gericht, Strafe und Belohnung erkennen, auswirken.

Was sonst zum Unterricht im Christentume und zur Übung der Gottseligkeit erfordert wird, solches wird der Oberhofmeister ebenmäßig zu besorgen und darob zu halten wissen, als daß:

1. Mein Sohn, nebst allen seinen Bedienten morgens und abends das Gebet auf den Beinen verrichte;

2. Nach geendigtem Gebet ein Kapitel aus der Bibel lese, und das nicht obenhin, sondern daß allemal nach der Vorlesung der fürnehmste Inhalt kürzlich wiederholet, und dafern einige schöne Sprüche, welche sich auf meines Sohnes Zustand schicken, darinnen zu finden, selbige extrahieret

werden, damit Er dieselben wiederholen und auswendig lernen könne, wie denn solches auch mit den nützlichen Liedern und kurzen Gebeten gehalten werden kann.

3. Von denen Opern, Komödien und anderen weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und ihn soviel möglich einen Degout davor zu machen; und weil die Veneration und der Gehorsam, so Kinder ihren Eltern schuldig seien, auch zur Pietät gehöret, so hat der Oberhofmeister und Sousgouverneur gleich anfangs und beizeiten Meinem Sohne beizubringen, was er Mir und Meiner Frau vor Respekt und Submission, welche aber nicht knecht und sklavisch sein muß, schuldig sei .... Sollte aber mein Sohn, wider Verhoffen sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen, so sollen beide sie Ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen, und müssen sie Ihm mit derselben allezeit schrecken, mit Mir aber niemalen.

Nächst der Gottesfurcht ist nichts, das ein fürstliches Gemüt mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten kann, als die wahre Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour, weshalb denn vor allen Dingen sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur ihr einziges Augenmerk sein lassen müssen, Ihn von allem aufgeblasenen Stolz und Hochmut ... auf alle Weise abwendig zu machen und zu dem Ende alle nur ersinnliche Mittel vorkehren; hingegen aber haben sie Ihn zur Menage, Sparsamkeit und Demut anzuhalten und dahin zu sehen, daß Er ein guter Wirt werde und sich hierzu nach und nach bequemen lerne. Da auch nichts schädlicher, als die Flatterie, so habt Ihr allen, welche zu Meinem Sohne kommen, solche bei Meiner größten Ungnade zu verbieten ....

Was die übrigen Studia und Wissenschaften, so einem Fürsten wohl anstehen, anbelanget, wird der Progreß darinnen mit dem Wachstume der Jahre gesuchet und dahin gesehen werden müssen, daß das Nötigste zum ersten, alles aber ohne Ekel und Verdruß erlernt werden möge, und weil solches fürnemlich auf die Dexterität des Präzeptoris Duhan ... ankommen wird, so hat der Oberhofmeister mit demselben, was nach und nach zu tun und vorzunehmen, zu konzertieren und Mir davon, ob Ich es approbieren werde, zu berichten.

Was die lateinische Sprache anbelanget, so soll Mein Sohn solche nicht lernen, und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll, sondern sie sollen beide nur dahin sehen, daß er sowohl im Französischen als Deutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne. Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Ökonomie muß er aus dem Fundamente erlernen; die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unseren Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs genaueste beigebracht werden. Das Jusnatural und Gentium, oder Völkerrecht, wie auch die Geographie, und was in jedem Lande remarquable, muß er vollkommen inne haben, absonderlich aber muß Meinem Sohne die Historie eines Hauses sorgfältig beigebracht werden. ...

Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und Ihm zu imprimieren, daß gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn Er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte, wie dann auch der Oberhofmeister die

Verfügung zu tun hat, daß dem Prinzen die Kriegs-Exercitia spielend bei den Rekreations-Stunden beigebracht werden.

Nichts ist, das einem großen Fürsten besser anstehet und nötiger ist, als wohl reden, und das bei allen Vorfallenheiten, weshalb der Oberhofmeister und Sousgouverneur dahin zu sehen haben, daß der Prinz bei Zeiten durch Übungen angeführet werde. . . .

2. Aus der Instruktion Friedrich Wilhelms I. für das Generaldirektorium. 20. Dezbr. 1722.

Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, II.

Manufakturſachen.

§ 1. Von welch großer Importanz für Uns und Unsere Lande die Etablierung guter und wohl eingerichteter Manufakturen sei, solches ist dem G. O. F., K. und D. D. (General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium) vorhin zur Genüge bekannt, und wird also dasselbe sich alles äußersten Fleißes angelegen sein lassen müssen, damit, soviel nur immer möglich, alle Gattungen von Wollen-, Eisen-, Holz- und Leder-Manufakturen, die noch nicht in Unsern Landen etabliert seien, daselbst eingerichtet werden mögen.

§ 3. Wenn es an Tuchmachern fehlet, so muß man dieselben in Görlitz, Lissa und Holland vor Geld anwerben lassen.

§ 10. Um einen tüchtigen Gesellen anzuwerben, kaufet man demselben einen Stuhl und gibt ihm ein hiesiges Mädchen zur Frau, das Lagerhaus aber schießet ihm die Wolle vor; dadurch kommt der Geselle sofort zu Brot, etablieret eine Familie und wird in so weit sein eigener Herr. . . .

Städte-Sachen.

§ 1. Das G. O. F., K. und D. D. muß sich besten Fleißes angelegen sein lassen, daß alle wüste Stellen in Unsern Städten aufgebauet, alle Häuser mit Ziegeln gedecket, auch die Städte wohl verschlossen werden, um durch dieses letztere die Accise-Defraudation desto besser zu verhüten.

§ 2. Das G. O. F., K. und D. D. soll auch neue Städte in Litauen anzulegen suchen und mit allem Ernst und Vigueur zu der Sache tun, damit Unsere deshalb führende Intention bald möglichst erfüllet werde.

§ 3. Vor allen Dingen aber wird Unser G. O. F., K. und D. D. auf den Anbau und Vergrößerungen Unsrer Stadt Berlin, und daß alles bis an die Landwehren bebauet werde, mit allem ersinnlichen Fleiß und Applikation bedacht sein, und müssen sie das Werk unverzüglich ergreifen und nach und nach so weit poussieren, als immer mensch- und möglich ist.

Postwesen.

§ 1. Bei dem Postwesen muß das G. O. F., K. und D. D. genau examinieren, ob alle Post-Instructiones, Edikta und Reglements gut seien und observieret werden. Ingleichen, ob das Postwesen nicht mit weniger Bedienten als bisher, zu unterhalten stehe, was in ein oder anderm Punkt zu verbessern, oder für Unsern Dienst und höchstes Interesse avangageuser einzurichten möglich ist.

§ 3. Man muß an Seiten des G. O. F., K. und D. D. auf eine bessere Einrichtung der Extra-Posten bedacht sein, damit die Passagiers nicht aufgehalten werden mögen.

§ 4. Woferne an einigen Orten neue Stations gemacht werden können dergestalt, daß Unsere Post-Revenuen dadurch vermehrt werden, so muß man es daran nicht ermangeln lassen.

§ 6. In Preußen sollen Unsere Postbedienten hinfüro nicht mehr so teuer bezahlt werden, wie in Unsern übrigen Landen, weil in Preußen die Fourage und alles übrige wohlfeiler zu haben, als es in Unseren Provinzien nicht angeschaffet werden kann. Derowegen auch die Taxe der mit den ordinären Postwagen, oder mit Extra-Posten gehenden Passagiere nicht so hoch sein muß, als hier zu Lande.

3. Friedrich Wilhelms I. deutsche Gesinnung.

Bericht des Grafen Seckendorf an den Prinzen Eugen von Savoyen.

Förster, Friedrich Wilhelm I. III. S. 333 ff.

Altenburg, den 22. Januar 1727.

Einen Kaiser müssen wir haben, also bleiben wir bei dem Hause Österreich und der ist kein ehrlicher Deutscher, der hierzu nicht kontribuiert. Nehmen wir einen Fürsten vom Reich, so nicht das Vermögen und Einkommen hat, wie das Haus Österreich, so müssen ihn die Churfürsten unterhalten und das ist mir und den anderen ungelegen. Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten! Sie wollen nun schon alles kommandieren und befehlen, als ob sie Herren wären, was würde geschehen, wenn man ihnen die kaiserliche Autorität in die Hand spielte. Nichts besseres wäre, als wenn man einen Chur- und Fürstentag ausschriebe, daß wir den Kaiser selbst sprechen könnten, ich will der erste sein, so darbei kommt und gewiß zeigen, daß ich gut patriotisch bin. Dem Kaiser müssen wir seine Succession guarantieren und ist eine Schande vor uns Deutsche, daß der Kaiser fremde Guarantie dazu nötig. Die Chur- und Fürsten müßten ohne Scheu den in die Reichsacht erklären, so nicht diese Succession guarantieren wolle. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland attaquierten, so müßte das ein Coujon von einem deutschen Fürsten sein welcher nicht den letzten Blutstropfen daran wagte, sich dagegen zu setzen

4. Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen und dem Könige.

Förster, Friedrich Wilhelm I. I. S. 362.

a. Der Kronprinz an den König.

Wusterhausen, 11. September 1728.

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang, als den ordinären sollte vermuten sein, und aus

Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrießen; habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochieren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten garnicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Conträre sehen sollte. Ich fasse das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird; indessen versichere ich Ihn, daß ich doch meine Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichem Respekt bin

meines lieben Papa
gehorsamster und getreuester Diener und Sohn
Friedrich.

b. Antwort des Königs.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet; dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inklinationen hat, der sich schämt, nit reiten, noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandieret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welchen (also nur mit gewissen) und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut als mit der Force angehalten, nits aus Liebe; und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist.

Dieses ist die Antwort. Fr. W.

5. Kronprinz Friedrich in Küstrin.

Instruktion an den Geheimen Rat von Wolden vom 21. August 1736.

J. d. E. Preuß, Friedrich der Große. 4 Bde. Berlin 1832—34. Bd. II. Urkundenbuch S. 161 ff.

Nachdem gegen Seine Königliche Majestät der Kronprinz die feste Versicherung gegeben und mündliche Versprechung getan, daß er Seiner Königlichen Majestät als seinem Vater in allen Stücken getreu und gehorsam sein, dero Willen und Befehle jederzeit und bei allen Gelegenheiten mit willigem Gehorsam und blindlings vollbringen und ein Genügen leisten wolle, so

haben Seine Königliche Majestät auf dieses ihres Sohnes und Kronprinzen Versprechen und Angelöbnis und des von Wolden gegebenes gutes Zeugnis und Versicherung der guten Besserung beschlossen, denselben hinwiederum dero väterliche und landesherrliche Gnade in etwas angedeihen zu lassen, die bisherige Instruktion dergestalt, wie folgt, zu ändern, und diese neue Instruktion zu geben und befehlen dem von Wolden hierdurch allergnädigst, dem Kronprinzen in dero Namen bekannt zu machen, diese neue Instruktion in allen Stücken wohl zu beachten.

Fürs erste soll dem lieben Gott, daß er seine Gnade gegeben und ihres Sohnes böses Herz geändert und denselben wieder auf Christi Fußstapfen zurückgebracht, herzlich gedanket und um seinen kräftigen Beistand ferner angerufen und zu dem Ende die Betstunden des Morgens und Abends mit Singen und Beten und aus der Bibel ein Kapitel zu lesen fortgesetzt und solche mit gebührender Andacht und Demut gehalten werden.

Wenn dieses nun geschehen, soll der Kronprinz fleißig auf die Kriegs- und Domänenkammer gehen, und soll derselbe neben dem Präsidenten von Münchow sitzen. Es sollen auch der 2c. von Münchow und der Kronprinz zugleich unterschreiben, und sollen dieser also nunmehro Sitz und Stimme haben und allen Sachen seine Stimme mitgeben, jedoch bleibt es dabei, daß die Mehrzahl der Stimmen gelte.

Der Kronprinz soll auch bereisen die Ämter Quartschen, Himmelstädt, Karzig, Mossin, Lebus, Gollow und Wollup, weiter aber nicht. Es soll aber bei Seiner Königlichen Majestät jederzeit um Erlaubnis angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will, und soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm von der Wirtschaft den nötigen Unterricht geben kann, und da er jetzo die Theorie nur gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirtschaft praktisch zu erlernen, zu dem Ende ihm alles gesagt werden muß, wie die Wirtschaft geführet wird, wie gepflügt, gedüngt, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirtschaft und Bestellung gezeigt werden muß, und daß er solches selbst kennen und beurteilen lerne; wie ihm denn auch von der Viehzucht und dem Brauwesen aller nötige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen, wie gemaischet, das Bier gestellt, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet werden und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise die Bereisung der Ämter fleißig mit ihm von allem gesprochen und ihm gezeigt werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemacht werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie alles können zu Gelde machen, und was sie für Verkehr dabei machen müssen. Es soll der 2c. von Wolden insonderheit den Kronprinzen dahin anführen, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst von allem gründlich unterrichtet. Es soll aber streng befohlen werden, daß keine Schmausereien bei solcher Gelegenheit auf den Ämtern vorgenommen werden, sondern es soll der Beamte für fünf Personen anrichten lassen und für jede Person acht Groschen mit Bier und allem bezahlt werden. Der Wein aber kann von Hause mitgenommen werden.

Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich dreimal auf die Kriegs- und Domänenkammer gehen; der Nachmittag aber soll für ihn sein, zu reiten und zu fahren, zu dem Ende Seine Königliche Majestät ihm Wagen

und Pferde schicken werden. Der ꝛc. von Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein Vergnügen machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen, und solche Lust machen, die erlaubt ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingehet, reitet oder fährt, einer bei ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit niemand allein sprechen kann. Der Kronprinz soll mit keinem korrespondieren als mit des Königs und der Königin Majestäten, an die er schreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonst wird dem Kronprinzen erlaubt, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, wen er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaste zu gehen. Französische Bücher, auch deutsche weltliche Bücher bleiben so scharf verboten, wie jemals gewesen; ingleichen Spielen und Tanzen. Und soll bei Leib und Leben von alledem, so hierin verboten, nichts gestattet werden, und soll der von Wolden den Kronprinzen jederzeit auf solide Sachen führen und ihn dahin anweisen, daß er sich angewöhnt, selbst etwas zu tun und bei allen Gelegenheiten selbst Hand mit anzulegen, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergleichen, und nicht alles durch andere Leute verrichten zu lassen.

Der neue Haushaltsplan kommt hier beiliegend, und muß der Kronprinz sich mit demjenigen, so darin für ihn angesetzt ist, behelfen und damit auskommen und gut haushalten lernen, auch der Sparsamkeit sich befleißigen.

6. Aufnahme der vertriebenen Salzburger Protestanten. 1732.

M. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisation. Leipzig 1874. S. 199 ff.

a. Aus dem Auswanderungsedikt des Erzbischofs von Salzburg vom 31. Oktober 1731.

Alle männlichen und weiblichen, über zwölf Jahre alten unangesessenen Personen müssen binnen acht Tagen mit Sack und Pack abziehen. Dieselbe Bestimmung trifft alle in landesherrlichem Dienst, bei den Bergwerken und Salzwerken, auf Holztriften und Schmelzhütten beschäftigten Personen, deren Besoldung am Tage der Veröffentlichung des Edikts aufhört. Alle Bürger und Meister verlieren das Bürger- und Meisterrecht. Die Bauern und andere Besitzer von unbeweglichen Gütern sollen aus besonderer fürstlicher Gnade, je nachdem sie 150, 500 oder mehr Gulden Steuern zahlen, einen, zwei oder drei Monate Zeit haben, das Ihrige, so gut sie können, zu verkaufen, dürfen jedoch nicht mehr als eine Person von ihrem Bekenntnis im Dienst behalten. Dann aber haben sie bei Verlust ihres Besitztums, ihrer Freiheit und ihres Lebens das Land zu räumen.

b. Edikt Friedrich Wilhelms I. vom 2. Februar 1732.

Wir Friedrich Wilhelm, König in Preußen, tun kund und fügen hiermit zu wissen, daß wir aus christ-königlichem Erbarmen und herzlichem Mitleid gegen unsere in dem Erzbistum Salzburg auf das heftigste bedrängten und verfolgten evangelischen Glaubensverwandten, da dieselben allein um ihres Glaubens willen, und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen können noch wollen, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden, ihnen die hilfreiche und mildreiche Hand zu

bieten und zu solchem Ende dieselben in unsere Lande aufzunehmen und in gewissen Ämtern unseres Königreichs Preußen unterzubringen und zu versorgen uns entschlossen haben. Weshalb denn auch nicht nur an des Herrn Erzbischofs zu Salzburg Liebden unser freundliches Ersuchen ergangen, daß diesen emigrierenden Untertanen, die wir, so viel deren nach unsern Landen sich zu begeben gewillt sind, als unsre nächstkünftigen Untertanen betrachten und ansehen, zu einem sowohl ungehinderten als ungedrungenen Abzug die Pässe frei geöffnet, auch ihrer Habseligkeiten wegen nach den Ordnungen des Reiches verfahren werden möge, als welches wir unsern Untertanen römisch-katholischer Religion hinwiederum ersprießlich angedeihen zu lassen geneigt sind; sondern wir ersuchen auch alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, deren Lande durch besagte Emigranten berührt werden müssen, dieselben frei, sicher und unaufgehalten passieren, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise dasjenige, was ein Christ dem andern schuldig, erweisen zu lassen.

Übrigens geruhen wir, den oft erwähnten Emigranten die gnädigste Versicherung zu erteilen, daß denselben zu Regensburg wie auch in unserer Stadt Halle durch unsern zu ihrer Führung abgeordneten Kommissar die gewöhnlichen Unterstützungen gleich andern nach unsern preußischen Landen früher abgegangenen Kolonisten, nämlich für einen Mann täglich vier Groschen, für eine Frau oder Magd drei Groschen und für ein Kind zwei Groschen gereicht, ihnen auch bei ihrer Niederlassung in Preußen alle diejenigen Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten, die andern Kolonisten daselbst zustehen, ebenfalls zu gute kommen sollen. Dafern auch wider alles bessere Erwarten sie an dem Abzuge verhindert, oder auch, daß sie an ihrem hinterlassenen Vermögen verkürzet, oder beeinträchtiget und des vollständigen Genusses der ihnen nach dem (Westfälischen) Friedensschluß zustehenden Benefizien widerrechtlich beraubt werden sollten, so wollen wir solches nicht anders, als wenn es unsern angeborenen Untertanen widerfahren wäre, achten und halten und sie desfalls durch die dazu überflüssig in Händen habenden Mittel und Wege schadlos und klaglos stellen in der gesicherten Hoffnung, es werden alle evangelischen Mächte, wo nicht bereits ein Gleiches resolviert haben, dennoch unserm Exempel folgen und uns allenfalls in dieser Sache mit allem behörigen Ernst und Nachdruck, wenn es dessen bedürfen sollte, assistieren und beistehen.

Des zu Urkund haben wir diesen offenen Brief eigenhändig vollzogen und mit unserm königlichen Insiegel bestärkt, denselben auch zum Druck zu befördern und die gedruckten Exemplaria überall, wo es nötig, insonderheit aber oftbemeldeten Emigranten zu ihrem Schutz und Konsolation, auch Versicherung, zu verteilen befohlen.

Berlin den 2. Febr. 1732.

Friedrich Wilhelm.

c. Lied der vertriebenen Salzburger, gedichtet von dem Bergmann Joseph Schaitberger.

Ich bin ein armer Exulant,
Also tu ich mich schreiben;
Sie tun mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Das weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist dir auch so gangen;
Jetzt muß ich dein Nachfolger sein,
Mach's, Herr, nach dein'm Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen,
Drum bitt ich dich, mein Gott und Herr,
Du sollst mich nicht verlassen.

Den Glauben hab ich frei bekannt,
Des darf ich mich nicht schämen,
Ob man auch Ketzer mich genannt
Und tut mir's Leben nehmen.

Muß ich gleich in das Elend fort,
Will ich mich doch nicht wehren,
So hoff' ich doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freund' bescheren.

Herr, wie du willst, so gib mich drein,
Bei dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen dein
Geduldiglich verschreiben.

So geh ich fort von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Zähren aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Soll ich in diesem Jammertal
Noch länger in Armut leben,
So wird mir Gott im Himmelsaal
Eine bess're Wohnung geben.

Mein Gott, führ' mich in eine Stadt,
Wo ich dein Wort kann haben,
So will ich mich dort früh und spat
In meinem Herzen laben.

Der dieses Liedlein hat gemacht,
Der wird hier nicht genennet,
Des Papstes Lehr' hat er veracht't
Und Christum frei bekennet.

d. Zwei Briefe von Salzburgern.

1.

Am 22. September sind sechzehn mit Salzburgern beladene Schiffe von Stettin nach Königsberg abgegangen, und es befanden sich auf demjenigen Schiffe, worauf ich mich begeben hatte, 250 Personen mitsamt ihrer Bagage. Der Wind aber war uns sehr zuwider, daß wir bis auf den 17. Oktober auf der See verblieben, an welchem Tage alle sechzehn Schiffe glücklich, und ohne daß ein Mensch verloren gegangen, zu Königsberg anlangten. Wir sind nun, Gott sei Dank, an dem Orte, wohin wir so sehr verlangt hatten, und befinden in der Tat, daß man dieses Land nicht zu viel gelobet, indem dasselbe köstlich und fruchtbar ist. Das Gras wächst eine Ähre hoch, und das Land trägt Getreide genug. Das Schaff Weizen kostet 30 Kreuzer und das Korn 15 Kreuzer. Es ist aber ein Schaff so viel als zwei Nürnberger Metzen. In dem preußischen Litauen bekommt man einen Bauernhof mit sechs Stück Vieh und dem Futter für 300 Gulden, und wird aufs Frühjahr einem jeden Paar Eheleuten ein Stück Acker umsonst gegeben werden. Viele von uns kommen in die Neustadt, woran man schon drei Jahre gebauet hat. Neue Dörfer aber finden wir noch nicht. Es geben aber Ihro Majestät, unser allergnädigster König, den Salzburgern Holz, Steine und übrige Zugehörungen umsonst, daß sie daselbst bauen können, wie sie wollen. Wir haben schon in diesem Winter in drei Städten und etlichen Dörfern Schulen und auch das reine Wort Gottes und die heiligen Sakramente, wonach wir so lange geseufzet haben.

2.

Ich mache dir zu wissen, daß ich deinen Handbrief habe empfangen. Wir haben von Haus aus auf Berlin ungefähr 100 Meilen Wegs gehabt, von da bis Königsberg 80 und bis nach Litauen 15 Meilen. Allda wie gesagt sind wir einquartiert in unserm Dorf Schallmeiken, im Amt Kräkupinen. Sie haben für uns neue Wohnhäuser gebaut, und im Frühling werden sehr viele gebaut werden. Wir haben von unserm Könige Getreide,

Fleisch, Speck, Mehl, Schmalz und Geld und leiden keine Not. Man hat uns auf der Reise viel Kleider, Bücher und Geld geschenkt, daß viele reicher und nicht ärmer worden sind. Man wird einem jeden, der im Salzburgischen ein Bauer gewesen, eine Hufe, die 30 Morgen hat, zuerteilen. Das Land liegt etwas hoch und kalt, ist aber nicht unfruchtbar, alles wohlfeil. Der Scheffel Weizen kostet einen halben Taler, das Korn 30 Kreuzer, Hafer 10 bis 15 Kreuzer, das Pfund Fleisch 5 bis 9 Pfennige. Dieses habe ich doch nun geschrieben, mein lieber Sohn, daß Gott geholfen bis hierher. Und der allem Lebendigen Atem gibt und aller Menschen Wege in seiner Hand hat, wird weiter helfen. Werfet alle eure Sorgen auf ihn. Mithin seid alle, absonderlich mein Sohn und alle Landsleute, freudig gegrüßet und in den Schutz Gottes empfohlen.

7. Erlasse, Instruktionen und Kabinettsorders König Friedrich Wilhelms I., das Wohl seiner Untertanen betreffend.

Ergänzungen zum Seminar-Lesebuche. Berlin 1893. S. 32 ff.

In einer für seinen Nachfolger niedergeschriebenen Instruktion sagt der König:

Gott hat den König nicht eingesetzt, um seine Tage im Genuß zuzubringen, wie die meisten tun, sondern um seine Länder wohl zu regieren. . . . . Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehren seine Regierung führen, so muß er alle seine Geschäfte selbst vollziehen.

In einer Verordnung vom 22. März 1719 hebt der König hervor,

was es denn für eine edle Sache sei, wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen, das Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und Wesen mit um so mehr Begierde und Eifer als ihr eigenes betreiben und ihres Hauses und Herdes, ihres Ackers und Eigentums sowohl für sich als die Ihrigen, für Gegenwart und Zukunft desto mehr gesichert seien.

In dem Protokoll der Sitzung der Domänenkommission zu Königsberg i. Pr. vom 5. Juli 1721 heißt es u. a.:

Da bisher der preußische Bauer, sagte er (der König), sowohl von Beamten als Forstbedienten mit Schlägen und Postronken (Schlägen mit einem dicken Strick) so hart und sklavisch traktieret, auch ihm dadurch gänzlich aller Mut benommen worden, so sollen sowohl die Oberforstmeister als auch die Landkammerräte auf ihre Subalternen genaue Aufsicht deswegen haben und ihnen solches nochmalen ernstlich inhibieren. Würde aber jemand dawider handeln, selbiger sollte mit Festungsarbeit beleget und derjenige, so darunter konnivieret, kassieret werden.

In demselben Schriftstücke heißt es: Se. kgl. Majestät gab ad protocollum, wie Ihr allergnädigster Wille wäre:

daß nach dem Unterschiede des Ortes die Kommission davon urteilen, den Bauer aber nur nicht mit Diensten überlegen müsse, weilen es ohnmöglich, daß derselbe bei der bisherigen Gewohnheit, da er sonderlich in Litauen bis drei Tage die Woche über Dienste tun müssen, habe konserviert bleiben können,

und soll er hiefür nicht mehr als einen Tag die Woche über Dienste tun, aber den Abend zuvor in Dienst kommen.

Die Steuerveranschlagung für den einzelnen Bauern erschien ihm viel zu hoch, und er tat hierbei eine allergnädigste und landesväterliche Deklaration und Ermahnung an die Kommission:

daß sie nämlich nicht deswegen angeordnet wäre, umb allein Vorwerke und Dörfer zu bauen, sondern die bisherigen Mißbräuche abzuschaffen, dem Bauern abzuhelfen, seinen bisherigen miserablen Zustand und Lebensart zu verbessern und auf seine Konservation bedacht zu sein, maßen er nur auf etwas Fixes Staat machen wolle. Würde man aber bei der neuen Einrichtung zu hoch gehen und es der Bauer nicht aushalten können, so wollte er sich nicht an den Beamten, sondern an die Kommissarien, welche die Einrichtung gemacht, und die mit Hab und Gut, auch ihrem Kopf davor haften müßten, halten.

In dem Bestallungspatent eines Domänen-Amtmannes in Litauen (wohl 1722) heißt es:

Den Zustand seiner ihm anvertrauten und untergebenen Untertanen muß er (der Amtmann) sich sofort bestmöglich bekannt machen, ihre Haushaltung fleißig untersuchen, was darinnen zu verbessern, ihnen an die Hand geben, ob sie die Hofwehren und Inventaria beibehalten, öfters gründlich untersuchen, die ihnen gesetzten eidlichen Prästationen zu rechter Zeit und — so viel möglich — ohne eklatante und kostbare Exekution beitreiben und in Summa vor deren Konservation dergestalt sorgen, daß sie in keinem Stück weder durch Scharwerk noch Abfuhren übersetzt werden; wenn sie bauen wollen, ihnen das Holz in Zeiten gereichet, wo liederliche Wirte sein, die ihre Höfe eingehen lassen, solche kurz gehalten und von dem liederlichen Wesen abgebracht, in Summa die Untertanen auf einen solchen Fuß gesetzet werden, daß sie wohl wirtschaften, der Landesherrschaft das Ihrige abtragen, vor sich selbst aber auch was schaffen und durch keinen daran weder direkte noch per indirectum beeinträchtiget werden können, als welchen Punkt Se. kgl. Maj. dem Beamten auf seine Seele gebunden und darüber Rede und Antwort von ihm jederzeit gefordert haben wollen.

In einer Instruktion vom 17. April 1723 für die zur Untersuchung des Domänenwesens in Pommern niedergesetzte Kommission ordnet der König an:

Auch hat die Kommission zu examinieren und womöglich Hand anzulegen, daß die Leibeigenschaft in denen kgl. Ämtern aufgehoben und dagegen die Untertänigkeit wie in der Kur-Mark eingeführt werden möge.

In dem „Protokoll der zu Ragnit in Gegenwart des Königs (am 4. August 1723) stattgefundenen Konferenz über das preußische Retablissement" heißt es:

An andern Neben-Dezisionen sind von Sr. kgl. Maj. nachfolgende zu notieren allergnädigst befohlen worden:

Die Sauen sollen allenthalben in den Wäldern von den Forstbedienten geschossen und nicht geschonet werden, weil selbige in dem Getreide den Untertanen, sonderlich in den litauischen Ämtern, vielen Schaden tun.

Durch eine Kabinetts-Order an den Minister von Görne vom 11. August 1736 verfügte der König:

Kein Bauer soll, außer wenn Se. kgl. Majestät nebst Dero Suite dorten

reisen, nicht mehr noch stärker als alle zwei Stunden anderthalb Meilen fahren. Woferne aber jemand, er sei, wer es wolle, den Bauern zwingen sollte, in Zeit von zwei Stunden mehr wie anderthalb Meilen zu fahren, so soll der Bauer solches klagen und derjenige, der ihn zum stärkeren Fahren zwingen wollen, davor angesehen, wenn es aber ein Offizier ist, an Se. kgl. Maj. durch die Krieges- und Domänen-Kammer davon berichtet werden, und haben Höchstdieselbe deshalb den Regimentern bereits bekannt machen lassen, daß derjenige Offizier, so einen Bauern zum stärkeren Fahren, als oben festgesetzet ist, zwingen würde, vor jede halbe Stunde, so er zu stark gefahren, zehn Taler Strafe bezahlen soll.

In der vom Könige unter dem 10. Juni 1733 für das Königreich Preußen erlassenen Handwerks-Ordnung heißt es in Artikel 35:

Die Meister sollen die Lehr-Jungen in gebührender Zucht halten, ihnen keinen Mutwillen noch andre Ungebühr verstatten, hergegen sie zur Gottesfurcht und guten Sitten so viel möglich anhalten und unterweisen, an den Sonn-, Fest- und Bußtagen zu Besuchung des Gottesdienstes und zur Kinder-Lehre schicken, dieselben auch, damit sie ihr Handwerk desto besser erlernen, zu keiner andern Hausarbeit, als was einem Lehr-Jungen oblieget, gebrauchen, und wo sie einer Zucht und Bestrafung bedürfen, dieselbe gegen sie mit gebührender Bescheidenheit fürnehmen, ihnen auch die zur Erhaltung der Gesundheit benötigten Speise und Trank reichen.

Unter dem 17. Juli 1732 schreibt der König:

Wir haben erfahren, daß die in die Ämter geschickten Salzburger ziemlich hart gehalten und ihnen insonderheit schlechtes Essen gereicht werde. Die Leute sind aber der königlichen Intention gemäß gütlich zu halten und zur Arbeit nicht mit Ungestüm, sondern mit glimpflichen Worten anzumahnen.

In dem „Haushaltungs-Reglement für die Ämter des Königreichs Preußen" vom 23. Juli 1731 heißt es:

Die Konservation der Untertanen sowohl als der Gärtner (Kleinbauern) soll sich jeder Beamte und General-Pächter in solchem Maße angelegen sein lassen, daß er nicht nur über die ihnen aufgelegte Prästanda nichts fordere, sondern auch, wo er siehet, daß es Recht ist und öfters mit einer Kleinigkeit ausgerichtet werden kann, ihnen zu Hilfe komme, Gewinn und Gewerbe zu schaffen suche, von liederlichem Leben und Faulheit sie ab- und hingegen zum Fleiß anhalte, kurz — so für sie sorge, als der Endzweck der General-Pacht mit sich bringet und er vor Gott und Menschen zu verantworten sich getrauet.

In einer Kabinetts-Order vom 2. Juli 1718 an die litauische Kammer sagt der König:

Weilen auch die bishero neu angesetzten (Bauern) durch die vielfältig aufeinander gefolgten Unglücksfälle in einen schlechten Zustand geraten sein und denselben die gehabten Freijahre wenig oder nichts helfen können, so sein wir nicht abgeneigt, denjenigen, welche das, was sie itzo schuldig und ohne ihren Ruin nicht abzutragen vermögen, wann solches mit Attestatis der Priester, Schulzen, Hauptleute und Beamten, auch sonsten genugsam verifizieret ist, allergnädigst zu erlassen, auch ein paar Jahr von den ganz Unvermögenden, wann solches gleichfalls vorgemeldtermaßen genugsam verifiziert ist, nur den halben Zins annehmen zu lassen, jedoch habt ihr zuvörderst eine exakte Spezi-

fikation einzusenden, wie hoch sich dieser Erlaß betragen werde, alsdann wir Euch mit positiver Resolution versehen wollen.

In einer Kabinetts-Order vom 13. August 1723 an die Herren von Görne und von Bredow schreibt der König:

Weilen ich übrigens in Erfahrung gekommen, daß

1. einige Beamte, wann die Bauern an meinen Vorwerken nicht genug zu scharwerkern gehabt, solche auf ihre eigene Güter geschicket und selbige allda arbeiten und dienen lassen,
2. daß einige Beamte und Kornschreiber den Bauern beim Vorschuß des Brot- und Saat-Korns klein Scheffelmaß gegeben und hingegen bei dem Wiederempfang große Scheffel auch anstatt vier Scheffel Vorschuß bei mehr als fünf Scheffel wieder genommen,
3. einige Amts-Wacht-Meister, Kämmerer und dergleichen Amtsbedienten diejenigen Bauern, so ihnen Gänse, Hühner und andere Eßwaren geschenket, mit Diensten und Scharwerken verschonet, die andern aber, so es nicht getan, desto strenger angegriffen werden,
4. bei denen Exekutionen denen Bauern das Korn in der Scheuer nicht recht reine, sondern obenhin ausgedroschen worden, daher das meiste im Stroh sitzen geblieben und mit verkauft worden,
5. bei denen Grenz-Streitigkeiten mehrenteils auf Ansehen, Freundschaft und Geschenke gesehen und dezidieret, auch ohne der Kammer Wissen denen Bauern die Wiesen und Hütung weggenommen und es denenjenigen zugesprochen worden, die am meisten gegeben,
6. an diesen allenteils die Ungerechtigkeit, teils auch die negligence derer Beamten schuld und zwar in specie das letztere, indessen die gute Aufsicht an sehr vielen Orten fehlet,

so habt ihr allen möglichen Fleiß anzuwenden, dieses alles zu remedieren und abzustellen, widrigenfalls ihr mit davor responsabel sein sollet.

8. Der Preußische Staat unter Friedrich Wilhelm I.

Gesammelte Werke Friedrichs des Großen. Französisch. Auswahl in Übertragung. Berlin 1837. S. 78 ff.

Der Staat veränderte unter Friedrich Wilhelm fast ganz und gar seine Gestalt. Der Hof wurde verabschiedet, und die großen Gehälter erlitten Schmälerungen; viele, die früher eine Kutsche gehalten hatten, gingen jetzt zu Fuße, daher es im Volke hieß, der König hätte den Lahmen die Beine wiedergegeben. Unter Friedrich I. war Berlin das nordische Athen, unter Friedrich Wilhelm ward es zum Sparta. Die ganze Regierung war militärisch. Man vermehrte die Armee, und in dem Eifer der ersten Werbungen wurden einige Handwerker zu Soldaten genommen; dies verbreitete Schrecken unter die andern, die zum Teil die Flucht ergriffen. Dieser unvorhergesehene Umstand tat unsren Fabriken bedeutenden Schaden. Der König half dem Übel sogleich ab und widmete der Wiederherstellung und dem Fortgange des Gewerbfleißes besondere Aufmerksamkeit. Er verbot sehr streng die Ausfuhr der Wolle. Er errichtete 1714 das Lagerhaus, ein Magazin, woraus die armen Fabrikanten die Wolle geborgt erhalten und mit der verarbeiteten bezahlen. Unsere Tuche fanden einen sicheren Absatz im Bedarfe der Armee, die alljährlich neue Kleidung

erhielt. Dieser Absatz verbreitete sich auch nach auswärts. Die russische Kompagnie wurde im Jahre 1725 gebildet. Unsere Kaufleute lieferten die Tuche für alle russischen Truppen; aber die englischen Guineen kamen nach Rußland und bald darauf auch die englischen Tuche, so daß unser Handel einging. Anfangs litten dadurch unsere Manufakturen, aber es fanden sich andere Abgangskanäle. Die Arbeiter hatten nicht mehr einheimische Wolle genug. Man erlaubte den Mecklenburgern, die ihrige an uns zu verkaufen, und seit 1733 waren unsre Manufakturen so blühend, daß sie 44000 Stück Tuche zu 24 Ellen nach dem Auslande absetzten.

Berlin war gleichsam das Vorratshaus des Mars. Alle für eine Armee brauchbaren Handwerker kamen daselbst empor, und ihre Arbeiten wurden in ganz Deutschland gesucht. Man errichtete bei Berlin Pulvermühlen, in Spandau siedelten sich Schwertfeger, in Potsdam Waffenschmiede und in Neustadt (Eberswalde) Eisen- und Kupferarbeiter an. Der König bewilligte allen, die sich in den Städten seines Reiches ansiedeln wollten, Freiheiten und Belohnungen. Er erweiterte die Hauptstadt um das ganze Viertel der Friedrichstadt und bedeckte die Plätze, wo früher Wald war, mit Häusern. Er erbaute Potsdam, das damals kaum 400 Einwohner hatte, jetzt über 20000 zählt, und bevölkerte es. Er baute nichts zu eigenem Gebrauche, sondern alles für seine Untertanen. Die damalige Bauart trägt durchweg den holländischen Geschmack; es wäre zu wünschen gewesen, daß die vielen Ausgaben dieses Fürsten für Gebäude durch bessere Baumeister geleitet worden wären. Es ging ihm wie allen Städteerbauern, die nur mit der inneren Festigkeit ihrer Pläne beschäftigt, größtenteils nicht darauf achteten, obwohl es mit denselben Unkosten geschehen konnte, sie mehr zu verschönern und auszuschmücken.

Berlin erhielt 1734 nach der Vergrößerung eine neue Polizeieinrichtung, ähnlich der Pariser. Jedes Viertel der Stadt erhielt eigene Polizeioffizianten. Man führte auch Fiakers ein. Die Stadt wurde von den Müßiggängern, die nur andern zur Last liegen, gesäubert, und jene unglücklichen Menschen, die wir nur mit Ekel und Mitleid ansehen, und welche die Natur stiefmütterlich behandelt hat, fanden Aufnahme in den öffentlichen Krankenhäusern.

Während diese Veränderungen vorgenommen wurden, verschwanden Luxus, Prunksucht und Vergnügungen; der Geist der Sparsamkeit verbreitete sich über alle Stände, bei Reichen wie bei Armen. Unter den vorigen Regierungen verkauften viele Adlige ihre Besitzungen, um Drap d'or (Goldgewebe) und Tressen zu kaufen. Diese Torheit hörte jetzt auf. In den meisten preußischen Staaten müssen die Edelleute sehr sorgfältig haushalten, um ihre Familien zu ernähren, weil das Erstgeburtsrecht nicht stattfindet, also Väter, die viele Kinder auszustatten haben, die nach ihrem Tode ihr Haus in neue Zweige teilen, nur durch Sparsamkeit sich ein anständiges Einkommen verschaffen können. Diese Verminderung der Ausgaben im Volke verhinderte nicht, daß viele Handwerker ihre Kunst vervollkommneten; unsere Kutschen, Tressen, Samt und Goldarbeit gingen nach ganz Deutschland. Aber was zu beklagen ist, man ließ während dieser nützlichen und großartigen Anordnungen die Akademie der Wissenschaften, die Universitäten, die freien Künste und den Handel gänzlich in Verfall geraten. Die Vakanzen in der königlichen Akademie der Wissenschaften wurden schlecht und ganz ohne Wahl wieder besetzt. Die Zeit schien infolge seltsamer Entartung etwas darin zu setzen, eine Gesellschaft von so hehrem Ursprunge, deren Arbeiten ebensosehr den Nationalruhm wie die Fort-

schritte des menschlichen Geistes förderten, gering zu achten. Während diese Gesellschaft in Todesschlaf versank, erhielten doch die Medizin und Chemie sich in Ansehen. Pott, Marggraf und Eller verbanden und zersetzten mancherlei Stoffe; sie klärten die Welt mit ihren Entdeckungen auf, und die Anatomen erlangten ein Gebäude für öffentliche Sektionen, das nachmals die blühende Schule für Chirurgen wurde.

XXII. Friedrich der Große.

1. Kronprinz Friedrich in Rheinsberg.

Friedrich der Große und sein Hof. In vertrauten Briefen des Freiherrn von Bielfeld, geschrieben 1738—1760. Aus dem Französischen übersetzt Breslau 1838. I. Teil, S. 46 ff.

Rheinsberg, den 30. Oktober 1739.

. . . . Alle, die auf dem Schlosse wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert, oder bei andern Festen, woran sie teilnehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis an den Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und leerer Vertröstung der Gläubiger, nicht in wichtiger und geheimnisvoller Konferenz mit Schneider und Putzmacherin, nicht mit Toilettemachen noch mit unnützem Geschwätz im Vorzimmer zugebracht. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Alsdann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begibt sich in den Speisesaal.

Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verraten den Mann von Geist. Er bemüht sich jetzt, die gefährlichen politischen Träume des Machiavell zu widerlegen. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich: er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöschenden Feuer der Vesta. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle andrer zu Tage zu fördern, indem er die Gelegenheit, ein sinniges Wort anzubringen, herbeiführt. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit, und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß mich der Nimbus blendet, der den Kronprinzen umgibt. Nein, ich schwöre es Ihnen, selbst wenn er ein schlichter Privatmann wäre, würde ich mit Vergnügen meilenweit zu Fuß gehen, wenn mir seine Gesellschaft dadurch zu teil würde . . . .

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit; sein Ansatz sowie seine

Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt . . . .

Doch Friedrich ist in allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie, und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittötend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher ist, als das Ausfegen eines Kamins.

2. Friedrichs Auffassung vom fürstlichen Beruf.

Aus dem „Antimachiavelli". 1740.

Oeuvres de Frédéric le Grand, herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Berlin 1846 ff. VIII, 61, 1 ff. Französisch. Bei Schilling a. a. O. Übersetzungen, S. 13 ff.

Kapitel 1. Wenn man richtig urteilen will, muß man erst die Natur des Gegenstandes, über den man sprechen will, erforschen, muß man bis zum Ursprung der Dinge zurückgehen, um so viel als möglich ihre Grundursachen kennen zu lernen; es ist dann leicht, ihre Fortschritte und alle Folgen, die sich daraus ergeben können, darzulegen. Ehe Machiavelli die verschiedenen Staatsformen angab, hätte er meines Erachtens den Ursprung der Fürsten untersuchen und die Gründe erwägen sollen, die freie Menschen veranlassen konnten, sich Herren zu geben.

Vielleicht schien es ihm nicht geboten, in einem Buche, in dem das Verbrechen und die Tyrannei zum Gesetze erhoben wurden, das zu erwähnen, was letztere vernichten mußte. Es würde Machiavelli schlecht angestanden haben zu sagen, daß die Völker für ihre Ruhe und Erhaltung notwendig erachteten, Richter zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu haben, Beschützer ihres Eigentums Feinden gegenüber, Oberhäupter, um ihre verschiedenen Interessen in einem großen einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen; daß sie anfangs jene aus ihrer Mitte wählten, die sie für die weisesten, gerechtesten und uneigennützigsten, menschlichsten, tapfersten hielten, sie zu regieren. Gerechtigkeit ist also, würde man ihm entgegengehalten haben, das höchste Ziel eines Fürsten; das Wohl des Volkes also, das er regiert, muß er jedem andern Vorteile vorziehen. Haben dann aber die Trugbilder des Eigentums, des äußeren Glanzes, des Ehrgeizes und der Herrscherwillkür noch Raum? Es ergibt sich, daß der Fürst, weit entfernt, der unbeschränkte Gebieter der unter seiner Herrschaft stehenden Völker zu sein, nur der erste Diener ist.

Kapitel 2. Es genügt nicht, daß der Fürst, wie Machiavelli sagt, eine gewöhnliche Tätigkeit übe, sondern ich möchte auch, daß er sein Volk beglücke. Ein zufriedenes Volk wird sich nicht empören wollen; ein glückliches Volk fürchtet eher, seinen Fürsten, der zugleich sein Wohltäter ist, zu verlieren, als der Fürst über die Vereinigung seiner Macht in Sorge sein könnte.

Kapitel 3. Das fünfzehnte Jahrhundert, in dem Machiavelli lebte, befand sich noch im Zustande der Barbarei; da zog man den traurigen Ruhm der Eroberer und die Taten, die durch äußern Glanz eine gewisse Hochachtung einflößen, der Sanftmut, der Rechtlichkeit, der Milde und allen Tugenden vor; jetzt zieht man die Menschlichkeit allen Eigenschaften eines

Eroberers vor, und ist man nicht mehr so unsinnig, wilde Leidenschaften, welche die Welt umstürzen, durch Lobeserhebungen anzufeuern. Nicht die Größe des Landes, das ein Fürst beherrscht, verschafft ihm seinen Ruhm; nicht sind es einige Meilen Landes mehr, die ihn berühmt machen, denn sonst müßten die, welche die größte Ackerfläche besitzen, die achtungswertesten Menschen sein.

Der Irrtum des Machiavelli über den Ruhm der Eroberer konnte zu seiner Zeit wohl allgemein verbreitet sein, sicherlich aber war es die Schlechtigkeit nicht. Es gibt nichts Abscheulicheres als gewisse Mittel, die er vorschlägt, das eroberte Land zu behaupten; es ist nicht eines darunter, das vernünftig oder gerecht ist. „Man muß," sagt dieser abscheuliche Mensch, „das Geschlecht der Fürsten, die vorher in dem eroberten Lande regierten, ausrotten." Kann man solche Vorschriften ohne Schauder und Entrüstung lesen? Das heißt doch, alles, was einem heilig ist, unter die Füße treten, alle Verbrechen in den Dienst des Eigennutzes stellen. Was? wenn ein ehrgeiziger Mensch sich mit Gewalt der Staaten eines Fürsten bemächtigt hat, soll er das Recht haben, ihn meuchlings umzubringen, ihn zu vergiften! Aber dieser selbige Eroberer bringt, wenn er so handelt, ein Verfahren zur Geltung, das seinen eigenen Untergang herbeiführen muß: ein noch Ehrgeizigerer und Geschickterer wird ihn in gleicher Weise bestrafen, wird in seine Staaten einfallen und ihm mit derselben Grausamkeit den Untergang bereiten, die er gegen seinen Vorgänger ausübte.

Der zweite Grundsatz Machiavellis ist, daß der Eroberer seine Residenz in seinen neuen Staaten aufschlagen muß. Das ist nicht grausam und scheint sogar in gewisser Hinsicht gut zu sein; aber es ist zu bedenken, daß die meisten Staaten großer Fürsten so gelegen sind, daß sie eines Mittelpunktes nicht wohl entbehren können, ohne welchen der ganze Staat leidet; sie sind der vornehmste Quell der Lebenstätigkeit dieses Körpers, demnach können sie den Mittelpunkt nicht verlassen, wenn die Glieder nicht dahinsiechen sollen.

Der dritte politische Grundsatz lautet, daß es erforderlich ist, in den neuen Gebieten Kolonien anzusiedeln, um der Gefahr des Abfalls vorzubeugen. Der Verfasser stützt sich hierbei auf den Brauch der Römer; aber er bedenkt nicht, daß, wenn die Römer nicht gleichzeitig Legionen in die eroberten Gebiete geschickt hätten, sie ihre Eroberungen sehr bald würden verloren haben; er bedenkt ferner nicht, daß neben den Kolonien und Legionen die Römer auch Bundesgenossen zu gewinnen wußten. Die Römer waren in der glücklichen Zeit der Republik die klügsten Räuber, die je die Erde verheert haben; mit Klugheit behaupteten sie, was sie durch Ungerechtigkeit erworben hatten. Aber zuletzt geschah diesem Volke, was jedem Thronräuber geschieht: es kam auch an die Reihe und wurde zu Boden geworfen . . .

„Ein Fürst muß die kleinen benachbarten Fürsten an sich fesseln und unter seinen Schutz nehmen und Zwietracht unter sie säen, damit er erheben oder unterdrücken kann, welchen er will." Das ist der vierte Grundsatz Machiavellis; es ist derselbe, den Chlodwig befolgte, der erste Barbarenkönig, der sich zum Christentume bekehrte. Er ist von einigen nicht minder grausamen Fürsten nachgeahmt worden; aber welcher Unterschied zwischen diesen Fürsten und einem ehrlichen Manne, der der Vermittler zwischen diesen kleinen Fürsten sein, ihre Streitigkeiten in Güte schlichten, durch seine Rechtschaffenheit, durch die Beweise einer vollständigen Unparteilichkeit bei ihren Händeln und

gänzlicher Uneigennützigkeit ihr Vertrauen gewinnen würde! Seine Klugheit würde ihn zum Vater anstatt zum Unterdrücker seiner Nachbarn machen, und seine Größe würde sie beschützen anstatt sie zu verderben.

Überdies ist es Tatsache, daß Fürsten, die andere Fürsten mit Gewalt erheben wollten, sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Unser Jahrhundert bietet zwei Beispiele dafür: das eine ist das Karls XII., der Stanislaus auf den polnischen Thron erhob, und das andere ist neuer.

Aus dem bisherigen ergibt sich also, daß der Thronräuber niemals Anspruch auf Ruhm haben wird; daß Meuchelmörder vom menschlichen Geschlecht stets werden verabscheut werden; daß Fürsten, die Ungerechtigkeiten und Gewalttaten gegen ihre neuen Untertanen begehen, sie sich entfremden werden, anstatt sie zu gewinnen; daß es nicht möglich ist, das Verbrechen zu rechtfertigen, und daß alle die, die es werden verteidigen wollen, ebenso unvernünftig urteilen werden als Machiavelli. Das Denkvermögen gegen die Wohlfahrt der Menschheit anwenden, heißt, sich mit einem Degen verwunden, der uns nur zur Verteidigung gegeben ist.

3. Friedrichs II. Schreiben an seinen Minister von Podewils beim Beginn des I. Schlesischen Krieges.

Politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr., herausgegeben von Koser. Berlin 1879 ff. I., S. 147. Übersetzt aus dem Französischen.

Schweidwitz, den 16. Dez. 1740.

Mein teurer Podewils! Mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln habe ich den Rubikon überschritten. Meine Truppen sind in bester Stimmung, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale dürsten nach Ruhm. Alles wird nach unsern Wünschen gehen, und ich habe Ursache, von dieser Unternehmung alles mögliche Gute zu erwarten.

Schicken Sie mir Bülow (den sächsischen Gesandten in Berlin), sagen Sie ihm viel Liebes und zeigen Sie ihm, daß es zum Vorteil seines Herrn geschieht; kurz, benützen wir die Kenntnis des menschlichen Herzens, lassen wir zu unsern Gunsten das Interesse, den Ehrgeiz, die Liebe, den Ruhm und alle Triebfedern, welche die Seele bewegen können, erregen. Entweder will ich untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben; mein Herz sagt mir das Beste von der Welt voraus, kurz, eine gewisse Ahnung, deren Grund uns unbekannt ist, verkündigt mir Glück und Erfolg, und ich werde Berlin nicht wieder sehen, ohne mich des Blutes, dem ich entstamme, und der tapferen Soldaten, die ich die Ehre habe zu führen, würdig gemacht zu haben. Leben Sie wohl, ich empfehle Sie der Obhut Gottes.

Friedrich.

4. Soldatenleben zur Zeit Friedrichs des Großen.

C. Bülow, Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Leipzig 1852. G. Freytag, Bilder. 4. Bd. S. 203 ff.

Der Schweizer Ulrich Bräcker von Toggenburg, der sein Leben selbst beschrieben hat, war von einem preußischen Werbeoffizier als Bedienter gemietet, tatsächlich aber als

preußischer Rekrut angeworben worden. Sein Herr schickte ihn mit einem Auftrage nach Berlin, wo er als Rekrut eingestellt wurde.

In Berlin fragte ich vergebens nach meinem Herrn; ich wurde in die Krausenstraße in ein Quartier gewiesen. „Da bleib' er," sagte man mir, „bis auf fernere Order." Ich dachte: Was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Soldaten befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme u. dergl. Noch konnte ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz, ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Exzellenz, des Herrn Leutnant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen; ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Da fingen sie alle ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringste von einer solchen Exzellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenig Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Er war ein Feldwebel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arme, die er über den Tisch ausspreitete; dann legte er ein Sechsgroschenstück dazu und sagte: „Das ist für dich, mein Sohn, gleich werde ich dir noch ein Kommißbrot bringen." „Was? für mich?" versetzte ich, „von wem? wozu?" „Ei, deine Montierung und dein Traktament, Bursche! Was gibt's da zu fragen? Bist ja ein Rekrut." „Was Rekrut?" erwiderte ich, „behüte Gott; das ist mir nie in den Sinn gekommen. Marconis Bedienter bin ich; so hab' ich gedungen und anders nicht." — „Und ich sage dir, du bist Soldat. Ich stehe dir dafür. Da hilft jetzt alles nichts." Ich: „Ach, wenn nur mein Herr Marconi da wäre." Er: „Den wirst du sobald nicht zu sehen bekommen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein als seines Leutnants?" Damit ging er weg. — „Um Gottes willen, Herr Zittemann," fuhr ich fort, „was soll das werden?" „Nichts, als daß er wie ich und die andern da Soldat ist, und wir also Brüder sind, und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er zufrieden ist."

Nachmittags brachte mir der Feldwebel mein Kommißbrot nebst Unter- und Übergewehr. Dann führte man mich in die Montierungskammer und paßte mir Hosen, Schuhe und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe u. s. f. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant las uns eine Menge Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die meisten nachmurmelten; ich regte den Mund nicht, dachte, an was ich wollte. Er schwang dann die Fahne über unsere Köpfe und entließ uns.

Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagsessen nebst einem Kruge Bier geben. Dafür mußte ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechs Groschen noch vier übrig; mit diesen sollte ich noch auf vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch bloß für zwei hin. Bei dieser Überrechnung fing ich an, gegen meine Kameraden schrecklich zu klagen. Allein Kram, einer von ihnen, sagte mir mit Lachen: „Du wirst's schon lernen. Jetzt tut's nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen, zum Exempel deine ganze Dienermontur. Und dann der Kost wegen, nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da fangen drei, vier oder fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirnen u. dgl. und kochen selbst. Des Morgens für einen Dreier Fusel und ein Stück Kommißbrot; mittags holen sie in der Garküche für einen andern Dreier Suppe und nehmen wieder ein Stück Kommiß, des Abends für

zwei Pfennige Kosent oder Dünnbier und abermals Kommiß." „Aber das ist ein entsetzlich Leben," sprach ich; und er: „Ja, so kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andres: Kreide, Puder, Schuhware, Öl, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind." Ich: „Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen?" Er: „Ja, und noch viel mehr, wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann." Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte alles, so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatte ich noch frei. Ich ging in der Stadt herum auf alle Exerzierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher Zittemann, mir daheim die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wohl lernen," sagte er, „aber auf die Geschwindigkeit kommt's an. Das geht wie der Blitz!" Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu zeigen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte und so fort. Nach Kraus Rate verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerzieren, las im hallischen Gesangbuche oder betete. Dann spazierte ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigen, oder ich ging auf die Zimmerplätze, wo alles wieder voll arbeitender Kriegsmänner steckte, ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten und tranken, andere, die ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und sich unterhielten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buche las und es den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenso her. Kurz, in Berlin gibt's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Weltteilen, von allen Nationen und Religionen und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stückchen Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußte ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermutet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gästli, fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente, die beiden ersteren sogar unter der nämlichen Kompagnie befanden. Da sollte ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal marschieren lernen. Den mochte ich aber vor den Tod nicht vertragen; wenn er mir gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Kopf. Unter seinen Händen hätte ich mein Lebtage nichts begreifen können. Das bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platze manöverierte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter seine Abteilung. Das war mir eine Herzensfreude. Jetzt begriff ich in einer Stunde mehr als sonst in zehn Tagen.

Schärer war ebenso arm als ich; allein er bekam ein paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brot; der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihn als auf mich. Indessen waren wir Herzensbrüder; so lange einer was zu brechen hatte, konnte der andere mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war filzig und harmonierte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde einen Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. Gästli war liederlich und kam bald hernach ins Lazarett. Sobald das Exerzieren vorbei war, flogen Schärer und ich in Schottmanns Keller, tranken unsern Krug Ruppiner oder Kottbuser Bier, schmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Pommern und Brandenburger mit Lust zu. Etliche Herren ließen uns sogar oft expreß in die Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Lohn bloß in einer Suppe, aber in einer solchen Lage nimmt man auch mit noch weniger fürlieb.

Oft erzählten wir einander unsere Lebensweise zu Hause, wie wohl es uns da war, wie frei wir gewesen, und was es hingegen hier für ein verwünschtes Leben sei, u. dergl. Dann machten wir Pläne zu unserer Befreiung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heute oder morgen deren einer gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg, und am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines fehlschlagenden Versuches. Fast alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viel List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute oder gar in Weibspersonen verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt hatten, dennoch ertappt worden waren. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — und des folgenden Tages aufs neue dran mußten, wie die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen und wieder frisch darauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes herabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und totenblaß an und flüsterten einander in die Ohren: „Die Barbaren!“ Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatze vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andere um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber jahrein, jahraus so geschunden zu sehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehen, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem wütenden Gesichte und aufgehobenem Stocke vor uns stand und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei solcher Behandlung mußte auch der Starknervigste halb lahm und der Geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Koppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Vorwärts, ins Feld! Jetzt wurde Marsch geschlagen; Tränen von Bürgern, Soldatenweibern u. dgl. flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, die Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freude und riefen: Endlich, Gott Lob, ist unsre Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel: erst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patronentasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll breiten Riemen; über die andere Achsel den Tornister mit Wäsche usw. gepackt, dann der Habersack mit Brot und anderer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen: Flasche, Kessel, Haken oder so etwas, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweise über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge, gepreßte Montur und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal deuchte, ich ginge auf glühenden Kohlen; und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, kam ein Dampf heraus wie von einem siedenden Kessel. Oft hatte ich keinen trockenen Faden mehr am Leibe und verschmachtete bald vor Durst.

Wir rückten vor bis nach Sachsen. Bis hierher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unseres Feldpredigers bei Pirna. O ja!

dachte ich, das hat er, und er wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an? —

Am 1. Oktober frühmorgens mußten wir uns ordnen und durch ein enges Tälchen gegen ein großes Tal hinuntermarschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Ebene hinunterkamen und zu unserer großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb des böhmischen Städtchens Lowositz. Es war kaiserliche Kavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich diese bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um sechs Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als auch aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment, das im mittleren Treffen stand, durchschnurrten. Bisher hatte ich immer noch Hoffnung, vor einer Schlacht zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr, weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da entfiel mir vollends aller Mut; in die Mitte der Erde hätte ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst derer, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit heuchelten. Die geleerten Branntweinfläschchen, wie jeder Soldat eins hat, flogen unter den Kugeln durch die Lüfte. Die meisten tranken ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fusel mehr! Jetzt rückten wir vor bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken über unsern Köpfen hinweg, fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen in die Luft sprang, bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhalme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- oder Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsere Kavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche losgaloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben. Allein, kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsere Reiterei, von der österreichischen geschlagen und bis nahe unter unsere Kanonen verfolgt, zurück. Inzwischen standen wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es auf dem rechten Flügel sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen die Mannschaften zu beiden Seiten neben mir wegrafften und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten überäet war.

Mit einemmal, ungefähr um 12 Uhr, kam die Order, unser Regiment mit noch zwei andern müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu, und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten daher mit muntern Schritten die Weinberge hinauf, brachen unsere Hüte voll schöne rote Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust; und mir und denen, die neben mir standen, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsere Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsere Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen hindurchging, der auf der andern Seite wieder hinunterführte. Sobald nun unsre Vortruppen den erwähnten Gipfel erreicht hatten, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Hase im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinaufbeordert, um unserer Armee in den Rücken zu

fallen. Dies muß unsern Anführern verraten worden sein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hätten sie uns die Höhe abgenommen und wir wahrscheinlich den kürzern gezogen. Nun gab es ein unbeschreibliches Blutbad, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vortruppen litten stark, allein die hinteren drangen über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre geborenen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Hast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft.

Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz nahmen die Panduren wieder Stellung und pulverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf vor Lowositz aufging! Es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen. Das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Befehlshaber und das Schreien ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages betäubte alle Sinne! Es mochte etwa drei Uhr sein — Lowositz stand schon im Feuer —, als viele hundert Panduren, auf die unsere Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losging. Um diese Zeit war ich freilich nicht der vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberge droben, wo aber mancher weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilfe zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblicke schien es mir Zeit, mich durch die Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hier und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht ich, sonst ist's die reine Unmöglichkeit zu entkommen.

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, durch die Reben. Noch eilten etliche Preußen an mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!" sagten sie, „Viktoria!" Ich erwiderte kein Wort, tat nur ein wenig verwundert und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem — zum letztenmal in meinem Leben — Morden und Totschlagen, lief dann in vollem Galopp ein Gehölz vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag, rannte eines Rennens gerade dem Fluß nach herunter und stand jetzt an einer Schlucht. Jenseits derselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten an, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten. Sie schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, auf mich an, obgleich ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hute den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den

Entschluß, gerade auf sie zuzulaufen. Hätte ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachher erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab unter dem Versprechen, mir's nachher schon wieder zuzustellen, und führten mich ins kaiserliche Lager.

Bräcker wurde nach Prag geschickt, wo er noch mehr preußische Deserteure, Schweizer, Tiroler, Italiener, Polen und Türken, traf. Alle wurden freigegeben, und Bräcker gelangte glücklich in seine Heimat zurück.

5. Friedrichs des Großen geheime Instruktion für den Staatsminister Grafen Finckenstein.

Faksimile-Ausgabe aus dem königl. geh. Staatsarchiv zu Berlin 1854. Französisch. Übersetzt in Fr. Zurbonsen, Quellenbuch a. a. O. S. 211.

Berlin, den 10. Januar 1757.

In der entscheidenden Lage, in der sich unsre Verhältnisse befinden, muß ich Ihnen meine Weisungen geben, damit Sie in allen Unglücksfällen, die sich möglicherweise ereignen, ermächtigt sind zu Schritten, die getan werden müssen.

Wenn, was der Himmel verhüte, eine meiner Armeen in Sachsen gänzlich geschlagen werden sollte, oder falls die Franzosen die Hannoveraner aus ihrem Lande vertrieben, sich festsetzten und uns mit einem Einfalle in die Altmark bedrohten oder die Russen durch die Neumark vordrängen, so müssen die königliche Familie, die obersten Gerichte, die Minister und das General-Direktorium gerettet werden. Werden wir in Sachsen von Leipzig her geschlagen, so ist der geeignetste Ort für die Unterbringung der Familie und des Schatzes Küstrin; in diesem Falle sollen die königliche Familie und alle oben Genannten unter dem Geleite der ganzen Garnison sich nach Küstrin begeben. Wenn die Russen durch die Neumark eindrängen, oder uns ein Unglück in der Lausitz zustieße, so soll sich alles nach Magdeburg begeben. Der letzte Zufluchtsort ist endlich Stettin; jedoch soll man dorthin nur im äußersten Notfalle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und bleiben stets beieinander. Hinzunehmen soll man die Krondiamanten und das Silberzeug der großen Säle, die im gleichen Falle ebenso wie das vorhandene Gold unverzüglich eingemünzt werden sollen.

Sollte ich getötet werden, so sollen die Dinge ihren Fortgang nehmen ohne die geringste Veränderung, und ohne daß man merke, daß sie in andern Händen seien, und in diesem Fall soll man ebenso hier wie in Preußen und besonders in Schlesien Eidesleistung und Huldigung beschleunigen. Wenn ich das Unglück haben sollte, in die Hände des Feindes zu fallen, so verbiete ich, daß man auf meine Person auch die geringste Rücksicht nehme oder dem die geringste Bedeutung beilege, was ich aus meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn mich ein solches Unglück träfe, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie alle meine Minister und Generale mir mit seinem Kopfe dafür haften wird, daß man weder eine Provinz noch einen Heller für mich opfere und den Krieg mit Verfolgung der eigenen Vorteile fortsetzen wird, ganz als wenn ich niemals auf der Welt existiert hätte.

Ich hoffe und muß vertrauen, daß Sie, Graf Finck, niemals nötig haben werden, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Unglücksfalle ermächtige ich Sie, sie auszuführen, und zum Zeichen, daß dieses nach einer reiflichen und vernünftigen Überlegung mein fester und standhafter Wille ist, unterzeichne ich es eigenhändig und bekräftige es mit meinem Siegel.

Friedrich Rex

6. Friedrichs des Großen Anrede an seine höheren Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen. 1757.

Gehalten im Hauptquartier zu Parchwitz am 3. Dezember.

Niedergeschrieben von dem Ohrenzeugen General von Rochow, veröffentlicht von dessen Sohn: v. Rochow, Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursache und Wirkung. Berlin 1802. S. 54 ff. Bei Zurbonsen a. a. O. S. 214.

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern (11. Nov.), den Herzog von Bevern zu schlagen (22. Nov.) und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden, wenn es gilt, nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich darf nicht fragen nach der Anzahl der Feinde noch nach der Schwierigkeit ihrer Stellung; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen bei richtiger Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren: wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Ereignisse vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzuges sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andre unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. — — —

Hier hielt Friedrich inne, wie wenn er Zeit zum Überlegen und zu freiwilligem Ausscheiden gewähren wollte. Die Zuhörer beobachteten eine heilige Stille, während welcher

bei nicht wenigen Tränen ehrfurchtsvoller Rührung und begeisterter Vaterlandsliebe sichtbar wurden; nur der tapfere Major Billerbeck konnte sich in Beziehung auf den letzten Satz des königlichen Redners nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Ja, das müßte eine infame Memme sein! Nun wäre es Zeit!“ — Friedrich fuhr mit freundlichem Lächeln also fort:

Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde, ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben!

So lange hatte Friedrich in dem Tone der Überzeugung geredet, um den Enthusiasmus seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König und kündigte die Strafen an, die er über die verhängen würde, die ihre Schuldigkeit versäumen würden:

Das Regiment Kavallerie, das nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren! In kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.

7. Die Schlacht bei Leuthen. 5. Dez. 1757.

J. W. v. Archenholtz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland. 1791. S. 139. Archenholtz, der von 1758 bis zum Ende als Offizier am Siebenjährigen Kriege teilnahm, berichtet als Augenzeuge.

Es war am 5. Dezember, als bei dem Dorfe Leuthen eine Schlacht, die größte des Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33000, die Österreicher unter Karl von Lothringen 90000 Mann stark: diese voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr kolossales Bündnis und den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; jene aber voll Zuversicht auf ihre taktischen Künste und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee herrschte Überfluß, bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andere hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Österreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmut ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere aufeinander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Österreicher, die jetzt zum erstenmal das freie Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Teil der feindlichen Truppen in Untätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunkt

des Angriffs zu bringen als der Feind und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnismäßig nur einen sehr geringen Raum ein und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen aufeinander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur eines Winks des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knäuel in der größten Ordnung und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Österreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den preußischen Evolutionen unbekannten kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „Sie marschieren fort; wir wollen sie abziehen lassen.“ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräte, ihre Brotsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Tornister hinter die Fronte und legten sie in Haufen zusammen, um sich nach ihrer Meinung auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sah mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedrohten. Lucchesi, der auf dem rechten Flügel die kaiserliche Kavallerie kommandierte, uneingedenk seiner Prahlereien im Kriegsrat, verlor den Mut; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit erteilen, und erst, nachdem Lucchesi sich von aller Verantwortung bei einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Teil Kavallerie vom linken Flügel im vollen Trabe zu Hilfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reservekorps dahin. Nadasdi, der erfahrenste Feldherr des Heeres, der den linken Flügel kommandierte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des preußischen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militärische Fechterkünste waren. Mehr als zehn hintereinander abgeschickte Offiziere mußten dem Prinzen Karl die augenscheinliche Gefahr melden. Karl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Lucchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasdi wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswut, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hilfe, allein man ließ sie nicht einmal sich formieren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein österreichisches Regiment fiel aufs andere, die Linie wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die kaiserlichen Kürassiere stellten sich in Schlachtordnung, allein eine preußische Hauptbatterie brachte sie bald auseinander, worauf die preußische Kavallerie auf sie fiel und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele Tausend von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hierzu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten und alle Winkel des Orts anfüllten und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich aber auch die Un-

ordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die preußische Kavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragonerregiment von Bayreuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterieregimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die österreichische Infanterie machte noch einen letzten Versuch, sich auf einer Anhöhe zu formieren; allein der preußische General Wedell griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Verteidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht und die guten Anstalten Nadasdis, der den Rückzug des linken Flügels deckte und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Bei Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen, auf unzugangbare Höhen gestellt, die großenteils das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschied Taktik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21500 Gefangene, worunter 307 Offiziere waren, und eroberte 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Österreichern waren 6500 tot oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preußische Verlust war 2660 Tote und Verwundete.

8. Der Überfall bei Hochkirch. 14. Oktober 1758.

Erlebnisse des Stabsfeldpredigers Daniel Küster bei dem Überfall von Hochkirch in E. Schild, Der preußische Feldprediger. Eisleben 1888. S. 69 ff.

Es war den 14. Oktober, des Morgens um 3 Uhr, als ich durch das Feuer des kleinen Gewehrs aus meinem sanften Schlafe geweckt wurde. Ich hielt es erst für einen Traum; als ich mich aber ermunterte und deutlicher hörte, daß es ein irreguläres Scharmützelfeuer wäre, so glaubte ich, daß es eine Panduren-Attacke sei, deren wir fast alle Nächte gewohnt waren. Ich weckte indessen den mir gegenüberliegenden Herrn Hauptmann von Katolynski. Er hielt es auch nur für eine Panduren-Attacke. Da aber auch bei kleinen nächtlichen Anfällen die Kompagnien auf ihren Lärmplätzen antreten mußten, so sagte mir dieser wachsame Offizier, ich möchte, weil mein Bett am Fenster stände, dieses öffnen und dem Feldwebel sagen, daß er die in der Scheune liegende Kompagnie wecke, damit, wenn Order käme, sie sogleich das Gewehr nehmen und nach dem Kirchhof marschieren könne. Ich bestellte dies, weil das Feuer schwächer wurde, mit großer Gelassenheit. Auf einmal hörte das Feuer ganz auf. Indessen sagte der Herr Hauptmann sowohl als ich mit ruhigem Gesichte: „Es ist doch wohl gut, daß wir aufstehen, denn man hat im Lager schon mit den kleinen Glocken zum Morgengebete geläutet; wenn nur die großen Glocken nicht auch anfangen zu läuten.“ Kaum war dies gesagt, als das große Geschütz vor und hinter dem Dorfe mächtig zu donnern anfing und das kleine Gewehr prasselte. Ich fuhr mit Eile aus dem Bette und hatte nur eine Minute nötig, mich anzuziehen. Der Herr Hauptmann war indes schon geschäftig, seine Kompagnie zu stellen. Das Feuer ward von allen Seiten heftiger, und es fielen schon Granaten in das Dorf.

Mit dem Letzten der Kompagnie ging ich auf den Platz vor dem Bauern-

hofe, wo eben der Herr Hauptmann seine Leute bei zunehmendem Feuer ermahnte, in Ordnung zu bleiben. Ich drückte ihm die Hand mit dem Wunsche göttlicher Bewahrung. Er eilte mutig mit seinen Leuten nach dem Kirchhof. Indessen bebte die Erde von dem Krachen des schweren Geschützes und der feindlichen Mordschlünde. Die pechdunkle Nacht wurde durch ein unaufhörliches, blitzähnliches Licht so erleuchtet, daß man das Gemenge der feindlichen weißen Röcke und Bärenmützen von den freundlichen blauen Röcken und blanken Grenadiermützen unterscheiden konnte. Plötzlich aber hörte das Feuer auf, und ich fühlte mich in der Finsternis in einem Gedränge, das Erdrücken drohte. Denn der Rest der über dem Dorfe gestandenen übermannten und zum Weichen gebrachten preußischen Bataillone stürzte in diese Dorfgasse, um sich da wieder zu setzen und das Dorf zu verteidigen. Die Luft ertönte von dem Rufen braver Offiziere und Gemeinen, die schrieen: „Kinder, steht! Kameraden, haltet! Es wird Sukkurs kommen!" Ich vereinigte meine Stimme ungekannt mit ihnen und rief: „Kinder, tut eure Pflicht! Gott wird uns helfen, der König wird bald mit Sukkurs kommen!" — und da schlechte Leute die Gewehre weggeworfen hatten, über die man ging, so fühlte ich in dem bald vor-, bald rückwärts gehenden Gedränge, daß brave Offiziere und Gemeine weggeworfene Gewehre aufnahmen und sie denen gaben oder aufdrangen, die keine hatten. Das geschah in dem Zeitpunkte, wo der brave General Zieten hinter dem Dorfe auf den aus dem Walde kommenden Feind eingehauen und einen großen Teil der feindlichen Sieger zu Gefangenen gemacht hatte.

Es ging nun in der Dorfstraße die bedrängt und flüchtig gewesene Infanterie wieder vorwärts, und je näher sie an den Ausgang der Dorfstraße nach der Batterie (dem Schlüssel der preußischen Stellung) hinkam, desto mehr mußte man schon über Tote wegsteigen und hörte das Ächzen der Verwundeten, weil das Feuer von beiden Seiten jetzt kleiner wurde. Schon waren wir unsrer Batterie wieder nahe und, wie es schien, der Sieg über diese Nachtgeister gewiß. Freude und Mut belebte uns. Aber diese kurze Stille und die Freude wandten sich plötzlich. Denn da die Zietensche Kavallerie, so unbeschreiblich brav sie sich auch gezeigt hatte, doch zu schwach gewesen war, die nun vordringende ganze feindliche Macht zurückzuhalten, so wurde die Batterie uns entrissen, und der Feind avancierte wieder auf der Dorfstraße teils mit Feuer teils mit dem Säbel in der Hand, ohne jedoch weiter etwas auszurichten, als daß das Zurückdrängen etwas stärker wurde. Viele Grenadiere des ersten Bataillons vom Regiment Karl standen als brave Leute. Das Zurufen der Offiziere: „Kinder, steht als brave Preußen, wir kriegen Sukkurs!" tat wieder seine gute Wirkung. Als aber der Feind in dieser Dorfstraße weder durch Gewehrfeuer noch mit Säbel und Bajonett vordringen konnte, so führte er Kartätschen und schwere Kanonen von unsrer frühern großen Batterie vor den Eingang des Dorfes und streckte nun mit einer Lage von den in der Straße gedrängt stehenden Helden Hunderte zu Boden. Aber erst als der dichte Haufen durch Tote, Verwundete und Davonläufer merklich dünner geworden war, ging der Rest der braven Grenadiere und Karlschen Soldaten zurück, um sich unter dem Dorfe an das von Geistsche und andre Regimenter anzuschließen. Freilich waren die aus der Dorfstraße Zurückgekommenen nicht mehr so viele Hunderte, als es Bataillone gewesen waren. Die übrigen waren zerstreut, tot, verwundet oder gefangen.

Ich schloß mich dem dicht unter dem Dorfe stehenden Regimente v. Geist an, auf das eine feindliche, gegenüberliegende Batterie heftig mit Haubitz-Granaten feuerte, aber wenig Schaden tat, weil sie zu hoch schossen. Jede Abfeuerung aber machte es auf einige Momente so hell, daß man in der dunklen Nacht einander sehen konnte; und so ward ich von dem Herrn Major Kommandeur von Gelsdorff und einigen reformierten Gemeinen erkannt. Diese beklagten mich, und einer sagte: „Hier müssen die Schafe und nicht der Hirte kämpfen!“ Jetzt war es dem Könige zur Gewißheit geworden, daß der Feind seinen Hauptangriff auf unsern rechten Flügel gerichtet hatte. Der brave Feldmarschall v. Keith kam an das von Geistsche Regiment heran und befahl, dieses sollte unter dem Dorfe auf seinem jetzigen Platze fest stehen bleiben. Darauf wandte er sein Pferd und befahl seinem Adjutanten, er solle das Regiment v. Itzenblitz rufen. Dieses ganz vortreffliche Regiment kam und ging mutig mit aufgepflanztem Bajonett in das Dorf; ehe es aber den Feind mit dem kleinen Gewehr erreichen konnte, war es durch die am Eingange der Dorfgasse aufgepflanzten feindlichen Kanonen in weniger als zehn Minuten niedergestreckt, ehe es zwei Drittel der Dorfgasse zurückgelegt hatte. Es kam nur ein kleiner Rest dieses Heldenregiments zerstreut wieder zurück und schloß sich an das v. Geistsche Regiment an. Der Feind, der dies bemerkte und nun, da es hell geworden war, sah, daß er zu hoch geschossen hatte, richtete seine Kanonen kurzer, und nun fielen die Haubitzkugeln gerade wie Hagelsteine und schlugen rottenweise die Soldaten nieder. Ich stand neben dem Herrn Hauptmann v. Vittighofen, er und ich redeten den Leuten zu, fest zu stehen, bis wir abgerufen würden. Ein junger Soldat sagte: „Wir müssen doch alle einmal sterben und bitten ja täglich im Vater Unser: Dein Wille geschehe!“ Kaum hatte er dies gesagt, so sank er, von einer Kugel tödlich getroffen, neben uns nieder.

Um nicht ferner Menschen nutzlos totschießen zu lassen, befahl der Kommandeur Herr von Gelsdorff, das Regiment solle einige zwanzig Schritte vorwärts rücken. Dies geschah, und wir kamen dadurch glücklich aus dem Strich der feindlichen Kanonen, die nun wieder über uns wegschossen. Währenddessen kam das Regiment Prinz von Preußen unter Anführung seines mutigen und freundlichen Kommandeurs, des Herrn Grafen von Lottum, mit starken Schritten anmarschiert, um durch die Dorfgasse zur Wiedereroberung der Batterie jenseit Hochkirchs zu eilen. Da der Graf von Lottum von meiner Gemeinde war, so redete er mich an. Ich sagte ihm, daß er schwerlich durch die Dorfgasse zur Batterie kommen könnte, wenn er nicht um das Dorf herumgehen würde. Er antwortete: „Ich habe Order, gerade in das Dorf zu gehen; des Herrn Wille geschehe!“ Er wandte sich mit einem Gesicht voll Mut, übersah das aufmarschierte Regiment noch einmal, kommandierte mit starker Stimme: „Marsch!“ Das feindliche Feuer vervielfachte sich, die Erde bebte, als ob eine Erderschütterung ihren Anfang nähme, und wo man hinter uns sah, da fielen Helden, die auch zum Wiedereinnehmen des Dorfes zu Fuß und zu Pferde anrückten. Eben war der Herr Feldmarschall v. Keith wieder zu Pferde angekommen, den Fortgang der Attacke des Regiments Prinz von Preußen auf das Dorf zu sehen. Er hielt wenige Schritte auf der rechten Seite diesseit des Dorfes. Da nun er und der Herr von Lottum die zwei Personen waren, die meine größte Aufmerksamkeit auf sich zogen, so waren meine Blicke zwischen dem Feldmarschall und der Dorfgasse geteilt, in

der der Graf von Lottum mit seinen Helden ziemlich weit avanciert war. Der Feldmarschall näherte sich etwas, vermutlich, um den Angriff desto besser beobachten zu können. Da sah ich ihn im Sattel wanken und dann vom Pferde stürzen, wobei ich mich des Ausrufes nicht enthalten konnte: „Mein Gott, da fällt der Feldmarschall!“ Ich würde zu ihm gelaufen sein, wenn nicht in diesem Augenblick der kleine Rest des Regiments Prinz von Preußen unter einem furchtbaren Kugelregen aus dem Dorfe herausstürzend sich so gesetzt hätte, daß ich den gefallenen Marschall nicht mehr sehen konnte. Zu eben dieser Zeit, etwa eine Viertelstunde nach des Feldmarschalls Tode, kam Ihre Königliche Hoheit der Markgraf Karl, von einer Abteilung Garde du Corps begleitet, und brachte die königliche Order, daß das von Geistsche Regiment und die übrig Gebliebenen von den Bataillonen, die so lange im Feuer gestanden hatten, sich zusammenziehen und abmarschieren sollten, zugleich fügte der Markgraf hinzu, daß der König mit dem linken Flügel zum Sukkurs käme. „Das ist brav,“ sagten die Gemeinen, „es fehlt uns nicht an Mut, sondern an Leuten, die Nachtgespenster wieder bei Tage anzugreifen. Wenn sie brav sind, mögen sie aus ihren Bergen und aus dem Dorfe aufs Freie kommen!“ Die Haubitzgranaten flogen häufig auf die langsam abmarschierenden Züge, und ich eilte, wieder zum Markgrafen an die Spitze zu kommen, um, wie ich hoffte, unter den ersten zu sein, die aus dem Strich des feindlichen Feuers kämen. Aber es wurde einige Augenblicke nachher wider meinen Wunsch und Vermuten meine Bestimmung, erst mit der letzten Arrieregarde vom Schlachtfelde abzugehen.

Als nämlich das heldenmütige Regiment des Herzogs Ferdinand von Braunschweig neben unsrer abgehenden Kolonne anmarschiert kam, wurde mich der Herr Oberstleutnant von Lichnowski gewahr, rief mich an und sagte, ich möchte bei dem Ferdinandschen Regimente bleiben. Ich sah nun einen neuen Schauplatz großer Taten, die Gott durch König Friedrich und den Oberst von Saldern tat. Dieser kommandierte das Ferdinandsche Regiment, mit dem er den wichtigen Auftrag hatte, den Rückzug des geschlagenen rechten Flügels so zu decken, daß er möglichst die zerstreuten Leute und die zurückgebliebene Artillerie an sich zöge und der großen feindlichen Armee das Verfolgen hindre. Dieses vollführte er meisterhaft, ohne einen Musketenschuß tun zu lassen. Unterdessen war auch der König zur Unterstützung des meisterhaft ausgeführten Rückzuges mit Bataillonen, die er aus der Mitte und vom linken Flügel gezogen hatte, herangerückt. Er betrachtete durch ein Fernrohr die feindliche Stellung, von der aus ein mörderisches Artilleriefeuer gegen die preußischen Bataillone unterhalten wurde. Hätte der Feind sich eine Blöße gegeben, so würde der König ihn gewiß angegriffen haben. So aber blieben die Österreicher, halb aus dem Dorfe und den Bergen herausgetreten, untätig stehen und ließen nur ihre Artillerie arbeiten, die preußische Artillerie antwortete mit Bogenschüssen. Das Pferd des Königs, der zwanzig Schritte hinter dem Ferdinandschen Regiment mit seinem Korps hielt, wurde am Fuße verwundet, worauf er mit Kaltblütigkeit ein andres bestieg, ohne den Platz merklich zu verändern, bis er es für gut fand, sein Korps in die Ebene vor Bautzen zu führen. Gegen 11 Uhr war hier der König schon angelangt und hatte dicht vor dem Abhange eines Hügels mit dem Rest der Armee Aufstellung genommen, dem Feinde ein Treffen anbietend, wenn er sich heranwagen würde. Hier verließ ich das Ferdinandsche Regiment mit Dank zu dem

Gott des Lebens, der mich so mächtig aus den ungesuchten Lebensgefahren gerettet hatte.

Da ich großes Verlangen hatte, zu erfahren, wer von meinen Freunden oder Bekannten lebend aus dieser Mordnacht gekommen wäre, so ging ich zu den andern größtenteils sehr zusammengeschmolzenen Bataillonen. Mutig war alles noch, aber gleichwohl sehr betrübt im Hinblick auf das Schlachtfeld und die großen Verluste, welche die fast aller Bagage, alles Proviantes und so vieler Artillerie beraubte Armee erlitten hatte. Von den Unsrigen hatten nur wenige Gemeine ihre Tornister und fast kein Offizier des rechten Flügels seine Bagage gerettet. Eines jeden Reichtum bestand in dem Rock, den er auf dem Leibe hatte. Ich fragte einen Bekannten, ob er von dem braven, so hart mitgenommenen Markgraf Karlschen Regiment nichts gesehen hätte? Denn die vielen guten Freunde, die ich bei diesem Regiment hatte, lagen mir sehr am Herzen, auch hoffte ich, Nachricht von ihnen über meine Bagage zu bekommen. Er wies mich zu den Karlschen Grenadieren, wo ich die Freude hatte, den Hauptmann v. Hombold lebend und gesund anzutreffen. Wie hoch wurde aber mein Herz erfreut, als ich unter diesem Trupp von Offizieren ganz unvermutet unsern Heldenkönig erblickte, so leutselig mit den ihre Regimenter suchenden Offizieren und Gemeinen sprechend, daß ich erstaunte. Hier traf ich auch den Markgrafen Karl und den General Zieten unverwundet und gesund. Es kam eben eines von den zusammengeschmolzenen Grenadierbataillonen vorbei, das kaum 80 oder 100 Mann stark sein mochte. Man konnte die Wehmut des Königs bei diesem Anblick in seinen Augen lesen. Aber auf einmal erheiterte sich sein Gesicht. Er fragte die vor dem Bataillon hergehenden Kanoniere mit lauter, aber nicht ungnädiger Stimme: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit durch Deserteurs geholt." „So wollen wir," erwiderte der König, „sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiere?" „Ja," sagten diese im Vorbeigehen, „das ist recht, sie sollen uns auch Zinsen dazu geben." Der König lächelte und sagte: „Ich werde auch dabei sein."

Mittags 1 Uhr wurde nun das Lager, da der Feind keinen Kampf bei Tage wagte, so gut als möglich, größtenteils ohne Zelte aufgeschlagen. Die Kompagnien machten sich Kochlöcher in die Erde, und die von den Bürgern und Landleuten um Bautzen gelieferten Küchengeräte, Betten und Leinwand wurden verteilt. Die Wagen, die Blessierte nach Bautzen gefahren hatten, führten den Regimentern Brot zu. Es wurde sogleich geschlachtet, den ermüdeten Helden Fleisch ausgeteilt, und am Nachmittag des 14. Oktober um 3 Uhr war alles wieder in preußischer Ordnung. Es fehlte aber so stark an Munition, Kanonen und Proviant, daß überlegende Offiziere und Gemeine oft einander ins Ohr sagten: „Mich soll wundern, wie Gott und der König uns aus dieser Mausefalle retten werden. Denn vorwärts nach Schlesien ist es nicht möglich, und rückwärts nach Dresden zurück werden sie uns die Hohlwege gewiß so besetzen, daß Prinz Heinrich von seinem bei Dresden stehenden Korps uns keinen Sukkurs schicken kann." Beides geschah aber gleichwohl auf das glücklichste.

Am 20. Oktober genossen wir eine Freude, an der auch die schon halb mit dem Tode ringenden Kranken Anteil nahmen. Es erscholl nämlich die Nachricht, daß es dem Prinzen Heinrich gelungen sei, uns von Dresden acht Bataillone Infanterie, Artillerie, Munition, 200 Wagen Proviant, Feldgeräte

und Lazarettbedürfnisse glücklich zuzuführen. So unbegreiflich dies schien, weil nach Aussage von Deserteuren ein feindliches Korps unter General Nauendorf in die Gegend zwischen Bautzen und Dresden geeilt war, um uns die Verbindung mit dem Prinzen Heinrich abzuschneiden, so gewiß war es gleichwohl. Man hatte dies dem Mute, der Geschwindigkeit, schnellen Entschlossenheit und besonders der genauen Landkartenkenntnis des Prinzen Heinrich zu danken. Denn Seiner Königlichen Hoheit Adjutant haben mir mehrmals gesagt, daß der Prinz oft den Boden des ganzen Zimmers mit Landkarten und topographischen Zeichnungen belegt habe, und, auf den Knieen liegend, mit dem Lichte in der Hand umhergekrochen sei, um sich eine richtige Idee von den Gegenden zu machen, wo der Schauplatz des Krieges war. Und so hatte er aus seiner eigenen Kenntnis der Wege und aus einer topographischen Karte dem Transporte genau die Wege über Radeberg, Marienstern und Ubingen bestimmt, auf denen sie der Wachsamkeit des Feindes entgehen und zum Könige kommen konnten. Alles dieses war unter der schwachen Bedeckung von 8 Bataillonen und 12 Kanonen glücklich ausgeführt. Dadurch wurde unser König in den Stand gesetzt, seinen großen Plan auf neuen Wegen auszuführen und nach Schlesien zum Entsatz von Neiße durch den Feind durchzudringen. Schon am 22. Oktober wurden die Voranstalten hierzu mit solcher Verschwiegenheit gemacht, daß niemand von dem baldigen Beginn oder gar von der Richtung des Marsches etwas verraten konnte. Man war auch bei der Armee nicht gewohnt, sich mit neugierigen Blicken in die Zukunft zu beschäftigen. Dafür ließ man Gott und den braven König sorgen. Aber jeder war immer bereit, das ihm Aufgetragene mutig und treu zu erfüllen.

9. Lied über die Schlacht bei Kunersdorf. 1759, 12. August.

v. Ditfurth, Einhundert historische Volkslieder des preußischen Heeres von 1675 bis 1866. Berlin 1869. S. 50.

1. Malheur, Malheur! Wir seind geschlagen!
Man waget es sich kaum zu sagen —
Nicht weit von Kunersdorf davon.
Friederikus ließe schon verkünden
Die Siegespost nach allen Winden,
Da witscht daher noch der Laudon.

2. Ja der Laudon! — Die Russen haben
Wir schön gebracht ins Laufen, Traben;
Wir legten ganze Haufen tot.
Da tät der Laudon unversehen
Auf einmal uns entgegenstehen;
Da kriegten wir die Schockschwernot.

3. Gotts Blitz und Hagel, Sturm und Donner,
Da ware unser Glück verronnen!
Friederikus selbsten ward es schwül,
Dieweilen wir, so sehr ermüdet,
Dem Feind, der mit Kartätschen wütet,
Nicht halten konnten Gegenspiel.

4. Sehr übel seind wir zugerichtet,
Und unser Häuflein so gelichtet,
Daß man den Feind nicht mehr besteht.
Wer hätte dieses wohl erraten,
Daß wir nach solchen Siegestaten
Ganz plötzlich würden noch labet?

5. Friederikus, sei man doch nicht bange!
Es währet solch Malheur nicht lange;
Den Laudon kriegen wir schon noch.
Semd wir gestellt nun wieder besser,
So schneiden wn mit unserm Messer
Ihm in die Rechnung gleich ein Loch.

10. Friedrichs des Großen Stimmung während des Siebenjährigen Krieges.

Auszug aus Briefen Friedrichs an den Marquis d'Argens und Frau von Camas. G. Freytag, Bilder ꝛc. IV. S. 254 ff.

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen täglichen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu tun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Kollin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: ich werde es retten oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben.

(1758. Dez.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin- und hergezogen als ich, ich habe alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe, ich sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den Eindrücken der Ruinen aus meinen besten Provinzen und der Schrecken, den eine Horde mehr von unvernünftigen Tieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln.

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird. Ich werde alles tun, was von mir abhängen wird, mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind soll es teuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überstanden, ich speise allein, bringe mein Leben mit Lesen und Schreiben hin und soupiere nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich seinen Verdruß zu verbergen, und es ist besser,

sich allein zu betrüben, als seine Verstimmung in die Gesellschaft zu bringen. Nichts tröstet euch als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert, so lange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen. Aber ach, wenn sie geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig wie vorher.

(1759. 16. Aug.) Ich will mich den Feinden in den Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Mut nimmt. Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten.

(1760. Okt.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage; glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich andere nicht betrüben und beunruhigen will. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung wird mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, das mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinem Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich sein wird, sie zu ertragen. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebsten Verwandten, ich bin unglücklich nach aller Möglichkeit, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich, mich unter ihre Füße zu treten.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, so werde ich mich aus dem Handel ziehen, so gut ich kann. Aber ich werde im nächsten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müssen, wenn es Ihren sehr apostolischen, sehr christlichen und sehr moskowitischen Majestäten gefällt zu rufen: „Springe, Marquis!“ — Ach, wie sind die Menschen doch hartherzig! Man sagt mir, du hast Freunde. Ja, schöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem sagen: „Wirklich, ich wünsche dir alles Glück!“ — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick.“ — „Nein, du wirst nicht ertrinken.“ — „Doch, ich muß im nächsten Augenblick untergehen.“ — „O, wir hoffen das Gegenteil. Aber wenn dir das begegnete, so sei überzeugt, wir werden dir eine schöne Grabschrift machen.“ — So ist die Welt, das sind die schönen Komplimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommnet.

(1762. Jan.) Ich bin so unglücklich in diesem ganzen Kriege gewesen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereignisse erhalten habe. Ja, die Erfahrung ist eine schöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wiese umherspringt, jetzt bin ich vorsichtig geworden wie der alte Nestor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und mit einem Worte nur noch gut, vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezaust wird wie ich. Die Vögel, die man dem Mutwillen der Kinder überläßt, die Kreisel, die

durch Meerkatzen herumgepeitscht werden, sind nicht mehr umgetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wütende Feinde war.

11. Randbescheide Friedrichs des Großen.

Preuß a. a. O.

1740.

Der Minister v. Brandt, Präsident des Konsistoriums, und der Konsistorialvizepräsident von Reichenbach berichteten am 22. Juni an den König, daß die römisch-katholischen Schulen für Soldatenkinder Anlaß gäben, daß Protestanten zum Katholizismus verleitet würden, und fragten an, ob die katholischen Schulen fortbestehen sollten.

„Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der ander abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden."

1763.

Beschwerde der Stadt Frankfurt a. O. über Einquartierung.

„Das kan ja nicht anders Seindt; ich kan das Regiment nicht in der Taschen Stechen; alleine es werden die Cassernen wieder Erbauet werden."

Gesuch des Obrist-Leutnant v. J—t, in Schlesien placiert zu werden, weil er daselbst sich anzukaufen gedächte.

„Des wegen Mus er nicht in Schlesien Placirt werden, Sonst Ligt er auf die gühter un negligiret Seine fonction.

1765.

Die ꝛc. v. Hollwede bittet um eine Präbende für ihren Sohn.

„ich habe keine Prepende an Müsichgängers zu vergeben."

Klage des Geh. Rat von Brandt, daß mehrere der von ihm geschickten Ulmer Kolonisten unzufrieden zurückgekehrt wären.

„er hat leute geschickt die Peruquiers und Comedianten gewessen Seindt. Solche leute Kan man zum Acker bau nicht gebrauchen."

Gesuch der Gräfin Paradis, ihren im bairischen Militär stehenden Sohn ins preußische Militär aufzunehmen, damit er durch gute Disziplin vom Trunke abgehalten werde.

„ich Suche guhte Officiers aber was liderlich ist wirdt wekgejaget mit der gleichen leute ist mihr nicht gedient."

Gesuch des Leut. v. Winterfeldt um 12000 Tlr. gegen leidliche Zinsen zur Konservation seines Gutes.

„ich bin Kein Banquiér."

26. Juli 1765.

Beschwerde des G. M. Prinzen von Anhalt-Bernburg, daß seine Heirat von seinen Stiefbrüdern (aus einer successiven Begierde) noch immer für Mesalliance ausgegeben würde.

„Stinkend Fet und Schmirige buter — ne Finke. —"

Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um 150 Tlr. jährliche Pension, da er von 186 Tlr. Traktement nicht leben könne.

„Die apostelen Seindt nicht gewinn Süchtig geweßen, Sie haben umb Sonst geprediget, der Herr Pels hat Keine apostoliche Sehle und denket nicht das er alle gühter in der Welt vohr nichts ansehen muß."

1766.

Gesuch des Landrats v. W. zu Landsberg um Vergütung wegen erlittenen Brandschadens und verlorner Habseligkeiten beim Küstriner Bombardement.

„am jüngsten Tag Krigt ein jeder alles Wieder, was er in dießem Leben verlohren hat."

Der Oberauditeur G. zu Berlin zeigt bei Gelegenheit der Ernennung des Oberauditeurs Reinecke zum Generalauditeur an, daß er ältester Oberauditeur sei und bereits 30 Jahre diene.

„ich habe ein Haufen alte Maulesel im Stal die lange den Dienst machen aber nicht das Sie Stalmeisters werden."

1771.

Der Bereiter Volny bittet zur Belohnung des in England besorgten Pferdeankaufs um Ernennung zum Stallmeister.

„er hat braf bey Seinen Einkaufe gestohlen; er Sol zufrieden Seindt, das ich dahzu Stille Schweige; aber ihm davohr zum Stalmeister Machen, So Nerisch bin ich nicht."

1773.

Der Geh. Rat von La Motte bittet, das gegen seinen Schwager, den gewesenen Ordenskanzler von Münchow, ergangene Urteil nicht in den öffentlichen Blättern bekannt machen zu lassen.

„es mus in dergleichen Fällen gerade durch gegangen und derjenige, welcher infamien begeht, und wenn er von Königlichem Geblüt wäre, bestraft werden."

1775.

Der Kaufmann Krüger und Komp. bitten um Konzession und Unterstützung zur Anlegung einer Arrak- und Rumfabrik.

„ich wills den Teufel thun; ich wünsche, daß daß giftig, garstigs Zeug gar nicht da Wäre und getrunken würde."

Der Chemikus Lardy zu Marseille übersendet ein Mittel gegen das Podagra.

„ich danke vohr der Cuhr und lasse die Natur Valten.

1777.

Der Chirurgien-Major Poirier bittet, die französischen Chirurgiens pensionnaires seiner Aufsicht zu unterwerfen.

„ich Will keine Frantzosen Mehr; sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen."

12. Erlasse, Instruktionen und Briefe Friedrichs des Großen, die Wohlfahrt seiner Untertanen betreffend.

In „Ergänzungen zum Seminarlesebuch". Berlin 1893. S. 70 ff.

Aus einer Instruktion für den Oberpräsidenten von Domhardt vom 7. Juni 1772.

Es muß unter den katholischen und evangelischen Untertanen nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden, sondern selbige müssen bei der

Kriegs- und Domänen-Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichen unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden usw.

Aus einer Kabinetts-Order an den Präsidenten von Domhardt vom 14. Juni 1772.

Da ich bei meiner Durchreise durch Polnisch-Preußen observiert habe, daß auf dem Lande gar keine Schulanstalten vorhanden sind, so müsset Ihr darauf zum voraus bedacht sein, daß gleich nach der Besitznahme besonders in denen Starosteien und Dörfern evangelische und katholische Schulmeister angesetzt werden.

Aus einer Verfügung vom 6. Juni 1774 an die westpreußische Kriegs- und Domänenkammer.

Es will nötig sein, daß auf den Ämtern auch Schulen und zwar sowohl evangelische als katholische angelegt und an den Orten, wo bloß polnisch gesprochen wird, Schulmeister, die polnisch und deutsch verstehen, angesetzet werden. — — Da übrigens Se. kgl. Maj. diese Schulmeister auf Dero Kosten etablieren, so hoffen Sie auch, daß der Adel diesem Beispiel successive zu folgen sich bestreben wird, und muß die Kammer solchen bei aller Gelegenheit dazu zu animieren sich angelegen sein lassen.

Aus einer Kabinetts-Order vom 7. Juni 1775 an die westpreußische Kriegs- und Domänenkammer.

Es fehlet im Lande gar sehr an Kreis-Physicis, Badern, Chirurgen und Apothekern, daher denn die armen Leute, so einen oder andern gebrauchen, sehr weit danach laufen müssen. Se. kgl. Maj. wollen demnach, daß in jedem Kreis ein tüchtiger Kreis-Physikus bestellet, auch hin und wieder in den Städten geschickte Apotheker, Feldscher und Bader angesetzet werden, und wenn dergleichen in zwei oder drei kleinen Städten auch nur einer ist, wenn die Örter nicht zu weit auseinander liegen, so ist das vors erste schon genug, und muß solches, wenn es damit so weit gekommen, dem Lande ordentlich bekannt gemacht werden.

Aus einer Kabinetts-Order vom 7. Juni 1776 an den Oberpräsidenten von Domhardt, betreffend die Verwaltung von Westpreußen.

Ohnerachtet hier so viele Seen sind, so wird die Fischerei doch schlecht betrieben, und die hiesigen Leute scheinen darauf gar nicht zu achten, sondern negligieren solche ganz. Es muß also darauf Bedacht genommen werden, an den Orten, wo die hiesigen Leute die Fischerei nachlässig betreiben oder gar versäumen, daß man fremde Fischer ansetzet und selbigen russische Netze verschaffet, die sehr gut sind, damit, wenn fleißiger gefischt wird, die Fische im Lande wohlfeiler werden. Überhaupt ist es eine vorzügliche Angelegenheit, die Lebensmittel so wohlfeil als möglich zu machen; denn wo dieses ist, so ist auch der Arbeitslohn um so wohlfeiler, und desto mehr Debit und Absatz haben alle Waren, indem nach Verhältnis des wohlfeileren Arbeitslohnes auch die Preise aller Sachen geringer gestellt werden können. Die Fische, wenn sie häufig sind, kann man auch einpökeln und räuchern und auswärts verkaufen, so kommt davor noch Geld ins Land. Nur müssen zu Fischern solche

Leute angesetzet werden, welche die Fischerei recht verstehen und damit ordentlich umzugehen wissen.

Aus einer Kabinetts-Order vom 7. Juni 1776 an den Oberpräsidenten von Domhardt.

Die Leute müssen auch zur Pflanzung mehrerer Obstbäume aufgemuntert werden, denn das Obst ist eine sehr nützliche Sache, sowohl zur eigenen Nahrung, als auch um Geld damit zu verdienen, wenn solches frisch oder getrocknet auswärts nach Polen oder sonst wohin verkauft wird. In den Gegenden an der Netze ist noch sehr wenig Obst, und muß also dahin gesehen und die Leute dazu angewöhnt werden, mehrere Obstbäume zu pflanzen und zu ziehen.

Kabinetts-Order an den Generalmajor von Götzen vom 11. August 1776.

Mein lieber Obristleutnant v. Götzen! Da ich es aller meiner Order ungeachtet in Schlesien noch nicht dahin bringen kann, daß die Feuer- und Lösch-Anstalten in den dasigen Städten auf dem Fuß, wie zu Berlin solche sind, eingerichtet werden, und darüber eine Stadt nach der andern abbrennt, wie denn nun kürzlich Ratibor und Jauer das Unglück gehabt, gutenteils im Feuer drauf zu gehn, so sehe ich mich genötiget, deshalben andre Mesures (Maßregeln) zu ergreifen und mehr Ernst zu gebrauchen. Ich habe demnach das besondere Zutrauen zu Eurem Diensteifer, Euch hierdurch auftragen zu wollen, daß Ihr Euch auf etwa acht Tage nach Berlin begeben und Euch von den dortigen Feuer- und Löschanstalten recht gründlich und vollkommen unterrichten sollt. Ich habe auch in der Absicht an mein General-Direktorium die Order gestellet, daß solches sowohl seines Orts als auch von seiten des Polizei-Direktorii Euch von allen Feuer-Ordnungs- und dahin einschlagenden Sachen die genaueste Nachricht geben soll. Und da es hauptsächlich auf die schleunigen Anstalten beim Löschen ankommt, was ein jedes Gewerk dabei zu beobachten, daß die Leute geschwinde beisammen sind, daß das Wasser prompt und im Überfluß zugefahren wird, und daß alles, was nötig, auf das schleunigste herbeigeschafft und im ganzen eine vernünftige und geschwinde Disposition und Veranstaltung getroffen wird, so müßt Ihr Euch von allem und jedem, und wie es darin zu Berlin gehalten wird, auf das gründlichste au fait setzen und Euch die genaueste Kenntnis verschaffen. Hiernächst ist meine Intention, daß Ihr bei Gelegenheit, da Ihr auf Eure Güter ins Glatzesche geht, alle Städte in Schlesien bereisen und die Feuer- und Löschanstalten, wie Ihr solche in Berlin erlernet, daselbst introduzieren und darunter alles auf dem Fuß wie zu Berlin regulieren sollt, und müßt Ihr in den Städten, wo Garnison sich befindet, dem Kommandeur alles übertragen, und soll der allezeit die Direktion in der Sache haben. In den Städten hingegen, wo keine Garnison ist, müßt Ihr den vernünftigsten und schicklichsten aus dem Magistrat aussuchen und dem die Direktion, Aufsicht und Anordnung bei der Feuerordnung und Löschanstalt auftragen, sonst auch einen jeden auf das deutlichste und gründlichste unterrichten und vorschreiben, wie sie sich bei entstehendem Feuer zu verhalten, und wie das Löschen auf dem Fuß wie zu Berlin auf das geschwindeste und schleunigste zu bewerkstelligen. Ich zweifle gar nicht, Ihr werdet Euch von dieser Kommission meiner Intention gemäß und dergestalt acquittieren, daß davon der beste Effekt zu erwarten steht. Wie Ihr denn auf der Hinreise die Städte Hirschberg, Naumburg, Sagan und auch die kleinen Städte Volkenhain, Schmiedeberg, Landeshut, Freiburg, Goldberg,

Gottesberg usw. und auf der Retour die kleinen Städte im platten Lande, wo keine Garnisons sind, bereisen und dorten alles in gehörige Ordnung bringen könnet. Und erfolget zu dem Ende ein Vorspannpaß hierbei.

Brief an Voltaire vom 10. Januar 1776.

Ich gestehe zu, daß, Libyen ausgenommen, wenige Staaten sich rühmen können, es uns an Sand gleich zu tun; indessen machen wir doch in diesem Jahr 77000 Morgen zu Wiesen; diese werden 7000 Kühen Futter geben, der Dünger von ihnen wird unsern Sandboden fetter machen, und die Ernten werden noch ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß die Menschen nicht im stande sind, die Natur umzuändern, aber mich dünkt, durch vielen Fleiß und viele Arbeit bringt man es doch dazu, daß ein dürrer Boden besser und wenigstens mittelmäßig werde. Damit müssen wir uns denn begnügen.

Schreiben vom 10. August 1744 an den General Otto von Schwerin.

Ich befehle Euch aber hierdurch auf das nachdrücklichste und ernstlichste, daß, sobald das Regiment in Böhmen einrücken wird, Ihr bei dem ganzen Regiment bekannt machen und in meinem Namen auf das nachdrücklichste anbefehlen sollet, daß niemand, er sei Offizier, Unteroffizier, Gemeiner, auch Knechte und Weiber, sich unterstehen soll, sei es, unter was Prätext es immer wolle, bei der allerhärtesten Strafe, und zwar die Offiziere bei unausbleiblicher Kassation, die andern aber bei Todesstrafe, weder zu plündern, noch von den Leuten oder Einwohnern in Böhmen, es sei an Geld oder andern Sachen, etwas zu nehmen oder auch nur eines Pfennigs Wert abzufordern, noch weniger eigenmächtige Gewalttätigkeiten gegen solche auszuüben, sondern es soll und muß ein jeder in den Kantonnierungsquartieren sich mit dem notdürftigen Essen und Trinken, so wie es der Wirt nach seinen Umständen geben kann, begnügen und durchaus weiter nicht das allergeringste weder fordern noch erpressen, allermaßen ich solches Land nicht feindlich, sondern die Untertanen ebenso, als ob es in meinem eigenen Lande wäre, traktieret wissen will.

Kabinetts-Order vom 4. Juni 1786 an den Geheimrat von Taubenheim, als dieser dem Könige den Plan vorlegte, die Staatseinkünfte durch Gehaltsabzüge der Unterbeamten zu vermehren.

Ich danke dem Geh. Rat von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger applicable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da die Lebensmittel und alles schon so teuer ist und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen.

Indessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich tausend Taler mit dem Vorbehalte von dem Traktament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will ich ihn von seinem so großen als unverdienten Gehalte von viertausend Taler auf die Hälfte heruntersetzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomischen Gesinnungen loben und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Application bringen.

13. Friedrichs d. Gr. Urteil im Müller Arnoldschen Prozeß.

Nach einem Faksimile bei R. v. Stillfried und B. Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. München 1884. S. 233.

Von Seiner königlichen Majestät höchst selbst abgehaltenes Protokoll den 11. Dezember 1779. Über die drei Kammergerichtsräte Friedel, Graun und Ransleben.

Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauern sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das tun? ist von selbigen mit Nein geantwortet.

Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat, ist das gerecht? wurde auch mit Nein geantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, höchstens im Frühjahr vierzehn Tage und im späten Herbst auch vierzehn Tage. Dennoch wird prätendiert, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle hatte. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was tut die Küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht erhält, und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbiert solches.

Das ist höchst ungerecht und dieser Ausspruch Seiner königlichen Majestät landesväterlicher Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administriert wird und einem jeglichen Dero Untertanen ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Seine königliche Majestät werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommertziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbierten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen; denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist wie Seine Majestät, dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Danach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen richten, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit beiseite setzen, so sollen sie es mit Seiner königlichen Majestät zu tun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande. Vor dieser kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passionen auszuführen, kann sich kein Mensch hüten; die sind

ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.

14. Lage der Bauern im Osten und Friedrichs Bemühungen, ihr Los zu bessern.

a. Die traurige Lage der Bauern.

Aus der „Bauernordnung für das Herzogtum Vor- und Hinterpommern" vom Jahre 1764.

Obgleich die Bauern in Pommern keine leibeigenen Sklaven sind, die da verschenkt oder verkauft werden können, und sie deshalb auch, was sie durch ihren Fleiß und Arbeit außer der ihnen von der Herrschaft gegebenen Gewähr erworben, als ihr Eigentum besitzen und darüber frei verfügen können, so ist doch dagegen auch außer Streit, daß Äcker, Wiesen, Gärten und Häuser, welche sie besitzen, der Herrschaft des Gutes eigentümlich gehören, sie selbsten aber des Gutes eigenbehörige Untertanen sind, von den Höfen ꝛc. nur geringe jährliche Pacht entrichten, dagegen aber allerhand Dienste, wie solche zur Bestellung des Gutes nötig und an jedem Orte hergebracht sind, leisten müssen, auch sie und ihre Kinder nicht befugt sind, ohne Vorwissen und Einwilligung der Gutsherrschaft aus dem Gute sich wegzubegeben. Es sind also dergleichen zu dem Gute Eigenbehörige und derselben Kinder der Gutsherrschaft in allem, sowohl was die von ihnen erforderten Dienste betrifft, als auch, wenn sie aus erheblichen Ursachen wegen der Besetzung der Höfe oder sonsten zum Besten des Gutes erlaubte Veränderungen vornehmen will, Gehorsam und ohne zu widersprechen zu folgen schuldig.

Es ist auch keiner von ihnen befugt, sich ohne ausdrückliche Einwilligung der Herrschaft und ohne, daß er sich mit ihr wegen seiner Entlassung abgefunden, einen andern Wohnort zu suchen oder wohl gar außerhalb Landes zu begeben, bei Strafe, daß ihre Herrschaft berechtigt sein soll, selbige an drei Orten des Landes öffentlich aufrufen zu lassen, und wenn sie sich nicht längstens in einem halben Jahre von Zeit der letzten Aufrufung einstellen, ihre Namen öffentlich anschlagen zu lassen und sie dadurch unehrlich zu machen. Sollten dergleichen Boshafte ertappt werden, so sind sie dem Befinden nach mit der Karre, Zuchthaus und andern Leibesstrafen zu belegen.

Es sollen auch alle die, welche einem eigenbehörigen Untertan zu seiner Flucht behilflich geworden oder darum Wissenschaft gehabt und solches nicht angezeiget, nachdrücklich und dem Befinden nach am Leibe gestraft werden, auch allen Schaden und Kosten der Herrschaft erstatten.

Wenn ein Bauer Armut halber oder, daß er sonst dem Hofe nicht wohl vorsteht, gezwungen würde, seinen Hof zu verlassen, oder der Herr verursacht würde, ihn wegen einer rechtmäßigen Ursache, wenn nämlich der Bauer seinen Acker nicht gehörig bestellt, die Gebäude verfallen läßt, seinen Viehstand nicht gehörig unterhält, die Hofwehre veräußert, Schulden macht, die gutsherrlichen Gefälle nicht gehörig abführt und überhaupt sich als keinen rechtschaffenen Wirt zeigt, abzusetzen und den Hof einem andern einzutun, so soll er dadurch nicht freigelassen noch ihm deshalb erlaubt sein, sich anderswo niederzulassen oder in Dienst zu begeben, sondern er ist schuldig, seiner Obrigkeit vor andern

um üblichen Lohn und notdürftigen Unterhalt zu dienen, und bleibt nebst seinen Kindern nach wie vor zu dem Gut gehörig.

Da es der Beschaffenheit der gutspflichtigen Bauern in Pommern gänzlich entgegen ist, daß sowohl Manns- als Weibspersonen ohne Vorwissen und Bewilligung der Gutsherrschaft des Ortes, wohin sie gehören, sich zusammen verloben, so soll dergleichen eigenmächtiges Verloben und Heiraten der Bauersleute und ihrer Kinder und Dienstboten gänzlich bei ernster willkürlicher Strafe auf die mutwillige Übertretung dieser Ordnung verboten sein.

E. M. Arndt, Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. S. 214 ff.

Durch den Loskauf suchen sich meistens junge Leute, die zum Handwerk, zur Schiffahrt und überhaupt nur zur Freiheit Lust haben, oft auch die, so sich mit vermögenden und ehrbaren Frauen verheiraten wollen, von dem Boden und dem Herrn zu lösen, worauf und worunter sie geboren sind. Hier ist kein festes Gesetz, kein bestimmtes Maß, sondern die größte Willkür herrscht, die aus dem Maße leicht ein Unmaß macht. Wie weit stehen wir gegen andre Länder zurück, wo die Loskaufsumme ein für allemal auf das Mäßige von 16 bis 20 Talern bestimmt ist, gegen deren Erlegung jeder Leibeigene unweigerlich von seinem Joche gelöst werden muß. So darf in der Lausitz keinem Bauer die Freiheit verweigert werden, wenn er zehn Taler bezahlt. Die wohlfeilsten Lösungen der Leibeigenen sind bei den Kirchenuntertanen, wo sie wohl um 15 bis 25 Rtlr. gelöst werden. Auf den Domänen ist die gewöhnliche Loskaufsumme für den Mann 50, für das Weib 25 Rtlr. Auf einigen Gütern muß der Knecht 100, die Magd 80 Rtlr. für die Freiheit geben, auf andern gibt der Knecht 90, 80, 50, auch wohl 40 Rtlr., die Magd 60, 50 bis zu 25 hinab. Wenn also Bauern und andre Leibeigene Gelegenheit gehabt haben, sich etwas zu erwerben, so geht es durch die Kinder, die Lust zur Freiheit bekommen, doch am Ende in die Tasche des Herrn. So starb z. B. vor einigen Jahren in Rügen ein untertäniger Müller, der ungefähr 1000 Rtlr. Vermögen und 6 Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, hinterließ. Diese kauften sich von ihrem Leibherrn, die Söhne teils mit 80, teils mit 100, die Töchter mit 60 und 70 Rtlr. los. Für die armen Schelme aber, die gar kein Vermögen haben und doch gern frei sein wollen, ist diese für ihren Erwerb verhältnismäßig sehr große Summe äußerst drückend. Sie müssen Anleihen machen und haben oft 10 bis 15 Jahre zu tun, ehe sie ihre Schuld abtragen können. Oft verdienen sie diese durch eine neue Art Knechtschaft ab, indem sie sich zu dem Dienst dessen solange verbinden, der ihnen die Lösungssumme geliehen hat. Indessen pflegen doch manche Leibeigene, die ihren Herren treu gedient haben, oder die Kinder treuer Diener, oft auch die, so für ein andres Lebensgeschäft einen vorzüglichen Beruf zeigen, von gütigen Herren unentgeltlich oder fast unentgeltlich entlassen zu werden.

b. Friedrichs Bemühungen um die Hebung des Bauernstandes.

Stadelmann, Preußens Könige. Berlin 1880. II. 287.

Berlin, den 15. Juli 1749.

Dieweil bishero verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktieret haben, wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Untertanen durchaus

nicht gestatten wollen, so wollen wir, daß, wenn forthin einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort und ohne meinige Gnade auf sechs Jahre zur Festung gebracht werden soll, wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerierte. Friedrich.

Anweisung Friedrichs d. Gr. für das Generaldirektorium vom 20. Mai 1748.

Seine Majestät wissen, daß eins der Dinge, die dem Bauersmann hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste sind, die diese tun müssen, wobei meistenteils für den Gutsherrn wenig Nutzen, für den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. Es befehlen daher Se. königl. Majestät ernstlichst, daß das General-Direktorium sich ein ganz besondres Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz sondern auch in jedem ihrer Kreise eine ernsthafte Untersuchung anstellen soll, ob nicht sowohl Amts-, Städte- und adlige Untertanen von diesem dem Bauersmann so gar lästigen Umstande in gewissem Maße befreit und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß, anstatt daß der Bauer jetzt die ganze Woche dienen muß, er die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen dürfe. Es wird dieses zwar anfangs etwas Geschrei geben, allein da es für den gemeinen Mann nicht auszustehen ist, wenn er wöchentlich fünf oder gar sechs Tage dienen soll, die Arbeit an sich auch bei den elenden Umständen, worein er dadurch gesetzt wird, von ihm sehr schlecht verrichtet werden muß, so muß darunter einmal durchgegriffen werden! Und es werden alle vernünftigen Gutsbesitzer sich hoffentlich wohl dazu verstehen, in diese Veränderung der Diensttage ohne Schwierigkeit zu willigen, um so mehr, da sie in der Tat ersehen werden, daß, wenn der Bauer sich erst ein wenig erholt hat, er in den wenigen Tagen ebensoviel und vielleicht noch mehr und besser arbeiten wird, als er vorher in den vielen Tagen getan hat.

Kabinettsbefehl Friedrichs d. Gr. an das Generaldirektorium vom 20. Februar 1777.

Seine königliche Majestät haben wahrgenommen, daß bei Dero Ämtern noch Bauerngüter sich befinden, die den darauf wohnenden Leuten nicht eigentümlich zugehören, und daß die Beamten, wenn die Eltern gestorben, den Kindern die Höfe abnehmen und solche nach Gefallen an andre vergeben, wie dieses aus einem Berichte der pommerschen Kammer erhellet, wo der Beamte zu Kolbatz die Sophie Schünemann aus ihrem väterlichen Bauernhofe zu Isinger, den sie nach Aussage aller Zeugen recht ordentlich bewirtschaftet hat, wider alles Recht und Billigkeit eigenmächtig vertrieben und einen fremden Wirt darauf gesetzt hat. Wenn nun das Sr. königl. Majestät Willen ganz entgegen ist, vielmehr Dero Absicht dahin gehet, daß alle Bauernhöfe, so unter Dero Ämtern gehören, sowohl in Pommern als in der Kur- und Neumark und in den übrigen Provinzen den Besitzern eigentümlich verbleiben und von den Eltern auf die Kinder kommen sollen, weil solches den großen Nutzen zuwege bringt, daß die Untertanen dadurch aufgemuntert werden und besseren Fleiß anwenden, ihre Güter gut und ordentlich zu bewirtschaften, und mit mehrerem Eifer sich angelegen sein lassen, alles in gutem Stande zu unterhalten, sobald sie versichert sind, daß solche nach ihrem Tode ihren Kindern nicht genommen werden können: so befehlen Höchstdieselben dem Generaldirektorium hierdurch in Gnaden, das hierzu Erforderliche ohne Anstand zu

ordnen und zu verfügen, daß an allen Orten, wo es noch nicht geschehen, die unter die Ämter gehörenden Bauerngüter den Untertanen erblich und eigentümlich übergeben werden, dergestalt, daß solche von den Eltern auf die Kinder kommen und diese hiernächst in dem ruhigen Besitze ihres vom Vater ererbten Gutes gelassen werden.

15. Eine Besichtigungsreise Friedrichs des Großen. 1779.

Nach einem Bericht des Oberamtmanns Fromme an den Dichter Ludwig Gleim in Halberstadt. In A. Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit. 2 Bde. Halle 1891. 2. Bd. S. 706 ff.

Den 23. Juni 1779 geruhten Ihro Majestät der König, nach den im Rhinluch bei Neustadt a. d. Dosse neu angelegten Kolonien, die Ihro Majestät auf eigene Kosten aus einem öden Bruche haben urbar machen lassen, und wo jetzt 308 Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Ihro Majestät reisten des Morgens um 5 Uhr von Potsdam ab, gingen über Fahrlandt, Fehrbellin, Protzen, Barsekow, bis zu den Bergen bei Stöllen, wo Ihro Majestät, weil von diesen Bergen sämtliche Kolonien übersehen werden konnten, geruhten auszusteigen. Nachher ging die Reise weiter auf Rathenow, wo Ihro Majestät nachmittags drei Uhr anlangten, das Mittagsmahl einnahmen und übernachteten. Tags darauf, morgens 6 Uhr, setzten Ihro Majestät die Reise weiter fort ins Magdeburgische, besahen einige Brüche, welche zum Teil urbar gemacht sind, und kamen nachmittgs 4 Uhr über Ziesar und Brandenburg in Potsdam wieder an.

Bis Seelenhorst hatte der Amtsrat Sach zu Königshorst Ihro Majestät vorgeritten. Die Reihe traf nun mich. In Dechtow wurde umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, befand sich hier mit seiner Familie, ging an den Wagen heran:

Hauptmann v. Rathenow: Untertänigster Knecht Ihro Majestät. — König: Wer seid Ihr? — H.: Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karvesen. — K. (die Hände faltend): Mein Gott, lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dacht', Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? Ist Er gesund? — H.: O ja, Ihro Majestät! — K.: Aber mein Gott, wie dick ist Er geworden! — H.: Ja, Ihro Majestät, Essen und Trinken schmeckt noch immer, nur die Füße wollen nicht fort. — K.: Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheiratet? — H.: Ja, Ihro Majestät! — K.: Ist Seine Frau mit unter den Damen dort? — H.: Ja, Ihro Majestät! — K.: Laß Er sie doch herkommen! (nahm sogleich den Hut ab). Ich sind' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund. — Frau von Rathenow: Sehr viel Gnade für meinen Mann. — K.: Was Sind Sie für eine Geborene? — Fr. v. R.: Ein Fräulein von Kröcher. — K.: Haha! eine Tochter vom General von Kröcher. — Fr. v. R.: Ja, Ihro Majestät! — K.: O, den hab' ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow? — H.: Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter! — K.: Na! das freut mich. Leb' Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl!

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, der Förster Brand ritt als Forstbedienter mit. Als wir an einen Fleck von Sandschollen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Ihro Majestät: Förster, warum sind die Sandschollen nicht besäet? — Förster: Ihro Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Teil besäen sie die Leute mit allerlei Getreide. Hier rechter Hand haben sie Kienäpfel gesäet. — K.: Wer hat die gesäet? — F.: Hier der Oberamtmann! — K. (zu mir): Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis, daß die Sandschollen besäet werden sollen. — (Zum Förster:) Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen? — F.: O ja, Ihro Majestät! — K.: Na! wie werden sie gesäet? Von Morgen gegen Abend oder von Abend gegen

Morgen? — F.: Von Abend gegen Morgen. — K.: Das ist recht, aber warum? — F.: Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen. — K.: Das ist recht!

Da Ihro Majestät gleich an meinen Gräben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbei fuhren, so ritt ich an den Wagen und sagte: Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben, und die das Luch uns trocken erhalten. — König: So, so, das ist mir lieb! Wer seid Ihr? — Amtmann: Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin. — K.: Wie heißt Ihr? — A.: Fromme. — K.: Ha, ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromme. — A.: Ihro Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amte Lähme gewesen. — K.: Amtsrat! Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen? — A.: O ja, Ihro Majestät! — K.: Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr? — A.: Ja, Ihro Majestät! Auf diesem Vorwerk halte ich 40, auf allen Vorwerken 70 Kühe mehr. K.: Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend? — A.: Nein, Ihro Majestät! — K.: Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt? — A.: Ja! — K.: Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen! — A.: Ja, Ihro Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchensalz tut beinahe eben die Dienste. — K.: Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran lecken kann. — A.: Ja, es soll geschehen. — K.: Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen? — A.: O ja, Ihro Majestät, hier liegt die Kremmensee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihro Majestät an 1800 Morgen Wiesenland, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und würde die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde, auch könnte vieles aus Mecklenburg nach Berlin kommen. — K.: Das glaub' ich! Ihr werdet aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherren des Terrains, nicht wahr? — A.: Ihro Majestät halten zu Gnaden, das Terrain gehört zur königlichen Forst und stehen nur Birken darauf. — K.: O, wenn's weiter nichts ist wie Birkenholz, so kann's geschehen. Allein ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirt machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen. — A.: Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen. Denn erstlich können Ihro Majestät sicher darauf rechnen, daß 1800 Morgen von der See gewonnen werden, das wären 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Flußholz gelegt und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passieren, so wird das Kapital sich gut verzinsen. — K.: Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis. Der Mann versteht's, und ich will Euch raten, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien, sondern wenn's nur zwei oder drei Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Manne abmachen. — A.: Es soll geschehen, Ihro Majestät! — K.: Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin? — A.: Honig! — K.: Was ist er vorher gewesen? — A.: Kanonikus. — K: Kanonikus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Kanonikus? — A.: Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein. — K.: Warum ist aber der alte nicht geblieben? — A.: Ist gestorben. — K.: So hätte doch die Witwe das Amt behalten können! — A.: Ist in Armut geraten. — K.: Durch Frauenwirtschaft! — A.: Ihro Majestät, verzeihen, sie wirtschaftete gut, allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirt zurücke setzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und habe keine Remission (Erlaß an Pachtgeld) gehabt; ich kann auch nicht wieder vorwärtskommen. — K.: Mein Sohn, heut'

hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören. — A.: Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat! (Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück, ich glaubte, Seine Majestät würde die Antwort ungnädig nehmen.) — K.: Na! Amtmann, vorwärts! Bleibt beim Wagen, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da rechts? — A.: Langen. — K.: Wem gehört's? — A.: Ein Drittel Ihro Majestät unter dem Amte Alt-Ruppin, dem Herrn von Hagen, dann hat der Dom zu Berlin auch Untertanen darin. — K.: Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg! — A.: Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin! — K.: Es ist aber nicht wahr, der Dom zu Berlin hat keine Untertanen! — A.: Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karwesen drei Untertanen. — K.: Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg. — A.: Ihro Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind. — K.: Ja, dann habt Ihr recht! — Nun waren wir an Protzen heran. Ich wurde gewahr, daß der alte General von Zieten in Protzen vor dem Edelhof stand. Ich ritt an den Wagen heran und sagte: Ihro Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier. — K.: Wo? wo? Reitet vor und sagt's den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen. Nun stiegen Ihro Majestät hier aus und freuten sich außerordentlich über die Anwesenheit des Herrn Generals von Zieten, sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen, ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche.

Nun war angespannt. Ihro Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Beim Wegfahren glaubten Ihro Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen: Amtmann, kommt mit!

König: Wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden? — A.: Sehr gut, Ihro Majestät! — K.: Sehr gut? Und mir haben sie gesagt: sehr schlecht! — A.: Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren, aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt. (Nun sahen Ihro Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.) — K.: Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht; es steht ja Mandel an Mandel hier! — A.: Ja, Ihro Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege. — K.: Was ist das, Stiege? — A.: Das sind zwanzig Garben zusammengesetzt! — K.: O, es ist unstreitig eine gute Ernte. Wieviel habt Ihr ausgesäet? — A.: Drei Wispel zwölf Scheffel. — K.: Wieviel hat Euer Vorfahr ausgesäet? — A.: Vier Scheffel. — K.: Wie geht das zu, daß Ihr soviel mehr säet als Euer Vorfahr? — A.: Wie ich schon die Gnade gehabt, Ihro Majestät zu sagen, daß ich 70 Kühe mehr halte wie mein Vorfahr, mithin meinen Acker besser in stand setzen und Weizen säen kann. — K.: Aber warum bauet Ihr keinen Hanf? — A.: Er gerät hier nicht. In kaltem Klima gerät er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann. — K.: Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf säet? — A.: Weizen. — K.: Warum bauet Ihr denn aber kein Färbekraut, keinen Krapp? — A.: Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug. — K.: Das sagt Ihr nur so, Ihr hättet sollen die Probe machen. — A.: Das habe ich getan, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein. — K.: Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut bringen? — A.: Weizen. — K.: Na! so bleibt beim Weizen! Eure Untertanen müssen recht gut im stande sein? — A.: Ja, Ihro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuch beweisen, daß sie an 50 000 Taler Kapital machen. — K.: Das ist gut. — A.: Vor drei Jahren starb hier ein Bauer, der hatte 11 000 Taler in der Bank. — K.: Wieviel? — A.:

11000 Taler. — K.: So müßt Ihr sie auch immer erhalten! — A.: Ja! Es ist recht gut, Ihro Majestät, daß der Untertan Geld hat; aber er wird auch übermütig, wie die hiesigen Untertanen, welche mich schon siebenmal bei Ihro Majestät verklagt haben, um vom Hofedienst frei zu sein. — K.: Sie werden wohl auch Ursache dazu gehabt haben! — A.: Sie werden gnädigst verzeihen; es ist eine Untersuchung gewesen, und es ist befunden, daß ich die Untertanen nicht bedrückt, sondern sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! Dennoch bleibt die Sache, wie sie ist. Die Bauern werden nicht bestraft; Ihro Majestät geben den Bauern immer recht, und der arme Beamte muß unrecht haben! — K.: Ja! daß Ihr recht bekommt, mein Sohn, das glaub ich wohl. Ihr werdet Eurem Departementsrat brav viel Butter, Kapaunen und Puter schicken. — A.: Nein, Ihro Majestät, das kann ich nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen? — K.: Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter? — A.: Nach Berlin. — K.: Warum nicht nach Ruppin? — A.: Die meisten Bürger halten Kühe, so viel, als sie zu ihrem Aufwand brauchen. Der Soldat ißt alte Butter, der kann die frische nicht bezahlen! — K.: Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin? — A.: Vier Groschen für das Pfund. Der Ruppinsche Soldat aber kauft die alte Butter für zwei Groschen das Pfund. — K.: Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen? — A.: Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht delikat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben. — K.: Ja, da habt Ihr recht! die Berliner essen gern was Delikates.

Nun kamen Ihro Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mäheten, zwei Glieder bildeten, die Sensen strichen und Ihro Majestät so durchfahren ließen.

K.: Was wollen die Leute? — A.: Ihro Majestät! Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen. — K.: Macht Ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide? — A.: O ja! Dieses Jahr hab' ich spanische Gerste gesäet. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder davon ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen sind' ich gut! — K.: Was ist das für ein Roggen? — A.: Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unterm zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt! — K.: Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn! — A.: Das ist im Holsteinischen nicht viel. — K.: Na! so bleibt bei dem holsteinischen Staudenroggen und gebt den Untertanen auch welchen. — A.: Ja, Ihro Majestät! — K.: Aber macht mir einmal eine Idee, wie hat das Luch ausgesehen vor der Entwässerung? — A.: Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trocknen Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten's in große Mieten setzen. Im Winter nur, wenn's scharf gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ihro Majestät machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ihro Majestät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wann wir wollen. — K.: Das ist gut! Halten Eure Untertanen auch mehr Vieh wie sonst? — A.: Ja! — K.: Wieviel wohl mehr? — A.: Mancher eine Kuh, mancher zwei, je nachdem es sein Vermögen verstattet. — K.: Aber wieviel halten sie wohl sämtlich mehr? ohngefähr nur! — A.: Bis 120 Stück!

Als Ihro Majestät ausstiegen aus dem Wagen, ließen sie sich einen Tubum (Fernrohr) geben, besahen die ganze Gegend und sagten dann: Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, allen, die ihr daran gearbeitet habt. Ihr seid ehrliche Leute gewesen! Hört! der Fleck Bruch hier links soll Euch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf? — A.-R.: Elsen und Eichen, Ihro Majestät! — K.: Na, die Elsen können gerodet werden, und die Eichen können stehen bleiben, die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen.

Wenn's urbar ist, dann rechne ich so 300 Familien und 500 Stück Kühe; nicht wahr? Nun antwortete keiner; zuletzt fing ich an und sagte: Ja, Ihro Majestät, vielleicht! — K.: Hört mal! Ihr könnt mir sicher antworten: Es werden mehr oder weniger Familien. Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau nicht sagen kann. Ich bin nicht dagewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut wie Ihr, wieviel Familien angesetzt werden können. — Nun setzten Ihro Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter. Herr Amtsrat Klausius brachte sodann Ihro Majestät bis nach Rathenow, wo sie im Posthause logiert haben.

16. Eine Ministerrevue Friedrichs des Großen.

Theodor Balcke, Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Berlin und Leipzig 1876. II. Bd., S. 165—172.

Der König verkehrte mit seinen Ministern nur schriftlich; doch hielt er jährlich einmal eine „Ministerrevue", d. i. eine amtliche Zusammenkunft, mit ihnen ab. Eine solche schildert Minister von Derschau in folgender Weise:

Am 1. Juni 1770 ließ der König sämtliche Minister des Generaldirektoriums nach Potsdam berufen, um mit ihnen die jährliche gewöhnliche Untersuchung über den Zustand der Domänen und Finanzen in seinen Staaten mit landesväterlicher Sorgfalt zu übersehen. Als wir zu Potsdam anlangten, erfuhren wir, daß der König den folgenden Tag sich nach dem Neuen Palais begeben werde; dies geschah auch, und wir verfügten uns dahin. Seine Majestät empfingen uns mit sehr gnädiger Miene und sagten: „Meine Herren, ich habe Sie rufen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsre Haushaltung zu untersuchen." Nachdem wir ihn versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort und erzählte uns, daß er das Oderbruch, das in diesem Jahre stark durch Überschwemmungen gelitten, selbst gesehen, aber den angeblich großen Schaden lange nicht wirklich so gefunden habe, als man ihm diesen geschildert. Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich scheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen; sie pflege bald darauf und oft schnell vieles wieder gut zu machen, was sie verdorben habe. Bei Freienwalde wären nur ein paar kleine Durchbrüche, 95 Häuser etwas beschädigt, und der ganze Verlust der Eigentümer würde wohl nicht mehr als etliche verlorene Fuder Heu betragen und allenfalls die Saat verdorben sein. — „Daß Sie mir also für Remissionen und Vergütungen so große Summen in Vorschlag gebracht haben, finde ich nicht nötig. Inzwischen habe ich 60000 Taler angewiesen. Der Staatsminister von Hagen kann, wenn sich das Wasser verlaufen hat, selbst hingehen und alles näher untersuchen. — Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht verbergen, die ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruche nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Obristleutnant Petri wieder eine scharfe Order geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird, oder er mag sich hüten."

Hierauf nahm Seine Majestät das Verzeichnis der anzuweisenden Gelder und äußerte, daß Sie 1. die Gelder zur Retablierung des Oderbruchs schon angewiesen hätten; 2. wollten Dieselben auch gerne die 13000 Taler zu der neuen Plauenschen Schleuse bezahlen; 3. ferner die Kosten für die Kürassierpferdeställe zu Kyritz, die Baugelder für Belgard und für das

Hospital und Waisenhaus übernehmen, denn diese Ausgaben wären so nötig als nützlich; 4. die Kosten, die zum Rügenwalder und Kolbergischen Hafen erforderlich wären, überließen Sie dem Generaldirektorium.

Als dies geschehen war, sahen Seine Majestät die Generaletats von der Generaldomänen- und Generalkriegskasse mit scharfem Blicke durch und unterzeichneten solche sämtlich. Sodann öffneten Dieselben Dero Mappe, zogen ein Papier heraus und lasen uns die ansehnlichen Summen ab, die Sie für dieses Jahr bestimmt hätten, um Dero Staaten, so viel es möglich gewesen, zu unterstützen. Unter diesen Summen zeichneten sich besonders 300 000 Taler für den Adel der Provinz Pommern, 20 000 Taler für Hohenstein und 30 000 Taler auf Abschlag des gemachten Planes zur Retablierung der kurmärkischen Städte aus.

Bei dem ersten Posten sagte der König: „Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viele wichtige Männer ich bereits daraus gezogen und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hie und da zu sinken anfängt, und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders da es mir viel Freude macht, daß er jetzt anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden."

Wir äußerten dagegen, daß wir Seiner Majestät landesväterliche Absichten höchst verehrten, davon lebhaft durchdrungen wären und sie, so viel an uns wäre, wirksam machen wollten. Hierauf nahm der König die vorliegenden Papiere zusammen und begab sich in ein andres Zimmer, befahl uns aber zu warten. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder und führte uns durch die prächtigen Zimmer des Neuen Palais nach dem Tafelzimmer.

Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedene Dinge und sagte unter anderm, daß er es gern sähe, wenn seine Untertanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten machten und verwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mit zurückbrächten. Während seiner letzten Anwesenheit in Pommern habe er den Oberamtmann Sydow in Kolbatz gesehen, der nebst seinem Sohne in England gewesen wäre und daselbst die englische Wirtschaft erlernt hätte. Sie verständen es, den Bau der Turnipse, einer weißen Futterrübe, deren 9 bis 10 Stück oft einen Zentner wögen, und der Luzerne zu befördern, und es wären davon in Pommern sehr gute Proben gemacht worden. Er wünsche, daß dies auch in der Kur- und Neumark geschehe, und wir sollten uns deshalb mit diesen Leuten ja in Korrespondenz setzen und den nötigen Unterricht in diesem Bau einschicken lassen, auch vernünftige Wirtschaftsschreiber nach Kolbatz schicken, die nicht allein den Bau dieser Turnipse und der Luzerne, sondern auch des Hopfenbaues, den uns Seine Majestät sehr angelegentlich empfahlen, lernen und ihre gesammelten Begriffe wieder auf hiesige Ämter anwendbar machen könnten. Der Landmann in der Mark habe noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erst den Anfang machen; wenn die Untertanen dann sähen, daß es gut ginge, würden sie wohl folgen. „Sie glauben nicht, meine Herren," rief der König mit vieler Lebhaftigkeit aus, „was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden

es ebensogut als ich erfahren haben, wieviel Widerspruch man findet, wenn man auch die beste Absicht hat."

Wir versicherten Seine Majestät, daß wir leider solche Erfahrungen gemacht hätten, ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, mit aller Nachsicht und Geduld die Untertanen auf Wege zu ihrem Besten zu leiten, und sähen auch bereits hie und da manche guten Früchte; man müsse hoffen, daß die Zeit alles mehr und mehr verbessern werde.

„Das wünsche und will ich!" sagte darauf der König und fuhr sodann fort: „Ich habe bemerkt, daß noch viele sechsjährige Ländereien mit Korn besäet werden, das dem Landmann kaum die Kosten einbringt. Besser wäre es, wenn diese Ländereien mit nützlichen Futterkräutern zu künstlichen Wiesen gemacht würden; dies könnte ein wirkendes Mittel sein, die aller Viehweide so sehr vorzuziehende Stallfütterung einzuführen, wodurch der Acker mehr Dünger bekommt und der Ackerbau weit höher getrieben werden kann. Ich will nicht einmal des Vorteils gedenken, den diese Stallfütterung zum Nutzen des Melkviehs hervorbringt.

Wir erwiderten hierauf Seiner Majestät, daß schon vor einigen Jahren in sämtlichen Ämtern der Kurmark die sechsjährigen Ländereien abgeschafft und den Forsten zugelegt wären. Befänden sich aber dergleichen noch bei den Edelleuten und Bauern, so würden wir nicht unterlassen, sie in die beste Anwendung zu bringen.

„Ich finde auch," sagte der König, „daß in der Kurmark, deren Aufnahme mir sonderlich angelegen ist, noch viele starke Sandfelder und sandige Gegenden vorhanden sind. So habe ich z. B. auf meiner letzten Rückreise über Freienwalde nach Berlin die Gegenden um Löwenberg, Straußberg, Alt-Landsberg und Werneuchen so beschaffen gefunden und möchte gern, daß man allen Fleiß verwendete, diese Gegenden auf die eine oder andere Art nutzbar zu machen. Ich weiß, was der Eifer dabei tun kann, und was an manchen Orten schon bewirkt worden ist. Auch die Urbarmachung der großen Wische bei Stendal scheint mir eine Hauptverbesserung zu sein, auf die ich vorzüglich mit reflektiere, um davon zu den wüsten Stellen in Stendal etwas zulegen zu können, damit sich zum Anbau desto mehr Leute finden, und überdem kann von dem übrigen auf dieser urbar gemachten Wische noch eine Kolonie oder Holländerei von Ausländern angelegt werden. Diese nützliche Verbesserung muß die erste Arbeit der neuen Deputation sein. Die Bienenzucht und den Seidenbau muß man, so viel als immer möglich, in Aufnahme zu bringen suchen. Die Maulbeerbäume sind so vielfältig angewachsen, daß man davon eine Menge Seidenwürmer füttern kann, wenn in den Gegenden, wo der Bau mit Nutzen betrieben werden kann, die Beamten jährlich eine gewisse Anzahl Kokons gegen bare Bezahlung an das Seidenmagazin abliefern."

Auch erkundigte sich Seine Majestät nach den Urbarmachungen am Rhin und bei Sieversdorf und nach der Ansetzung der Kolonisten daselbst. Wir antworteten, daß vor kurzem die dazu ernannten Kommissare sich zu Friesack mit den dortigen Interessenten vereinbart hätten, weil aber die dortigen Gegenden überschwemmt wären, so könne man das Etablissement von wenigstens hundert Familien vor der Hand nicht ausführen, noch einen deutlichen Plan davon anfertigen und müsse den Ablauf des Wassers abwarten. Der König war damit zufrieden und sagte bloß: „Das Wasser! Das Wasser!"

Alsdann eröffnete uns Seine Majestät Dero Willensmeinung wegen der Gärtner, die hin und wieder angesetzt werden sollen, und wollten, daß solches vorzüglich um und bei Berlin, z. B. hinter dem Garten der Akademie, im Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebautes Sandland wäre, geschehen solle. „Diese Leute sollen aber," sagte der König, „nicht kleine Gärten haben, sondern man soll ihnen soviel Land anweisen, daß jeder einen großen Garten besonders zur Pflegung und Zucht von Obstbäumen bekommt, damit sie Obst zum Trocknen erhalten und Gartenfrüchte ziehen können. Die Bäume sollen ihnen gegeben werden, und sie müssen schon tragbar sein. Das Gartenland würden sie wohl mit Straßenkot von Berlin und besonders mit dem Schlamm und der Erde aus dem zu räumenden Faulen Graben düngen und brauchbar machen können."

Wir zeigten dem Könige an, daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben dem Invalidenhause, gegen den Wedding auf dem daselbst befindlichen, teils schon kultivierten, teils noch unangebauten Sandlande anzusetzen. Seine Majestät mißbilligten dies nicht und erwiderten: „Das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und sandigen Plätze um Berlin herum bebauet werden und die Leute Land genug bekommen. Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann, sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passieren mußte. Daß man das trockene Obst noch immer aus Sachsen kauft und, wie man mir sagt, zum Bedürfnis kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und bei den Ämtern allgemeiner zu machen, denn das Geld muß man, soviel als möglich, zu behalten suchen."

Weiter erkundigte sich der König nach dem Etablissement bei Mühlenbeck, den Revuekosten von diesem Jahre und befahl Leute auszumitteln, die Mergel aufsuchten, den man, wie Sie glaubten, bei Rüdersdorf finden müsse. Schließlich erwähnte Seine Majestät Verschiedenes vom schlesischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkohlentransports und dem Gebrauch dieser Kohlen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien; auch sollte man die Kobaltbergwerke vorzüglich zu betreiben suchen und im Winter sowohl von dem, was geschehen, als was noch geschehen solle, Bericht erstatten.

„Sie sehen, meine Herren," sagte der Monarch, „ich habe mich ein wenig vorbereitet, um Ihnen das Nützliche und Nötige für meine Hauptprovinzen anzuzeigen. Ich hoffe von Ihrer Sorgfalt baldige Erfüllung meiner Erwartungen und daß Sie mir im künftigen Jahre manche angenehme Anzeige machen werden. An meiner Unterstützung soll es nie fehlen, aber Sie müssen mir auch die Quellen nicht versiegen lassen, woraus es geschehen kann."

Wir versicherten Seiner Majestät, daß alles Mögliche von uns angewandt werden solle, um diese landesväterlichen Absichten in die tätige Wirksamkeit zu bringen.

Hierauf gingen Seine Majestät nebst uns zur Tafel. Während des Speisens waren Dieselben besonders gnädig und munter, scherzten zum öftern und entließen uns darauf, die wir entzückt über die gnädige Aufnahme waren.

17. Aus dem Testamente Friedrichs des Großen.

Preuß a. a. O. IV. Bd. S. 277 ff.

Unser Leben ist ein flüchtiger Übergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, den ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen, ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat.

Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

1. Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohltätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamiert werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen ... Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten, dem besten Orte und lasse mich hernach zur Winterzeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

2. Ich überlasse meinem lieben Neffen Friedrich Wilhelm als erstem Thronfolger das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenale, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelsteine der Krone (die in den Händen des Königs und der Königin, seiner Gemahlin, sind), die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinett, Bildergalerie, Gärten ꝛc. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz in dem Zustande, in dem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Verteidigung oder zur Unterstützung des Volkes angewandt werden darf.

4. Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10000 Taler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildbret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesgemäße Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr als der Witwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebühret.

5. Nun zur Allodialverlassenschaft! Ich bin nie weder geizig, noch reich

gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponieren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet, die keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besondern Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220000 Taler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

32. Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ohngefähr, das bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt; und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr wert als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Notfalle ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vorteile des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden der Wohlfahrt dieses Reiches gelten. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein; o, möchte Preußen doch in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!

Geschehen zu Berlin, den 8. Januar 1769.

Friedrich.

18. Der „Alte Fritz".

Aus dem Nachlasse Fr. Aug. Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf bei Berlin. 1852. I. Bd. S. 13 ff.

Das erstemal sah ich Friedrich den Großen im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783), wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte und in Dolgelin Pferde wechselte. Der König kehrte am liebsten auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich weil es dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Tlr. und für das Nachtquartier 100 Tlr. ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Zwar mochte sich dessen Bedienung wohl traktieren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. Nun kam der Feldjäger auf einem Bauernpferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte, der König werde in 5 Minuten hier sein, befahl die Vorspannpferde und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, und da unterdessen sein Sattel auf ein andres Bauernpferd gelegt war, stieg er auf, und im Galopp ging's weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von 17—18 Jahren, ganz erschöpft an und dicht hinter ihm der König. Er saß allein in seiner altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten vis-à-vis (ein schmaler Wagen, in dem im Hintersitz nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er nach vorn gesetzt und die Schnüre los gemacht, so daß diese Krempe vorn herunterhing und

ihn vor der Sonne schützte. Die Hutschnüre waren losgerissen und tanzten auf der heruntergelassenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder im Hute war zerrissen und schmutzig; die einfache, blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak — dazu hatte er schwarze Samthosen an.

Das zweitemal sah ich den König in Berlin während des Karnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, die Hofdame bei der Prinzessin Heinrich war, also in das Prinz Heinrichsche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Als wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorbeigerannt und sprang in Bogensätzen die Treppe herab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: Das war der Prinz Heinrich! Wir traten nun ins Fenster des ersten Stockwerks und schauten aus, was den Prinzen zu solchen Bogensätzen bewegen könne? Und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich der Zweite fuhr in Potsdam niemals, außer wenn er verreiste, sondern ritt beständig. Er schien jenes für eine Schmach und eines Soldaten unwürdig zu halten, denn wie er den letzten Herbst seines Lebens (eben 1785) so krank in dem luftigen Sanssouci war (wo keine Öfen, sondern nur Kamine sind), daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hinein zu fahren, sondern hoffte von einem Tag zum andern auf so viel Besserung, daß er hineinreiten könnte. Da diese aber nicht erfolgte und es immer kälter wurde, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel, damit niemand es merken sollte, hineintragen zu lassen. — Auch während der Revue in Berlin oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Karnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er und zwar immer in königlichem Pomp.

Voran gingen acht Läufer mit Stäben, Federmützen und Läuferschürzen in zwei Gliedern. Da diese aber sonst gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invaliden aus der Garde. Daraus folgte, daß der König auch immer in langsamem Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine andern, als vom Schlosse in die Oper wöchentlich zweimal und während des ganzen Aufenthaltes ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie, seiner Schwester. Dann ruhten die Läufer wieder ein Jahr lang. Hinter ihnen kam dann der achtspännige königliche Wagen mit acht Fenstern rund herum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen. Kutscher und Vorreiter in der damaligen königlichen Livree, blau, Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Nähte mit einem roten Tuchstreifen besetzt, diese aber wieder mit zwei schmalen goldenen Tressen eingefaßt, was sehr gut aussah. In den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, rot mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten — hinten der Bedientensitz leer, — und hinter diesem, unten, wo man zu dem Bediententritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. — So bewegte sich der Zug langsam heran und fuhr in das Portal ein. Wir sahen von der Treppe hinunter. Der Prinz Heinrich stand an der Wagentür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm ihn bei der Hand, stieg die Treppe herauf, und so gingen sie nahe bei uns vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen.

Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue (21. Mai) zurückkommen. Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel dem alten Condé, der nachher noch 20 Jahre lang das Gnadenbrot auf der Tierarzneischule bekam, denn er hat seit dem Bayrischen Erbfolgekriege beinahe kein andres Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser war, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Gene-

rale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rundteil (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße war gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben diesem, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Hallischen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundert mal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palaste der Prinzessin Amalie in der Wilhelmstraße angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete den König da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein 73jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jeder wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.

19. Friedrich der Große und die deutsche Literatur.

Aus »De la litérature allemande«. Von Friedrich d. Gr. Berlin 1780. Übersetzung bei M. Schilling a. a. O. Übersetzungen S. 34.

Werfen wir einen Blick auf unser Vaterland! Ich höre ein Kauderwelsch sprechen, bar aller Anmut, das jeder nach seiner Laune behandelt, ohne auf eine sorgfältige Wahl des Ausdrucks bedacht zu sein; die passenden und bezeichnendsten Ausdrücke vernachlässigt man und erstickt den Sinn in einem Meer von Schwulst. Ich habe mich vergeblich bemüht, einen Homer, Vergil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thucydides, Titus, Livius zu entdecken. Seien wir aufrichtig und bekennen wir ehrlich, daß unter unserem Himmel bis jetzt die schöne Literatur noch nicht gediehen ist. Deutschland hat Philosophen gehabt, die den Vergleich mit den Alten recht wohl aushalten, ja die sie in mehr als einer Beziehung übertroffen haben; ich werde im folgenden

darüber weiter nicht sprechen. Was aber die schöne Literatur betrifft, so wollen wir doch unsere Armut eingestehen.

Um sich von dem geringen Geschmack, der auch noch gegenwärtig in Deutschland herrscht, zu überzeugen, brauchen Sie nur in die öffentlichen Schauspiele zu gehen. Sie werden dort die abscheulichen, in unsere Sprache übersetzten Stücke von Shakespeare aufführen sehen und alle Zuschauer vor Entzücken über diese lächerlichen, den Wilden Kanadiens angemessenen Possen außer sich finden. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle dramatischen Regeln verstoßen. Diese Regeln sind weit entfernt von Willkür; Sie finden sie in der Poetik des Aristoteles, wo die Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung als die alleinigen Mittel, eine Tragödie fesselnd zu gestalten, vorgeschrieben sind . . . Man kann Shakespeare diese wunderlichen Verirrungen verzeihen; denn die Kunst stand damals noch in ihren Anfängen. Aber da sehen Sie ferner einen Götz von Berlichingen auf der Bühne erscheinen, diese abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt die Wiederholung solch widerlicher Plattheiten . . .

Da sehen Sie denn, mein Herr, die verschiedenen Hindernisse, infolge deren wir nicht so gute Fortschritte gemacht haben, wie unsere Nachbarn; doch werden die letzten nicht selten die ersten. Das kann bei uns rascher geschehen, als man glaubt, wenn die Fürsten Geschmack an der Literatur gewinnen, wenn sie die, welche sich damit beschäftigen, dadurch aufmuntern, daß sie die hervorragendsten auszeichnen und belohnen. Wenn wir Mediceer haben, werden wir auch Genies erblühen sehen. Wo ein Augustus ist, gibt es auch einen Vergil. Wir werden unsere Klassiker haben; jeder wird sie lesen, um sich zu bereichern; unsere Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Entzücken sprechen, und es wird geschehen, daß unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie an; sie werden erscheinen. Ich sehe sie nicht mehr; mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe das Land der Verheißung von ferne; aber ich werde es nicht betreten.

20. Stimmen über Friedrich den Großen und seinen Staat.

a. Todesanzeige des Ministers von Herzberg in den Zeitungen.

Friedrich d. Gr., Denkwürdigkeiten seines Lebens. Grenzbotensammlung. I. S. 476.

Donnerstag, den 17. August 1786, morgens um 2 Uhr 20 Minuten endigte sich zu Sanssouci das große und tatenreiche Leben Friedrichs des Zweiten, des Großen, Königs von Preußen. Er starb mit der Standhaftigkeit und Gelassenheit eines Weisen, alt 74 Jahre 6 Monate 3 Wochen und 3 Tage, nachdem Seine unvergeßliche Regierung 46 Jahre und $2\frac{1}{2}$ Monate gedauert hatte.

Wenn die allergerechteste Bewunderung reden will, so macht der allergerechteste Schmerz verstummen. Sein Volk betete Ihn an, Europa suchte Ihn nachzuahmen, die Welt bewunderte Ihn, und die Nachwelt wird erstaunt die Geschichte Seiner Taten kaum glaublich finden. Wenige Könige waren so groß wie Er, noch wenigere so gut wie Er! Wer Gefühl für Geistesgröße

und für Tätigkeit zur Beförderung von Menschenglück hat, wird seinen Namen nie anders als segnend aussprechen.

b. Kaiser Joseph II. an den Staatskanzler Fürsten Kaunitz.

Ranke, Die deutschen Mächte. I. 292.

Mein lieber Fürst! Als Soldat beklage ich den Verlust eines großen Mannes, welcher in der Kriegskunst auf immer Epoche machen wird; als Bürger bedaure ich, daß dieser Tod dreißig Jahre zu spät eingetreten ist. Im Jahre 1756 würde er vorteilhafter gewesen sein als im Jahre 1786.

c. Mirabeau über den Preußischen Staat.

De la Monarchie prussienne, London 1788; Übersetzung Jena 1790—91. Bd. 5. S. 357.

Die Preußische Monarchie verdient an sich die Teilnahme jedes denkenden Menschen; sie ist ein schönes und großes Kunstwerk, an welchem geniale Künstler Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben; sie hat treffliche Einrichtungen, der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit ist ihr innewohnend, Denkfreiheit und religiöse Duldung sind herrschend, bürgerliche Freiheit ist hier beinahe so weit gewährt, als es in einem der unumschränkten Herrschaft eines Einzigen unterworfenen Lande möglich ist, in welchem die Überreste der Barbarei noch einen großen Teil des Bauernstandes zur Knechtschaft (Leibeigenschaft und Hörigkeit) verurteilen; sie besitzt ein Militärsystem, welches nur weniger Veränderungen bedarf, um ein vollkommenes zu sein; sie hat endlich dem gesamten Europa das Beispiel einer Gesetzgebung aufgestellt, dem noch keine andere sich nähert. Mit dem Untergange Preußens würden alle diese Wohltaten schwinden und in Vergessenheit geraten, die Regierungskunst vielleicht in ihre Kindheit zurückfallen. Und wie für die Menschheit, wie für ganz Europa, so würde der Fall Preußens besonders für Frankreich einen unersetzlichen Verlust bringen; denn er würde ganz Deutschland der Herrschaft Österreichs überliefern, welches nach seiner ganzen Eigentümlichkeit des inneren geistigen Berufes für dieselbe entbehrt .... Nichts erscheint naturgemäßer und klüger, so lange der jetzige Stand der europäischen Verhältnisse dauert, als das festeste und aufrichtigste Verteidigungsbündnis aller benachbarten Mächte Deutschlands mit dem Oberhaupte des Hauses Brandenburg, um nicht nur für dessen eigene Besitzungen, sondern auch für die anderen deutschen Staaten Gewähr zu leisten. Preußen selbst soll die Kaiserkrone nicht erstreben, es soll sich die schöne Rolle des Wächters der deutschen Freiheit, des tugendhaften Volkstribuns vorbehalten ... Wären wir von dieser wichtigen Wahrheit nicht so fest überzeugt, wäre die Preußische Monarchie nicht wirklich das Palladium der deutschen Freiheit, welchem wir den entscheidendsten Einfluß auf das Wohl Europas beimessen, wenn auch nur durch das Beispiel und die täglich zunehmenden Fortschritte, welche die Menschheit in Deutschland macht, was würde uns dieses Land und seine Verfassung angehen?

Bürger Deutschlands, von welchem Range ihr sein möget, höret einen Fremden, der euch schätzt, weil ihr eine große, verständige, erleuchtete Nation bildet, die weniger verdorben als die Mehrheit der andern Völker und durch ihren Charakter ebenso entfernt, als glücklicherweise durch ihre Ver-

fassung unfähig ist, Europa zu unterjochen oder auch zu verheeren: betrachtet die Standarte Preußens als die Fahne eurer Freiheit, schließt euch an seine Macht an, unterstützt sie, befördert jeden den Gesetzen der Billigkeit entsprechenden Zuwachs, freut euch ihrer Erfolge, verhindert, soviel ihr könnt, daß sie nicht auf Irrwege gerate; sie sind ihr tödlich, weil sie keine andere sichere Grundlage als ihre Tüchtigkeit hat.

21. Joseph II. gegen Glaubenszwang. 1777.

Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. Bd. II. S. 160. Wien 1867. Französisch. Übersetzung bei M. Schilling a. a. O. Übersetzungen S. 33.

Im Mai 1777 erhielt man in Wien die überraschende Nachricht, daß in Mähren 10000 Katholiken zum Protestantismus übergetreten seien. Am 12. Sept. erging an die mährische Landesregierung von Wien aus ein Erlaß, der das gegen die Abtrünnigen zu beobachtende Verfahren vorschrieb. Infolgedessen schrieb Joseph an seine Mutter folgendes:

Teuerste Mutter! Meine Pflicht und der unausgesetzte Eifer, den ich Ihrem Dienste und dem Ruhme gewidmet habe, zwingen mich, Ihnen demütigst vorzustellen, daß die Vorschriften, die kürzlich in Bezug auf die Reformierten erlassen worden sind, und von denen ich Ihnen die Abschrift zu übersenden mir gestatte, allen von jeher anerkannten Grundsätzen, welche unsere Religion und eine gute Verwaltung und schon der gesunde Menschenverstand fordern, so sehr entgegengesetzt sind, daß ich nicht den geringsten Zweifel hege, Ihr Scharfblick wird, sobald Sie Kenntnis davon genommen haben, die notwendige und auch schnelle Abhilfe zu finden wissen. Kann man sich etwas Abgeschmackteres vorstellen, als das, was die Vorschriften enthalten? Wie, um die Leute zu bekehren, sie zu Soldaten machen, in die Bergwerke schicken oder zu öffentlichen Arbeiten verwenden! Das ist seit der Zeit der Verfolgungen zu Beginn der lutherischen Reformation noch nicht dagewesen; das würde von unberechenbaren Folgen sein. Ich fühle mich verpflichtet, auf das entschiedenste zu erklären, und ich werde es beweisen, daß, wer auch diese Verordnung erdacht hat, der unwürdigste Diener ist und folglich ein Mensch, der nur meine Verachtung verdient, weil er ebenso töricht wie nichtswürdig ist.

Ich bitte Eure Majestät demütigst, sich in dieser überaus wichtigen Angelegenheit von anderen Personen beraten zu lassen, als die sind, welche solche Sachen ersinnen, und indem ich hoffe, daß Eure Majestät durch Aufhebung dieser Verordnung schnelle Abhilfe schaffen wird, fühle ich mich gedrungen, gleichzeitig demütigst zu versichern, daß, wenn solche Sachen während meiner Mitregentschaft sich ereignen sollten, Eure Majestät erlauben wird, den meinem Wunsche so sehr entsprechenden Entschluß zu fassen, der ganzen Welt wissen zu lassen, indem ich mich von allen Geschäften zurückziehe, daß ich in dieser Angelegenheit mich auf nichts einlasse und für nichts einstehe. Mein Gewissen, meine Pflicht und meine Ehre fordern das.

Eure Majestät wird die Form, in der ich mich ausgedrückt, verzeihen; sie entspricht meiner Überzeugung und meinem Gefühl, und der Gegenstand ist von hoher Bedeutung. Einzig von Eurer Majestät wird der Ausgang abhängen, den ich immer mit der ehrfurchtsvollsten Ergebenheit erwarten werde.

Ich küsse demütigst Ihre Hand und verbleibe . . .

XXIII. Die französische Revolution und ihre Bekämpfung.

1. Die Hauptartikel aus der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte.

Nach M. Schilling a. a. O. Übersetzungen S. 42 ff.

In der Überzeugung, daß die Unkenntnis, das Vergessen oder die Geringschätzung der Menschenrechte die alleinigen Ursachen der öffentlichen Mißstände und der Verderbtheit der Behörden sind, haben die in der Nationalversammlung vereinigten Vertreter des französischen Volkes beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und geheiligten Rechte des Menschen bekannt zu geben, damit diese Erklärung allen Gliedern des Gesellschaftskörpers beständig vor Augen sei und ihnen unaufhörlich ihre Rechte und ihre Pflichten ins Gedächtnis zurückrufe; damit die Handlungen der gesetzgebenden und der ausübenden Gewalt größerer Achtung begegnen, indem sie in jedem Augenblick mit dem Zweck der ganzen Staatseinrichtung verglichen werden können; damit ferner die auf einfache und unbestreitbare Grundsätze gestützten Beschwerden der Bürger der Aufrechterhaltung der Verfassung und der allgemeinen Wohlfahrt dienen.

Die Nationalversammlung erkennt daher an und gibt in Gegenwart und unter dem Schutze des höchsten Wesens die folgenden Menschen- und Bürgerrechte bekannt.

Art. 1. Die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur auf den allgemeinen Nutzen begründet werden.

Art. 2. Der Zweck jeder staatlichen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte. Das sind die Rechte auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

Art. 3. Der Ursprung jedes Hoheitsrechts (souveraineté) liegt wesentlich in der Nation. Keine Körperschaft, kein Individuum kann mit einer Machtvollkommenheit bekleidet werden, die nicht ausdrücklich von ihr (der Nation) ausgeht.

Art. 4. Die Freiheit besteht in der Macht, alles das zu tun, was einem andern nicht schadet; die Ausübung der natürlichen Rechte eines jeden Menschen hat also nur die Grenzen, die den andern Gliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte sichern. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden.

Art. 6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, bei seinem Zustandekommen entweder persönlich oder durch ihre Vertreter mitzuwirken. Es muß dasselbe sein für alle, sei es, daß es beschütze, sei es, daß es bestrafe. Da alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind, so sind auch alle in gleicher Weise nach Maßgabe ihrer Fähigkeit und ohne einen andern Unterschied, als den ihrer Tugenden und Gaben, zulässig zu allen Würden, öffentlichen Stellungen und Ämtern.

Art. 7. Niemand darf außer den durch das Gesetz bestimmten Fällen angeklagt, verhaftet oder gefangen gehalten werden und nur nach den Formen, die es vorgeschrieben hat. Diejenigen, welche Willkürbefehle fordern, ausfertigen, vollstrecken oder vollstrecken lassen, müssen bestraft werden; aber jeder Bürger, der kraft des Gesetzes vorgeladen oder ergriffen wird, muß auf der Stelle gehorchen; durch Widerstand macht er sich strafbar.

Art. 10. Niemand darf wegen seiner Meinungen, selbst wegen der religiösen nicht, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Kundgebung die durch das Gesetz hergestellte öffentliche Ordnung nicht stört.

Art. 11. Die freie Äußerung der Gedanken und Meinungen ist eines der wertvollsten Rechte des Menschen, daher darf jeder Bürger frei sprechen, schreiben, drucken, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er in den durch das Gesetz bestimmten Fällen für den Mißbrauch dieser Freiheit haftet.

Art. 13. Zur Unterhaltung der öffentlichen Gewalt und für die Ausgaben der Verwaltung ist eine allgemeine Steuer unerläßlich. Sie muß auf alle Bürger nach Maßgabe ihres Vermögens gleich verteilt werden.

Art. 14. Alle Bürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter die Notwendigkeit der Staatssteuer zu bestätigen, sie frei zu bewilligen, ihre Verwendung zu beobachten, ihren Betrag, ihre Veranlagung, Beitreibung und Dauer zu bestimmen.

Art. 15. Die Gesellschaft hat das Recht, jeden Staatsbeamten wegen seiner Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen.

2. Aus dem Manifest des Oberfeldherrn Ferdinand von Braunschweig an die Franzosen. 25. Juli 1792.

Thiers, Histoire de la revolution française. Paris 1834. II. S. 238 ff. Übersetzung bei Zurbonsen a. a. O. S. 245 ff.

Das Manifest ist von Calonne, einem Minister Ludwigs XVI., abgefaßt worden. Nachdem es die Ursachen des Krieges angeführt hat, fährt es fort:

Überzeugt, daß der bessere Teil der französischen Nation die Ausschreitungen einer Partei verabscheut, welche sie unterdrückt, und daß die große Mehrzahl der Einwohner mit Ungeduld den Augenblick der Hilfe erwartet, um sich offen gegen die gehässigen Anmaßungen ihrer Unterdrücker zu erklären, appellieren Se. Maj. der Kaiser und Se. Maj. der König von Preußen an sie mit der Einladung, ohne Verzug zurückzukehren auf die Wege der Vernunft und der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens. Aus diesen Gesichtspunkten erkläre ich Unterzeichneter, Oberbefehlshaber der beiden Armeen:

1. Die beiden verbündeten Höfe sind durch unwiderstehliche Gründe zu dem gegenwärtigen Kriege bewogen und beabsichtigen dadurch nur das Heil Frankreichs, keineswegs aber, sich durch Erwerbungen zu bereichern.

2. Sie werden keineswegs sich in die innere Regierung von Frankreich einmischen, wollen dagegen lediglich die königliche Familie aus ihrer Gefangenschaft befreien.

4. Die Nationalgarden werden aufgefordert, vorläufig zu wachen über die Ruhe von Stadt und Land, über die Sicherheit von Leben und Eigentum aller Franzosen bis zur Ankunft der Truppen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten.

5. Die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der französischen Linientruppen werden gleichfalls aufgefordert, zu ihrer früheren Treue zurückzukehren und sich auf der Stelle dem Könige, ihrem rechtmäßigen Souverän, zu unterwerfen.

8. Die Stadt Paris und alle ihre Einwohner ohne Ausnahme werden gehalten werden, sich auf der Stelle und unverzüglich dem Könige zu unterwerfen, diesen Fürsten in volle und gänzliche Freiheit zu setzen und ihn sowie alle königlichen Personen der Unverletzlichkeit und des Respekts zu versichern, wozu das Natur- und Völkerrecht die Untertanen gegen ihre Souveräne verpflichtet. Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten machen für alle Ereignisse persönlich mit ihrem Kopfe, nach kriegsgerichtlichem Urteile ohne Hoffnung auf Gnade verantwortlich alle Mitglieder der Nationalversammlung des Departements, des Bezirkes, des Gemeinderates und der Nationalgarde von Paris, die Friedensrichter und alle anderen, die es angehen wird; außerdem erklären Ihre Majestäten auf Treue und ihr kaiserliches und königliches Wort, daß, wenn das Schloß der Tuilerien erbrochen oder beschimpft, wenn die geringste Gewalt, der geringste Schimpf Ihren Majestäten dem Könige und der Königin sowie der königlichen Familie angetan, wenn nicht unmittelbar für ihre Sicherheit, ihre Erhaltung und ihre Freiheit gesorgt wird, sie dafür eine exemplarische und für immer denkwürdige Strafe verhängen werden, indem sie die Stadt Paris einer militärischen Exekution und totaler Zerstörung und die der Angriffe schuldigen Anführer den verdienten Strafen überliefern. Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten versprechen dagegen den Einwohnern der Stadt Paris, ihre guten Dienste bei Sr. Allerchristlichsten Majestät zu verwenden, um Gnade zu erlangen für deren Übeltaten und Verirrungen, und die nachdrücklichsten Maßnahmen zu treffen, um ihnen Leben und Gut zu sichern, wenn sie pünktlich und genau dem vorstehenden Befehle gehorchen.

3. Französische Emigranten in Deutschland.

a. Friedr. Christ. Laukhard, Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Leipzig 1792—1802. III. Bd. Laukhard war Lehrer, † 1822 in Kreuznach.

In Koblenz bin ich mit einer großen Menge von den ausgewanderten Franzosen so genau bekannt geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, sie so zu beschreiben, wie ich sie gefunden habe. Unser General hatte zwar verbieten lassen, mit den Emigranten zu sprechen oder uns sonst mit ihnen einzulassen, er glaubte nämlich, diese Herren möchten durch ihr Geld unsere Leute zur Desertion auffordern und sie in ihr Korps aufnehmen. Das hatten die Herren auch schon getan und manchen gekirrt. Ich ging aber doch schon den ersten Tag in ein Weinhaus, wo Franzosen ihr Wesen trieben, und ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Aber abgeschmacktere Großsprecher habe ich mein Lage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht begreifen, wie irgend ein Deutscher vor solchen Franzosen einige Achtung hat haben können. Diese elenden Menschen verachteten uns Deutsche mit unsrer Sprache und unsren Sitten ärger, als irgend ein Türke die Christen verachtet. Im Wirtshaus machte die Haustochter beim Aufwarten ein Versehen, und sacrée garce d'allemande, chien d'allemand, bête d'allemand waren die Ehrentitel, die diese Emigranten uns Deutschen anhängten. Unsre Sprache verstanden

sie nicht und mochten sie auch nicht lernen, sie nannten sie jargon de cheval, de cochons — Pferde- und Schweinesprache u. s. f.

Und doch waren die Deutschen herablassend genug, diesen Emigranten zu hofieren und sie zu unterstützen. Darüber habe ich mich oft recht innig geärgert und ärgere mich noch, wenn ich bedenke, wie geringschätzig uns die Koblenzer, die Trierer und selbst die Luxemburger gegen die Fremden behandelten.

Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf und folglich das Mittel, sich alles zu verschaffen, was sie gelüstete. Aber sie haben's auch toll genug verschleudert. Die kostbarsten Speisen und der edelste Wein, der bei ihren Bacchanalen den Fußboden herabfloß, waren für sie nicht kostbar und edel genug. Für einen welschen Hahn zahlten sie fünf Taler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen oder Grafen, sondern manches simpeln Marquis oder Edelmanns, kostete oft vier, fünf und mehr Karolinen. Die Leute schienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zersplittern, sie zahlten gerade hin, was man verlangte. Ich sagte einmal zu einem, daß er etwas zu teuer bezahle: le Français ne rabat pas, erwiderte er und gab sein Geld.

Das schöne Roggenbrot, das in Koblenz gebacken wird, wollte den edlen Herren nicht behagen, sie aßen daher lauter Weizenbrot und nur dessen Rinde, die Krume kneteten sie in Kügelchen und benutzten sie zu Neckwürfen bei Tische. Andere warfen die Krume geradezu aus dem Fenster. Dies Benehmen hat jedoch selbst die Koblenzer geärgert, und ich dachte mehrmals: Nur Geduld, es wird schon eine Zeit kommen, wo ihr weder Krume noch Rinde haben werdet. Das ist auch bald hernach eingetroffen; denn schon auf der Retirade im Oktober 1792 haben die saubern Herren mehr Not gelitten als wir Preußen, wenngleich auch wir rohen Weizen damals abbrühten und vor lauter Hunger aßen.

Die Emigranten waren alle lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schäferten sie auf der Straße herum, sangen, hüpften und tanzten. Sie gingen alle prächtig gekleidet und trugen schreckliche Säbel. Diese wurden größtenteils in Koblenz verfertigt, und so hatten die dortigen Schwertfeger Arbeit und Verdienst genug. Es ist überhaupt keine läppischere Kreatur auf Gottes Erdboden als ein französischer Emigrant. Stolz und aufgeblasen wie der Frosch in der Fabel, verachtet er alles, was nicht so wie er Franzos und von Adel ist. Die preußischen Offiziere hatten gar nicht Ursache, den Emigranten gewogen zu sein, denn diese haben sehr oft erklärt, daß der preußische Adel wie überhaupt der deutsche Adel eine noblesse de roture, eine noblesse bâtarde sei, daß ein preußischer Oberst noch lange nicht nobel genug wäre, um Mousquetaire (die Mousquetaires waren alle von Adel) in dem Hause des Königs zu sein. So sprachen die Emigranten von unseren Offizieren, und doch waren viele von diesen stolz darauf, mit solchen Messieurs umzugehen. Überhaupt hätten unsre Deutschen sich schämen sollen, daß sie den französischen Windbeuteln so nachliefen. Es war lächerlich anzusehen, wie mancher sonst braver, ehrwürdiger deutscher Mann diesen verächtlichen Possenkindern hofierte und sich alle Mühe gab, ihre Gebärden und Manieren nachzumachen.

Von dem traurigen Sittenverderben, das die Emigranten in Deutschland angerichtet haben, bin ich auch Zeuge geworden. Der ganze Rheinstrom von

Basel bis Cöln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet, und die Spuren der greulichen Zerrüttung in den Sitten werden in jenen unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken. Alle Landesherren, die französische Emigranten in ihren Ländern begünstigten, haben sich an ihren Untertanen jämmerlich versündigt. Freilich ist es hart, Flüchtlingen einen Zufluchtsort zu versagen, aber dazu durfte die Hand nicht geboten werden, ein Gesindel sich einnisten zu lassen, das darauf ausging, deutsche Zucht und Ehrbarkeit zu Grunde zu richten. Hätte auch jeder ausgewanderter Franzose ganze Kasten voll Geld mit nach Deutschland gebracht, so wäre das noch lange kein Ersatz für das Elend, in das sie unsere Jugend gestürzt haben.

Es gab jedoch unter den Emigrierten einige, die sich mit ihrem Auswandern übereilt hatten und ganz gern zurückgekehrt wären, wenn es ohne Gefahr und mit Ehren hätte geschehen können. Sie hatten nicht alle willig und frei ihr Vaterland verlassen. Was hätten sie aber unter den obwaltenden Zuständen tun sollen? Die Prinzen, ein Condé, ein Artois, ein Monsieur forderten den Adel auf, um die armée contre les révolutionnaires formieren zu helfen. Sie sprachen von einem Einverständnis des Hofes mit den Hauptmächten Europas und schilderten die Wiederherstellung der alten Verfassung durch deren Hilfe wie gewiß. Sie erklärten alle, die sich weigerten, hieran teil zu nehmen, als infam, als Verräter an dem Throne und bedrohten sie mit den schrecklichsten Strafen. Was sollte der Adlige nun tun, zumal der im Dienste des Hofes? Blieb er zurück und gelang das, was ihm als so leicht ausführbar geschildert wurde, so wurde er ein Opfer der Rache, wurde als ein Feind des Monarchen entweder gefänglich eingezogen, seines Standes, seines Postens und seiner Güter beraubt oder über die Grenze gejagt, und er wie seine Familie war beschimpft, arm und dem Schicksal preisgegeben. Dies Verhältnis hat wirklich sehr viel Adlige angetrieben, ihr Vaterland zu verlassen, und zwar solche, die sonst immer bereit gewesen wären, zu bleiben.

b. Aus Wagner, Osnabrück vor 100 Jahren. Osnabrück 1891.

Senator Wagner erzählt als Augenzeuge: Im Jahre 1794 kam eine Menge von Emigranten, gewiß aus dem ältesten Adel, elend und hilflos in Osnabrück an. Die Frauen, alle sehr geschickt in Handarbeiten, suchten sich mit Stickereien zu beschäftigen; die Männer machten Papparbeiten, mit Stroh ausgelegt, und Fingerringe mit Goldfäden bewickelt. Betteln wollten sie nicht; aber für ihre Arbeiten erhielten sie den hundertfachen Wert. Bei allem Elend bewahrten sie ihre Größe. So sah ich die Familie M. (von der zwei Personen sich mit einer kleinen Kammer in meiner Mutter Hause für geringen Preis begnügten), gewiß eine der ältesten in Frankreich mittags zusammen mit dem Abbé, der sie nicht verlassen wollte auf dem großen Zimmer in der Nachbarschaft speisen; alle legten sich aus einer großen irdenen Schüssel durchaus einfache, in einem Topf zusammengekochte Speisen vor und wurden von alten, ihnen treu gebliebenen Dienern, die in Holzschuhen gingen, bedient. Einst wünschte Frau von M. Eier. Von „des œufs“ hatte meine Mutter keine Idee; „ich verstehe es nicht“, antwortete sie kopfschüttelnd. Da setzte sich Frau von M. nieder, gackelte wie ein Huhn, und siehe da! man verstand einander gleich und wollte sich totlachen.

4. Auflösung des Deutschen Reiches.

a. Lossagungsurkunde der Mitglieder des Rheinbundes.

F. W. Ghillany, Diplomatisches Handbuch. Nördlingen 1855–68. II. Bd. S. 18.

. . . Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, die Deutschland beinahe ununterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, die daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, das bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers miteinander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder vielmehr, daß es in der Tat schon aufgelöst sei. Das Gefühl dieser Wahrheit ist schon seit langer Zeit in dem Herzen jedes Deutschen; und so drückend auch die Erfahrung der letzten Jahre war, so hat sie doch im Grunde nur die Hinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den allen menschlichen Anordnungen anklebenden Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätiget. Nur diesem Umstande muß man ohne Zweifel die im Jahre 1795 im Reiche selbst sich hervorgetane Trennung zuschreiben, die eine Absonderung des Interesses des nördlichen und südlichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem Augenblicke an mußten notwendig alle Begriffe von einem gemeinschaftlichen Vaterlande und Interesse verschwinden; die Ausdrücke Reichskrieg und Reichsfrieden wurden Worte ohne Sinn, vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper. Die Frankreich zunächst gelegenen, von allem Schutz entblößten und allen Drangsalen eines Krieges, dessen Beendigung in den verfassungsmäßigen Mitteln zu suchen nicht in ihrer Gewalt stand, ausgesetzten Fürsten sahen sich gezwungen, sich durch Separatfrieden von dem allgemeinen Verbande in der Tat zu trennen.

Der Friede zu Luneville und mehr noch der Reichshauptschluß von 1803 hätten allerdings hinlänglich scheinen sollen, um der deutschen Reichsverfassung neues Leben zu geben, indem sie die schwachen Teile des Systems hinwegräumten und seine Hauptgrundpfeiler befestigten. Allein die in den letztverflossenen 10 Monaten unter den Augen des ganzen Reichs sich zugetragenen Ereignisse haben auch diese letzte Hoffnung vernichtet und die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung aufs neue außer allen Zweifel gesetzt.

Bei dem Drange dieser wichtigen Betrachtung haben die Souveräne und Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen. Indem sie sich durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie bloß das durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigern Reichsstände aufgestellte System. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben im Gegenteil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch die sie geleitet worden sind, abzugeben.

Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich

stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend. Sie gewährt die Versicherung, daß Se. Maj. der Kaiser von Frankreich Allerhöchstdero Ruhms halber ebensosehr als wegen des eigenen Interesses des französischen Kaiserstaates die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und die Befestigung der innern und äußern Ruhe sich angelegen sein lassen werden.

Daß diese kostbare Ruhe der Hauptzweck des Rheinischen Bundes ist, davon finden die bisherigen Reichsmitstände der Souveräne, in deren Namen die gegenwärtige Erklärung geschieht, den deutlichen Beweis darin, daß jedem unter ihnen, dessen Lage ihm eine Teilnahme daran erwünschlich machen kann, der Beitritt zu ihm offen gelassen ist.

b. Abdankungsurkunde des Kaisers Franz II. 6. August 1806.

F. W. Ghillany a. a. O. II. Bd. S. 22.

In der vollkommensten Überzeugung, daß es uns gänzlich unmöglich ist, die mit unserm kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind wir es unsern Grundsätzen und unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur insoweit in unsren Augen einen Wert haben konnte, als wir im stande wären, dem Vertrauen, das uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen und die übernommenen Pflichten zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß wir das Band, das uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt, als aufgelöst und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten; daß wir uns dadurch als aller Verbindlichkeiten gegen das Deutsche Reich entledigt ansehen; daß wir, wie wir es durch Gegenwärtiges wirklich tun, die Kaiserkrone, die wir bisher getragen haben, niederlegen und auf die Regierung, mit der wir im Namen des Reiches beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches und alle die, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen uns, als oberstes Reichsoberhaupt, auferlegt. Wir entbinden ebenfalls alle unsre deutschen Provinzen und Länder unsres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das Deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei ihrer Vereinigung mit der österreichischen Monarchie werden wir uns als Kaiser von Österreich bei dem Frieden, der zwischen uns und den übrigen Mächten der benachbarten Staaten besteht, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beständig der Gegenstand unsrer Wünsche und der Zweck unsrer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in unsrer Hauptstadt und Residenz Wien den 6. August 1806, im 15. Jahre unsrer Regierung.

Franz.

XXIV. Preußens Fall und Wiedergeburt.

1. Die Schlacht bei Jena. 14. Oktober 1806.

a. Erlebnisse des Oberstleutnants von Borcke.

Johann von Borcke, Kriegerleben 1806—1815. Nach dessen Aufzeichnungen bearbeitet von v. Leszczynski. Berlin 1888. S. 1—36. Gekürzt.

Ich verließ, für den erwarteten Feldzug wohl ausgerüstet, als Adjutant des 2. Bataillons mit um so freudigerem Herzen Berlin, als ich zu denen gehörte, die den Krieg, ohne ihn zu kennen, wünschten. Unser erster Marsch führte uns bis Potsdam, wo der König die drei Regimenter besichtigte, darauf den versammelten Offizieren eine kurze Anrede hielt, in der er unter anderm zu dem vielleicht bevorstehenden Kriege Glück wünschte und uns dann zur Tafel im Neuen Palais befahl, während er den Soldaten jedes Regiments 300 Taler schenkte. Von Potsdam marschierte das Regiment über Brandenburg und Magdeburg ins Hildesheimsche, wo der Stab in Bockenem, die einzelnen Kompagnien auf Dörfern in der Nähe dieses Städtchens bis auf weiteres Kantonnierungsquartiere bezogen. Schon auf diesen ersten Märschen wurde meine freudige Stimmung und mein Verlangen nach Krieg durch manche Beobachtungen herabgestimmt. Der innere Zustand unsrer Truppen erschien mir mangelhaft, die herrschende Schwerfälligkeit und Peinlichkeit wenig Heil versprechend. Mehreren meiner Freunde und denkenden jungen Kameraden drängten sich dieselben Bemerkungen auf. Sie waren der Gegenstand unsrer Unterhaltungen, erfüllten uns schon damals mit Besorgnissen für die Zukunft und verursachten mir in meiner Stellung als Adjutant manchen Ärger und Verdruß.

Unser Marsch glich in seiner Schwerfälligkeit und Langsamkeit in der Tat mehr dem Zuge einer orientalischen Karawane als der Bewegung einer zum Kriege bestimmten Truppe. Der ungeheure Troß von Wagen, Packpferden und Bagage erschwerte den Marsch bei der ungünstigen Witterung und den schlechten Wegen gewaltig und gab Veranlassung zu unnützen Mühseligkeiten und Plackereien; es bedurfte nur des Liegenbleibens eines Wagens oder einer Kanone, was wegen der schlechten Bespannung und mangelhaften Ausrüstung häufig genug vorkam, um stundenlangen Aufenthalt in die Maschine zu bringen. Das Regiment klebte wegen der kleinlichen Pedanterie der höheren Vorgesetzten sozusagen an der Bagage und mußte nach dieser seinen schneckenartigen Marsch einrichten. Ein großer Teil des Tages ging auf den Sammelplätzen des Regiments hin. Hier besichtigten die höheren Befehlshaber erst den Anzug und dessen Sauberkeit, es wurden Strafen vollzogen, die Parole ausgegeben, bogenlange Befehle diktiert und mit müßigen Dingen die Zeit verbracht, so daß ein paar Stunden verflossen waren, bevor das Regiment sich mit der gehörigen Weitschweifigkeit und allen Formen wieder in Bewegung setzte. Man quälte die Truppen auch damit, daß keine Stadt, kein erbärmliches Nest durchschritten wurde, ohne vorher, selbst beim übelsten Wetter, Halt zu machen, um sie sich in Paradezug setzen zu lassen. War man endlich müde und matt

ins Quartier gelangt, dann gab es hundert Obliegenheiten und Pflichten zu erfüllen, so daß Offiziere und Unteroffiziere nie vor spät abends an Ruhe und Erholung denken konnten.

So vergeudete man die Kräfte der Truppe unnützerweise und machte Offiziere und Soldaten mißmutig. Ja die Kurzsichtigkeit und Kleinigkeitskrämerei der Befehlshaber trieb dies alles bis zum äußersten, ohne zu ahnen, daß das, was man Disziplin und Ordnung nannte, auch auf andre, den Geist und Willen nicht tötende Art gehandhabt werden könnte.

Die Folgen dieser Plackereien und der oft bis zur Grausamkeit getriebenen Strenge der höhern Vorgesetzten gegen den gemeinen Mann zeigten sich bald, denn die Desertion der Ausländer, unter denen freilich genug Vagabunden sich befanden, riß im Regiment so stark ein, daß nach Ankunft im Hildesheimschen 40 Mann fehlten. Nach Verlauf von sechs Monaten, als wir ins Hannoversche eingerückt waren, betrug die Zahl der Deserteure, die sich täglich vermehrte, schon über 200, so daß Ersatzmannschaften nachgeschickt werden mußten. Dies Verhältnis fand so ziemlich bei allen Regimentern der mobilen Armee statt, bei einigen war die Zahl noch viel größer.

Die Truppe vereinigte sich mit der in Hannover stehenden preußischen Armee unter dem Oberbefehl des Generals Rüchel, die Anfang September 1806 nach Thüringen aufbrach und am 11. Oktober zwischen Gotha und Erfurt Quartier nahm.

Am 13. Oktober gegen 5 Uhr abends setzte sich nun General von Rüchel mit seinem Korps in Marsch. Als zuvor die Gewehre geladen wurden, war der Eindruck nicht zu verkennen, den diese ernstliche Vorbereitung auf einen großen Teil der Gemüter machte. . . Wir umgingen Erfurt und kamen in der Nacht zum 14. zwischen 10 und 11 Uhr eine Stunde jenseits Weimar auf der Chaussee nach Jena an, wo unser Korps Halt machte. Wir fanden hier die Spuren eines soeben verlassenen Lagers sowie auch einen Teil der Garde und hörten, daß die Hauptarmee hier gestanden habe, der König und das Hauptquartier an diesem Tage in Weimar gewesen seien und die Königin Luise sich noch daselbst befinde. Als wir bei Erfurt vorbeizogen, kamen uns die ersten Verwundeten sowie eine Menge zerstreuter Leute und Bagage entgegen. Es waren größtenteils Sachsen und Leute vom Regiment v. Müffling, die bei Saalfeld gefochten und nach ihrer Aussage sehr gelitten hatten. Sie waren ziemlich entmutigt, bestätigten den Tod des Prinzen Louis Ferdinand und machten einen sehr üblen Eindruck auch auf unsre Soldaten. Leider wirkte dieser Eindruck auf uns Offiziere, wenn auch in andrer Art; denn es gab der Zeichen des nahen Unglücks zu viele, als daß sie selbst von den Unbefangensten hätten übersehen werden können. Es war nicht zu verkennen, unser Heerkörper war krank, und mit jedem Schritte zeigten sich die Gebrechen einer veralteten Kriegskunst. Der größere Teil unsrer Führer war alt und abgelebt; barbarische Strenge und Grobheit waren der Deckmantel ihrer Schwächen; bei jedem ungewöhnlichen Ereignis verloren sie den Kopf, was bereits viele Beispiele bewiesen hatten, und unsre Bewegungen kurz vor der Schlacht zeigten, daß Offiziere wie Soldaten ihres Handwerks außerhalb des Exerzierplatzes ganz unkundig waren. In den Bataillonen selbst herrschte während des Marsches eine solche pedantische Strenge, daß kein Soldat aus dem Tritt kommen und sozusagen keine andre Bewegung als mit den Füßen machen durfte; der Stock regierte nach Herzenslust.

Nachdem das Armeekorps in der Nacht zum 14. Oktober auf dem erwähnten Platze bei Weimar angekommen war, erwartete jedermann, daß die Zelte aufgeschlagen, ein regelmäßiges Lager eingerichtet und vor allem Lebensmittel ausgeteilt werden würden. Alle unsre Erwartungen wurden getäuscht. Der Befehl kam, die Leute könnten sich niederlegen und Feuer anmachen. Es war eine kalte Nacht; Mangel und Hunger hatten bereits einen so hohen Grad erreicht, daß selbst die sparsamsten auch nicht ein Stückchen Brot mehr besaßen und nur das Wenige, was die Marketender herbeischleppten, für teures Geld zu haben war. Den Begriff Biwak kannte kein Mensch, und weder Offizier noch Soldat vermochten sich darein zu finden, die Nacht unter freiem Himmel liegen zu müssen, da wir doch die Zelte bei uns hatten. Noch unbegreiflicher war es, daß nicht für die notwendigsten Bedürfnisse, nicht einmal für Holz und Stroh gesorgt war. Es blieb indessen bei dem Befehl. Kaum waren die Gewehre zusammengesetzt, so loderten Tausende von Feuern auf, wozu ein in der Nähe befindlicher Lustwald und die schönen Pappeln der Chaussee das Holz hergeben mußten. Jeder sehnte sich nach dem Morgen in gewisser Erwartung, diesen Zustand verbessert zu sehen. Die Mehrzahl der jungen Offiziere, die den Krieg leidenschaftlich wünschten, dachten sich die Sache so leicht, daß es nur des Erscheinens unserer Armee bedürfe, um die Franzosen zu Paaren zu treiben. Geringschätzung und Haß hatten alle Gemüter so eingenommen, daß die Generale und höheren Offiziere nie in einem andern Tone von den Franzosen sprachen, als daß sie zusammengelaufenes Gesindel seien, die vor den von unserm braven Könige selbst und von Männern von Ruf angeführten Truppen wie bei Roßbach zum Teufel laufen würden. So sprach und dachte man in jenen Tagen, und ich hätte keinem raten wollen, öffentlich eine andre Ansicht auszusprechen.

Noch war es um uns dunkel, als Kanonendonner von Jena her den verhängnisvollen Tag (14. Oktober) verkündete. Ein kalter, dichter Nebel umhüllte die Gegend; das ersehnte Morgenlicht hatte sich noch nicht durchgerungen, als alles wie infolge eines elektrischen Schlages aufsprang und zu den Gewehren eilte. Das stärker werdende Geschützfeuer schien sich bald zu nähern, bald zu entfernen. Es war kein Zweifel mehr, daß eine Schlacht begonnen hatte.

Schon während der Nacht war es auf der nach Jena führenden Chaussee lebhaft und geräuschvoll hergegangen; Kanonen und Fuhrwerke rasselten hin und her. Mit dem Nahen des Morgens wurde das Geräusch auf der Straße noch stärker. Da wir dieser nahe lagen, konnten wir die immer mehr zunehmende Eile und Verwirrung deutlich wahrnehmen, obgleich der Nebel nicht gestattete, zehn Schritte um sich zu sehen. Endlich teilte die Sonne die dicken Nebelwolken und brach im schönsten Glanze hervor. Die einzige Wohltat, die sie uns an diesem unglücklichen Tage erzeigte, war, daß sie uns die erstarrten Glieder erwärmte, so daß wir Ungemach und Hunger zeitweise vergaßen. Schillers Reiterlied ertönte aus tausend Kehlen; die Starken, und die es vorgaben zu sein, ermunterten die Schwachen und Verzagten. So erwarteten wir jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Jetzt übersah man die Chaussee und bemerkte, daß, während noch immer lange Reihen von Fuhrwerk aller Art nach Jena hinzogen, eine andere Masse in wilder Eile und Verwirrung von dort kam, um an unserm Lagerplatze vorüber nach Weimar zu fliehen. Sehr bald, etwa zwischen 8 und 9 Uhr, erschienen in diesem

mit jedem Augenblick wilder und wirrer werdenden Durcheinander unverkennbare Ausreißer und leicht Verwundete, die mit und ohne Waffen in eiliger Flucht vorüberzogen. Auf ihren Gesichtern lag Bestürzung und Mutlosigkeit, kaum standen etliche Rede, wenn man sie anhielt. Fragte man sie aus, so vernahm man, daß es schlecht stehe, die Schlacht so gut wie verloren sei, die Kavallerie ihre Schuldigkeit nicht getan und die Infanterie im Stiche gelassen oder übergeritten habe, daß die Infanterie im Nebel gegen verdeckte Batterien geführt worden sei, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Andre, und dies waren zumeist schwerer Verletzte, sagten das Gegenteil: es ginge alles gut, die Franzosen wären schon so gut wie geschlagen, und unsre Hilfe würde kaum noch nötig sein.

Es war gegen 10 Uhr morgens, als sich endlich nach langem und unbegreiflichem Zögern der General Rüchel mit seinem Korps in Marsch setzte. Dieser ging mehrere Stunden in der Richtung auf Jena auf dem Gelände rechts der Chaussee, in ganz langsamer Bewegung wie auf dem Exerzierplatz fort. Je weiter wir vorrückten, je mehr füllte sich die Chaussee mit zurückkehrenden Verwundeten und zerstreuten Truppen aller Gattungen. Mittlerweile war es 1 Uhr geworden, und die Spitzen unsrer Kolonnen änderten nun die Marschrichtung nach Jena, überschritten die Chaussee und wandten sich gegen Kapellendorf. Noch konnten wir nichts vom Schlachtfelde sehen, ebensowenig mit Bestimmtheit über den Stand der Dinge urteilen. Frohen Mutes, durch die empfangene Nachricht mit neuen Hoffnungen erfüllt, schritten die Soldaten unter lautem Gesange vorwärts. Das beliebte „Frisch auf, Kameraden", ertönte beständig und wurde mit steigender Begeisterung gesungen, bis endlich das Pfeifen der Kugeln dem Schwanengesange ein Ende machte. Wir rückten durch Kapellendorf vor; die Linie ging in musterhafter Ordnung einige hundert Schritt gegen das Dorf Vierzehnheiligen. Die feindlichen Kugeln taten uns viel Schaden, und wir hatten dem nichts entgegenzusetzen als ein paar Regimentsgeschütze, die bald in Unordnung gebracht wurden und verstummten. General von Rüchel und viele Stabsoffiziere wurden verwundet; die Soldaten waren ohne regelmäßige Führung und ohne Kommando. Zwar drangen die Soldaten in einer Art Wut und Verzweiflung immer noch vorwärts, aber das Geschrei der Tapfern wie der Verzagten: „Vorwärts, vorwärts!", das Wehklagen der Fallenden und Verwundeten, alles das machte die Unordnung immer größer, bis sie den höchsten Grad erreicht hatte und an kein Halten mehr zu denken war. Als die Verzweiflung den schon zerrissenen Bataillonen den letzten Versuch eingab und einzelne schwache Abteilungen mit dem Bajonett draufgingen, verdoppelte der Feind sein mörderisches Kartätschenfeuer, was uns den Rest gab.

Die Flucht der ersten Linie ward allgemein. Anfangs gelang es zwar, einzelne Abteilungen wieder zum Stehen zu bringen, allein es waren regellose Haufen, und alle Versuche einer Menge Offiziere und Unteroffiziere blieben fruchtlos. Als der Feind uns fortwährend beschoß und endlich Kavallerie auf die regellosen Haufen einhieb, suchte alles Schutz hinter dem zweiten Treffen. Aber auch dieses war bald geschlagen. Noch gelang es mehreren Offizieren, die schwachen Trümmer ihrer Truppen während einiger Zeit zum Stehen zu bringen und durch Wort und Beispiel den einreißenden Schrecken zu bekämpfen. Neben Furchtsamen und Pflichtvergessenen gab es von allen Graden der Braven in Menge, welche die Schande der Flucht nicht ertragen konnten. Mein

Auge sah solche, die, in der einen Hand das Gewehr, in der andern den Säbel, die Flüchtigen aufhielten, bis sie ereilt und zusammengehauen wurden. Die Franzosen benutzten ihren Sieg und rückten immer weiter gegen Kapellendorf vor; es war daher an kein Halten dieses Ortes mehr zu denken, und so eilte alles, was nicht abgeschnitten, niedergehauen oder gefangen werden wollte, dem unglückseligen Hohlweg wieder zu. Die feindliche Kavallerie saß den Fliehenden so auf den Hacken, daß ein großer Teil jener, die nicht dem Hauptstrome zum Eingange des Dorfes folgten, sondern dieses rechts und links umgehen wollten, von ihr ereilt wurden.

Vom Strudel fortgerissen, zu Pferde, entging ich mit Mühe diesem Lose, rettete eine Fahne des Regiments, die ich einem Junker entriß, der nicht mehr fort konnte, und erreichte so, wenn ich das als ein Glück betrachten darf, glücklich das offene Feld jenseits Kapellendorf. Unter dem Schutze eines hier haltenden sächsischen Dragonerregiments gelang es mir, mit Unterstützung mehrerer Offiziere eine große Menge Leute von allen Regimentern des Armeekorps bei meiner Fahne zu sammeln. Der Haufen wuchs, da die Flüchtlinge nicht mehr von der Kavallerie durchgelassen und gezwungen wurden, sich anzuschließen. Ein großer Teil dieser Unglücklichen und ich selbst betrachteten es als ein Glück, wieder Anhalt gefunden zu haben und einem geschlossenen Trupp anzugehören. Ich war daher mit Hilfe einiger Offiziere und Unteroffiziere vom Regiment, die sich sehr tätig zeigten, bemüht, Ordnung in die Masse zu bringen, allein die Freude dauerte nicht lange. Als der Feind die letzten jenseitigen Truppen in die Enge von Kapellendorf hineingeworfen hatte, fing er an, den Ort mit Granaten zu beschießen, von denen einige in das sächsische Kavallerieregiment und in meinen Trupp einschlugen. Dies veranlaßte bei meinem lockeren Haufen sowohl als unter den Dragonern einige Unruhe; unsere entmutigten Soldaten vermochten dergleichen nicht mehr zu ertragen. Gleichzeitig sahen sie Hunderte von Flüchtlingen durchs Dorf kommen, die sich weder durch Worte noch mit Gewalt mehr aufhalten ließen, sondern durch schnelle Flucht ein sichereres Los zu wählen glaubten, als hier die Braven zu spielen. Gründe genug, um die lockeren Bande meiner Schar zu sprengen. Dieser Augenblick war nicht fern; denn als das Dragonerregiment für gut fand, Kehrt zu machen und abzumarschieren, was keineswegs im Schritt geschah, und auch noch Granaten einschlugen, da schrieen einige: „Die Reiterei läßt uns im Stich! Der Feind umgeht das Dorf!“ und alles stob wie Spreu auseinander. Ohne Truppen war für mich auch keine Zeit mehr zu verlieren; einzelne feindliche Kavallerietrupps hatten inzwischen das Dorf umgangen, und so folgte ich denn der Spur der heillosen Flucht nach Weimar. Die gerettete Fahne des Regiments hatte ich einem tüchtigen Unteroffizier gegeben, der sie glücklich nach Magdeburg brachte; sie befand sich später bei dem wieder gesammelten Reste des Regiments und ging erst bei Lübeck verloren.

b. Ein Brief des Generals von Scharnhorst.

G. H. Klippel, Das Leben des Generals von Scharnhorst. 3 Bde. Leipzig 1871. III. S. 176.

Lübeck, den 5. November 1806.

Mein lieber Wilhelm! In einem Wirbel von unaussprechlichen Arbeiten, Unruhen und Fatiguen (Beschwerden) habe ich seit 21 Tagen auch nicht einen

Augenblick Zeit gehabt, an Dich, meinen innigst geliebten Sohn, zu schreiben. Eine unglückliche Schlacht am 14. und eine Menge Arrieregardengefechte und 21 Märsche, jeden 5—7 Meilen, zum Teil in der Nacht, habe ich glücklich überstanden. In der Schlacht habe ich einen Schuß in die Seite bekommen, die in 8 Tagen geheilt sein wird; eine andere Kugel ging durch den Überrock an der Schulter, wo er wattiert war, und streifte mich nur. Ein Pferd verlor ich auf der Stelle, das andere wurde mir verwundet und trug in der Not den Prinzen Heinrich aus der Schlacht, nachdem sein Pferd erschossen war, und er nicht gehen konnte; ich schlug mich mit einer Muskete in der Hand mit den letzten Musketieren durch. Ich hatte viel Glück. Der linke Flügel, den ich dirigierte, siegte, und nur erst, als der rechte geschlagen und der Feind dem linken in den Rücken kam, wurde der linke gezwungen, sich zurückzuziehen. Das schlechte Betragen mehrerer Kavallerieregimenter, die Konfusion im Kommando, das Zurückhalten des Reservekorps, $^2/_3$ der Armee unter Kalkreuth, entzog uns den Sieg. Ich war rasend, klagte bei dem Könige, als ich aus der Schlacht kam, alle die an, die es verdienten.

Seit dieser Zeit hielt ich mich an den Mann, mit dem ich glaubte etwas ausrichten zu können, den General von Blücher. Wir haben die Arrieregarde 21 Tage gemacht, eine Menge Gefechte geliefert und die meisten glücklich, sind aber nicht über die Oder gekommen, weil wir drei Tagemärsche zurück waren.

Adieu, mein bester Sohn. v. Scharnhorst.

2. Die Übergabe der Festung Hameln.

Chamissos Werke. 2. Aufl. Leipzig 1842. 5. Bd. S. 185 ff. Chamisso war 1806 als preußischer Offizier Zeuge, wie Hameln ohne Widerstand kapitulierte. Er schreibt darüber an Varnhagen in Berlin:

Hameln, den 22. November 1806.

Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über .... Wir wurden früher überantwortet, als benannt ... O mein Freund, ich muß mit freiem, reuevollem Bekenntnis büßen das stille Unrecht, das ich diesem braven, waffenfreudigen Volke tat. Ja — wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O hätten Männer an unserer Spitze gestanden! ....

Die Befehlshaber ritten nach einer Warte, die zwischen Stadt und Lager (der Franzosen) auf mittlerem Wege liegt; dort hatten sie die Unterhandlungen angesagt. Sie kehrten zur Vesperzeit wieder heim, und als wir gegen Abend im Kaffeehause versammelt waren, ging das Wort, der Handel sei geschlossen. Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme und gingen zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe. Lecoq (der Kommandant) und die anderen Generale waren beisammen. O mein Freund! nicht um meiner Seele Preis hätte ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wesens Antwort gebend: Der Feind sei schon in Berlin, die Macht des Königs vernichtet, wir würden uns doch ergeben müssen. . . . . .

Mehrere von uns versammelten sich wieder im Kaffeehause. Ich redete unter ihnen: „Ohne Haupt sind wir, das ist das Gebrechen. Alle eines Sinnes und fest auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel schreiben, in einen Hut werfen, und das Los gebe uns ein Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die Tore öffnen und ruft aus: Wer nicht kämpfen will, bis er

falle, ziehe hin; wir brauchen seiner nicht. Schwört sodann in die Hände des neuen Kommandanten und laßt den König hoch leben; schickt aber alsbald auf das Fort, von dem wir nichts wissen, daß dort ein gleiches geschehe." Ich redete noch, da ward Alarm geschlagen. Es war 10 Uhr an der Zeit.

Die Burschen wußten sich verraten und ließen ihre Wut walten. Ein Magazin war eingebrochen. Die erste Idee war wohl, was man nicht genossen, zu zerstören, auf daß auch der Feind es nicht genösse. Der Alarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zusammen. Keiner erteilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle, sondern blieb auf offener Straße da. Man langweilte sich, ging endlich auseinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten die Soldaten, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wollte er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund! am schreckhaftesten ist die Verzweiflung, wenn sie in die Gestalt der rauschenden Freude sich verkehrt! Das ist ihr Wahnwitz! — Ein solches Schauspiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachen waren verlassen, vieles zog zu den offenen Toren hinaus; andere suchten den Kommandanten und schossen in seine Fenster. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeschützes beginnen zu hören und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu sehen. — Ein Uhrmacherladen wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häusern von verlorenen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack sie mir berichtet und der Prediger, bei dem ich heute Gastfreundschaft genieße, sie auch von andern vernommen:

Bei der Kompagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden stets in Freud und Leid aneinander gehangen. Sie setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht zu schildern gesucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähten, zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursch gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt werde, als von den seinen; sollt' ich Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen durchsuchend, noch Patronen fanden und hin und her schwankend ihr Gewehr abfeuerten — laß weg mich wenden von diesen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht ins feindliche Lager gesandt hatte, marschierten mit rauschender Musik die Holländer zu den verlassenen Toren ein. Nicht Franzosen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre schwache Zahl nicht verscheucht oder aufgehoben haben.

3. Die Festlandssperre Napoleons. 21. November 1806.

W. Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin 1886. IV, 1. S. 275.

1. Die britischen Inseln sind in Sperrzustand erklärt.

2. Jeder Handelsverkehr und jeder Briefwechsel mit den britischen Inseln ist untersagt. Infolgedessen sind die Briefe oder Pakete, die nach England oder an einen Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben sind, vom Postenlaufe ausgeschlossen und werden weggenommen.

3. Jeder Staatsangehörige Englands, von welchem Rang oder Stand er sei, der sich in den von unsren oder unsrer Verbündeten Truppen besetzten Ländern betreffen läßt, wird als Kriegsgefangener erklärt.

4. Jedes Magazin, jede Ware, jedes Eigentum irgendwelcher Art, das einem englischen Untertan gehört, wird weggenommen.

5. Der Handel mit englischen Waren ist verboten, und jede Ware, die England gehört oder aus seinen Fabriken und Kolonien stammt, wird weggenommen.

6. Die Hälfte des Ertrags aus der Wegnahme der vorbezeichneten Waren und Eigentumsgegenstände wird verwendet werden zur Entschädigung der Geschäftsleute für die Verluste, die sie durch Wegnahme der von englischen Kreuzern geraubten Handelsschiffe erlitten haben.

7. Kein Fahrzeug, das unmittelbar aus England oder aus den englischen Kolonien kommt oder dort seit Veröffentlichung dieser Verordnung gewesen ist, wird in irgend einem Hafen aufgenommen.

8. Jedes Fahrzeug, das durch falsche Angaben diese Bestimmung umgeht, wird weggenommen. Schiff und Fracht werden mit Beschlag belegt, wie wenn es englisches Eigentum wäre.

9. Unser Prisengericht zu Paris entscheidet endgültig in allen Streitfällen, die in Bezug auf Ausführung dieses Dekrets in unserm Reiche oder den von der französischen Armee besetzten Ländern entstehen können. Unser Prisengericht in Mailand wird die im Gebiet unsres Königreichs Italien entstehenden Streitfälle aburteilen.

10. Von diesem Dekret wird durch unsern Minister des Auswärtigen Mitteilung gemacht den Königen von Spanien, Neapel, Holland und Etrurien und unsern anderen Verbündeten, deren Untertanen wie die unsrigen Opfer der Ungerechtigkeit und Barbarei des englischen Seerechts sind.

11. Unsre Minister des Auswärtigen, des Krieges, der Marine, der Finanzen, der Polizei und unsre Oberpostdirektoren sind, jeder in seinem Amtsbereich, mit Ausführung dieses Dekrets beauftragt.

4. Nach der Schlacht bei Eylau.

Ein Brief des Generals von Scharnhorst.

G. H. Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Berlin 1864. I. S. 154.

Die Verwüstung des Landes ist mir schrecklicher als der Krieg selbst. Ganze Strecken von zwölf bis fünfzehn Meilen sind verwüstet. Niemand, keine lebendige Seele im Dorfe; nur nach der Karte sind die Namen derselben zu erraten — der übrige von diesen entfernte Teil des Kriegstheaters ist so aufgezehrt, daß auch nichts da ist. Kein Huhn, keine Kartoffeln, als die, welche die Leute noch heimlich in der Erde haben, womit sie ihr Leben hinhalten — die Pferde laufen auf der Straße und im Felde umher — das übrige Vieh aufgezehrt — die Not macht, daß ein jeder tut, was er will —

der Feind glaubt Recht dazu zu haben, die Russen haben keine andern Mittel, und die große Menge der Kosaken ist wild und nicht diszipliniert. — Wir stehen seit einigen Tagen auf dem Schlachtfelde vom 8. dieses — die Dörfer noch voller Verwundeten, halb oder ganz verhungert; noch gestern fanden wir zwanzig verwundete Franzosen in einigen Häusern eines wüsten Dorfes, die um Brot flehten. In dem Quartier eines angesehenen Gutsbesitzers fanden wir nicht allein kein Brot oder sonst etwas, auch er selbst war seiner Kleidung außer einem schlechten Rocke und schlechten Pantoffeln beraubt. — In einem andern Hause fand sich unter dem Dache der Besitzer eines großen Gutes ohne Bekleidung im Bette — er war 70 Jahre alt; seine Haushaltsgebäude waren abgebrannt, sein Vieh, alles war verloren, die Domestiken weg, sein Haus voller Verwundeten. Er war ehemals Oberstleutnant. Noch liegt das Schlachtfeld voller toter Körper — an manchen Stellen Mann an Mann. Man behauptet, daß die Anzahl der Pferde gegen 15000 und die der noch liegenden Menschen über 12000 betrage. Dies ist eine Berechnung, die auf der Stelle in diesen Tagen gemacht ist, indem man in einem Bezirke alle Körper zählte. Die Anzahl der Verwundeten ist vier bis fünf mal größer als die der auf der Stelle Gebliebenen; dies weiß man aus allen Kriegen. — Welch eine Verwüstung, welch ein Morden!

5. Die Belagerung von Kolberg. 1807.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. Herausgegeben von J. C. L. Haken. 3 Bde. Leipzig 1821–23.

Alles, was von Anbeginn der Belagerung seit dem 13. März bis jetzt vom Feinde unternommen worden, mochte nur als ein leichtes Vorspiel von dem gelten, wozu die dritte Morgenstunde des 1. Julius die Losung gab. Denn mit ihr eröffnete er aus allen seinen zahlreichen Batterien ein Feuer gegen die Stadt, so ununterbrochen, so von allen Seiten kreuzend und so mörderisch und zerstörend, wie wir es noch nie erlebt hatten. Die Erde dröhnte unter unsern Füßen, es war, als ob die Welt vergehen sollte. Sichtbarlich legten unsre Gegner es darauf an, uns durch ihr Bombardement in dem engen Raume unsrer Wälle dergestalt zu ängstigen, daß wir, nirgends mehr unsres Bleibens wissend, die weiße Fahne zur Ergebung aufstecken müßten. Ich befand mich in dieser entsetzlichen Nacht neben unserm Kommandanten auf der Bastion „Preußen", als dem höchsten Punkte, den unsre Wälle zum Überschauen darboten. Von hier aus konnten wir beinahe alle feindlichen Schanzen übersehen, und ebenso lag die Stadt vor uns. Es ist nicht auszusprechen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern des Geschützes Schlag auf Schlag um uns her wütete, während auch das Feuer unsrer Festung in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben; wir sahen sie hier und da und überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hineinwälzen, hörten das Krachen ihres Zerspringens sowie das Einstürzen der Giebel und Häuser, vernahmen den wüsten Lärm, der drinnen wogte und toste, und waren Zeugen, wie bald hier, bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme emporloderte. Von dem allen war die Nacht so hell, als ob tausend Fackeln brennten, und das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern es sah aus,

als ob alle Elemente in Aufruhr geraten wären, um sich einander zu zerstören. Was aber drinnen in der Stadt unter dem armen, wehrlosen Haufen vorging, ist vollends so jammervoll, daß meine Feder es nicht zu beschreiben vermag. Da gab es bald nirgends ein Plätzchen mehr, wo die zagende Menge vor dem drohenden Verderben sich hätte bergen mögen. Überall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer; überall die Gassen wimmelnd von ratlos umherirrenden Flüchtlingen, die ihr Eigentum preisgegeben hatten und unter dem Gezisch der umherkreisenden feindlichen Feuerbälle sich von Tod und Verstümmelung verfolgt sahen; Geschrei von Wehklagenden, von Säuglingen und Kindern, Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und in der allgemeinen Verwirrung verloren hatten; Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren; Lärm der Trommeln, Geklirr der Waffen, Rasseln der Fuhrwerke — nein, es ist nicht möglich, das furchtbare Bild in seiner ganzen Lebendigkeit zu schildern.

Solchergestalt von Schrecken umgeben, und auf noch Schrecklicheres gefaßt, sahen wir der nächsten Nacht entgegen. Das feindliche Geschütz vereinigte sich zu neuen, noch höheren Anstrengungen, und das anhaltende Geprassel einstürzender Gebäude, fallender Ziegel und klirrender Fensterscheiben betäubte das Ohr dergestalt, daß auch der Donner des Feuers nicht selten überhört wurde. Alle jammervollen Szenen der vorigen Nacht erneuerten sich in noch weiterem Umfange. Aber mitten in der ringsum drohenden Gefahr erzeugte sich auch allmählich bei vielen eine Gleichgültigkeit, die nichts mehr zu Herzen nahm. Wenn auch nicht der Mut, so war doch die Kraft erschöpft; Anstrengung, Schlaflosigkeit, immerwährende Anspannung des Gemüts und Sorge für Weib und Kind wirkten auf die meisten mit solchem Gewichte, daß sie selbst in den Trümmern ihrer Wohnung sich ein noch irgend erhaltenes Plätzchen ersahen, um den bis in den Tod ermatteten Gliedern einige Ruhe zu gönnen. Da geschah es, daß eine Bombe, verderblicher als alle übrigen, in den Teil des Rathauses niederfuhr, wo sich die Ratswage befand, und ein hellaufflackerndes Feuer war die unmittelbare Folge ihres Zerspringens. Als naher Nachbar sprang ich auf, um, was ohnehin mein angewiesener Beruf war, schnelle Anstalten zur Brandlöschung zu betreiben; denn an der Erhaltung des ansehnlichen Gebäudes, in dem unser Stadtarchiv und viele andre wertvolle Sachen aufbewahrt lagen, mußte uns allen vorzüglich gelegen sein. Aber ringsum in meiner Nachbarschaft regte sich keine menschliche Seele zum Löschen und Retten. Ich rannte hierhin und dorthin zu den nächsten Bekannten, braven und wackeren Männern, aber schlaftrunken und ohne Gefühl für die drohende Gefahr nahmen sie mein Bitten und Ermuntern ebenso gleichgültig auf wie mein Schelten und Toben. So eilte ich, das nächste Wachthaus auf dem Walle zu erreichen und den dort kommandierenden Offizier um schleunigen Beistand zu bitten. Wild stürmte ich in das halbdunkle Wachtzimmer hinein. Ich sehe auf der Pritsche sich eine Gestalt regen, die ich nicht erkenne. „Bester Mann, zu Hilfe!“ rufe ich, „das Rathaus steht in Flammen!“ — „Ach, du armer Nettelbeck!“ spricht der Offizier, sich mir gegenüber erhebend und meinen Schrei weniger als mein Jammerbild betrachtend. Jetzt erst an der Stimme erkenne ich ihn, es ist — Gneisenau. Er hört, er erfährt; er gibt mir einen Adjutanten samt einem Tambour mit; die Lärmtrommel wird gerührt; Soldaten erscheinen; Patrouillen durchziehen die Straßen;

durch kräftigere Löschanstalten werden zwei Seiten des ein großes Viereck bildenden Gebäudes erhalten, während der schon ergriffene Teil bis zum Abend des folgenden Tages in sich selbst niederbrennt. So besonnen, wo es handeln galt, so allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, so beharrlich, wo nur die angespannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie der Kommandant in dieser furchtbaren Nacht sich zeigte, hatte er immer und überall seit dem ersten Augenblick seines Auftretens sich erwiesen. Seit Wochen war er so wenig in ein Bett wie aus den Kleidern gekommen. Nur einzelne Stunden, die er ungern der Tätigkeit auf den Wällen unter dem Kugelregen abbrach, ruhte er auf einer Pritsche.

Der Morgen des 2. Julius brach an, aber auch das feindliche Bombardement schien mit dem Morgen wieder neue Kräfte zu gewinnen. Höher und höher stiegen Gefahr und Not, von Stunde zu Stunde. Man sah sich genötigt, brennen zu lassen, was brennen wollte. Niemand wußte, ob es dringender sei, dem Feinde von außen zu wehren, oder die Flammen zu löschen, oder das eigene kümmerliche Leben vor den rings umhersausenden Feuerbällen zu wahren. Des Feindes Mut und Anstrengung aber wuchs in eben dem Maße, als die Werkzeuge seiner Zerstörung sich in ihrer furchtbaren Wirksamkeit offenbarten. Gneisenaus scharfes Auge, das mitten in diesem gräßlichen Tumulte jede Bewegung seines Gegners hütete, ließ es nicht unbeachtet, daß dieser bereits Vorbereitungen traf, sich von der Wolfsschanze aus auch über das Münderfort herzustürzen und so auch die östliche Seite des Hafens zu überwältigen. Gegenanstalten wurden auf der Stelle getroffen; den bedrohten Punkt aufs kräftigste zu unterstützen; Befehle flogen, alles war in der lebendigsten Anspannung, und ein neuer Kampf von blutigster Entscheidung sollte losbrechen. Es war 3 Uhr des Nachmittags — da plötzlich schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterien. Auf das Krachen eines Donners wie am Tage des Weltgerichts folgte eine lange, öde Stille. Jeder Atem bei uns stockte; niemand begriff diesen Wechsel, dies schauerliche Erstarren so gewaltiger losgelassener Kräfte. Da nahte ein feindlicher Parlamentär und neben ihm ein Mann, den man als einen preußischen Offizier erkannte. Sein erstes Wort war, als er sich fast atemlos in den Kreis stürzte: „Friede, Kolberg ist gerettet!“

6. Yorks Urteil über die Lage Preußens nach dem Tilsiter Frieden.

J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg. Leipzig 1878. I. 149.

Elbing, den ? Okt. 1807.

Bester Major, wie unglücklich sind wir! Noch ist es kein Jahr, da standen wir in vollem Stolze auf der großen Schaubühne mit der Wagschale von Europa in der Hand; heute bitten wir um Erfüllung eines Friedens, den ein übermütiger Sieger ohnehin noch hohnlachend mit Füßen tritt; und dennoch, wer sieht heute die Grenze des uns bevorstehenden Unglücks? Unsre Lage ist wahrhaft verzweiflungsvoll. Die französische Armee steht immer noch an der Passarge und preßt den Untertanen den letzten Blutstropfen aus. Jeder Tag erzeugt neue Forderungen und neuen unerhörten Druck. Schon macht man

neue Ausschreibungen auf Lieferungen, und alle Einrichtungen deuten auf ein Überwintern (der Franzosen) in unserm Lande. Wahrscheinlich sind zu diesem Aufenthalt entfernt liegende Gründe da, und alles, was von unsrer Seite geopfert werden könnte, würde den Zweck doch verfehlen. Das Maß unsres Unglücks wird noch durch eine ansteckende Ruhr, die viele Menschen hinwegrafft, und durch eine allgemeine Viehseuche gehäuft. Das Schicksal dieser Provinz ist unausdrückbar unglücklich. Wenn diese harte, demütigende Lektion uns nicht klüger macht, dann ist die Hoffnung auf ewig verloren.

Ich war beauftragt, die Freilassung der gefangenen Offiziere bei Marschall Soult zu reklamieren. Die Sache schien ihm fremd, er fand es aber billig, und ich erwarte das Resultat. Mehr Schwierigkeiten macht er mir wegen des Kantonnements des Blücherschen Korps, wir debattieren noch, der Gewalt muß ich aber weichen; leider eine traurige Art der Vermittlung. Meine Lage ist, wie Sie leicht erraten können, hier höchst unangenehm. Nur meine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an den König und der Wunsch, soviel als meine Kräfte vermögen, nützlich zu sein, können mich bewegen, alle die Grobheiten und Demütigungen zu ertragen, die ich täglich anhören muß. Meinem Gott will ich danken, wenn ich aus diesen Verhältnissen mit Ehre heraus bin. . . . Ich fürchte sehr, lieber Freund, wir sind noch nicht bei dem letzten Akt der Tragödie. Stralsund ist nur noch übrig. Es scheint, daß der Teufel mit dieser Nation im Bunde steht, und daß unser Herrgott sich um nichts mehr kümmert.

Die Truppen, so hier stehen, sind schön und, wie sich von selbst versteht, gut ausgefüttert. Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit, selbst Pedanterie, sich der Dienst bei den Franzosen macht; sie exerzieren von morgen bis abend. Sie wissen, wie ich die Franzosen lieb habe, können sich also leicht denken, in welcher Stimmung ich bin, da ich immer unter ihnen sein und noch dazu dem Teufel eine Kerze anstecken muß, um hier und da etwas los zu eisen. Persönlich sind sie sehr artig; offiziell muß ich aber Dinge verschlucken, die mir allemal Zuckungen in der Faust verursachen. Übrigens ist auch nicht alles Gold bei ihnen, was glänzt; sie kochen mitunter sehr mit Wasser; nur ein unbegrenztes Glück ist auf ihrer Seite und ein guter, gewaltiger Kopf an der Spitze, der obenein keinen Gegner findet.

York.

7. Preußens Unglücksjahre.

Oberhofmeisterin Gräfin Sophie Marie von Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. 1745—1814. Leipzig 1876.

1. Januar 1807. So hat Gottes Gnade mich denn noch dies Jahr erleben lassen. Ach! seit dem Monat Oktober haben uns nun Unheil und Schreckenisse aller Art verfolgt. — Gott wolle sich unser erbarmen und die Feinde vernichten, die unser armes Land verheeren. Der König ist sehr besorgt, die arme Königin ist es auch, was sie sehr angreift und ihr sehr schadet.

2. Januar. Die königlichen Kinder reisen morgen nach Memel, und wir gehen nach, sobald es irgend geht.

5. Januar. Ich reiste mit meiner Kammerfrau bei einem entsetzlichen Wetter ab. Bei der ersten Station mußte ich liegen bleiben. Sturm und

Regen waren so toll, daß die Pferde nicht weiter konnten. Die Königin reiste um 12 Uhr mittags ab mit der Viereck und ihrer Kammerfrau, der Schadow, und kam glücklich bis Kreuz.

Man sagt uns, die Franzosen seien schon bei Heilsberg.

7. Januar. Es war ein toller Sturm, und der Weg dicht am Meere, ohne jeden Schutz gegen den Orkan, war überdies ganz abscheulich. Um 3 Uhr kam ich nach Schwart, wo ich nach vieler Mühe und langem Umherfahren endlich ein bescheidenes Unterkommen beim Schulmeister fand. Die Herrschaften kamen bald darauf auch an; die Königin war trotz der großen Kälte gottlob ziemlich wohl.

8. Januar. Ich hatte auf der Erde geschlafen, da kein Bett zu haben war, aber ich schlief doch ganz gut. Der König fuhr früh weiter; ich konnte erst um 8 Uhr Pferde bekommen. Um 11 Uhr kamen wir am Haff an, stiegen in ein Boot und waren um 1 Uhr in Memel. Die Königin kam ganz zu Wagen und deshalb etwas später. Da kein Sessel da war, um sie aus dem Wagen die Treppe hinauf zu tragen, so trug sie ein Bedienter auf dem Arm, was mir weh tat mit anzusehen. — Die Minister Stein und Voß sind beide entlassen; Gott weiß, was hieraus werden soll.

10. Februar. Am 7. und 8. ist denn wirklich eine sehr blutige Schlacht gewesen in der Nähe von Eylau, aber die Russen haben sich wieder zurückziehen müssen; es heißt allerdings, geordnet und ohne Niederlage. Ein Offizier brachte die Nachricht und sagte, die Franzosen hätten 12 000 Mann verloren und die Russen nur 8000. Die alliierte Armee hat Wunder der Tapferkeit getan und zwölf Adler genommen. Abends kam ein zweiter Offizier, der diese Adler nach Petersburg bringt, und einer davon wurde der Königin gebracht. Das ist sehr schön und ehrenvoll, aber es ist doch kein Sieg.

16. Juni. Heute war ein schrecklicher Tag. Wir erfuhren, daß die Franzosen auf Königsberg marschieren, und daß Lestocq gezwungen worden ist, zurückzuweichen. Bennigsen hat die Schlacht bei Friedland am 14. verloren, Lestocq hat sich auf Labiau zurückgezogen. Die Königin war in Verzweiflung, der König ganz gebrochen, Hardenberg allein ruhig, aber auch sehr gebeugt.

26. Juni. Heute war ein sehr trauriger Tag für die arme Königin, aber auch für mich und alle, die ihr Vaterland lieben. Es hat eine Zusammenkunft der drei Monarchen stattgefunden. Der Ort, wo sie sich trafen, ist ein kleines Haus auf der Brücke vor Tilsit. Die arme Königin weinte lange.

28. Juni. Heute kam ein Brief des Königs an die Königin über die Zusammenkunft am 26. Dieser elende Napoleon hat den König mit gesuchter Gleichgültigkeit und Kälte behandelt, und er schreibt sehr aufgeregt und entrüstet. Es waren zwei kleine Häuschen auf der Brücke über die Memel errichtet; in dem einen waren die beiden Kaiser, in dem andern der König. Welche Insolenz gegen ihn! Auch aßen die beiden Kaiser dann zusammen in Tilsit, unser König mußte allein in einem Dorfe (Piktupönen), eine Meile von der Stadt, bleiben. Welch entsetzliche Friedensbedingungen werden wir bekommen nach einem Vorspiel von so ausgesuchter Feindseligkeit und solchem Übermut! . . .

3. Juli. Wir erhielten den Befehl des Königs, nach Tilsit zu kommen, und das bereits morgen. Alle in wahrer Verzweiflung!

4. Juli. Um 8 Uhr früh abgereist, das Herz voll Kummer. — Mit den

Relais erhielt die Königin einen Brief des Königs, der ihr sagte, daß er Hardenberg entlassen müsse, weil Napoleon es unbedingt verlange. Wie schändlich und schmachvoll ist das allein schon! Endlich kamen wir in dem Dorfe Piktupönen an; Hardenberg kam gleich herbei, aber er ist ganz trostlos. Der Kaiser Alexander benimmt sich mehr als schwach, es ist ein Schmerz, es zu sagen.

5. Juli. Kalkreuth hatte geschrieben, daß, wenn die Königin nach Tilsit käme, Napoleon ihr dort seinen Besuch machen werde, und daß sie zum Diner bei ihm eingeladen sei, das gegen 9 Uhr abends stattfände.

6. Juli. Um 4 Uhr fuhren wir fort mit einer Eskorte der Garde du Corps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon. Ich empfing ihn mit der Gräfin Tauentzien am Fuße der Treppe. Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht; dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur; seine großen, runden Augen rollen unheimlich umher; der Ausdruck seiner Züge ist Härte; er sieht aus wie die Inkarnation (Verkörperung) des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin, und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine lange Konversation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit deren Ergebnis war. Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft! Wir kamen um Mitternacht nach Piktupönen zurück.

7. Juli. Als wir beim König abgestiegen waren, erfuhren wir von ihm, daß Napoleon alles, was er am gestrigen Tage der Königin versprochen hatte, bereits widerrufen habe und selbst in der Härte seiner Forderungen noch weiter gegangen sei, als er es vor der Zusammenkunft mit ihr getan hatte. Man sagte, Herr von Talleyrand sei schuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hause vorüberfuhr und wir jedesmal umsonst hinuntergehen mußten, in der Erwartung, er werde aussteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Diner einlud. Wir fuhren sogleich hin, und Barbier begleitete die Königin. Napoleon sah verlegen und zugleich tückisch und boshaft aus. Die Unterhaltung war allgemein sehr gezwungen und einsilbig. Nach Tisch sprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon; beim Fortgehen sagte sie ihm, sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. — Meine arme Königin, sie ist ganz in Verzweiflung!

11. September. Die Königin ist schrecklich unglücklich, daß an allen Orten, wo der Konvention zufolge die Franzosen abmarschieren sollen, sie fort und fort bleiben und die armen Einwohner vollends an den Bettelstab bringen ... Die Herrschaften sind beide recht leidend; all dieser Kummer muß ihre Kräfte erschöpfen. Wie sollen sie dies Maß von Leiden ertragen! — Die arme Königin weint zu viel!

11. November. Ich erhielt das Verzeichnis von allem, was die Franzosen teils offiziell aus Berlin nach Paris fortgeschafft, teils einfach geraubt haben, ebenso aus den königlichen Schlössern, wie aus Potsdam; meistens Statuen, Bilder, Porzellan, Vasen, Kostbarkeiten und Kunstwerke aller Art. Es ist eine unglaubliche Liste.

16. Januar 1808. Um 1 Uhr war ich in Königsberg, die Herrschaften trafen erst um 4 Uhr ein.

1. April. Von heute an hört der Tisch der Offiziere bei uns auf; ich ging heute noch zu ihnen hinein, um Abschied zu nehmen; es tat mir weh. Leider werden von Tag zu Tag mehr Einschränkungen im königlichen Haushalte notwendig; auch ich verzichte auf einen Teil meines Gehaltes.

3. April. Alle die armen Offiziere, die hier durchkommen, sind auf halben Sold gesetzt, und es gibt viele, die auch nicht das Allergeringste von Sold mehr nehmen. Man weiß, daß manche dieser treuen armen Offiziere Holz hauen, um ihr Brot zu verdienen, andre bei den Bauern in der Wirtschaft und auf dem Felde arbeiten, nur um leben zu können; ist das nicht ein grausames, hartes Geschick?

8. Die Stimmung der Königin Luise nach dem Tilsiter Frieden.

Zwei Briefe an ihren Vater.

Memel, 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben. Der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache.

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser (Alexander von Rußland) vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen mit Ehren unter, geachtet von Nationen, und werden ewig

Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens, reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben.

Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unsrer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und nicht mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue gehorsame, Sie innig liebende Tochter

Luise.

Frühling 1808.

Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt! Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, der, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit ihr nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte, in sich gekehrt, wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden.“ Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, das kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen.

Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessere Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will — alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang. Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr es befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unsrer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen »Luise« genannt. Möge es eine Luise werden."

Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, das mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.

Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, das keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andre Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsre Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise.

9. Wodurch die Erhaltung der deutschen Nation bewirkt werden kann.

J. G. Fichte, Reden an die deutsche Nation. Aus der zwölften Rede. Berlin 1869. S. 119 ff.

Diejenige Erziehung, die wir den Deutschen zu ihrer künftigen National-Erziehung vorschlagen, ist nun sattsam beschrieben. Wird das Geschlecht, das durch sie gebildet ist, nur einmal dastehen, dieses lediglich durch seinen Geschmack am Rechten und Guten und schlechthin durch nichts andres getriebene, dieses mit einem Verstande, der für seinen Standpunkt ausreichend, das Rechte allemal sicher erkennt, versehene, dieses mit jeder geistigen und körperlichen Kraft, das Gewollte allemal durchzusetzen, ausgerüstete Geschlecht, so wird alles, was wir mit unsern kühnsten Wünschen begehren können, aus seinem Dasein von selbst sich ergeben und aus ihm natürlich hervorwachsen. Diese Zeit bedarf unsrer Vorschriften so wenig, daß wir vielmehr von ihr zu lernen haben würden.

Da inzwischen dieses Geschlecht noch nicht gegenwärtig ist, sondern erst heraufer zogen werden soll, und, wenn auch alles über unser Erwarten trefflich gehen sollte, wir dennoch eines beträchtlichen Zwischenraumes bedürfen werden, um in jene Zeit hinüber zu kommen, so entsteht die näherliegende Frage, wie sollen wir uns auch nur durch diesen Zwischenraum hindurch bringen? Wie sollen wir, da wir nichts Besseres können, uns erhalten, wenigstens als den Boden, auf dem die Verbesserung vorgehen, und als den Ausgangspunkt, an den jene sich anknüpfen könne? . . . .

Wer sich ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst gehen läßt und von den Umständen sich gestalten, wie sie wollen, der gewöhnt sich bald an jede mögliche Ordnung der Dinge. So sehr auch sein Auge durch etwas beleidigt werden mochte, als er es das erste Mal erblickte, laßt es nur täglich auf dieselbe Weise wiederkehren, so gewöhnt er sich daran und findet es späterhin natürlich, und als ebenso sein müssend, gewinnt es zuletzt gar lieb, und es würde ihm mit der Herstellung des ersten bessern Zustandes wenig gedient sein, weil dieser ihn aus seiner nun einmal gewohnten Weise zu sein herausrisse. Auf diese Weise gewöhnt man sich sogar an Sklaverei, wenn nur unsre sinnliche Fortdauer dabei ungekränkt bleibt, und gewinnt sie mit der Zeit lieb; und dies ist eben das gefährlichste an der Unterworfenheit, daß sie für alle wahre Ehre abstumpft, und sodann ihre sehr erfreuliche Seite hat für den Trägen, indem sie ihn mancher Sorge und manches Selbstdenkens überhebt.

Laßt uns auf der Hut sein gegen diese Überraschung der Süßigkeit des Dienens, denn diese raubt sogar unsern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung. Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einigen. Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unsrer Gedanken, so lange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diesen Gedanken auch äußerlich darzustellen. Machen wir uns mit dem, was ohne Zweifel unserm Ermessen frei bleiben muß, mit unserm Gemüte, zum Vorbilde, zur Weissagung,

zum Bürgen dessen, was nach uns Wirklichkeit werden wird. Lassen wir nur nicht mit unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen und in die Gefangenschaft gebracht werden!

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige, alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherzen da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unsern übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unsrer Sprache keinen besondern Namen, weil sie eben ohne alle unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Wir müssen zuvörderst über die großen Ereignisse unsrer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigner Bewegung unsrer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiedenes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierherfallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das. . . . . Jene Achtlosigkeit auf das, was unter unsern Augen vorgeht, und die künstliche Ableitung der allenfalls entstandenen Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände wäre das Erwünschteste, was einem Feinde unsrer Selbständigkeit begegnen könnte. Ist er sicher, daß wir uns bei keinem Dinge etwas denken, so kann er eben, wie mit leblosen Werkzeugen, alles mit uns vornehmen, was er will; die Gedankenlosigkeit eben ist es, die sich an alles gewöhnt; wo aber der klare und umfassende Gedanke und in diesem das Bild dessen, was da sein sollte, immerfort wachsam bleibt da kommt es zu keiner Gewöhnung.

Diese Reden haben zunächst Sie eingeladen, und sie werden einladen die ganze deutsche Nation, inwieweit es dermalen möglich ist, diese durch den Bücherdruck um sich zu versammeln, bei sich selbst eine feste Entscheidung zu fassen und innerlich mit sich einig zu werden über folgende Fragen: 1. ob es wahr sei oder nicht wahr, daß es eine deutsche Nation gebe, und daß deren Fortdauer in ihrem eigentümlichen und selbständigen Wesen dermalen in Gefahr sei; 2. ob es der Mühe wert sei oder nicht wert sei, sie zu erhalten; 3. ob es irgend ein sicheres und durchgreifendes Mittel dieser Erhaltung gebe, und welches dieses Mittel sei. . . . .

10. E. M. Arndts Urteil über Napoleon und das französische Heer.

E. M. Arndt, Geist der Zeit. Altona 1861. 4. Aufl. S. 278 ff. S. 295 ff.

Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an; der Feldherr hat den Kaiser gemacht. Er hat seinen Anfang und seine erste Kunst nicht vergessen, und

dies ist auch die einzige, die er recht versteht. Alles hat er dem betörten Volke genommen und leichte Scheinbilder dafür gegeben, deren Gaukelei einst erscheinen und ihn verderben könnte; durch einen großen Schein beherrscht er es sicher. Von Freiheit, von Gerechtigkeit, von Volkstugenden durfte bei dem neuen System nichts verlauten; was blieb übrig? Die Siege und die Tapferkeit der Nation, Klänge, wodurch die blutigsten Wüteriche oft geherrscht und die Welt zerstört haben. Man hatte einst die Eroberungskriege verrufen und sich ewige Grenzen gesetzt — wie lange vergessen! Die große Nation, der Glanz, die Macht der großen Nation, ihre Großmut gegen das besiegte Europa: dies sind die Zauberklänge! Auf den Krieg, auf die Waffen, auf die Ehre des Soldaten weist er alles hin, nach dem Maß dieser ersten Kunst werden alle andern Künste gewürdigt. Neue Einrichtungen, die die Revolution in ihrer Bedrängnis gebar, das furchtbare Mittel der allgemeinen Bewaffnung, die Konskription, die unzähligen Heere: dies behält auch der Monarch bei, und durch neue Überziehungen und Mißhandlungen der Fremden, durch neue Einverleibung von Provinzen läßt er die Eitelkeit aufrechnen für das Glück, das nicht da ist. Die Heere und die Menge seiner Trabanten und Knechte aller Art geben einen jährlichen Staat der Ausgaben, der gegen das Übertriebenste unter den vorigen Regierungen unerhört ist; die Senatorerien, die Ländereien der Ehrenlegion sind eine Art Lehen, die das Feudalwesen allmählich wieder einführen werden, dessen Vernichtung allein einen langen Kampf wert war. Endlich schreckt er die Beweglichkeit des Volks durch Schrecken, die nichtig sind, durch Haß gegen England, der etwas Wirkliches ist, und treibt sie in einem Taumel rund, der es unter ihm glänzend und elend, unter seinen Nachfolgern vielleicht zu nichts macht. Das wirklich Edle und Schöne gebraucht er nicht bei diesem Volke; er behandelt es gemein durch die wildesten Triebe der menschlichen Natur, zeigt in einem Aufwand und Nepotismus ohne Grenzen seine ungestrafte Verachtung gegen sie, in einer tyrannischen Willkür seine Gewalt über sie.

Ich sage nicht, daß bei Bonaparte alles absichtlich und listig ist. Er würde nie Großes getan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn manche im Haß machen. Er hat geherrscht, wo man diente; geboten, wo man nachgab; seine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerstand war; ja er hat wohl selten mehr gewußt, als er gefühlt hat; und so ist er dahin gekommen, wohin er beim Ausgehen noch nicht sehen konnte. Aber soll man ihn, der selbst einer blinden Macht in ihm folgt, den weisen und sichern Führer nennen; soll man groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig ist? Soll man einem Mann, der kein Maß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht; von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europens hat er keine Idee; in wilder Natur fährt er dahin, und durch Zufall kann selbst das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint ist.

Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden; die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fände und dann bestände — — Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein

anderer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers.

Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn; ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger wurde er geboren, nicht zum Herrscher, er übt sein Talent und wird es üben.

Das französische Heer. Wer sind denn diese Unüberwindlichen und Unsterblichen, die von sich rühmen, daß sie unbesieglich sind? Seht sie an! Menschen, wie wir andern, überhaupt nicht so stark und rüstig wie der Ungar, Dalmate, Kalabrese, Österreicher und Schwede. Dies sind die Weltsieger, die Weltherren werden wollen! Sie haben Übung, Begeisterung der Ehre, Ruhm, aber keine Tugenden, wodurch Völker edel sind. O, gebt mir die treuen, biedern Völker und laßt einen kräftigen herrlichen Mann auftreten und Leben in sie bringen, einen kühnen Gebieter, der das Gute und Gerechte darstellen und dafür begeistern kann: fester Grund der Menschlichkeit wird windige Ehre zerstäuben, und einmal zerstoben, ist sie wie der Wind zerflogen! Wahrlich, die Menschen sind noch Menschen — wie sollten denn die Franzosen fallen!

Man spricht: „Die Franzosen sind zu geübt, zu gewandt; kein Volk tut es ihnen in Bewegungen und ihren Feldherren in Künsten und Listen gleich, dadurch werfen und überwinden sie alles." Ich sehe das nicht von allen, und wenn sie leicht sind, so wisset, daß Fechterkünste in Feldschlachten zerrinnen. Aber ihre Feinde waren betört und verwirrt; die Feldherren ohne Rat, die Heere ohne Geist, der Glaube, daß die Franzosen alles dies könnten und seien, hatte sie voraus behext. Und ist des Franzosen Element wirklich Leichtigkeit und List, ist der Krieg wirklich so sehr Maschinerie, als die großen Feldherren gestehen, daß er nicht ist: warum greifen die Gegner sie nicht mit dem Element ihrer Kraft an und besiegen sie dadurch? Soll der Ochs mit dem Maul gegen den Wolf kämpfen, weil dieser scharfe Zähne hat? Oder soll der Elefant den Schwanz gebrauchen gegen den Lindwurm? Deutsche Feldherren, kenntet ihr euer Volk! Gerade, einfältig, stark und tapfer ist es, Listen und Künste gelingen ihm selten. Warum laßt ihr euch denn darauf ein gegen die Listigen und Gewandten? Ihre List zerrinnt, wie ihr mit dem Vertrauen der Stärke, Treue, Tapferkeit gerade drauf geht; wie ihr die Schnellen schneller angreifet, die für das Gaukelbild kleiner Ehre Begeisterten bestürmt, begeistert für Recht und Vaterland. Aber habt ihr nichts als Fäuste, so wisset, durch bloße Fäuste wird diese Welt weder befreit noch bezwungen.

11. Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1850. Bd. II. S. 23.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen 2c. 2c., tun kund und fügen hiermit zu wissen: Nach eingetretenem Frieden hat uns die Vorsorge für den gesunkenen Wohlstand unsrer getreuen Untertanen, dessen baldigste Wiederherstellung und möglichste Erhöhung vor allem beschäftigt. Wir haben hierbei erwogen, daß es bei der allgemeinen Not die uns zu Ge-

bote stehenden Mittel übersteige, jedem einzelnen Hilfe zu verschaffen, ohne den Zweck erfüllen zu können, und daß es ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß sei, alles zu entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war. Wir haben ferner erwogen, daß die vorhandenen Beschränkungen teils in Besitz und Genuß des Grundeigentums, teils in den persönlichen Verhältnissen des Landarbeiters unsrer wohlwollenden Absicht vorzüglich entgegenwirken und der Wiederherstellung der Kultur eine große Kraft seiner Tätigkeit entziehen, jene, indem sie auf den Wert des Grundeigentums und den Kredit des Grundbesitzers einen höchst schädlichen Einfluß haben; diese, indem sie den Wert der Arbeit verringern. Wir wollen daher beides auf die Schranken zurückführen, die das gemeinsame Wohl nötig macht, und verordnen daher folgendes:

§ 1. Freiheit des Güterverkehrs.

Jeder Einwohner unsrer Staaten ist ohne alle Einschränkung in Beziehung auf den Staat zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt; der Edelmann also zum Besitz nicht bloß adliger, sondern auch unadliger, bürgerlicher und bäuerlicher Güter aller Art, und der Bürger und Bauer zum Besitz nicht bloß bürgerlicher, bäuerlicher und andrer unadliger, sondern auch adliger Grundstücke, ohne daß der eine oder der andre zu irgend einem Gütererwerb einer besondern Erlaubnis bedarf, wenngleich nach wie vor jede Besitzveränderung den Behörden angezeigt werden muß. Alle Vorzüge, die bei Gütererbschaften der adlige vor dem bürgerlichen Erben hatte, und die bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlichen Rechte fallen gänzlich weg. . . .

§ 2. Freie Wahl des Gewerbes.

Jeder Edelmann ist ohne jeden Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben; und jeder Bürger oder Bauer ist berechtigt, aus dem Bauern- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten.

§ 4. Teilung des Grundstücks.

Die Besitzer an sich veräußerlicher städtischer und ländlicher Grundstücke und Güter aller Art sind nach erfolgter Anzeige bei der Landespolizeibehörde unter Vorbehalt der Rechte der Realgläubiger und der Vorkaufsberechtigten zur Trennung der Radikalien und Pertinenzien wie überhaupt zur teilweisen Veräußerung, also auch die Miteigentümer zu deren Teilung unter sich, berechtigt.

§ 10. Auflösung der Gutsuntertänigkeit.

Nach dem Datum dieser Verordnung entsteht fernerhin kein Untertänigkeitsverhältnis, weder durch Geburt noch durch Heirat noch durch Übernehmung einer untertänigen Stelle noch durch Vertrag.

§ 11.

Mit der Publikation der gegenwärtigen Verordnung hört das bisherige Untertänigkeitsverhältnis der Untertanen und ihrer Weiber und Kinder, die ihre Bauerngüter erblich oder eigentümlich oder erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, wechselseitig gänzlich auf.

§ 12.

Mit dem Martinitage eintausendachthundertundzehn hört alle Gutsuntertänigkeit in unsern sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute, sowie solches auf den Domänen in allen unsern Provinzen schon der Fall ist, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstücks oder vermöge eines besondern Vertrages obliegen, in Kraft bleiben.

Nach dieser unsrer allerhöchsten Willensmeinung hat sich ein jeder, den es angeht, insonderheit aber unsre Landeskollegia und übrigen Behörden genau und pflichtmäßig zu richten, und soll die gegenwärtige Verordnung allgemein bekannt gemacht werden.

Urkundlich unter unsrer höchsteigenhändigen Unterschrift.

So geschehen Memel, den 9. Oktober 1807. Friedrich Wilhelm.

12. Über die preußische Heeresorganisation.

a. Ein Brief Scharnhorsts an den General Clausewitz. 27. Nov. 1807.

G. H. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Bd. II. S. 184.

Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! Aber nur auf einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur dann erst wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, das ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstume nicht hemmen, weiter reicht unser Wirkungskreis nicht. Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen zu wirken, wo ich kann; ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang, Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. Ohne daß ich es vorher wußte, beförderte mich der König und übertrug mir die Reorganisation einer sehr heterogenen Kommission. Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch in diesem Augenblicke mir anderwärts offen. Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche

Anhänglichkeit an das Schicksal des Staates und der Nation und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen hält mich bis jetzt davon ab und wird es tun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können. Obwohl es mit unsrer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Reorganisation des Militärs, in Hinsicht sowohl auf Formation, das Avancement, die Übung als auch insbesondere auf den Geist hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurteile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst angegeben. Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Teil schon genehmigt hat, erschwert das Vorurteil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Exekutoren verfehlt, so wird das neue Militär, so klein und unbedeutend es auch sein mag, in einem andern Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staates in ein näheres und innigeres Bündnis treten.

b. Aus den Berichten der Militärreorganisations-Kommission an den König Friedrich Wilhelm III. 1807.

Klippel, Das Leben des Generals von Scharnhorst. Leipzig 1871. III. Bd. S. 310ff.

In Punkt 5 der königlichen Vorlage hieß es: „Würde mit dem Eintritt der Unadligen nicht eine Abänderung zu treffen sein und solche mehr zugelassen werden müssen?" Die Kommission bemerkte dazu:

Einen Anspruch auf Offizierstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaft besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können. Indem man bisher einem einzigen Stande diese Vorrechte gab, gingen alle Talente und Kenntnisse des übrigen Teils der Nation für die Armee verloren, und dieser Stand sah sich gar nicht in die Notwendigkeit versetzt, sich die militärischen Talente zu erwerben, da seine Geburt und eine lange Lebensdauer ihn zu den höchsten militärischen Ehrenstellen hinaufbringen mußte. Hierin liegt der Grund, warum die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle übrigen Stände so weit zurück waren. Aus eben diesem Grunde wurde die Armee als ein Staat im Staate angesehen, von den übrigen Ständen gehaßt und zum Teil verachtet, da sie doch die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger sein sollte. Die Vergleichung Preußens mit den sich bildenden benachbarten Staaten, die zum Teil aus ehemaligen Mitbürgern des Preußischen Staates bestehen, und die diese Fehler abgeschafft haben, würde die bisherigen Verhältnisse um so drückender machen, und schon aus diesem Grunde würde eine Abänderung notwendig sein.

In früheren Zeiten fand im Preußischen Staate das ausschließliche Recht des Adels zur Offizierstelle gar nicht statt; unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm bestand die Hälfte der Offiziere aus Unadligen, ebenso unter König Friedrich I. Das weitere Avancement nach Anciennität verhinderte jeden Wetteifer; man bedurfte ja keiner Anstrengung; eine gesunde Leibeskonstitution gewährte alles, was man wünschte. Zur Aufrechterhaltung der Armee blieben dem Staate nur Strafen und willkürliche Belohnungen. Jenen ist leicht auszuweichen, diese sind schwer anzuwenden und selten mit den Kräften des Staats übereinstimmend.

Die durch Wetteifer erzeugten Talente und das gesetzliche Emporkommen des dadurch erzeugten Genies gingen der Armee und dem Staate gänzlich verloren. Zu den zum vorigen Artikel gehörigen Überlegungen sind einige Vorschläge aufgestellt worden, die wenigstens bei der Anstellung zum Offizier diesem Nachteil zuvorkommen sollen. Eine weitere Ausdehnung dieser Grundsätze bei den folgenden Graden würde das einzige Mittel sein, um diesem großen Zwecke überall zu entsprechen.

Bei dieser Einrichtung würde es unumgänglich notwendig sein, daß dagegen die bisherigen Einschränkungen des Adels aufgehoben würden und er die Freiheit erhielte, seine Güter, an wen er wolle, verkaufen und alle Beschäftigungen treiben zu dürfen.

Königliche Vorlage: „12. Sobald aber bei der Rekrutierung weniger Exemtion (Befreiung) stattfindet, müßte mit den militärischen Strafen eine Änderung geschehen und sie zwar ebenso strenge, aber weniger diffamierend (beschimpfend) anzuordnen sein, deshalb eine Umänderung der Kriegsartikel vorzunehmen wäre."

Diese Veränderung wird dringend nötig, sobald die Armee aus lauter Inländern besteht und — wie so sehr zu wünschen ist — auch die wohlhabendere und gebildetere Klasse der Landeseinwohner dazu gezogen werden soll. Die Bestimmung im Detail wird aber mit großen Schwierigkeiten verbunden sein eine sehr reifliche Erwägung und Prüfung aller Verhältnisse erfordern. Für bloße Dienstfehler oder solche Vergehungen, für die Zivilpersonen keiner persönlichen Strafe unterworfen sind, könnten diese beim Militär vielleicht ganz abgeschafft, dagegen aber die härtesten körperlichen Strafen und nach Umständen Todesstrafe ohne Erlaß auf Subordinationsverbrechen gesetzt werden.

Infolge einer nochmaligen Beratung erhielt dieser Punkt folgenden Zusatz:

Im ganzen würden die körperlichen Strafen abgeschafft werden können mit Ausnahme der Diebe, wo es sehr zu wünschen wäre, wenn man diese bei Wiederholung ihres Verbrechens ganz aus dem Militär ausstoßen könnte. Wer aber dreimal eines Fehlers sich schuldig gemacht hätte, auf den bisher körperliche Strafen erfolgten, träte beim vierten Male in eine zweite Klasse, wo er mit körperlichen Strafen gezüchtigt würde; nur gute Aufführung könnte ihn aus dieser Klasse wieder heraustreten lassen. Strenger einsamer Arrest wirkt oft sehr stark auf den Menschen.

Bei den zu entwerfenden Kriegsartikeln müssen Belohnungen ebensogut als Bestrafungen ausführlich angegeben werden.

13. Das politische Testament des Freiherrn vom Stein. 1808.

G. H. Pertz a. a. O. Bd. II. S. 309 ff.

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staates, für den ich lebe und für den ich leben werde.

In den äußeren Verhältnissen herrscht die Notwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel. Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volk stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit

aufzustellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nötigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren[1]), ist vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbuntertänigkeit, ist vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigentums ist proklamiert. Dem Volke ist die Befugnis, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andre minder wichtige Bande, die nur einzelnen nützen und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurteilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

1. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mituntertans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Untertan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

2. Der, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Untertanen nötigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiktion ist bereits eingeleitet.

3. Die Erbuntertänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen . . . Es bedarf meiner Einsicht nach keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend.

In diesen dreien Sätzen ist die Freiheit der Untertanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint

4. Eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir notwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunal-Angelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.

---

[1]) Es sind Steins politische Freunde und die Teilnehmer seines Wirkens gemeint.

Daher ist der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze 100 Hufen oder eine, er betreibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines Planes hängt Wohl und Wehe unsers Staats ab; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat notwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Wert, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat zur Erhaltung des Ganzen Konkurrenz gestattet werden müssen. Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem einen widerfährt, betrachtet der andre als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung.

Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Notwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, die der Ewigkeit wert sind, in einem höhern Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

6. Die allgemeine Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß notwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbuntertänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Wertes noch bedürfen.

Hierzu zähle ich

7. Die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Fronen . .

8. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der Tat gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Kandidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußern Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

9. Am meisten aber hierbei wie im ganzen ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht,

Liebe zu Gott, König und Vaterland,

sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen . . .

Königsberg, den 24. November 1808. Stein.

14. Deutsche Schmach.

R. Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Magdeburg 1845. Journal des Distrikts von Osnabrück 1811 S. 1310 ff.

Neben den erhebenden Taten und Worten patriotischer Männer fehlte es aber auch nicht an beschämenden Beweisen vaterlandsloser Gesinnung.

Überreichte doch, so erzählt Eylert, eine namhafte deutsche Universität nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt Napoleon eine Himmelskarte, auf der sein Name als Stern erster Größe glänzte! Auf meiner Reise von Hamm nach Potsdam besuchte ich den Abt D. H. in Helmstädt. Er war als gelehrter Theologe hoch geachtet und hatte kurz zuvor am Geburtstage Napoleons eine Lobrede dem Manne gehalten. Er stellte ihn als den Mann dar, den die göttliche Vorsehung erweckt habe, in das abgestorbene Europa neues Leben zu bringen. Diese Rede hatte er dem Kaiser nach Warschau geschickt, und in überströmender Freude teilte er mir die schmeichelhafte kaiserliche Antwort mit, daß die Rede nach allen Richtungen hin an die Polen verteilt sei. H. küßte das kaiserliche Schreiben und pries es als das Köstlichste, was er besitze. Als er hörte, daß ich nach Potsdam gehe, rief er: „Nicht nach dem Osten! Nach Westen! da ist das Licht einer neuen Schöpfung. Mit der preußischen Monarchie ist es aus; der König wird Berlin nie wiedersehen."

In einem Jahre widmeten 60 französische und 90 deutsche Schriftsteller Napoleon ihre Werke. In den Europäischen Annalen wurde vorgeschlagen, auf den höchsten Alpen eine Bergwand zu glätten und den Namen „Napoleon" darin weithin leuchtend anzubringen. Der Geburtstag des „Königs von Rom" wurde auch in den damals zu Frankreich gehörenden deutschen Gebieten durch Glockengeläute, Gottesdienst, öffentliche Speisung der Armen, Annahme von Kindern, Aussteuerung bedürftiger Brautpaare, Illumination, Theater, Tanz usw. gefeiert. Das „Journal des Distrikts von Osnabrück" veröffentlichte folgendes, von einem deutschen Friedensrichter in Papenburg verfaßtes Gedicht, das bei der Feier gesungen wurde:

1. Heut' beten wir verlass'ne Waisen
Und arme Witwen froh zu Gott,
Er gibt uns Kleider, Trank und Speisen
Und lindert tröstend unsre Not

2. Die Wonne färbt die blassen Wangen,
In Freudentränen glänzt der Blick;

Denn allen ist jetzt aufgegangen
Der Stern, der Nationen Glück.

6. Des Kaisers Wonn' ist uns gegeben,
Wie ihm im Könige von Rom,
Drum soll der große Kaiser leben
Mit uns, wie Gott im Himmelsdom.

8. Drum hoch soll unser Vatr leben,
Der gütige Napoleon,
Auch unsre Mutter, die gegeben
Das Heil den Völkern in dem Sohn.

9. Ein dreimal Hoch im Jubeltone
Am Feste der Dreieinigkeit
Hall' zu des Vaters Sternenthrone,
Der seinen Geist dem Sohne weiht.

XXV. Die Befreiungskriege.

1. Untergang der französischen Armee. 1812.

Christian Martens, Vor fünfzig Jahren. Tagebuch meines Feldzugs in Rußland. Stuttgart 1862. Der Verfasser war württembergischer Offizier. † 1882. Gekürzt.

6. Nov. Der Grund zu den folgenden namenlosen Leiden wurde an diesem Tage von der Natur gelegt. Die Witterung nahm eine furchtbare Wendung, der Himmel verfinsterte sich, schwere Wolken senkten sich tief herab, und der seit zwei Tagen eingetretene Regen ging in anhaltendes Schneegestöber über. Große Scharen von Krähen flogen mit dem Sturm daher und warteten auf den Augenblick, über die Leichname herfallen zu können. Bald nach dem Aufbruch am frühen Morgen gelangten wir durch das zerstörte Städtchen Dorogobus, eine Notbrücke brachte uns über den Dnieper. Gegen Abend fuhr die Wagenburg beim Dorfe Pnewa auf. In welchem Zustande sich aber die unglücklichen Verwundeten hier befanden, vermag ich kaum zu schildern. Da lagen sie gleich eingeschneiten Toten auf den russischen Wägelchen, mehrere wurden als völlig tot befunden und in den Schnee heruntergeworfen, der nun ihr Grab wurde. Anfangs bezeichnete ein Schneehügel die Stelle, wo der Tote lag, aber bald war jede Spur in der unabsehbaren Schneewüste verschwunden.

15. Nov. Früh am Morgen scheuchte uns der verzweifelte Ruf: les Cosakes, les Cosakes! vom Strohlager auf, und alle rüsteten sich zum äußersten Widerstande. Ich erbot mich nachzusehen, und kaum hatte ich das Schneefeld erreicht, als ich schon eine Anzahl Kosaken das Dorf umschwärmen sah. Eilends zu unsrer Scheuer zurückgekehrt, fand ich diese verlassen; die ganze Gesellschaft hatte die Flucht ergriffen.

Doch ein französischer General fuhr in seiner Droschke an mir vorüber, ich raffte mich auf, ergriff die Feder dieses leichten Fuhrwerks und erhielt dadurch die beste Hilfe. Der General schrie, loszulassen, ich hörte aber nicht, und so konnte ich, wiewohl im höchsten Grade erschöpft, mit ihm die Straße erreichen, wo die Kosaken mit Flintenschüssen empfangen wurden. Schnell hatte man eine Wagenburg gebildet, die dem Angriff widerstand.

24. Nov. Diesen Morgen beschlossen unsere Generale, ihre Packwagen wegen

Mangels an Bespannung stehen zu lassen, die noch vorhandenen Lebensmittel in ihren Chaisen unterzubringen und ferner nur diese mitzunehmen. Ich befand mich, mir selbst überlassen und nur vom Diener, der das Pferd an der Hand führte, begleitet, unter fremden Truppenmassen und ungeordneten Haufen aller Art. Mutlos und entkräftet blieben wieder viele liegen und wurden, des Lebens überdrüssig, bald die Beute des Todes. In Verzweiflung heulend sah man andere ihre Pferde antreiben, die zu Hunderten niederfielen und trotz der unbarmherzigsten Peitschenhiebe nicht mehr sich zu erheben vermochten; aber alle andern gingen kalt daran vorüber. Niemand nahm sich des Bedrängten an; jedes Gefühl für fremdes Elend war völlig abgestumpft.

26. Nov. Die an der Beresina vereinigte Armee war ungefähr 70000 Mann stark, davon waren aber kaum 42000 zu verwenden, um den Übergang zu erzwingen; vom überlegenen Feinde waren wir hier von allen Seiten umzingelt, uns blieb nur der verzweifelte Entschluß, durch ihn Bahn zu brechen. An der Übergangsstelle hatte die Beresina eine Breite von 324 Fuß, mit seichtem, sumpfigem Ufer und bei dem jetzigen Wasserstand etwa 6 Fuß Tiefe. Das Holz zu den Brücken hatten die Häuser von Studzianka geliefert; die obere Brücke rechts war für Infanterie und Reiterei, die links unterhalb für Geschütz und Wagen bestimmt. Diese Ordnung konnte aber bei den jetzigen Umständen nicht eingehalten werden.

27. Nov. Napoleon ließ, um den Feind zu täuschen, Scheinübergänge vornehmen, was auch das Heer vom gänzlichen Untergang rettete. Die Garden, mit dem Kaiser an der Spitze, waren die ersten, die über den Fluß setzten und mit ihrem Geschütze ihre Stellung auf den jenseitigen Anhöhen nahmen, um den weitern Übergang schützen zu können. Mit Tagesanbruch verließen auch wir unsre Scheuer und sahen darauf eine unabsehbare Masse von Menschen, Pferden und Fuhren den schmalen Zugängen der Brücken zuströmen und diese bestürmen; es waren daselbst Rampen angebracht, deren Zugänge im Wasser standen, da der grundeisführende Fluß ausgetreten war.

Gendarmen und Pontoniere hatten den Befehl, außer geschlossenen Truppenabteilungen nur zunächst Offiziere und bewaffnete Soldaten über die Brücken zu lassen, wodurch das Gedränge fürchterlich zunahm. Mein erster Versuch, zu der untern Brücke zu gelangen, mißlang; einen günstigen Augenblick abwartend, zog ich mich zu den Wagen bei dem zerstörten Dorfe Studzianka zurück, wo das Gedränge nicht so groß war; hier war ich so glücklich, meinen Bruder mit seinem General, an einem Feuer sitzend, anzutreffen; ich ersuchte ihn, mit mir über die Brücke zu gehen, er wollte aber die Generale von Koch und von Hügel nicht verlassen, die ihre mit Lebensmitteln beladenen Wagen mit sich führten. Mit schwerem Herzen verließ ich meinen Bruder und nahm alle Kräfte zusammen, um zu der untern Brücke zu gelangen. In dem schauerlichen Gedränge vertieft und gepreßt, konnte ich kaum mit den Füßen den Boden berühren; die Masse wogte über gefallene Menschen und Pferde, über zertrümmerte Wagen und andre Gegenstände, viele stürzten darüber zu Boden und waren bald von den Folgenden zertreten; die an den Brücken aufgestellten Gendarmen hieben, um ihre Posten zu behaupten, scharf auf die Unglücklichen, die sich nicht zurückweisen ließen. Ich befand mich in dem Menschenkeil, der auf die Höhe der Rampe geschoben wurde, zu beiden Seiten sah ich den größten Teil ins Wasser gedrückt, um von den großen Eisschollen für immer zugedeckt zu werden. Es war 10 Uhr vormittags, als es mir gelang, über die Brücke zu kommen; ich erreichte hierauf jene von der Garde besetzten Anhöhen und kam darauf zu einigen Offizieren unsrer Division, die sich um ein Feuer gelagert hatten. Wie erstaunte ich, hier meinen Diener mit dem Pferde zu finden, den ich im Gedränge verloren hatte. Noch ehe es mir gelingen konnte, das Ufer zu erreichen, wurde ich von der Masse gegen ein Pferd gepreßt, das nicht mehr fortzubringen war; herrlicher Duft von gerösteten

Kaffeebohnen machte mich auf ein Säckchen aufmerksam, das dem Pferde am Sattel aufgebunden war; nach einem kräftigen Zug war der kostbare Inhalt in meinem Besitz, und nun wurde damit ein stärkender Trank zubereitet, mit dem ich auch andre erquickte. Napoleon hielt sich mit seinem Gefolge immer am Flusse auf und leitete den Übergang. Gegen Abend kam auch unser Hauptquartier hier an, aber von Unterkommen war schon keine Rede mehr, das ganze Dorf verschwand bald, und nur einige Häuser wurden durch die Garden dem Kaiser erhalten. Ein starkes Schneegestöber steigerte unsre Not in hohem Grade, und diese schauerliche Nacht wurde ohne weitere Nahrung am kümmerlichen Feuer zugebracht.

28. Nov. Beim Erwachen fanden wir uns tief eingeschneit, und das zu unserm Glücke; denn wir wären ohne diese Schneedecke sehr leicht dem Erfrieren ausgesetzt gewesen. Jenseits lagerte noch ein großer Teil, nur Fuhrwerk setzte in der Nacht den Übergang fort. Mit Tagesanbruch entspann sich ein mörderischer Kampf auf beiden Ufern, jenseits 40 000, diesseits 27 000 Russen schleuderten ihre Geschosse in die verworrene Masse, die höchste Bestürzung ergriff alles, was noch nicht herüber konnte; zum dritten Male brach die untere Brücke unter der Last zusammen und konnte nicht mehr hergestellt werden; alles drängte sich nun zur obern Brücke hin, Weiber und Kinder, die sich bisher auf stehen gebliebenen Wagen befanden, wurden im Menschenstrome mit fortgerissen, die meisten kamen darin um. Kanonenkugeln und Granaten schlugen in die drangvolle Masse, das Geschrei der Unglücklichen übertönte den Kanonendonner, und das Drängen zur Brücke wurde immer rasender; die größere Zahl stürzte sich in den Fluß und wurde wie gestern größtenteils vom Treibeise fortgerissen. So senkte sich endlich die Nacht herab, die diesem unbeschreiblichen Greuel ein Ende setzte. Indessen setzte diesseits der Zug den Marsch fort; ich aber harrte als Zeuge dieser gräßlichen Verwirrung und des grenzenlosen Jammers lange, jedoch vergebens, auf die Ankunft meines Bruders und machte mich endlich, von allen Bekannten verlassen, auch auf den Weg. Noch nie fühlte ich mich so niedergeschlagen und mutlos wie heute; die Szenen des gestrigen und heutigen Tages hatten mein Innerstes so ergriffen, daß ich für die Erhaltung meines eigenen Lebens ganz abgestumpft wurde. Ein kalter Wind und Glatteis vermehrte noch meinen Trübsinn, als ich eine Stelle erreichte, wo von unserm Rückzugswege nach Wilna eine breite Straße gegen Minsk sich trennte; viele schlugen diese ein, denen ich aber nicht folgte, da ich wußte, daß Minsk bereits vom Feinde eingenommen worden war. Bei anhaltendem Kanonendonner erreichte ich das halb abgebrannte und größtenteils abgebrochene Zembin, wo wegen Überfüllung der wenigen Häuser an ein Unterkommen nicht zu denken war. Ich machte mich an die Biwakfeuer der Franzosen, diese waren aber so dicht besetzt, daß ich das Feuer zwar sehen, aber seinen wohltätigen Einfluß nicht empfinden konnte; es war eine schauerliche Nacht, die ich hier ohne Nahrung auf dem Schnee zubrachte; mit dem traurigen Gedanken, den künftigen Tag nicht mehr zu erleben, legte ich mich nieder. Doch ich sollte auch hier nicht unterliegen. Wie ich später erfuhr, verließen die Generale mit meinem Bruder erst ihr Lager, als schon gegen Mittag die feindlichen Kugeln sie erreichten; an der Brücke angelangt, wollten sie ihre Wagen noch nicht im Stiche lassen; dem Bruder verging die Geduld, er kam allein glücklich herüber.

29. Nov. Wunderbar neu gestärkt, verließ ich mein kaltes Lager auf weichem Schnee und eilte der Brandstätte von Zembin zu, um mir in dem kupfernen Kesselchen, das ich früher einem Toten abgenommen hatte, einen Kaffee zuzubereiten, der, wiewohl nur auf einem Steine gerieben, den Magen wohltätig erwärmte. Auf heißer Brandstätte hatte ich mir die Trümmer eines Herdes zu meinem Geschäfte gewählt, mitten unter Leichen und verkohlten Überresten jener Unglücklichen, die sich hier unter Obdach geborgen glaubten, und einzelnen Gruppen, die auf diesem Schutt- und Aschenhaufen das Wenige verzehrten, was sie noch mit sich

trugen. Auf meiner weiteren Wanderung entging mir nicht, daß die Armee nun ein ganz andres Ansehen als vor dem Beresinaübergang angenommen hatte; man sah selten mehr Kanonen, Wagen, Schlitten und Pferde; beinahe sämtliche Generale und höhere Offiziere hatten ihre Equipagen und Reitpferde zurücklassen müssen und besaßen gleich den andern nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trugen. Gegen Abend machten wir uns in der Nähe einzelner Häuser des Dorfes Kamen, in dem der Kaiser übernachtete, unser Feuer an. Holz und Stroh hatten wir im Überfluß. Wie früher auf Smolensk, ist nun aller Hoffnung auf Wilna gesetzt, wo man wieder einen Anhaltspunkt zu finden glaubt. Am Morgen dieses Tages waren noch nicht alle über die Beresina gekommen. Als die Russen von neuem gegen die Brücke drängten, machten die Zurückgebliebenen noch verzweifelte Versuche; jedoch umsonst, denn gegen 10 Uhr wurde die noch stehende Brücke angezündet und somit jeder Rettungsweg abgeschnitten. Nach einer späteren Zählung soll man an der Beresina 30 116 Leichen und 27 315 tote Pferde gefunden haben, wovon nur einige Tausend den Feind angingen. Die ganze Armee hatte nun kaum 40 000 Bewaffnete in ihren Reihen; sämtliche Reiteroffiziere, die noch beritten waren, bildeten unter dem König von Neapel und zum Schutze Napoleons die sogenannte heilige Schar, diese bestand aus 4 Kompagnien zu 150 Mann. Obgleich sich die russische Macht noch nicht in unsrer unmittelbaren Nähe befand, so verfolgten uns doch zahlreiche Kosakenhaufen unablässig, und ich wäre heute mit noch vielen andern in ihre Hände gefallen, wenn es uns nicht mit großer Anstrengung gelungen wäre, unsre Artillerie bei Kamen zu erreichen; am Rande eines Waldes hatte sich diese aufgestellt, und einige gut angebrachte Schüsse reichten hin, sie in die Flucht zu jagen.

30. Nov. Vormittags gegen 10 Uhr verließen wir das Dorf Kamen, das Gedränge war auf der Straße um so größer, da sich wenige Wagen in dem Troß befanden; man konnte nur langsam vorwärts schreiten, niemand wagte, Seitenwege einzuschlagen. Die Kosaken behielten uns stets im Auge. Die Kälte nahm wieder zu und mit ihr noch größere Leiden, als uns der Feind zufügen konnte; viele Menschen blieben entkräftet zurück, wiewohl wir nur kleine Märsche machen konnten; die langen Nächte, in denen das ruhige Blut im Körper beinahe erstarrte, waren aber unsre fürchterlichsten Feinde. Auch die Kraft meines armen Dieners nahm heute schnell ab; er war kaum im stande, Schritt mit mir zu halten. Meine zwei Reisegefährten verlor ich bald im Gedränge und sah sie nie wieder. Was wir in den langen Nächten zu leiden hatten, kann nicht geschildert werden. Das schnell auflodernde Feuer schrumpfte auf einer Seite die auftauenden Glieder zusammen, während auf der entgegengesetzten Seite der Frost doppelt empfunden wurde. Die zerlumpten Kleider wurden durch darauffallende Kohlen immer mehr bis auf die Haut durchlöchert. Das Ungeziefer, das man scharenweise auf dem Leibe trug, setzte sich durch die Wärme in Tätigkeit und marterte uns bis zur Verzweiflung; endlich stellte sich, wenn man auf das äußerste erschöpft war, der Schlaf ein. Die Augen fielen zu, das Feuer erlosch, und viele erlebten den folgenden Tag nicht mehr. Doch noch unglücklicher waren jene, denen noch das zurückgetretene Blut im Herzen rollte; mit erfrorenen Händen und Füßen waren sie nicht mehr vermögend, aufzustehen. Sie kämpften in schrecklicher Todesangst, sahen ihre Kameraden weiterziehen und sich hilflos dem qualvollsten Tode preisgegeben; in ihren wilden Zügen herrschte Bestürzung, Hunger, Schmerz und Tod. Den wollenen Socken, die mir als Handschuhe dienten, hatte ich die Möglichkeit der Fortsetzung meines Tagebuchs zu verdanken, ohne diesen Schutz hätte ich bei der grimmigsten Kälte keinen Finger bewegen können. Moskauer Simpel wurde ein jeder genannt, dessen Bewußtsein unter solchen Umständen Not gelitten hatte. Für einen solchen mag man mich auch gehalten haben, wenn ich am Biwakfeuer zusammengeschrumpft Bleistift und Papier hervorzog, um des Tages Begebenheiten niederzuschreiben.

2. Dez. Die Kälte nahm furchtbar zu; der echte russische Winter hatte sich nun eingestellt; er wehte mit erstarrendem Hauch tödlich über das Lebende hin. Mühsam schleppten wir uns fort, alle Waffenbrüderschaft, alles Gefühl von Menschlichkeit und Mitleiden verschwand vor dem instinktmäßigen Triebe der Selbsterhaltung. Überall, wohin die Blicke fielen, sah man nichts als Elend und Tod, überall das Geschrei und Ächzen der Unglücklichen, die hilflos am Wege hingestreckt mit dem Tode kämpften. Alle Rangordnung hatte ein Ende, schon der besseren Kleidung wegen wurden höhere Offiziere öfters ausgezogen, noch ehe sie völlig ausgelitten hatten. Die Kälte war heute so groß, daß ich lange Zeit brauchte, um meine Pelzmütze vom Haar loszumachen.

3.—5. Dez. Um nicht völlig zu erfrieren, erwarteten wir nicht den Tag, um wieder die Straße zu gewinnen. Wir kamen an Lagern vorbei, die Schlachtfeldern glichen, ganze Gruppen von Leichen lagen um die erloschenen Biwakfeuer, zerfleischte, tote Pferde bewiesen, daß man hier nur mit ihrem Fleisch den Hunger stillen konnte, brennende Häuser und Tote bezeichneten auch ferner den Weg, den wir nun einzuschlagen hatten. Am Eisen blieb bei dieser beispiellosen Kälte die Haut hängen, wenn einer mit der entblößten Hand sein Gewehr ergreifen wollte. Die Garden waren ebenfalls größtenteils ohne Waffen, ausgehungert und zerlumpt. Napoleon, seiner letzten Stütze beraubt, übertrug dem König von Neapel das Oberkommando, und seine zu Grunde gerichtete Armee verlassend, reiste er unverzüglich nach Paris. Diese überraschende und möglichst geheim gehaltene Nachricht machte auf die Zurückgebliebenen einen tiefen und schmerzlichen Eindruck. Wir entdeckten ein kleines, einzeln stehendes Häuschen, wohin sich wegen der Kosaken und feindlich gesinnten Bauern noch niemand gewagt hatte. Die Verzweiflung trieb uns dahin, und wir hatten es nicht zu bereuen. Die Bewohner nahmen uns etwas mißtrauisch, doch freundlich auf, beeilten sich, uns das Essen zuzubereiten und selbst für unsere Pferde zu sorgen. In der geheizten Stube wurde uns ein Strohlager zugerichtet. Die alte wackre Hausfrau überraschte uns mit Sauerkraut und geräuchertem Fleische auf einer großen hölzernen Platte. So schmutzig und häßlich diese Frau auch war, ich hätte vor Entzücken ihr um den Hals fallen mögen.

6. Dez. Sonntag. Schon um 5 Uhr morgens wurden wir von unsern Hausleuten geweckt. Sie gaben uns noch etwas Brot mit auf den Weg, wiewohl der Mann sehr sparsam damit umging. Tief gerührt über das mitleidige Gefühl dieser braven Leute eilten wir darauf der Heerstraße zu. Aber von der warmen Stube plötzlich in die erstarrende Kälte versetzt, befanden wir uns bald nach dieser guten Pflege in der traurigsten Lage. Das Blut trat zum Herzen zurück, und bald hatte ich kein Gefühl mehr an Händen und Füßen. Beim ersten Halt an der Heerstraße rieb ich mir die erfrorene Nase und die Hände mit Schnee ein; ich befand mich in großer Besorgnis, Wilna nicht mehr erreichen zu können. Die grimmige Kälte hatte heute wohl den höchsten Grad erreicht. Die Kosaken bedurften des Nachts eines schützenden Obdaches, welcher Umstand uns vor nächtlicher Verfolgung und Überrumpelung schützte.

8. Dez. Endlich brach der Tag an, an dem wir das ersehnte Wilna erreichen sollten, und wiewohl diese Stadt nur noch einige Stunden von uns entfernt war, so hatten wir noch namenloses Elend auf dieser kleinen Strecke zu bestehen. Die ziemlich unebene Straße war sehr mit Glatteis überzogen, daher das Gehen höchst beschwerlich war. Um nicht von den Letzten zu sein, benutzte ich die Lücke, die einige Geschütze in dieser Menschenmasse verursachten, und zwischen ihnen fortlaufend, gelangte ich zum engen Tor hinein, sah aber dabei mit Entsetzen, wie ein Offizier von einer Kanonenachse erfaßt und unter dem Bogen so erdrückt wurde, daß ihm das Gedärme aus dem Leibe hing. Ich eilte unserm Spitale zu, wie ich es in Smolensk getan hatte, um ein sicheres Unterkommen und womöglich Pflege zu finden. Nebst 600 Kranken und verwundeten Unteroffizieren

und Soldaten fand ich dort auch mehrere württembergische Offiziere, die zwei Zimmer dieses großen Gebäudes bewohnten. Bald wurde aber der uns angewiesene Raum zu enge, und viele von uns verfügten sich in das deutsche Kaffeehaus, woselbst Juden Lebensmittel aller Art feil hatten. Nicht lange vor mir war auch mein Bruder mit seinem General in Wilna angekommen. Wir bewohnten denselben Raum im Spital. Sehr erschöpft lagen wir alle auf Stroh, die meisten mit erfrorenen Gliedern, die bereits in Brand übergingen. Ein jeder, der sich in diesem Spital befand, wird mir bezeugen, daß es hier, wiewohl wir in behaglich warmen Stuben untergebracht und mit der nötigen Nahrung versehen waren, dennoch schauerlich zuging. Ich konnte noch zufrieden sein und dem lieben Gott danken, in nicht schlimmerem Zustande Wilna erreicht zu haben; denn ich hatte nebst aufgefallenen Knieen nur die Nasenspitze und einige Zehen erfroren, mußte aber zusehen, wie dem unglücklichen Oberleutnant Schleierweber beide völlig erfrorenen Füße abgenommen werden mußten.

9. Dez. Sehr unheimlich war die Nacht, die wir dicht aneinander gereiht auf dem Stroh zubrachten, da war ein Stöhnen und Seufzen, wobei kein Schlaf zu finden gewesen wäre, wenn nicht die große Erschöpfung solchen herbeigeführt hätte. Am Morgen waren meine Füße so angeschwollen, daß die zerlumpten Stiefel vollends abgerissen werden mußten; zum Glück konnte ich sie durch Bundstiefel ersetzen, die ich gegen Bezahlung im Spital erhalten konnte, ein grobes Soldatenhemd war mir ebenfalls sehr willkommen, denn mein bisheriges fiel mir wie Zunder vom Leibe. Wilna war die einzige von uns betretene Stadt in Rußland, die einer allgemeinen Plünderung entging, und zählte damals 30000 Einwohner, worunter der vierte Teil Juden sind, durchweg Handelsleute oder Wirte. Am Abend dieses Tages war endlich der traurige Rest der Großen Armee, etwa 40000 Mann, versammelt und füllte alle Räume der Hauptstadt Litauens.

2. Fluchtlied.

Hildebrand, Soltaus hist. Volkslieder. 2. Hundert. Leipzig 1856. Als Verfasser wird genannt Ferdinand August, 1812 Gymnasiast, später Direktor des Kölnischen Gymnasiums in Berlin.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß ꝛc.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann ꝛc.

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann ꝛc.

Fähnrich ohne Fahn,
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann ꝛc.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgend Rast und Ruh.
Mit Mann ꝛc.

Speicher ohne Brot,
Allerorten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt,
Kranke ohne Magen,
So hat sie Gott geschlagen.

3. Die Konvention von Tauroggen.

Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg. 1. Bd. S. 359 und S. 368.

Indem York den Wortlaut der Konvention einsendet, sucht er durch folgende Briefe seinen Schritt zu rechtfertigen:

Tauroggen, den 30. Dezember 1812.

Durch einen späteren Abmarsch als der Feldmarschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der siebenten Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachteilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor von Diebitsch die Konvention abzuschließen, die ich Ew. Majestät hiermit alleruntertänigst zu Füßen lege.

Fest überzeugt, daß bei einem weitern Marsche die Auflösung des ganzen Korps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde wie bei der Großen Armee, glaubte ich als Untertan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Korps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hilfe leisten zu können.

Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchst Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppenkorps, das der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Wiederherstellung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt!

York.

Tilsit, den 3. Januar 1813.

Ew. königlichen Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen. Ew. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht einmischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen. Das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz andres Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast

allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und begeistern, wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert dastehen.

Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer als

Ew. Majestät
alleruntertänigster und getreuester Untertan
York.

4. König Friedrich Wilhelm III. in Breslau.

Heinrich Steffens, Professor in Breslau. Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. Breslau 1843. VII. Bd. S. 69—103.

Der König kam (Ende Januar 1813) in Breslau an, die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner Seite, die höchsten Beamten, viele Generale drängten sich hier zusammen. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach Breslau, alle Häuser waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; Scharnhorst war da, Gneisenau wurde erwartet, die hereinbrausenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüter ergriffen; nur ein Gedanke erfüllte die zusammengedrängte Menge, alles übrige, Beschäftigung, Liebe, Zuneigung, waren nur da, insofern sie sich diesem Gedanken unterwarfen, ihm dienstbar wurden. Und dennoch schwebte über diesem Gedanken ein geheimnisvolles Dunkel.

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenstern. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorsts, d. h. zu den jüngern Offizieren, von denen sein berühmter Lehrer sowohl als Gneisenau in dem bevorstehenden Kriege viel erwarteten. Ich fand bei ihm mehrere Offiziere, seine Freunde, und der einzig mögliche Gegenstand unsrer Gespräche war natürlich der bevorstehende Krieg. Hier nun erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erscheinenden Zeitung der königliche Aufruf (vom 3. Februar) zur freiwilligen Bewaffnung erscheinen würde. Die ganze preußische Jugend erwartete ihn; aber auch in diesem war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten wurde vieles hin- und hergesprochen, über die lähmende Wirkung, die wir von diesem Stillschweigen befürchteten. Gespannt, freudig erregt und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Gesellschaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich so viel als möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um acht Uhr stattfinden sollte. Indessen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich ergriff mich ein Gedanke. Es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein. Ich zweifelte gar nicht an dem Entschluß des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frank-

reich zu kämpfen, war mir völlig klar, man konnte aber nur verborgene und, ich gestehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, der freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuscht sein mußte, hinzuhalten. Es kann geschehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht ausgesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich ins Gefängnis gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt. Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit. Daß ich nach kurzem wieder entlassen würde, verstand sich, wie ich glaubte, von selbst. Mein Hörsaal war nicht stark besetzt, die Studenten hatten keinen rechten Begriff von der Naturphilosophie, und die Begeisterung einer frühern Zeit war verschwunden; außerdem entleerte die gewaltsame Aufregung der Zeit alle Hörsäle. Einen zweiten Vortrag über die physikalische Geographie sollte ich von elf bis zwölf Uhr halten. Der erste naturphilosophische fand vor den wenigen versammelten Zuhörern statt, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ahnte, was mich innerlich bewegte. Als ich den Vortrag geschlossen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Versammelten und redete sie folgendermaßen an: „Meine Herren, ich sollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Seiner Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ich erwarte so viele, als der Raum zu fassen vermag."

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, das der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte; Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den Straßen, drängten sich zwischen heranziehende Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgend eine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, wurde urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung, in der sich mein Hörsaal befand, zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Tür konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Ich hatte diese zwei Stunden in einem seltsamen Zustande zugebracht. Was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüte gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von ganz Deutschland, ja von ganz Europa da war. Die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert

wurdest, und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen. Tränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Kniee, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, das jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, das auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst.

Nach geschlossener Rede stand ich wieder in der einsamen Stube. Das ist nun getan, sprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine schwere Last mir von der Brust gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte sich mir auf. Jetzt, sagte ich mir, nach dieser Stunde ist deine ganze Stellung im Leben verändert, du bist durch dein Versprechen ein Krieger geworden, und wie soll der Entschluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geschehen? Ich konnte mir keine deutliche Vorstellung davon machen. Ich hatte mich keinem anvertraut, ich stand völlig ratlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf: Zu ihm mußt du eilen, er, wenn irgend einer, wird deine Tat billigen, er wird dir am besten sagen, was du zu tun hast. Schon ergriff ich den Hut, um fortzugehen, als Deputierte der Studierenden erschienen. Sie forderten mich auf, die Rede in einem größern Lokale zu wiederholen; sie schlugen den Fechtsaal, der wohl 5—600 Zuhörer fassen konnte, vor, und ich mußte, obgleich ungern, das Versprechen geben. Es brannte mir unter den Sohlen, aber ich konnte nicht fort. Es erschien der Professor Augusti, der damalige Rektor der Universität. „Ich komme," sagte er in feierlichem Tone, „von dem Staatskanzler." St. Marsan, der französische Gesandte am Hofe des Königs, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher teilte mir dieser selbst den Inhalt des Gesprächs mit. „Sagen Sie mir," hatte er geäußert, „was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja wir betrachten Sie als unsre Bundesgenossen, und nun wagt es ein Universitätslehrer, unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!" Hardenberg entgegnete: „Die Gesinnung des Volks, der Jugend kann Ihnen kein Geheimnis sein. Die Rede konnten wir nicht verhindern, daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie geendigt war. Fordern Sie Genugtuung, die soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde, und die wir schwerlich zu hemmen vermögen." Mich ließ der Staatskanzler durch den Rektor wissen, wie er vernommen, daß ich morgen die Rede zu wiederholen dächte. Er wolle nun zwar mich nicht daran hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Instinkt hatte ich dieses auch in der ersten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der nationalen Objektivität berauben und mich zu un-

schicklichen, leidenschaftlichen Äußerungen verleiten könnte. Der Rektor entfernte sich, und endlich konnte ich noch zu Scharnhorst eilen.

Ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorst, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!“ Es war mein schönster Ruhm. Scharnhorst hatte ich kurz vorher kennen gelernt, er zeigte sich keineswegs als ein Offizier der preußischen Parade. Dieser große Mann, dem Preußen so unendlich viel verdankt, sah einem Gelehrten in Uniform ähnlich. Wenn man neben ihm auf dem Sofa saß, war sein ruhiges Gespräch derart, daß ich fortdauernd an einen berühmten Mann erinnert wurde. Seine Haltung war dann höchst bequem, ja gekrümmt, und er äußerte sich wie ein sinnender Mann, der ganz von seinem Gegenstand erfüllt ist. Dieser war immer bedeutend, und obgleich er ruhig und langsam sprach, zog er dennoch unwiderstehlich an und gewann nach kurzer Zeit nicht allein das Interesse, sondern auch das unwandelbare Vertrauen der Zuhörer, ja er beherrschte sie so durchaus, daß selbst der leidenschaftlichste Mensch, wenn er auch völlig entgegengesetzter Meinung war, gezwungen wurde, den Gang der Entwicklung seiner Rede mit stillschweigender Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Gegner sah sich wider seinen Willen genötigt, die Oberflächlichkeit der eigenen Ansicht neben der Gründlichkeit und Umsicht der seinigen anzuerkennen, und wenn er auch unwillig widerstrebte und halsstarrig die eigene Meinung beizubehalten beschloß, so wagte er doch kaum, sein Widerstreben zu äußern.

Neben diesem großen Manne saß ich nun in dem aufgeregtesten Augenblick meines Lebens, damit er meine nächsten Schritte lenken sollte. Die Neigung, nicht allein sich freiwillig zum Kampfe zu stellen, sondern den Grundsatz der Freiwilligkeit in den Truppenkorps, die man bildete, festzuhalten, hatte sich schon entschieden ausgesprochen. Jahn war nach Breslau gekommen, um dort den Grund zu legen zur Bildung freiwilliger Korps, die den kleinen Krieg auf eine selbständige Weise führen sollten. Der Entschluß, in eins der Detachements, die dem stehenden Heere untergeordnet waren, einzutreten, schwebte mir freilich von dem ersten Augenblick an vor, ich freute mich, als General Scharnhorst diesen Gedanken unterstützte. „Wir könnten,“ sagte er, „Sie zwar sogleich in einem Hauptquartier anstellen, wo Sie eine mit Ihrem frühern Leben mehr übereinstimmende Tätigkeit finden würden, es ist aber gut, daß Sie den Dienst von unten an kennen lernen, auch zweckmäßig, daß Sie wenigstens im Anfange des Krieges in der Mitte der Jugend leben, die Sie begeistert haben.“ Sogleich forderte er mich auf, mich mit einer Bittschrift an Se. Majestät zu wenden, in der ich um Urlaub und um die königliche Erlaubnis ersuchte, den Krieg auf eine Weise, wie es Se. Majestät bestimmen würden, mitmachen zu dürfen. Ich war nun beruhigt, und die gewaltige Aufregung hatte sich in eine bestimmte und geordnete Tat verwandelt. Das Gesuch überreichte ich den Tag darauf dem damaligen Flügeladjutanten des Königs, Herrn von Thiele, und einige Tage später erhielt ich ein königliches Schreiben folgenden Inhalts:

„Ich bezeige Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, sondern sich selbst auch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. Indem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände

Ihnen gestatten, es wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, in dem Sie den Jünglingen in der ernsten Ausübung der Pflichten fürs Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zu deren freudigen Erfüllung anzufeuern."

Breslau, den 16. Februar 1813. Friedrich Wilhelm.

Ich verlebte die wenigen Tage, die verliefen, bis ich das königliche Schreiben erhielt, in großer Unruhe. Die Vorlesungen hatten aufgehört, und ich war den unbestimmten Vorstellungen von meiner zukünftigen Tätigkeit preisgegeben. Ich brachte die Zeit desto unangenehmer zu, da ich den Schritt, den ich getan hatte, noch immer vor meiner Familie geheim hielt. Nur meinem Schwiegervater hatte ich mich ganz anvertraut, er billigte alles und erkannte die Notwendigkeit, nach dem, was geschehen war, den Krieg mitzumachen.

Indessen wurde ich den ganzen Tag von Studierenden bestürmt, nicht allein von Breslauern, sondern auch von Berlinern, ja von Gymnasiasten und Jünglingen jeden Standes. Ich konnte nur ihre Namen aufzeichnen und sie auf die zu erwartende königliche Antwort vertrösten. Die Zahl der sich Meldenden überstieg schon jetzt bei weitem die für die einzelnen Detachements bestimmte. Ich war über meine eigene Lage noch völlig in Ungewißheit, als ich folgendes königliches Schreiben erhielt:

„Mit Bezug auf meine Antwort vom 16. d. M. will ich Ihnen hierdurch die Erlaubnis erteilen, bei der Truppenabteilung, die Sie sich zur Dienstleistung gewählt haben, die Offiziersuniform zu tragen, wonach Sie auch Offiziersdienste verrichten, bis ich anderweite Veranlassung erhalte, Sie vom Volontär zum wirklichen Offizier zu befördern, und können Sie Ihre Ansprüche auf diese Begünstigung bei dem Kommandeur des Garde-Jägerbataillons durch gegenwärtiges Schreiben rechtfertigen."

Breslau, den 20. Februar 1813. Friedrich Wilhelm.

Gleichzeitig erging an den Generalmajor von Scharnhorst folgendes Schreiben, das noch in meinem Besitze ist:

„Auf Ihr Schreiben vom 18. d. M. habe ich dem Professor Steffens erlaubt, als Volontär die Offiziersuniform der Abteilung zu tragen, bei der er Dienste leisten will, und da er nach Ihrer Anzeige das Jäger-Detachement des Garde-Jägerbataillons gewählt hat, so habe ich den Major von Jagow darauf aufmerksam gemacht, daß ihm der Steffens bei der Formation des Detachements gute Dienste würde leisten können und ihm dabei empfohlen, sich seiner zu bedienen."

Breslau, den 20. Februar 1813. Friedrich Wilhelm.

Nun hatte allerdings meine Tätigkeit eine völlig bestimmte Richtung. Hauptmann von Boltenstern, von Halle aus mein vertrauter Freund, wurde mein Kompagniechef, und vorläufig lernte ich durch einen dazu von mir bezahlten Sergeanten der Kompagnie das Gewehrexerzitium. Dieser Einübung konnte ich indes nur eine kurze Zeit widmen, mein Hauptgeschäft war noch immer ein ganz andres. In meinem Bureau fanden die weitläufigsten und verwickeltsten Geschäfte statt. Über einen jeden sich meldenden Freiwilligen mußte ein Protokoll aufgenommen werden, damit man über seine persönlichen Verhältnisse gelegentlich Auskunft geben könne. Mehrere tausend Freiwillige

kamen zu mir, viele Generale, die für die Detachements ihrer Regimenter Freiwillige zu erhalten wünschten, beehrten mich mit ihrem Besuche, und ich hatte genug zu tun, um die jungen Leute, die alle in den Garde-Detachements dienen wollten, nur einigermaßen gleichartig zu verteilen, indem ich sie zu überreden suchte, sich an andre Bataillone anzuschließen, da die Garde-Detachements fast alle die gesetzmäßige Zahl erreicht hätten. Ich erhielt als begünstigende Ausnahme die Erlaubnis, diese Zahl (irre ich nicht von zweihundert) um fünfzig zu überschreiten.

Ein freundschaftlicher Wettstreit zwischen den Korps und den Detachements hatte sich erhoben. Das Lützowsche Korps bildete sich in Breslau und ganz in meiner Nähe. Jahn bewohnte den „Goldenen Zepter", einen Gasthof in der nämlichen Straße, wo ich wohnte. Wenige Häuser von mir entfernt war das Jahnsche Werbehaus sowie meine Wohnung, das für die Detachements. Es war natürlich, daß ein solches Freikorps etwas sehr Anziehendes für die Jugend hatte, das dichterisch Kühne konnte sich, wie man voraussetzte, hier entschiedener äußern. Es war die feurige Lyrik des Krieges, wie sie auch später in Körners Gedichten erschien und in allen Gegenden Deutschlands die Gemüter erregte. Gewiß, es war seine herrliche, durch seine sittliche Freiheit den ganzen Krieg veredelnde und stärkende Gesinnung, die durch die Bildung dieses Korps und seine spätern Taten laut wurde. Mein Alter wie meine Stellung hatten mir aber von vornherein geboten, einer entgegengesetzten Richtung zu huldigen und mich dahin zu wenden, wo die großen geordneten Massen, von trefflichen Heerführern geleitet, über das verhängnisvolle Schicksal der Völker zu entscheiden hatten. Erkannte ich in den Freikorps die leichte Lyrik des Krieges, so sollte sich hier dessen großartiges Epos entwickeln. Es war mir nicht schwer, der Jugend begreiflich zu machen, daß sie, in dem großen Heere dienend, den bedeutendsten Ereignissen näher trat.

Aber bevor ich noch selbst ausgerüstet und uniformiert in die Reihen der Krieger trat, drängte sich mir ein andres Geschäft auf. Ich mußte nämlich für die Bekleidung der Freiwilligen des Detachements Sorge tragen. Die dazu nötigen Summen erhielt ich durch die freiwilligen Beiträge, die aus Breslau und aus allen Gegenden Preußens noch zuströmten. Es ist bekannt, wie der Wetteifer, sich durch reichliche Gaben auszuzeichnen, in diesen Augenblicken der Begeisterung keine Grenzen kannte. Der Geizige griff seine ängstlich zusammengehäuften Schätze an, wer aber keine Summe zu bieten hatte, verkaufte Edelsteine, Gold- und Silbergeräte, und wie die Mütter die zärtlich geliebten Söhne, die bis jetzt mit ängstlicher Sorge gepflegt wurden, nicht selten selbst bewaffneten und in den Krieg sendeten, so erschienen auch alle Menschen gehoben und geheiligt. Geringe und gemeine Gesinnungen wagten sich in diesen schönen Tagen kaum hervor. Ausgezeichnete Beamte stellten sich, als verstände es sich von selbst, in die Reihen der Gemeinen. Höhergestellte schienen willig sich den Befehlen sonst Untergeordneter zu unterwerfen, wenn diese, durch frühern Dienst dazu befähigt, ihnen vorgesetzt wurden. Das Geben und Empfangen, das Schenken und Geschenktes annehmen schien seine sonstige Bedeutung völlig verloren zu haben.

Der Staatskanzler hatte dem Hofrat Heun, sonst als Romanschriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt, das Einsammeln, Verteilen, Berechnen und die öffentliche Bekanntmachung dieser Geldbeträge übertragen, und an ihn wandte ich mich, wenn ich die Handwerker bezahlen mußte, nie vergebens.

Diese arbeiteten Tag und Nacht, und mein Bataillonschef, der Major v. Jagow, machte mir den Vorschlag, fünfzig der schönsten jungen Männer eiligst zu uniformieren und Sr. Majestät vorzustellen. In unglaublich kurzer Zeit waren diese Männer equipiert, ich erhielt die königliche Erlaubnis, sie vorzustellen, und sie nahmen sich in der Tat gut aus. Der König empfing uns in seinem Palast, und zu den Merkwürdigkeiten gehörte es, daß unter diesen Freiwilligen der sonst auch als Dichter bekannte Hofrat Bürde drei Söhne, alle schön und gut gewachsene Jünglinge, stellte, die alle drei unter den übrigen hervorragten. Der Major von Jagow war allein zugegen und ich in Zivilkleidung, weil meine Uniform noch nicht fertig war. Se. Majestät wandte sich mit einer höchst gnädigen Anrede an diese erste Präsentation der preußischen Freiwilligen und äußerte sich darauf gegen mich in Worten, die mir ewig unvergeßlich sein werden.

5. Die Stände Ostpreußens erbieten sich zur Errichtung einer Landwehr.

Förster, Neue und neueste Preuß. Geschichte. Berlin 1854. II. S. 882 ff.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, das sind die Tugenden, welche jeder Preuße von zarter Kindheit an sich aneignet, stets in treuem Herzen nährt und nie, auch nicht in den schwierigsten Drangsalen, verleugnet.

Mit diesen heiligen Gesinnungen versammelten wir uns im Auftrage der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen vom rechten Weichselufer und Litauen in gesetzlicher Form, um zu beraten, welches Opfer wir Ew. Königl. Majestät und dem teuren Vaterland bringen könnten, um in der jetzigen Lage der Dinge unsere Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland nicht in Worten zu zeigen, sondern in Taten übergehen zu lassen. Wir wandten uns an Ew. Majestät höchsten Stellvertreter im Militär, den hochverehrten Generalleutnant von York, den wärmsten Verteidiger des Vaterlandes. Gern und willig schlug er uns die Mittel vor, dem Vaterlande zu nützen, und unter diesen die Errichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und Verteidigung des Landes.

Wir können uns mit edlem Stolze rühmen, daß heiliger Eifer für die gute Sache, treue Ergebenheit gegen Ew. Kgl. Majestät erhabene Person und reiner patriotischer Sinn für das Vaterland uns beseelen, und so übernahmen wir nicht bloß, was wir nur mit der größten Anstrengung für möglich hielten, sondern vereinigten uns auch mit dem hochverehrten Generalleutnant von York in Hinsicht des uns vorgelegten Entwurfs zur Organisation einer Landwehr. Seinen Händen haben wir diesen Entwurf anvertraut, daß er durch ihn Ew. Königl. Majestät hoher Bestimmung übergeben werde. Nur, was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir: nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kämpfend siegen oder sterben.

Königsberg, den 9. Februar 1813. (Unterschriften.)

6. Gesetz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die Dauer des Krieges betreffend.

R. de l'Homme de Courbiere, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 177.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc., haben in Erwägung der von unsern getreuen Untertanen längst anerkannten Verbindlichkeit eines jeden waffenfähigen Bürgers, sein Vaterland zu verteidigen, dessen Erhaltung ihm und seinem Vermögen Schutz und gesetzliche bürgerliche Freiheit gewährt, bereits mittels der auf unsern Befehl erlassenen Aufforderung, allen gebildeten Jünglingen Gelegenheit zu geben beabsichtigt, durch den Dienst bei der Artillerie oder unter den freiwilligen Jägern ihren guten Willen mit der Tat zu äußern und sich Ansprüche auf unvergänglichen Ruhm und auf den Dank eines erkenntlichen Vaterlandes zu erwerben.

In Übereinstimmung mit diesen Anordnungen, und um jeder Unkunde über unsre Absichten zu begegnen, verordnen wir, daß für die Dauer des Krieges alle Ausnahmen zu der Verpflichtung zum Militärdienst nach der bisherigen Kantonverfassung unter nachfolgenden Bestimmungen hiermit aufgehoben sein sollen: Es soll zwar einem jeden bisher Eximierten zwischen dem vollendeten 17. und 24. Jahre überlassen werden, sich freiwillig den Jägerabteilungen zu Fuß und zu Pferde oder der Artillerie nach eigner Wahl zu widmen, derjenige aber, der nicht binnen acht Tagen nach der Publikation dieser Verordnung sich bei der Ortsobrigkeit dazu freiwillig meldet, die die Verpflichtung hat, solches sogleich dem gewählten Bataillon oder Kavallerieregiment anzuzeigen, soll jene Wahl nicht mehr auszuüben befugt sein, und er soll bei der Truppengattung angestellt werden, der die Militärbehörden ihn zuzuteilen sich veranlaßt finden. Es haben hiervon jedoch folgende Ausnahmen statt:

1. bleiben eximiert alle gebrechlichen jungen Männer aus dem obigen Alter;
2. alle die, die keine Väter haben und bereits die Bewirtschaftung eines Bürgerhauses, Bauernhofes oder einer größern Besitzung führen und ihr Eigentümer sind;
3. die Söhne von Witwen, wenn keine ältern nicht im Militärdienste befindlichen Brüder vorhanden sind;
4. jeder, der notorisch der einzige Ernährer seiner ohnehin hilflosen Familie ist;
5. in unserem Dienst stehende aktive und besoldete Offizianten und in geistlichen Ämtern stehende junge Männer.

Sämtliche Behörden, die es angeht, besonders die Landräte, Magistrate, Gutsbesitzer und Schulzengerichte, haben bei der größten Verantwortlichkeit diese Verordnung sogleich in Ausübung zu bringen.

Wir wiederholen die Versicherung, daß jeder im Militärdienst Angestellte, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, nach seinen Fähigkeiten und nach seinem Betragen, sobald er einen Monat gedient und sich die Gelegenheit dazu ereignet, zum Offizier oder Unteroffizier befördert werden und vorzugsweisen Anspruch auf Versorgung im Zivildienst erhalten soll.

Gegeben zu Breslau, den 9. Februar 1813. Friedrich Wilhelm.

7. Zwei Briefe Theodor Körners.

K. Streckfuß, Th. Körners sämtliche Werke. 4 Bde. Berlin 1847. IV. Bd. S. 303 und 317.

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott! ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größern Zwecken da, er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmte ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch H (umboldt) als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden, und kommt einzig auf die Summe des Geldes an, die ich zusammenbringe. Toni (Körners Braut) hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und du wirst mich Deiner würdig finden. Dein Theodor.

Jauer, den 30. März.

Liebe Mutter! Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen

Miene, es zu halten, und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für eine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt wie ein ehrliches deutsches Herz verbluten kann. Das walte Gott, ich bin bereit!

Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar einfach aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das ich zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, der Religion und des Vaterlandes weder Gut noch Blut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schwuren! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen! es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott" machte das Ende der Herrlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühle hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich voraus weiß, sie sind unter den ersten, die der Würgengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren, bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild, wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Teuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermut in der schönen Überzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde. Dein Dich liebender Sohn Theodor Körner.

8. Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An Mein Volk!" 17. März 1813.

Schlesische privilegierte Zeitung vom 20. März 1813. Verfaßt von dem Staatsrat v. Hippel.

An Mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, der jetzt beginnt; klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes wurde ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau wurde gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unsrer Städte. Die Freiheit des Handels wurde gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land wurde ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich

zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

9. Des Königs Aufruf zur Bildung einer Landwehr und eines Landsturms. 17. März 1813.

Förster, Geschichte der Befreiungskriege, I. S. 156.

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondren Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung verteidigen.

Preußen! würdig des Namens, teilt ihr dies Gefühl! Auch ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr in dem Eifer, mit dem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen, in der Bereitwilligkeit, mit der gereifte Männer, voll Verachtung der

Gefahr, sich zum Kriegsdienste erbieten, und in den Opfern, mit denen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

Ein mit Mut erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsre Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre teilt!

Preußen! zu diesem Zwecke ist es notwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit jene und werde diesen anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit Meinen getreuen Ständen darüber in Beratung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinz entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mitteilen. Eile ist nötig. Der gute Wille jedes einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn.

Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsre Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.

Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung aller, die für das, was den Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen.

Meine Sache ist die Sache Meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa!

Gegeben Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

10. Deutsche Frauen im Jahre 1813.

A. Richter a. a. O. S. 272.

Am 1. April 1813 erschien in den Zeitungen folgender „Aufruf der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im Preußischen Staate“:

„Das Vaterland ist in Gefahr!“ So sprach der König zu seinen getreuen, ihn liebenden Untertanen, und alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien, Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutterträne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze des Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmütigen Frauen und Töchter jedes Standes mit uns dazu beitragen, daß Hilfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe und der Friede seine Segnungen ausströmen könne.

Nicht bloß bares Geld wird unser Verein als Opfer dargebracht annehmen, sondern jede entbehrliche wertvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand, gesponnene Wolle und Garn angenommen und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Stoffe als Opfer angesehen werden. Solche Gaben, Geschenke und Leistungen geben fortan das Recht, sich „Teilgenossen des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes" zu nennen.

Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Verteidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohltätigkeit der Frauen uns in den Stand gesetzt, noch mehr zu tun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hilfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe.

11. Vaterlandsliebe.

Unter dieser Überschrift veröffentlichten 1813 Berliner und Breslauer Zeitungen ein langes Verzeichnis freiwilliger Beisteuern, von denen hier (nach Förster I. S. 10 ff.) genannt werden mögen:

— Alexander, zehn Jahre, und Theodor, neun Jahre alt, zu jung, um für das geliebte Vaterland zu fechten, opfern ihm freudig ihre kleine Habe, zwei Dukaten, zur Bekleidung der schwarzen Jäger.

— Zwei goldene Trauringe mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren; nichts blieb uns übrig als unsere Trauringe, hier sind sie mit Freuden."

— Eine Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten ist, sendet ihren Schmuck mit den Worten ein: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Wert haben als den, es dem Vaterlande zum Opfer zu bringen."

— Zehn Taler, von einer armen Frau zu einem Kleide erspart, mit der Bemerkung: „Die Jäger brauchen es notwendiger als ich."

— „Dem Vaterlande!" drei silberne Eßlöffel.

— Von einem Geschwisterpaar eine goldene Halskette und eine Reiherfeder.

— A. S. bittet, diese Kleinigkeit, welche ihm noch übrig geblieben ist, nicht zu verschmähen, weil er selbige aus gutem Herzen gibt: einen silbernen Löffel und eine silberne Kinderklapper.

— Ein Paar goldene Ohrringe, ein Ring, Teesieb und Strickscheiden mit folgenden Zeilen:

„Alles, alles, was ich habe,
Ist diese ganz kleine Gabe,
Wär' die Zeit jetzt nicht so schwer,
Gerne, gerne gäb' ich mehr!"

— Der Schuhmacher B.: drei Paar neue Stiefeln und zehn Taler.

— Von drei Dienstmädchen: ein silberner Becher, eine dergleichen Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Taler.

— Als Scherflein von einer armen Witwe für arme Krieger: ein neues Hemd, ein Paar goldene Ohrringe, drei goldene Ringe, ein silbernes Schloß und eine kleine Verlocke.

— Von einem zehnjährigen Knaben zwei silberne Medaillen und sieben Groschen.

— Von der Witwe A. 81 Stück Tornister.

— Eine Patriotin: das Andenken eines teuren Vaters, sechs silberne Löffel.

— Ein alter Krieger: sein einziges Pretiosum, eine goldene Medaille.

— Mit zwei Paar wollenen Socken: „Das letzte bißchen Armut einer alten Soldatenwitwe."

— Von einem zehnjährigen Knaben eine silberne Uhr mit den Worten: „Da ich leider noch zu klein bin, um selbst mitzugehen, so bringe ich gern alles, was ich habe."

— Zur Verwandlung in Eisen: ein silbernes Degengefäß, einem französischen Oberst in der Schanze vor Kolberg 1807 abgenommen.

— „Ein blinder Harfenspieler, der auch den Wunsch hat, für sein teures Vaterland etwas zu leisten; er erbietet sich, die Hälfte seines kümmerlichen Verdienstes zur Unterstützung eines erblindet zurückkehrenden Kriegers zu verwenden, und bittet, ihm alte Leinwand zuzuschicken, um Charpie davon zu zupfen."

— Von einem treuen Westfälinger 50 Säbelklingen: „Laßt euch von ihnen freie Bahn nach dem Rheine machen!"

— Ein Zopf eigener Haare: „Der Friseur M. hat für dieses Haar zehn Taler geboten; es macht mich glücklich, dem Vaterlande dies kleine Opfer bringen zu können." (Breslau.)

— Nach einer ungefähren Berechnung sind im Jahre 1813 in Preußen überhaupt gegen einhundertundsechzigtausend goldene Ringe, Ketten, Ohrgehänge und anderer Schmuck auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt worden.

12. Zwei Briefe von Eleonore Prohaska.

Fr. Förster a. a. O. I. Bd. S. 28 ff.

Eleonore Prohaska, Tochter eines invaliden Unteroffiziers in Potsdam, verließ heimlich ihr Elternhaus und trat in das Lützowsche Freikorps ein. In dem Gefecht bei der Göhrde (16. Sept.) schwer verwundet, starb sie in Dannenberg (5. Okt. 1813), wo sie auch beigesetzt wurde.

Aus unserm ersten Biwak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht; aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, die mir vorwarfen, ich sei feig, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tirol,

wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhielt; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Taler, Hirschfänger und Tschako, zusammen für drei und einen halben Taler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst von Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr Vergnügen finde. Ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll, und daß mein Herz stets treu und bieder für sie schlüge. Mit ewiger Liebe

Deine
Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps.

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen an den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurückgelegt, und morgen um zwei Uhr marschieren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen.

Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben. Kann ich nicht ein Quartier für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu tun gibt es im Biwak auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der ganzen Kompagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgend als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: „Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an; wenn das nur auf dem rechten Flecke sitzt." Mit dem halte ich zusammen und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber, guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Mut zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Überzeugung, daß Du, Vater und Karoline, mir nicht böse seid, und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, teurer guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl! Ich kann vor Tränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde

Deine Dich ewig liebende Schwester
Leonore, gen. August Renz.

13. Unterredung Metternichs mit Napoleon zu Dresden. Am 26. Juni 1813.

Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Herausgegeben vom Fürsten Richard Metternich-Winneburg. 1. Bd. Wien 1880.

Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinetts, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arme. Er ging auf mich zu mit erkünstelter Fassung und erkundigte sich um das Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge, und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an:

„Sie wollen also den Krieg, gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen; auch Sie wollen an die Reihe kommen; es sei, in Wien geben wir uns Rendezvous. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein lebelang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Torheit; aber sie ist begangen, ich bereue sie heute."

„Krieg und Frieden," erwiderte ich, „liegen in der Hand Eurer Majestät. Das Schicksal von Europa, seine Zukunft und die Ihrige, alles das ruht in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Widerspruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarlichen Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen."

„Nun gut, was will man von mir?" fuhr mich Napoleon an, „daß ich mich entehre? Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Hand breit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, der Sohn des Glücks . . . Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer acht ließ, was mir eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte hat mich zu Grunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich 30000 Pferde. Alles habe ich verloren, nur nicht die Ehre und das Bewußtsein dessen, was ich meinem tapferen Volke schulde, welches nach so ungeheuern Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen; sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen!"

„Und gerade die Armee ist es," erwiderte ich ihm, „welche den Frieden verlangt." — „Nicht die Armee," unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, „nein, meine Generale wollen den Frieden. Die Kälte von Moskau hat sie demoralisiert. Ich sah die Tapfersten weinen wie die Kinder. Sie waren physisch und moralisch gebrochen. Vor vierzehn Tagen konnte ich Frieden schließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen; ich werde nicht Frieden schließen."

Nachdem Napoleon Österreich gewarnt, sich auf Rußland, Preußen und die übrigen

deutschen Fürsten zu verlassen, und seine Niederlage in Rußland allein auf Rechnung der Jahreszeit zu setzen versucht hatte, erwiderte Metternich:

„Das Glück kann Sie ein zweites Mal wie im Jahre 1812 im Stich lassen. In gewöhnlichen Zeiten bilden die Armeen nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, heute ist es das ganze Volk, das Sie unter die Waffen rufen. Ihre jetzige Armee, ist sie nicht eine antizipierte Generation? Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder. Eure Majestät haben das Gefühl, daß Sie der Nation absolut notwendig sind; brauchen aber nicht auch Sie die Nation? Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, dahingerafft sein wird, was dann?"

Als Napoleon diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn; er ward bleich, und seine Züge verzerrten sich. „Sie sind nicht Soldat," fuhr er mich an, „und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann, wie ich, schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen." Mit diesem Ausbruch warf er den Hut in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig und sagte, tief bewegt von dem, was ich eben gehört: „Öffnen wir die Türen, und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren."

Napoleon faßte sich, und mit ruhigerem Tone sagte er: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzuge von Moskau 300000 Mann verloren; es waren nicht mehr als 30000 Franzosen darunter." — „Sie vergessen," rief ich aus, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen!"

Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab; beim zweiten Gange hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. „So hab' ich denn," hub er an, „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Österreich zu heiraten. . . . Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts. Ich habe mich getäuscht, und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben."

14. Die Schlacht an der Katzbach.

a. Zwei Briefe Gneisenaus.

A. Richter a. a. O. S. 273.

Brechelshof, 26. Aug. 1813.

Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Disposition zum Angriff gemacht und wollten sie eben zur Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Kolonnen seien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unsern Angriffsplan, verbargen unsre Kolonnen hinter sanften Anhöhen, zeigten nur unsre Avantgarden und stellten uns, als ob wir in die Defensive verfielen. Nun drang der Feind übermütig vor. Auf einmal brachen wir über die sanften Anhöhen hervor. Einen Augenblick

war das Gefecht im Stillstand. Wir brachten mehr Kavallerie ins Gefecht; zuletzt griffen unsre Infanteriemassen die feindlichen mit dem Bajonett an und stürzten sie den steilen Rand des Flusses, der Katzbach, hinunter. Der russische General von Sacken hat uns vortrefflich unterstützt. Nicht so der russische General Graf Langeron. Er hatte eine ungeheuer starke Stellung und wollte sich dennoch nicht schlagen. Er verlor einen Teil dieser Stellung durch Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit, und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feinde in den Rücken gingen, retteten wir ihn. Viel Geschütz ist in unsern Händen. Es ist Mitternacht, wir wissen also noch nicht dessen Zahl. Die Schlacht heißt die Schlacht an der Katzbach. Gott erhalte Sie!

N. v. Gneisenau.

Holstein bei Löwenberg, 30. Aug. 1813.

Unser Sieg am 26. ist weit vollständiger, als ich in meinem letzten Briefe darüber anzeigen konnte. In den beholzten steilen Talwänden der Wütenden Neiße und der Katzbach wurden des andern Tags die hinabgestürzten Geschütze und Kriegsfuhrwerke gefunden. Wir haben über 100 Kanonen erobert, 300 Munitionswagen und Feldschmieden, 1500 Gefangene wurden bereits eingebracht, mehr derselben kommen stündlich ein. Alle Straßen zwischen der Katzbach und dem Bober trugen Spuren der Wirkungen des Schreckens unsrer Feinde: Leichname, überfahren und in den Schlamm gesunken, umgestürzte Fahrzeuge, verbrannte Dörfer. Der größte Teil der Macdonaldschen Armee hat sich aufgelöst. Von den Übergängen der angeschwollenen Flüsse abgeschnitten, irren die Flüchtlinge in den Wäldern und Bergen umher und begehen Unordnungen aus Hunger. Das Wetter ist abscheulich, der Regen unaufhörlich. Während der Schlacht schlug uns der Sturm ins Gesicht. Der Soldat bringt die Nächte unter freiem Himmel zu.

N. v. Gneisenau.

b. Blüchers Tagesbefehl nach der Schlacht.

Förster a. a. O. I. S. 692.

Hauptquartier Löwenberg, den 1. Sept. 1813.

Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz aus den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben.

Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor, eure Bajonette stürzten ihn den steilen Talrand der Wütenden Neiße und Katzbach hinab.

Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet, im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht; ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrung und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft: dennoch murrtet ihr nicht, und ihr

verfolgtet mit Anstrengung euern geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hochlobenswertes Betragen; nur der, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein echter Soldat.

Einhundertunddrei Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andre Offiziere, 18000 Gefangene, zwei Adler und andre Trophäen sind in euern Händen. Den Rest jener, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden haben, hat der Schreck vor euern Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde.

Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann suchet euern Feind aufs neue auf! Blücher.

15. Leipzig während der Völkerschlacht.

Aufzeichnung des Oberstadtschreibers Werner in Leipzig, bei A. Richter a. a. O. S. 275.

Das Wetter war am 16. Oktober sehr heiter, so daß von den hiesigen Türmen die Umgegend vollkommen übersehen werden konnte. Aber der Kanonendonner, der früh um 9 Uhr auf allen Seiten der Stadt begann, dauerte in gleich fürchterlicher Stärke und ununterbrochen fort, ohne daß ein Näherkommen oder Entfernen zu bemerken war, und es war folglich nicht möglich, mit Bestimmtheit zu wissen, welche Partei im Vorteile sei. Auf einmal aber sprengten nachmittags um zwei Uhr Kuriere mit flatternden weißen Tüchern die Grimmaische Straße herunter und kündigten einen über die Österreicher erfochtenen vollständigen Sieg an. Zur Verherrlichung und Kundbarmachung dieses Sieges in der Umgegend mußte auf erhaltene Anordnung mit allen Glocken der hiesigen Stadt geläutet werden.

Noch während dieses höchst voreiligen Läutens zogen sich aber die bei Möckern sehr hart geschlagenen Franzosen in wilder Flucht zurück, kamen zum Halleschen Tore herein und brachten Angst und Verwirrung unter ihre auf dieser Seite der Stadt stehenden Kameraden. Auch auf der Seite von Lindenau her ging es mit den Franzosen sehr rückwärts, und nur mehrere von Napoleon selbst durch die Stadt über den Markt hinweg in Galopp zur Unterstützung herbeigeführte Batterien konnten den österreichischen General Giulay, der sich bereits dem Kuhturme genähert hatte, von dem Eindringen in die Stadt abhalten. Die einbrechende finstere Nacht erst machte am 16. Oktober der Schlacht ein Ende.

Die fechtenden Armeen gaben sich am 17. Oktober gegenseitig Ruhetag. Der hiesigen Stadt aber wurde keine Ruhe zu teil. Nicht nur auf der Seite von Lindenau herein und aus der Gegend vor dem Halleschen Tore kamen mehrere Kanonenkugeln und Granaten in die Stadt und beschädigten Häuser auf der Fleischergasse, in der Nikolaistraße und auf dem Brühl, sondern auch die peinigendsten Quälereien wegen Lieferung von Lebensmitteln für die um

die Stadt herumstehenden Armeen, wegen Stellung der nötigen Pferde, teils zum Transporte der Lebensmittel, teils zur Abholung der auf den benachbarten Dörfern liegenden Verwundeten, waren beim Rathause ohne Ende. Auch bedrohten uns die französischen Behörden mit Napoleons ganzem Zorne, wenn nicht in schnellster Eile die erforderlichen Lazarettbedürfnisse an Bettstellen, Strohsäcken ꝛc. angeschafft und angemessene Lokale zu Lazaretten angewiesen würden.

Am 18. Oktober früh erneuerte sich die Schlacht mit fürchterlicher Wut. Aber wahrscheinlich mußten die Franzosen bereits vormittags zu ahnen anfangen, daß der Ausgang für sie widrig sein werde. Denn es wurden die französischen Behörden, wenn auch nicht in der Größe ihrer Forderungen, doch in der Art, wie sie solche machten, sanfter und milder. Ja, der Oberaufseher sämtlicher Hospitäler, Marchand, erbot sich nun sogar von freien Stücken, für die hier befindlichen Kranken zu bezahlen. Auch ließ er nicht undeutlich merken, daß die Kranken hier zurückbleiben, die Armee aber Leipzig verlassen würde. Nachmittags brannte das Vorwerk Pfaffendorf nieder, und in ihm verbrannten mehrere hundert Kranke. Auf dem Brühl entstand durch hereingefallene Kugeln Feuer, das aber von der herbeigeeilten hiesigen Feuerwehr noch glücklich gelöscht wurde, ehe es weiter um sich griff. Gegen vier Uhr nachmittags kam der später mit in St. Helena gewesene General Bertrand mit seinem Korps zum Halleschen Tore herein auf hiesigem Markte an. Natürlich mußten wir dieses Korps als ankommende neue Gäste ansehen, und da wir zu den verlangten Erquickungen an Lebensmitteln auch nicht das Geringste hatten, so war diesen Hungernden und Dürstenden gegenüber unsre Lage höchst peinlich. Das Bertrandsche Korps konnte auf hiesigem Markte eine halbe Stunde lang sozusagen nur verschnaufen, dann wurde Marsch geschlagen, und es zog zum Ranstädter Tore hinaus, um zum Rückzuge der französischen Armee nach Weißenfels zu den Weg zu säubern und zu bahnen.

Die nächste Nacht brachte Napoleon in hiesiger Stadt zu, und zwar im Hotel de Prusse. Dieser sonst übermächtige Herrscher konnte doch nicht Steine zu Brot werden lassen, noch konnten seine sonst so furchtbaren Garden ihm solches verschaffen. Er mußte mit dem für ihn und sein starkes Gefolge von uns bei den hiesigen Bäckern zusammengeholten geringen Vorrate, der nur 17 Groschen 6 Pfennige betrug, sich begnügen. Ein einleuchtenderer Beweis, wie groß der Brotmangel in Leipzig war, kann wohl kaum geführt werden. Der General Margaron, der etliche Wochen unser Stadtkommandant gewesen war, jetzt aber mit seiner Abteilung in der Nähe des Kuhturmes stand, schickte zwei Dukaten auf das Rathaus mit der Bitte, man möge ihm dafür aus alter Bekanntschaft nur ein Kommißbrot zukommen lassen.

Am 19. Oktober kam Napoleon mit einer sehr starken Begleitung zu Pferde von der Grimmaischen Straße her auf den Markt, und als Augenzeuge muß ich versichern, daß weder während des halbstündigen Besuches, den er dem Könige von Sachsen machte, und bei dem er im Thomäschen Hause eine Treppe hoch im Erker stand, noch bei seinem Wegreiten Ängstlichkeit an ihm zu bemerken war; nur nahm er auffallend oft Tabak. Er ritt nun die Hainstraße herunter, konnte jedoch das Ranstädter Tor nicht passieren, denn ununterbrochen ging ein dichter Zug Fliehender durch dieses Tor, den auch Napoleon nicht zu durchbrechen vermochte. Er sah sich zur Umkehr genötigt und ritt mit seinem Gefolge durch die Große und Kleine Fleischergasse, die

Klostergasse, die Burgstraße und Schloßgasse zum innern Peterstore hinaus und dann um die Stadt herum am Schlosse und an Reichels Garten vorüber auf den Ranstädter Steinweg, den er nur mit Mühe passieren konnte.

Der dichte Zug der Fliehenden wurde der Stadt in mehr als einer Hinsicht nützlich, denn es entfernten sich mit ihm nicht nur viele Verwundete und Kranke, sondern dieser Zug machte auch den Franzosen unmöglich, die vielen Zentner Pech, die ihnen am neunzehnten früh geliefert werden mußten, und mit denen die Häuser des Ranstädter Steinwegs und Mühlgrabens in Brand gesteckt werden sollten, der Absicht gemäß zu gebrauchen. Die Fliehenden rannten die mit den Pechtonnen beladenen Wagen an der Postsäule vor dem Ranstädter Tore um, und so blieb das Pech zu unserm Glücke unbenutzt liegen.

Auch die Sprengung des innern Grimmaischen Stadttores und alles notwendig damit verbundene Unglück wurde durch bloßen Zufall verhindert. Der bei hiesiger Polizei angestellte Leutnant Püschel hatte zufällig bemerkt, daß unter der Brücke am Grimmaischen Tore ein ganzer Berg von Patronen und Pulver lag. Die nahe schreckliche Gefahr beachtend, sobald nur eine Kugel in das Pulver fiel, tat Püschel beim Rathause davon Anzeige, und es wurden eiligst, aber in der Stille zwei Chaisenträger mit der Weisung abgeschickt, von der Torwache unbemerkt, von beiden Seiten des Zwingers unter die Brücke zu steigen und den ganzen Pulvervorrat in den unter der Brücke weggehenden Wassergraben zu werfen. Kaum war diese Arbeit geendet, so fielen sehr viele Schüsse auf das Grimmaische Tor. Dies war auch der Fall in andern Gegenden der Stadt, und mehrere Häuser auch am Markte wurden durch Kanonenkugeln und Granaten beschädigt.

Von Minute zu Minute wuchs die Gefahr und unsre Angst; aber es wurde nun auch an hiesiger Stadt offenbar: Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Denn halb ein Uhr mittags ertönten die Schlachthörner der Preußen zum Grimmaischen Tore herein nach dem Markte zu, und die auf allen Straßen der Stadt wie scheues Wild fliehenden Franzosen dachten an keinen Widerstand mehr. In frohem Gefühle ihrer Rettung zollten die Bewohner Leipzigs Gott Millionen Freudentränen als Dankopfer. Und um so ungetrübter flossen diese Tränen, als sehr viele die nahe und große Gefahr nicht kannten, die noch immer über uns schwebte.

Die Franzosen hatten die Brücke am äußern Ranstädter Tore gesprengt, und wahrscheinlich war dadurch das Feuer veranlaßt worden, das am Ende des Mühlgrabens drei Häuser in Asche legte. Im Eifer des Verfolgens der Franzosen hatten sich nun aber Kanonen und Pulverwagen auf dem Ranstädter Steinwege so verfahren, daß besonders wegen der dort liegenden vielen zerbrochenen Wagen, auch wahrer Haufen toter Menschen und Pferde ein Entwirren dieses Knäuels unmöglich war, und fiel nur ein Funken aus den kaum zwanzig Schritt entfernt brennenden Häusern auf einen Pulverwagen, so war nicht nur die Ranstädter Vorstadt, sondern da sich an diesen Knäuel Reihen von Pulverwagen um die Stadt herum anschlossen, vielleicht die ganze Stadt verloren. Am 20. Oktober früh um 6 Uhr war endlich die Notbrücke am äußern Ranstädter Tore fertig. Die dort stehenden Pulverwagen konnten die Stadt verlassen, und dies erst war das Ende der während der Schlacht und der Erstürmung der Stadt über uns schwebenden Gefahr.

16. Über das Elend der in der Völkerschlacht bei Leipzig Verwundeten.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1851. III. S. 437ff. Ein Brief Reils an Stein. Reil, ein Ostfriese, seit 1810 Professor der Medizin in Berlin, war 1813 Generalarzt über sämtliche Lazarette der Verbündeten und unterzog sich der Pflege der Verwundeten mit solcher Hingabe, daß er bald nachher ein Opfer seines Berufes wurde.

Leipzig, den 26. Oktober 1813.

Auf dem Wege hierher begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeklumpt lagen und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ohngefähr 20000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. Unsere Verwundeten liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht, und Heulen und Zähneklappen herrscht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemd, Bettuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht allen, aber doch einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, alle sind gleich elend beraten, und dies ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Heckerling aus den Biwaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranke mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Teil derselben ist schon tot, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind wie nach Vergiftungen furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hilfe kommen. Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Teil von grauer Leinwand aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu versuchen. Einer Amputation sah ich mit zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrote Farbe der

durchsägten Muskeln, die fast schon zu atmen aufgehört hatten, des Operierten nachmalige Lage und Pflege gaben mir wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, faulen in ihrem eigenen Unrat an. Für die gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petrikirche stand eine solche Bütte neben einer anderen, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. Das scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Kaskade zu dringen. Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichen Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missetäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind.

17. Blüchers Tagesbefehl beim Rheinübergange. 1. Januar 1814.

Varnhagen von Ense, Fürst Blücher von Wahlstatt. Leipzig 1862. III. Teil. S. 182.

a. An die Schlesische Armee.

Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfre Soldaten des Schlesischen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich habe euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigentums versprochen; ich tat's in eurem Namen, ihr müßt es halten. Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde.

b. An den zweiten preußischen und den vierten und fünften deutschen Heeresteil.[1])

Die verbündeten Monarchen sind mit dem Schlesischen Heer zufrieden. Sie haben es dadurch bewiesen, daß sie dieses Heer verdoppeln durch euch, ihr tapfern Soldaten des zweiten preußischen Heerteils, die ihr bei Kulm und in der blutigen Schlacht von Leipzig unter den Augen der erhabenen Monarchen fochtet; durch euch, ihr biedern Hessen, die ihr nie den deutschen Charakter und die Treue gegen die in eurer Mitte geborenen Fürsten verleugnetet; und durch euch, Soldaten des fünften deutschen Heerteils, die ihr selbst in den Reihen unsrer Feinde des deutschen Namens nicht vergaßt, und, obgleich aus

[1]) Das waren die in die Schlesische Armee neu eingetretenen Korps.

verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt, doch fest verbunden seid, durch gleiche Gesinnung, durch gleichen Abscheu gegen die Herrschaft der Ausländer, die euch so lange unterdrückten und verachteten. Soldaten! Ich fühle mich hochgeehrt, euer Feldherr zu sein. Das Schlesische Heer des Jahres 1813 empfängt euch als Brüder, als würdige Mitglieder, mit denen es freudig alles teilen wird. Das Schlesische Heer des Jahres 1814 wird ruhmvoll auf dem gebahnten Wege der Ehre fortschreiten. Und ihr, Deutsche, von euern angestammten Fürsten geführt, seid versichert, daß es meine erste Sorge, mein höchster Stolz sein wird, den übermütigen Feind die Gewalt eurer Waffen fühlen zu lassen, damit er erkenne — was auch der List vormals gelungen sein mag —, daß die alte deutsche Tapferkeit noch in uns lebt, und damit das Band des Friedens dauerhaft geknüpft werde durch eure letzten Taten.

c. Aus einem Briefe Blüchers aus Bacharach.

Der frühe Neujahrsmorgen war für mich erfreulich, da ich den stolzen Rhein passierte. Die Ufer ertönten von Freudengeschrei, und meine braven Truppen empfingen mich mit Jubel. Der Lärm von meinen braven Kameraden ist so groß, daß ich mich verbergen muß, damit alles zur Ruhe kommt. Die jenseitigen deutschen Einwohner empfangen uns mit Freudentränen.

18. Eigenhändiges Schreiben Blüchers an Kaiser Alexander I.

Fr. Förster a. a. O. Bd. II. S. 737.

Der Oberst v. Grolmann bringt mich die Nachricht, daß die Haupht-Armee eine Rückgengige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet, Ewr. Kaiserl. Mageſtet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon aller untertänigst vorzuhalten

1. die gantze Französische Nation tritt unter die Waffen. Der Theil, so sich für die gute Sache geeüßert, ist unglücklich.
2. unsere sigreiche Armeh wird muhtlos.
3. wihr gehen durch rückgangige bewegungen in gegenden, wo unsere Truppen durch mangel leiden werden; die einwohner werden durch verlust des letzten, was sie haben, zur verzweiflung gebracht.
4. der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner bestürzung, worin er durch unser Vordringen gerathen, erholen und seine nation wieder vor sich gewinnen.

Ew. Kaiserl. Majestet danke ich aller untertänigst, daß sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mich alles guhte davon versprechen, wor sie Gnedigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalle von Winzingerode und von Bülow meiner aufforderung genügen müssen. in dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen; ich scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mich entgegenträten. erlauben Ew. Kaiserliche mayestedt die versicherung, daß ich mich glücklich schetzen werde, an der spitze der mich anvertrauten armee Ew. Kaiserlichen mayestedt befehle und wünsche zu erfüllen.

Merry den 23. Februar 1814. Blücher.

Hierauf erhielt Blücher von seinem Könige folgendes Schreiben:

Bar sur Aube, d. 25. Febr. 1814.

Es ist jetzt beschlossen worden, daß die Armee des Fürsten Schwarzenberg für die Fortsetzung des Feldzuges die Rolle übernehmen wird, die der Schlesischen Armee beim Anfange der Operationen nach Ablauf des Waffenstillstandes in diesem Sommer vorgeschrieben war. Die Armee unter Ihrem Befehle hingegen wird die Offensive ergreifen und durch die Korps von Winzingerode, von Bülow und Herzog von Weimar verstärkt werden . . .

Der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus dem Auge verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig wird.

19. Napoleons I. Entthronung. 1814.

Bei Schilling a. a. O. S. 393.

a. Vertrag zwischen Österreich, Rußland und Preußen einerseits und Napoleon Bonaparte anderseits.

Art. 1. Der Kaiser Napoleon verzichtet für sich, seine Nachfolger und Nachkommen sowie für jedes Glied seiner Familie auf jedes Souveränitäts- und Herrschaftsrecht sowohl auf das französische Reich und das Königreich Italien als auch auf jedes andere Land.

Art. 2. Ihre Majestäten der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Maria Luise werden für die Dauer ihres Lebens diese Titel und Eigenschaften behalten. Die Mutter, die Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten des Kaisers werden gleichermaßen, wo sie sich auch aufhalten, den Titel von Prinzen seiner Familie behalten.

Art. 3. Die von Sr. Maj. dem Kaiser Napoleon als Aufenthaltsort angenommene Insel Elba wird für die Dauer seines Lebens ein besonderes Fürstentum bilden, das er in voller Souveränität und vollem Eigentumsrecht besitzen wird.

Außerdem wird dem Kaiser Napoleon zu freier Verfügung vom französischen Staat ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Franken gewährt werden, wovon eine Million der Kaiserin vorbehalten bleibt.

Art. 16. Eine Korvette und die erforderlichen Transportschiffe werden ausgerüstet werden, um Se. Maj. den Kaiser Napoleon und sein Haus an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Die Korvette wird Eigentum Seiner Majestät bleiben.

Art. 17. Se. Maj. der Kaiser Napoleon wird eine Leibwache von vierhundert Freiwilligen, sowohl Offizieren als auch Unteroffizieren und Soldaten, mit sich führen und bei sich behalten können.

Art. 20. Die verbündeten hohen Mächte verbürgen sich für die Ausführung aller Artikel dieses Vertrages. Sie verpflichten sich, zu bewirken, daß sie von Frankreich angenommen und verbürgt werden.

Geschehen zu Paris den 11. April 1814.

b. Abdankungsurkunde.

Nachdem die verbündeten Mächte bekannt gegeben haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des europäischen Friedens ist, erklärt der Kaiser Napoleon, getreu seinem Schwur, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß er für das Wohl Frankreichs jedes persönliche Opfer, selbst das des Lebens, darzubringen bereit ist.

Geschehen in dem Palast zu Fontainebleau den 11. April 1814.

Napoleon.

20. Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Wehrgesetz vom 3. September 1814. Gekürzt.

§ 1. Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Jahr vollendet hat, ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um diese allgemeine Verpflichtung indes, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistung und Dienstzeit folgende Abstufungen stattfinden:

§ 2. Die bewaffnete Macht soll bestehen: a. aus dem stehenden Heere; b. der Landwehr des ersten Aufgebots; c. der Landwehr des zweiten Aufgebots; d. aus dem Landsturm.

§ 3. Die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt.

§ 4. Die stehende Armee ist beständig bereit, ins Feld zu rücken, sie ist die Hauptbildungsschule der Nation für den Krieg und umfaßt alle wissenschaftlichen Abteilungen des Heeres.

§ 5. Das stehende Heer besteht: 1. aus denen, die sich mit Rücksicht auf weitere Beförderung zum Dienst melden und den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen; 2. aus den Freiwilligen, die sich dem Kriegsdienst widmen wollen, aber keine Prüfung bestehen können; und 3. aus einem Teil der jungen Mannschaft vom 20. bis zum 25. Jahre.

§ 6. Die drei ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres durchgängig bei ihren Fahnen, die beiden letzten Jahre wird sie in die Heimat entlassen und dient im Fall eines entstehenden Krieges zum Ersatz des stehenden Heeres (Reserve). . . .

§ 8. Die Landwehr ersten Aufgebots ist bei entstehendem Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, sie dient gleich diesem im Kriege im In- und Auslande; im Frieden ist sie dagegen, die zur Bildung und Übung nötige Zeit ausgenommen, in die Heimat zu entlassen. Sie wird ausgewählt: a. aus allen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen; b. aus denen, die in den Jäger- und Schützenbataillonen ausgebildet werden; c. aus der Mannschaft vom 26. bis zum zurückgelegten 32. Jahre. . . .

§ 10. Die Landwehr des zweiten Aufgebots ist im Kriege entweder bestimmt, die Garnisonen oder Garnisonbataillone durch einzelne Teile zu verstärken, oder sie wird nach dem augenblicklichen Bedürfnis auch im ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres gebraucht. Sie wird aus allen Männern, die sowohl aus der stehenden Armee als aus der Landwehr des

ersten Aufgebots heraustreten, und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre ausgewählt. . . .

§ 13. Der Landsturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinzen überzieht, auf Meinen Befehl zusammen; im Frieden ist er einer besonderen Bestimmung unterworfen, wie er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden kann; er besteht aus allen Männern a. bis zum 50. Jahre, die nicht in die stehenden Heere und die Landwehr eingeteilt sind; b. aus allen Männern, die aus der Landwehr herausgetreten sind; c. aus allen rüstigen Jünglingen vom 17. Jahre an.

§ 15. Im Frieden bestimmen als Regel die in den obigen Gesetzen angegebenen Jahre den Ein- und Austritt in die verschiedenen Heeresabteilungen, im Kriege hingegen begründet sich dies durch das Bedürfnis, und alle zum Dienst aufgerufenen Abteilungen werden von den Zurückgebliebenen und Herangewachsenen nach Verhältnis des Abgangs ergänzt.

Friedrich Wilhelm.

21. Napoleons Rückkehr von Elba.

a. Sein Aufruf an das Heer.

Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. 19. S. 78.

Soldaten! Wir wurden nicht besiegt. Zwei Männer, die unsere Reihen verließen (Augereau und Marmont), haben Verrat an unseren Lorbeeren, an ihrem Fürsten, ihrem Wohltäter geübt. . . .

Euer General, durch die Wahl des Volkes auf den Thron gerufen, auf euern Schilden erhoben, ist wieder da; schließt euch ihm an!

Weg mit den Farben, die von der Nation geächtet sind, um die seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs sich scharten! Pflanzt die dreifarbige Kokarde auf, die ihr in unseren großen Tagen trugt. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, allein wir dürfen nicht dulden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheit einmische. Wer darf sich anmaßen, in unserem Hause Herr zu sein? Wer hat dazu die Macht? Nehmt die Adler wieder, die ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Eckmühl, Eßling, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen getragen! — — Im Sturmschritt wird der Sieg vorwärts schreiten, der Adler und die Dreifarbenfahne werden von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre Dame wehen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch dessen, was ihr vollbracht, rühmen können; dann werdet ihr die Befreier des Vaterlandes sein.

b. Die von den europäischen Mächten gegen Napoleon erlassene Achtserklärung vom 13. März 1815.

Posselt, Europäische Annalen, Jahrg. 1815. Französisch. 11. St. S. 262.

Die in Wien zum Kongreß versammelten Mächte, die den Vertrag von Paris unterzeichnet haben, benachrichtigt von dem Entweichen Napoleon Bonapartes und von seinem Eindringen in Frankreich mit bewaffneter Hand, sind

ihrer eigenen Würde wie dem Interesse der Gesellschaftsordnung eine Kundgebung der Gefühle schuldig, die dies Ereignis bei ihnen hervorgerufen hat.

Indem er so den Vertrag durchbricht, der ihm auf der Insel Elba seinen Wohnsitz angewiesen hatte, vernichtet Bonaparte den einzigen Rechtstitel, an den sein Dasein geknüpft war. Indem er in Frankreich wieder erscheint mit der Absicht des Friedensbruches und des Umsturzes, hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und vor der Welt gezeigt, daß mit ihm Frieden und Waffenruhe unmöglich sind.

Alle Souveräne Europas, erfüllt von denselben Gesinnungen und geleitet von denselben Grundsätzen, geben hiermit die Erklärung ab, daß, wenn wider alles Erwarten aus diesem Ereignis irgend eine wirkliche Gefahr entstehen sollte, sie bereit sind, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation oder jeder andern angegriffenen Regierung auf deren Ansuchen die erforderliche Hilfe zu leisten, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen und gemeinsame Sache zu machen gegen alle die, welche wagen, sie zu gefährden.

Die Mächte erklären demgemäß, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung gestellt und als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt der öffentlichen Rache verfallen ist.

22. Briefe Blüchers aus der Zeit der Befreiungskriege.

Aus Varnhagen von Ense, Fürst Blücher von Wahlstatt, und E. von Colomb, Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Stuttgart 1876.

1. Über den Tod der Königin Luise.

Der Stolz der Weiber ist also von der erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu guht gewesen sein. Schreiben sie mich ja, alter freund, ich bedarff uffmunterung und unterhaltung. Es ist doch unmöglich daß einen Staht so fiel uf einmal treffen kann als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als das ich erfahre, die Welt brenne an allen vihr enden. Immer derselbe Blücher.

2. An Scharnhorst. 5. Januar 1813.

Mir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Sr. Majestät unsers Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Vornehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhange vom deutschen Boden wegzuvertilgen, so scheint mir, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzt ist wiederum die Zeit, zu tun, was ich schon Anno neun angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen, und, wenn die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation wieder hergestellt werden.

3. 10. Februar 1813.

Ich kann alleweile nicht stillsitzen und nicht die Zähne zusammenbeißen, wenn es sich um das Vaterland und um die Freiheit handelt. Laßt das Zeug von Diplomaten zu allen Teufeln fahren! Warum soll nicht alles auffitzen und los auf die Franzosen wie das heilige Donnerwetter? Die dem Könige vorschlagen, noch länger zu zaudern und mit dem Bonaparte Frieden zu halten, sind Verräter an ihm und an dem ganzen deutschen Vaterlande und des Totschießens wert. Denn derweil wir hier schwatzen, anstatt die Nation auf und in den Krieg zu

rufen, haben die Franzosen Zeit und Gelegenheit, ihre Armee wieder her- und einzurichten, und darum so sage ich: Marsch und auf mit dem Degen dem Feind in die Rippen!

4. An seine Gemahlin nach der Schlacht bei Leipzig.

Lützen, den 20. Oktober 1813.

liebes malchen,

gestern konnte ich nicht Schreiben, ich wahr zu müde; aber mein Freund Gneisenau hat an dich geschrieben und gesagt, daß ich gesund bin. Den 16ten habe ich dem Feind vor Leipzig bei dem Dorff Möckern wieder eine Schlacht geliefert, 4000 gefangene gemagt, 45 Canonen, ein ahdler und verschiedene Fahnen erobert, den 18. warff ich den Feind in Leipzig hinein und nahm 4 Canonen, den 19. und 20. (18. und 19.) ist die größte Schlacht geliffert, die ni uf der erde stadt gefunden hat. 600000 man kempfften mit einander; um 2 uhr nachmittag nahm ich Leipzig mit Stuhrm, der König von Saxen und ville generalls der Franzosen wurden gefangen, der Pollnische Fürst Poniatowski Ertrank. 170 Canonen wurden erobert und gegen 40000 man sind gefangen. Napoleon hat sich gerettet, aber er ist noch nicht durch; diesen Augenblick bringt meine Cavallerie wider 2000 gefangene, die ganze Feindlige armee ist verlohren, der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen Margt geküßt und den Befreier Deutschlands genannt, auch der Kaiser von Östreich überhäufte mich mit lob, und mein König dankte mich mit tränen in den augen, da mich der Kaiser kein orden mehr geben kann, so erhallte ich von ihm ein goldenen Degen mit Brillanten besetzt, den man einen grossen wehrt gibt. In diesem augenblick bin ich nuhr 10 Meilen von Fritze (Blüchers Tochter Friederike), und da nun alles wider frei ist, so kannst du mit Fritze corespondiren und ihr könnt euch aufhalten wo ihr woldt; ich schlage euch Leipzig vor, es ist ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig, welches man in Brand schissen wollte, dadurch gerettet, daß ich verboht, keine Granaten hinein zu werffen, so wird man euch uf Henden tragen. Schreib mich dein Entschluß, guht quartier will ich dan besorgen; ich gehe mit meine armeh durch tühringen nach westphalen, und meine Truppen sollen ballde in münster sein. gott mit dich. lebenslang dein

Blücher.

5. An seine Gemahlin von England aus.

London, den 6. Juni 1814.

libes malchen.

gestern bin ich in England gelandet, aber ich begreiffs nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach London gekommen, wieder meinen Willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, was sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie mich, daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm.

nun muß ich dich bekannt machen, daß trotz allen widerstreben mich der könig den morgen wie wihr nach Engeland gingen zum Fürsten ernannte, mit dem nahmen Fürsten Blücher von der Wahlstadt, meine Söhne sind grassen Blücher von Wahlstadt, daß Fürstentuhm erhallte ich in Schlesien, allwo ein Kloster war, daß Wahlstadt heißt, nach meinem tode erhelst du uf lebenszeit eine Pension daß du als Fürstin leben kanst, daß ist nun alles was ich dich jezt, da ein Courir abgeht, Schreiben kann, waß hir nun weiter mit mich vorgeht, daß sollst du mit dem negsten Courir erfahren.

Tuhe mich die libe und Schreib an Fritze und Gebhardt, Frantz[1]) ist entweder in Berlin bei dich oder in Zihten, mach auch ihm da mit bekant, hast du noch von unsre Sachen waß in Schlesien, so laß es da, den den Sommer werden wir doch da leben, die vorsehung tuht vihll vor mich und ich genieße im voraus die Freude euch alle die mich lib und wehrt sind in glückselige verfassung nach meinen leben zu wissen. Dein Bruder ist bey mich und grüßt, er ist Zeuge von allen dehm, was mit mich vorgeht, daß Volk trägt mich uf henden, ich darf mich nicht sehen lassen, so machen sie ein geschrey und sind gleich 10 000 zusammen, in mondirung darff ich gahr nicht erscheinen, nun lebe wohl, ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig betäubt, unter 10 tage kan ich hier nicht loß und dan gehe ich nach Holland und will so ballde möglich zu dich, lebenslang dein dich HErtzlich liebender Blücher.

6. An seine Gemahlin nach der Schlacht bei Ligny.

Wavre, den 17. Juni 1815.

Napoleon hat mich gestern nachmittag um 3 Uhr mit 120 000 man linien Truppen angegriffen daß Gefecht dauerte bis in die nacht, beide armeen haben ville menschen verloren, ich habe mich heutte neher an den lord Wellington gezogen, und in einigen tagen wird es wahr scheinlich wider zur Schlacht kommen alles ist voll muht und wenn Napoleon noch einige solche Schlachten liffert, so ist er mit seine armee fertig vorgestern ist ein Divisions-Generall nahmens Bourmont mit seinem gantzen stabe zu mich über gegangen und gestern wider ein obriste und mehrere offizier, ich bin in der afair damit weggekommen, daß sie mich einen schönen Englischen Schimmel erschossen haben, Gneisenau hat daßselbe Schickfahl gehabt, wihr sind beide von den Fallen mit den Pferden etwaß mitgenommen sonst bin ich und meine Umgebung gesund, nur mein adjutant major von Winterfeldd ist schwer Blessirt, Gebhard ist gantz gesund und mein kreuz braffer Nostitz hat mich einen großen Dienst getahn, da er mich unter dem Pferde herauß geholffen.

Du kanst diesen briff in Berlin bekannt machen und nuhr sagen, daß sie negstens mehr erfahren sollten, den schlagen werden wihr uns nun öffter bis wihr wider in Paris sind meine Truppen haben wie löwen gefochten, aber wir wahren zu schwag, den 2 von meine Corps wahren nicht bei mich, nun habe ich alles an mich gezogen. lebe wohl und grüße alles waß dich umgibt.

7. An den General von dem Knesebeck, den Generaladjutanten des Königs, am Tage nach der Schlacht bei Belle-Alliance.

Mein Freund, die Schönste Schlagt ist geschlagen der herligste Sig ist er fochten. Daß Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparttsche geschigte ist nun wohl ziemlich wider zu ende. La Belliance den 19ten früh. ich kan nich mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, di anstrengung wahr zu groß.

8. An seine Gemahlin nach der Schlacht bei Belle-Alliance.

Gosselies, den 25. Juni 1815.

Ich habe mich von meinem Fall ziemlich erholt, aber schon wieder ist mir ein Pferd blessiert. Nun glaube ich wohl, nicht sobald und vielleicht hier gar nicht mehr zu großen Gefechten zu kommen, unser Sieg ist der vollkommenste, der je erfochten ist. Napoleon ist in der Nacht ohne Hut und Degen entwischt, seinen Hut und Degen schicke ich heute an den König, sein überaus reicher Staatsmantel, sein Wagen sind in meinen Händen, auch sein Perspektiv, wodurch er uns am Schlachttage besehen hat, besitze ich. Den Wagen will ich Dir schicken, es ist nur schade, daß er beschädigt ist. Seine Juwelen und alle seine

[1]) Franz war der älteste, Gebhard der zweite Sohn Blüchers.

Pretiosen sind unsern Truppen zur Beute geworden, von seiner Equipage ist ihm nichts geblieben, mancher Soldat hat 5—6000 Taler Beute gemacht. Er war im Wagen, um sich zurückzubegeben, als er von unsern Truppen überrascht wurde. Er sprang heraus, warf sich ohne Degen zu Pferde, wobei ihm der Hut abgefallen, und so ist er wahrscheinlich durch die Nacht begünstigt entkommen, aber der Himmel weiß, wohin. Heute rücke ich mit dem größten Teil der Armee in Frankreich ein. Die Folgen dieses Sieges sind nicht zu berechnen, und nach meinem Urteil muß Napoleons Untergang daraus hervorgehen, und die französische Nation wird und muß ihn verachten. Dann, hoffe ich, geht der Frieden hervor, und mit Gottes Hilfe bin ich vor Winter wieder bei Dir. Dein Bruder ist völlig gesund und hat am Schlachttage als ein vorzüglicher Offizier mit seinem neuen Regiment gefochten. Meine ganze Umgebung ist gesund und wohl, und ich sehe schleunigst Nachricht von Dir entgegen.

23. Die heilige Allianz. 1815.

F. W. Ghillany, Diplomatisches Handbuch Bd. I. S. 384. Französisch.

Das Schriftstück beginnt mit den Worten: „Im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreieinigkeit!", nennt die drei vertragschließenden Fürsten, gibt als Zweck der „Allianz" die Erhaltung des Völkerfriedens nach den Vorschriften der christlichen Religion an, worauf die drei Artikel des Vertrages folgen:

Art. I. In Übereinstimmung mit den Worten der Heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich wie Brüder zu betrachten, werden die drei vertragschließenden Monarchen durch die Bande einer wahrhaften und unlöslichen Brüderlichkeit geeint bleiben, und da sie sich als Landsleute betrachten, werden sie sich bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte Unterstützung, Beistand und Hilfe leisten; da sie sich ihren Untertanen und Heeren gegenüber als Familienväter fühlen, werden sie jene in demselben Geiste von Brüderlichkeit regieren, von dem sie erfüllt sind, zum Schutze der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit.

Art. II. Infolgedessen wird der einzige geltende Grundsatz, sei es zwischen den genannten Regierungen, sei es zwischen ihren Untertanen, der sein, sich wechselseitig Dienste zu leisten, durch ein unveränderliches Wohlwollen sich die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, von der sie beseelt sein sollen, sich insgesamt nur als Glieder ein und derselben christlichen Nation zu betrachten, während die drei verbündeten Fürsten sich selbst nur als Werkzeuge der Vorsehung ansehen, um drei Zweige derselben Familie zu leiten, nämlich Österreich, Preußen und Rußland, und dadurch zu bekennen, daß die christliche Nation, von der sie und ihre Völker ein Teil sind, in Wahrheit keinen andern Herrn hat, als den, dem allein die Macht zukommt, weil in ihm allein alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit sich finden, nämlich Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen deshalb mit der zartesten Sorge ihren Völkern als einziges Mittel, sich dieses Friedens zu erfreuen, der ein gutes Gewissen erzeugt und allein von Dauer ist, jeden Tag sich mehr zu befestigen in den Grundsätzen und der Übung der Pflichten, die der göttliche Erlöser die Menschen gelehrt hat.

Art. III. Alle Mächte, welche die geheiligten Grundsätze feierlich werden anerkennen wollen, die den gegenwärtigen Vertrag veranlaßt haben und anerkennen

werden, wie wichtig es für das Glück der zu lange erregten Nation ist, daß diese Wahrheiten in Zukunft auf die menschlichen Schicksale den ganzen Einfluß ausüben, der ihnen zukommt, werden in diese heilige Allianz bereitwilligst und wohlwollend aufgenommen werden.

Dreifach gegeben und gezeichnet zu Paris im Jahre des Heils 1815 den 14./26. September. Gez. Franz. Friedrich Wilhelm. Alexander.

24. Verordnung über die Einrichtung von Landständen in Preußen.

Förster a. a. O. III. S. 723.

Die Geschichte des Preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohltätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung begründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher die Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Übelstande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch fester begründet, der preußischen Nation ein Pfand Unsers Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach denen Unsre Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unsers Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unsrer Untertanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reichs dauerhaft bewahrt werden, haben Wir nachstehendes beschlossen:

§ 1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.

§ 2. Zu diesem Zwecke sind:

a. die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten;

b. wo gegenwärtig keine Provinzialstände versammelt sind, sie anzuordnen.

§ 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

§ 4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, die die persönlichen Eigentumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen.

§ 5. Es ist ohne Zeitverlust in Berlin eine Kommission niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinz bestehen soll.

§ 6. Diese Kommission soll sich beschäftigen:

a. mit der Organisation der Landstände,

b. mit der Organisation der Landesrepräsentanten,

c. mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen.

§ 7. Sie soll am 1. September d. J. zusammentreten.

§ 8. Unser Staatskanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Kommission demnächst vorzulegen. Er ernennt ihre Mitglieder und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

Urkundlich unter Unsrer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem königlichen Insiegel.

Wien, den 22. Mai 1815. Friedrich Wilhelm.

XXVI. Deutschland bis 1848.

1. Aus den Karlsbader Beschlüssen. 20. Sept. 1819.

a. Maßregeln gegen die Universitäten.

C. Weil, Quellen und Aktenstücke zur deutschen Verfassungsgeschichte. Von der Gründung des Bundes. Berlin 1850. S. 19.

§ 1. Es soll bei jeder Universität ein mit zweckmäßigen Instruktionen und ausgedehnten Befugnissen versehener, am Ort der Universität residierender, außerordentlicher landesherrlicher Bevollmächtigter entweder in der Person des bisherigen Kurators oder eines andern von der Regierung dazu tüchtig befundenen Mannes angestellt werden.

Das Amt dieses Bevollmächtigten soll sein, über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinarvorschriften zu wachen, den Geist, in dem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und Privatvorträgen verfahren, sorgfältig zu beobachten und diesem, jedoch ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethoden, eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der studierenden Jugend berechnete Richtung zu geben, endlich allem, was zur Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußern Anstandes unter den Studierenden dienen kann, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. . . .

§ 2. Die Bundesregierungen verpflichten sich gegeneinander, Universitäts- und andre öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht oder Überschreitung der Grenzen ihres Berufs, durch Mißbrauch ihres rechtmäßigen Einflusses auf die Gemüter der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen, ohne daß ihnen hierbei, solange der gegenwärtige Beschluß in Wirksamkeit bleibt und bis über diesen Punkt definitive Anordnungen ausgesprochen sein werden, irgend ein Hindernis im Wege stehen könne. Jedoch soll eine Maßregel dieser Art nie anders als auf den vollständig motivierten Antrag des der Universität vorgesetzten Regierungs-Bevollmächtigten oder von ihm vorher eingeforderten Bericht beschlossen werden.

Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem andern Bundesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehrinstitute wieder angestellt werden.

§ 3. Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisierte Verbindungen auf den Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen der allgemeinen Burschenschaft bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liegt. Den Regierungs-

Bevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden.

Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß Individuen, die nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisierten Verbindungen geblieben oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen.

§ 4. Kein Studierender, der durch einen von dem Regierungs-Bevollmächtigten bestätigten oder auf dessen Antrag erfolgten Beschluß eines akademischen Senats von einer Universität verwiesen worden ist, oder der, um einem solchen Beschlusse zu entgehen, sich von der Universität entfernt hat, soll auf einer andern Universität zugelassen, auch überhaupt kein Studierender ohne ein befriedigendes Zeugnis seines Wohlverhaltens auf der von ihm verlassenen Universität aufgenommen werden.

b. Gegen den Mißbrauch der Presse.

Weil a. a. O. S. 41.

§ 1. So lange, als der gegenwärtige Beschluß in Kraft bleiben wird, dürfen Schriften, die in der Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, desgleichen solche, die nicht über zwanzig Bogen im Druck stark sind, in keinem deutschen Bundesstaate ohne Vorwissen und vorgängige Genehmhaltung der Landesbehörden zum Druck befördert werden.

Schriften, die nicht in eine der hier namhaft gemachten Klassen gehören, werden fernerhin nach den in den einzelnen Bundesstaaten erlassenen Gesetzen behandelt. Wenn dergleichen Schriften aber irgend einem Bundesstaate Anlaß zur Klage geben, so soll diese Klage im Namen der Regierung, an die sie gerichtet ist, nach den in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Formen gegen die Verfasser oder Verleger der dadurch betroffenen Schrift erledigt werden.

§ 4. Jeder Bundesstaat ist für die unter seiner Oberaufsicht erscheinenden, mithin für sämtliche unter der Hauptbestimmung des § 1 begriffenen Druckschriften, insofern dadurch die Würde oder Sicherheit andrer Bundesstaaten verletzt, ihre Verfassung oder Verwaltung angegriffen wird, nicht nur den unmittelbar Beleidigten, sondern auch der Gesamtheit des Bundes verantwortlich.

§ 9. Alle in Deutschland erscheinenden Druckschriften, sie mögen unter den Bestimmungen dieses Beschlusses begriffen sein oder nicht, müssen mit dem Namen des Verlegers und, insofern sie zur Klasse der Zeitungen oder Zeitschriften gehören, auch mit dem Namen des Redakteurs versehen sein. Druckschriften, bei denen diese Vorschrift nicht beobachtet ist, dürfen in keinem Bundesstaate in Umlauf gesetzt werden und müssen, wenn solches heimlicherweise geschieht, gleich bei ihrer Erscheinung in Beschlag genommen, auch deren Verbreiter nach Beschaffenheit der Umstände zu angemessener Geld- oder Gefängnisstrafe verurteilt werden.

c. Maßregeln gegen demagogische Verbindungen.

G. v. Meyer, Corpus juris confoederationis Germanicae. Frankfurt a. M. 1858 bis 1869. Bd. II, S. 99.

Art. 1. Innerhalb 14 Tagen, von der Fassung gegenwärtigen Beschlusses

an zu rechnen, versammelt sich in der Stadt und Bundesfestung Mainz eine aus sieben Mitgliedern mit Einschluß eines Vorsitzenden zusammengesetzte außerordentliche, von dem Bunde ausgehende Zentral-Untersuchungs-Kommission.

Art. 2. Der Zweck dieser Kommission ist gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes, des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen, von denen nähere oder entferntere Indizien bereits vorliegen oder sich in dem Laufe der Untersuchung ergeben möchten.

Art. 6. Sämtliche Bundesglieder, in deren Gebiet bereits Untersuchungen eingeleitet sind, verpflichten sich, der Zentral-Untersuchungs-Kommission unmittelbar nach ihrer Konstituierung die Lokalbehörden oder Kommissionen, denen sie die Untersuchung anvertraut haben, anzuzeigen.

Die Bundesglieder, in deren Staaten Untersuchungen dieser Art noch nicht eingeleitet sind, jedoch aber noch nötig werden sollten, sind verbunden, auf das dieserwegen von der Zentral-Untersuchungs-Kommission an sie gelangende Ansinnen sogleich die Untersuchung vornehmen zu lassen und der Zentral-Kommission die Behörde namhaft zu machen, der sie hierzu den Auftrag erteilen.

2. Der preußisch-deutsche Zollverein. 1834.

a. Der Zoll- und Handelsvertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt vom 14. Februar 1828.

Gesetzsammlung der Königl. Preußischen Staaten 1828. S. 50—60. Der nachfolgende Vertrag diente allen späteren Zollverträgen mit anderen deutschen Staaten als Grundlage.

Art. 1. Die großherzoglich hessische Regierung vereinigt sich mit der königlich preußischen Regierung zu einem gemeinschaftlichen Zoll- und Handelssystem in dem durch die nachfolgenden Artikel näher bezeichneten Umfange und tritt zu diesem Zwecke der dermalen bestehenden königlich preußischen Gesetzgebung über die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben, die in dieser Übereinkunft unter dem gemeinschaftlichen Namen „Zoll" verstanden werden sollen, in der Art bei, daß diese Gesetzgebung, nachdem solche im Namen des Großherzogs von Hessen, königlicher Hoheit, in dem Großherzogtum verkündigt sein wird, die Stelle der großherzoglich hessischen Zoll- und Verbrauchssteuer-Gesetzgebung einnimmt und von den großh. hessischen Behörden an den Grenzen und im Innern des Großherzogtums Hessen für gemeinschaftliche königlich preußische und großherzoglich hessische Rechnung pünktlich vollzogen werden soll.

Art. 2. Die Zollverwaltung im Großherzogtum Hessen bleibt der großh. hessischen Regierung überlassen, wird jedoch gleichförmig mit der königlich preußischen Zollverwaltung organisiert.

Art. 4. Etwaige Abänderungen des Zolltarifs oder andrer das Zollwesen betreffender gesetzlicher oder reglementärer Bestimmungen sollen nur im gegenseitigen Einvernehmen beider Regierungen verfügt und von jeder derselben ihrerseits verkündigt werden.

Art. 5. Ebenso sollen etwaige Handelsverträge zwischen der Königlich preußischen Regierung und andern Staaten, die die Interessen des Großherzogtums und der westlichen preußischen Provinzen berühren, unter Mitwirkung und Zustimmung der großh. hessischen Regierung abgeschlossen werden und in ihren Folgen den großh. hessischen Untertanen dieselben Vorteile wie den königl. preußischen gewähren.

Art. 8. Der Ertrag der Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben soll jährlich zwischen beiden Regierungen nach der Seelenzahl geteilt werden.

Art. 26. Die durch gegenwärtigen Vertrag begründete Zoll- und Handelsverbindung soll spätestens vom 1. Juli 1828 an zur Vollziehung kommen und bis zum letzten Dezember 1834 dauern. Sollte alsdann ein Teil aus der Vereinigung treten wollen, so ist eine einjährige vorherige Ankündigung erforderlich. Unterbleibt diese Ankündigung, so wird angenommen, daß die Übereinkunft stillschweigend auf anderweite sechs Jahre verlängert worden sei.

b. Der deutsche Zollverein.

Von Hoffmann von Fallersleben, Unpolitische Lieder, 1. Teil. Hamburg 1840.

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!

Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr, als unser Bund, dies Band.

XXVII. Friedrich Wilhelm IV.

1. Patent Friedrich Wilhelms IV., die Einführung des Vereinigten Landtages betreffend.

Friedrich Wilhelms IV., Königs von Preußen, Reden, Erlasse ꝛc. Berlin 1861. I. Nr. 19.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Seit dem Antritt Unsrer Regierung haben Wir der Entwicklung der ständischen Verhältnisse Unsres Landes stets Unsre besondere Sorgfalt zugewendet.

Wir erkennen in dieser Angelegenheit eine der wichtigsten Aufgaben des von Gott Uns verliehenen königlichen Berufs, in dem Uns das zwiefache Ziel vorgesteckt ist: die Rechte, die Würde und die Macht der Uns von Unsern Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Krone unversehrt Unsern Nachfolgern in der Regierung zu bewahren, zugleich aber auch den getreuen Ständen Unsrer Monarchie diejenige Wirksamkeit zu verleihen, die, im Einklang mit jenen Rechten und den eigentümlichen Verhältnissen Unsrer Monarchie, dem Vaterlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern geeignet ist.

Im Hinblick hierauf haben Wir, fortbauend auf den von Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät gegebenen Gesetzen, namentlich auf der Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820 und auf dem Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 beschlossen, was folgt:

1. So oft die Bedürfnisse des Staates entweder neue Anleihen oder die Einführung neuer oder eine Erhöhung der bestehenden Steuern erfordern möchten, werden Wir die Provinzialstände der Monarchie zu einem Vereinigten Landtage um Uns versammeln, um für jene die durch die Verordnung über das Staatsschuldenwesen vorgesehene ständische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und zu dieser Uns ihrer Zustimmung zu versichern.
2. Den Vereinigten ständischen Ausschuß werden Wir fortan periodisch zusammenberufen.
3. Dem Vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem Vereinigten ständischen Ausschusse übertragen Wir:
   a. in Beziehung auf den ständischen Beirat bei der Gesetzgebung die Mitwirkung, die den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 § III. Nr. 2, solange keine allgemeinen ständischen Versammlungen stattfinden, beigelegt war;
   b. die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, soweit solche nicht der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen übertragen wird;
   c. das Petitionsrecht über innere nicht bloß provinzielle Angelegenheiten.

   Alles dies nach näherer Vorschrift der Verordnungen vom heutigen Tage:
   über die Bildung des Vereinigten Landtages,
   über die periodische Zusammenberufung des Vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse und
   über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen.

Indem Wir sonach über die Zusagen Unsers höchstseligen Herrn Vaters Majestät hinaus die Erhebung neuer sowie die Erhöhung der bestehenden Steuern an die im Wesen deutscher Verfassung begründete Zustimmung der Stände gebunden und dadurch Unsern Untertanen einen besondern Beweis Unsers königlichen Vertrauens gegeben haben, erwarten Wir mit derselben Zuversicht auf ihre so oft erprobte Treue und Ehrenhaftigkeit, mit der Wir den Thron Unsrer Väter bestiegen haben, daß sie Uns auch bei diesem wichtigen Schritte getreulich zur Seite stehen und Unsre nur auf des Vaterlandes Wohl

gerichteten Bestrebungen nach Kräften unterstützen werden, damit ihnen unter Gottes gnädigem Beistande das Gedeihen nicht fehle.

Urkundlich unter Unsrer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Insiegel.

Gegeben Berlin, den 3. Februar 1847. Friedrich Wilhelm.

2. Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages. 1848.

Friedrich Wilhelms IV. Reden. II. Nr. 5.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. Als Wir am 14. d. M. Unsre getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen die Maßregeln zu beschließen, die die Unsern deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen notwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien (Aufstand am 13. März) einerseits die Ausführung Unsrer Vorschläge wesentlich erleichtern, anderseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jetzt, nach jenem wichtigen Ereignis, finden Wir Uns vor allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutschlands, so es Gottes Wille ist, bald innigst vereintem Volke laut und unumwunden auszusprechen, welche die Vorschläge sind, die Wir Unsern deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund zu einem Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Landesverfassung voraussetzt, die nur im Verein der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß.

Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder notwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen.

Wir verlangen eine allgemeine deutsche Wehrverfassung und werden beantragen, solche im wesentlichen der nachzubilden, unter der Unsre — Preußens — Heere in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Staaten wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimatrecht und volle Freizügigkeit in dem gesamten deutschen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranken mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemmen und den Gewerbefleiß seiner Bewohner lähmen; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in dem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen den Mißbrauch für das gesamte deutsche Vaterland.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unsrer

Absichten, ja daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserm großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, ja Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unsrer Absichten am wenigsten in Unsern Staaten Zögerung und Hindernis finden könne, damit Wir desto eher diese Vorschläge zu entwickeln im stande sind, die Wir für die Verfassung Unsrer Staaten nötig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beschleunigen, und beauftragten das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag, den 2. April d. J. zu bewirken.

Gegeben zu Berlin, den 18. März 1848. Friedrich Wilhelm.

3. Proklamation des Königs „An Meine lieben Berliner". 1848.

Friedrich Wilhelms IV. Reden II. Nr. 6.

Durch Mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen Mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider Meine tapfern und getreuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, gottlob, ohne irgend jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen Meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken, um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt, und sind so die greulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner Meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die schon stehen, hinweg und entsendet an Mich Männer, voll des echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besatzung nur auf die notwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Euers Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlin, und vergesset

das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend daniederliegt, vereint ihre innigen, tränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

4. Preußen und die deutsche Kaiserkrone.

a. Ansprache des Präsidenten Simson an den König. 3. April 1849.

Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung, im Frühling des vergangenen Jahres durch den übereinstimmenden Willen der Fürsten und Volksstämme Deutschlands berufen, das Werk der deutschen Verfassung zu stande zu bringen, hat am Mittwoch, den 28. März dieses Jahres 1849, nach Verkündigung der in zweimaliger Lesung beschlossenen deutschen Reichsverfassung die in ihr begründete erbliche Kaiserwürde auf Seine Königliche Majestät von Preußen übertragen. Sie hat dabei das feste Vertrauen ausgesprochen, daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands großherzig und patriotisch in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung die Verwirklichung dieser von ihr gefaßten Beschlüsse mit aller Kraft fördern werden. Sie hat endlich den Beschluß gefaßt, den erwählten Kaiser durch eine Deputation aus ihrer Mitte ehrfurchtsvoll einzuladen, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Verfassung annehmen zu wollen. In der Vollziehung dieses Auftrages stehen vor Ew. Majestät der Präsident der Reichsversammlung und 32 ihrer Mitglieder in der ehrfurchtsvollen Zuversicht, daß Ew. Majestät geruhen werden, die begeisterten Erwartungen des Vaterlandes, das Ew. Majestät als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupt des Reiches erkoren hat, durch einen gesegneten Entschluß zur glücklichen Erfüllung zu führen.

b. Antwort des Königs.

Reden ꝛc. II. Nr. 54.

Meine Herren! Die Botschaft, als deren Träger Sie zu Mir gekommen sind, hat Mich tief ergriffen, sie hat Meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, die Mir als dem König Meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, Meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß.

In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, den Sie, Meine Herren, Mir überbringen, erkenne Ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt Mir ein Anrecht, dessen Wert Ich zu schätzen weiß; er fordert, wenn Ich ihm folge, unermeßliche Opfer von Mir, er legt Mir die schwersten Pflichten auf.

Die deutsche Nationalversammlung hat auf Mich vor allem gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr Meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die Tat zu

beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, die ihre Zuversicht auf Meine Hingebung, auf Meine Treue, auf Meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.

Aber, Meine Herren, Ich würde ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte Ich mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner frühern, ausdrücklichen und feierlichen Versicherung, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der Freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, die für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.

Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, Meine Herren, verkündigen Sie in allen seinen Gauen, bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde Ich auch ohne Ruf nicht fehlen; Ich werde dann getrost den Weg Meines Hauses und Meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue!

c. Aus einer Rede des Landtagsabgeordneten Otto v. Bismarck am 10. April 1849.

L. Hahn, Fürst Bismarck. Vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden ꝛc. Berlin 1878. Bd. I. S. 14.

Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken *zuerst* das Prinzip der *Volkssouveränität* . . . . Die Frankfurter Verfassung veranlaßt den König, seine bisher freie Krone als Lohn von der Frankfurter Versammlung anzunehmen; und wenn diese Volksvertreter es dreimal beschließen, so hat der König und jeder andere Fürst, der Untertan des engeren Bundesvolkes geworden ist, aufgehört zu regieren.

Sie bringt uns *zweitens* die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht . . . . .

Das *dritte Übel* ist die jährliche Bewilligung des Budgets. Durch diesen Paragraphen ist es in die Hände derjenigen Majorität, die aus dem Lottospiel dieser direkten Wahlen hervorgehen wird, und welche nicht die mindeste Garantie bietet, daß sie urteilsfähig oder auch nur von gutem Willen sein wird, in die Hände dieser Majorität ist es gelegt, die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehen zu bringen, indem sie das Budget nicht wieder bewilligt und so als Konvent die ganze königliche und jede andere Macht neutralisiert; und das scheint mir in hohem Grade gefährlich.

Die Frankfurter Versammlung verlangt ferner von ihrem zukünftigen Kaiser, daß er ihr das ganze Deutschland schaffe. Es wird also der König, wenn er Kaiser würde, genötigt sein, nach Österreich ꝛc. kaiserlich deutsche Kommissare zu schicken, um dort das Zoll- und Münzwesen ꝛc. zu regulieren, die dortigen Armeen in Eid und Pflicht zu nehmen und zu verbieten, eine österreichische Flotte anderswo zu halten, als in Fiume oder längs der dalmatischen Küste — denn Triest würde ein Reichshafen sein. Es wäre möglich,

daß Österreich oder ein Staat wie Bayern sich nicht unterwerfen möchte; dann würde der Kaiser genötigt sein, die dortigen Fürsten als Rebellen zu behandeln und etwa an die „Tatkraft" der Bayern gegen das Haus Wittelsbach oder an die „Tatkraft" der Hannoveraner gegen das Haus der Welfen zu appellieren.

Ich halte es daher für unserer Aufgabe entschieden widerstrebend, wenn wir die deutsche Frage dadurch noch mehr verwirren, daß wir in dem Augenblicke, wo Europa anfängt, sich von dem Taumel der Revolution zu erholen, den Frankfurter Souveränitätsgelüsten, die gerade um ein Jahr zu spät kommen, die Stütze unserer Zustimmung leihen. Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir ihnen unsere Unterstützung verweigern, Preußen um so eher im stande sein wird, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Die Gefahren, welche uns dabei entgegenstehen könnten, fürchte ich nicht, weil das Recht auf unserer Seite ist . . . . Im schlimmsten Falle will ich aber, ehe ich sehe, daß mein König zum Vasallen der politischen Glaubensgenossen der Herren (Abgeordneten) Simon und Schaffrath herabsteigt, lieber, daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von anderen zu empfangen.

Meine Herren! Ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und fühle deshalb mich um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines Antrags zu widersetzen, welcher darauf hinausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe errichtet haben, welches von Grund auf mit dem Blute unserer Väter gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.

d. Proklamation des Königs.

Reden ꝛc. II. Nr. 55.

An Mein Volk!

Unter dem Vorwande der deutschen Sache haben die Feinde des Vaterlandes zuerst in dem benachbarten Sachsen, dann in einzelnen Gegenden von Süddeutschland die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Zu Meinem tiefen Schmerze haben auch in einigen Teilen Unsers Landes Verblendete sich hinreißen lassen, dieser Fahne zu folgen und unter ihr im offenen Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit göttliche und menschliche Ordnung umzustürzen.

In so ernster und gefahrvoller Zeit drängt es Mich, ein offenes Wort zu Meinem Volk zu reden.

Ich habe auf das Anerbieten einer Krone seitens der deutschen Nationalversammlung eine zustimmende Antwort nicht erteilen können, weil die Versammlung nicht das Recht hatte, die Krone, die sie Mir bot, ohne Zustimmung der deutschen Regierungen zu vergeben, weil sie Mir unter der Bedingung der Annahme einer Verfassung angetragen ward, die mit den Rechten und der Sicherheit der deutschen Staaten nicht vereinbar war.

Ich habe fruchtlos alle Mittel versucht und erschöpft, zu einer Verständigung mit der deutschen Nationalversammlung zu gelangen. Ich habe Mich

vergebens bemüht, sie auf den Standpunkt ihres Mandats und des Rechts zurückzuführen, das nicht in der eigenmächtigen und unwiderruflichen Feststellung, sondern in der Vereinbarung einer deutschen Verfassung bestand, und selbst nach Vereitelung Meiner Bestrebungen habe Ich in der Hoffnung einer endlichen friedlichen Lösung nicht mit der Versammlung gebrochen.

Nachdem diese aber durch Beschlüsse, gegen die treffliche Männer fruchtlos ankämpften, ihrerseits den Boden des Rechts, des Gesetzes und der Pflicht gänzlich verlassen, nachdem sie Uns nur deshalb, weil Wir dem bedrängten Nachbar die erbetene Hilfe siegreich geleistet, des Friedensbruches angeklagt, nachdem sie gegen Uns und die Regierungen, die sich mit Mir den verderblichen Bestimmungen der Verfassung nicht fügen wollten, zum offenen Widerstand aufgerufen: jetzt hat die Versammlung mit Preußen gebrochen. Sie ist in ihrer Mehrheit nicht mehr jene Vereinigung von Männern, auf die Deutschland mit Stolz und Vertrauen blickte. Eine große Zahl ist, als die Bahn des Verderbens betreten wurde, freiwillig ausgeschieden, und durch Meine Verordnung vom gestrigen Tage habe Ich allen preußischen Abgeordneten, die der Versammlung noch angehörten, zurückgerufen. Gleiches wird von andern deutschen Regierungen geschehen. In der Versammlung herrscht jetzt eine Partei, die im Bunde steht mit den Menschen des Schreckens, die die Einheit Deutschlands zum Vorwande nehmen, in Wahrheit aber den Kampf der Gottlosigkeit, des Eidbruchs und der Raubsucht gegen die Throne entzünden, um mit ihnen den Schutz des Rechtes, der Freiheit und des Eigentums umzustürzen. Die Greuel, die in Dresden, Breslau und Elberfeld unter dem erheuchelten Rufe nach Deutschlands Einheit begangen worden, liefern die traurigen Beweise. Neue Greuel sind geschehen und werden noch vorbereitet. Während durch solchen Frevel die Hoffnung zerstört wird, durch die Frankfurter Versammlung die Einheit Deutschlands erreicht zu sehen, habe Ich in königlicher Treue und Beharrlichkeit daran nicht verzweifelt. Meine Regierung hat mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten, die sich Mir angeschlossen, das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufgenommen.

Diese Verfassung soll und wird in kürzester Frist der Nation gewähren, was sie mit Recht verlangt und erwartet: ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Exekutivgewalt, die nach außen den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugnis. Die von der Nationalversammlung entworfene Reichsverfassung ist hierbei zu Grunde gelegt, und sind nur die ihrer Punkte verändert worden, die aus den Kämpfen und Zugeständnissen der Parteien hervorgegangen, dem wahren Wohle des Vaterlandes entschieden nachteilig sind. Einem Reichstage aus allen Staaten, die sich dem Bundesstaate anschließen, wird diese Verfassung zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt werden. Deutschland vertraue hierin dem Patriotismus und dem Rechtsgefühle der preußischen Regierung; sein Vertrauen wird nicht getäuscht werden.

Das ist Mein Weg. Nur der Wahnsinn oder die Lüge kann solchen Tatsachen gegenüber die Behauptung wagen, daß Ich die Sache der deutschen Einheit aufgegeben habe, daß Ich Meiner frühern Überzeugung und Meinen Zusicherungen untreu geworden bin.

Preußen ist dazu berufen, in so schwerer Zeit Deutschland gegen innere

und äußere Feinde zu schirmen, und es muß und wird diese Pflicht erfüllen. Deshalb rufe Ich schon jetzt Mein Volk in die Waffen. Es gilt, Ordnung und Gesetz herzustellen im eigenen Lande und in den übrigen deutschen Ländern, wo Unsre Hilfe verlangt wird; es gilt Deutschlands Einheit zu gründen, seine Freiheit zu schützen vor der Schreckensherrschaft einer Partei, die Gesittung, Ehre und Treue ihren Leidenschaften opfern will, einer Partei, der es gelungen ist, ein Netz der Betörung und des Irrwahns über einen Teil des Volkes zu werfen.

Die Gefahr ist groß, aber vor dem gesunden Sinn Meines Volkes wird das Werk der Lüge nicht bestehen; dem Rufe des Königs wird die alte preußische Treue, wird der alte Ruhm der preußischen Waffen entsprechen.

Steht Mein Volk zu Mir wie Ich zu ihm in Treue und Vertrauen einträchtig, so wird Uns Gottes Segen und damit ein herrlicher Sieg nicht fehlen.

Charlottenburg, den 15. Mai 1849. Friedrich Wilhelm.

e. Der Prinz von Preußen über die deutsche Reichsverfassung.

Schreiben an den Freiherrn von Stillfried vom 26. Mai 1849.

W. Oncken, Unser Heldenkaiser. Berlin. S. 32.

. . . . Wenn Sie sagen, daß die deutsche Einheitsidee auch in Pommern Anklang findet und man die Annahme der deutschen Verfassung wünsche, wie sie aus zweiter Lesung hervorgegangen ist, so bin ich von dem Wunsche jener Einheit ebenso durchdrungen wie irgend jemand. Aber gerade darum bin ich ganz entschieden gegen die Annahme jener Verfassung und kann nur die Weisheit des Königs loben, daß er sie so, wie sie ist, nicht annahm. Ich ersuche Sie, die Personen, welches Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe Paragraph für Paragraph gelesen haben, und wenn dies geschehen, ob sie die Paragraphen genau geprüft haben und sich davon überzeugt hatten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesamten Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein bestehet, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. Die Republikaner wissen sehr wohl, daß Preußen aus diesen Gründen die Krone ablehnte; daher haben sie schon jetzt die Maske abgeworfen und suchen sofort auf dem Wege der Empörung gleich zu erreichen, was ihnen sonst noch jahrelang Anstrengung gekostet hätte, sie aber sicherer zum Ziele führte, wenn sie ein Schattenbild von Kaiser geschaffen hätten.

Dies kann nicht der Gang sein, den die treuen Pommern gehen wollen, und es kommt nur darauf an, ihnen dies alles klar zu machen statt nachzusprechen, was die Wühler erzählen. In wenigen Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehen wollen, werden ihn preisen für den Gang, den er gehet.

Die niederliegenden materiellen Interessen werden aufblühen, wenn Ordnung und Gesetz hergestellt sind; das Ministerium, was Vertrauen, nicht Mißtrauen verdient, arbeitet unablässig an den Vorlagen dazu. Daher nur Mut gefaßt zum König, und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht,

und beides erreicht man nur durch Kraft und Konsequenz; und indem man die Rechte anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich ein eigenes Recht.

Ihr Prinz von Preußen.

5. Des Königs Thronrede und Eid auf die Verfassung. 6. Februar 1850.

Reden ꝛc. II. Nr. 54.

Meine Herren!

Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Was Ich sagen werde, sind Meine eigensten Worte, denn Ich erscheine heute vor Ihnen wie nie zuvor und nie hernach. Ich bin hier, nicht um die angebornen und ererbten heiligen Pflichten des königlichen Amtes zu üben (die hoch erhaben sind über dem Meinen und Wollen der Parteien), vor allem nicht gedeckt durch die Verantwortlichkeit Meiner höchsten Räte, sondern als Ich selbst allein, als ein Mann von Ehre, der sein Teuerstes, sein Wort, geben will, ein Ja, vollkräftig und bedächtig. Darum einiges zuvor. — Das Werk, dem Ich heute Meine Bestätigung aufdrücken will, ist entstanden in einem Jahre, das die Treue werdender Geschlechter wohl mit Tränen, aber vergebens wünschen wird, aus Unsrer Geschichte hinauszubringen. In der Form, in der es Ihnen vorgelegt worden, ist es allerdings das Werk aufopfernder Treue von Männern, die diesen Thron gerettet haben, gegen die Meine Dankbarkeit nur mit Meinem Leben erlöschen wird; aber es wurde so in den Tagen, in denen im buchstäblichen Sinne des Wortes das Dasein des Vaterlandes bedroht war. Es war das Werk des Augenblicks, und es trug den breiten Stempel seines Ursprungs. Die Frage ist gerechtfertigt, wie Ich bei solcher Betrachtung diesem Werke die Sanktion geben könne? Dennoch will Ich es, weil Ich es kann, und daß Ich es kann, verdanke Ich Ihnen allein, Meine Herren. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und Mir durch Ihre treffliche Arbeit und durch die Aufnahme Meiner letzten Vorschläge ein Pfand gegeben, daß Sie die vor der Sanktion begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es Unserm vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedürfnissen Preußens immer entsprechender zu machen. Ich darf dies Werk bestätigen, weil Ich es in Hoffnung kann. Das erkenne Ich mit allerwärmstem Danke gegen Sie, Meine Herren, und Ich spreche es gerührt und freudig aus, Sie haben den Dank des Vaterlandes verdient. Und so erkläre Ich, Gott ist des Zeuge, daß Mein Gelöbnis auf die Verfassung treu, wahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein Leben und Segen der Verfassung, das fühlen Ihre und alle edlen Herzen im Lande, hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab.

Sie, Meine Herren, müssen Mir helfen, und die Landtage nach Ihnen und die Treue Meines Volkes müssen Mir helfen wider die, so die königlich verliehene Freiheit zum Deckel der Bosheit machen und sie gegen ihre Urheber kehren, gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit; wider die, die diese Urkunde gleichsam als Ersatz der göttlichen Vorsehung, Unsrer Geschichte und der alten heiligen Treue betrachten möchten: alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Untertanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königtum und diesen Thron, der auf den Siegen Unsrer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhaf-

tiger Erfüllung des Huldigungseides sowie des neuen Schwurs „der Treue und des Gehorsams gegen den König und des gewissenhaften Haltens der Verfassung"; mit einem Worte: seine Lebensbedingung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde; denn in Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es, sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum will Ich auch regieren. Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war Meine Losung seit zehn Jahren, das ist sie heute, und soll es bleiben, so lange Ich atme.

Ehe Ich zur Handlung des Tages schreite, werde Ich zwei Gelöbnisse vor Ihnen erneuern. Das gebietet Mir der Blick auf die zehn verflossenen Jahre Meiner Regierung.

Zum ersten erneuere, wiederhole und bestätige Ich feierlich und ausdrücklich die Gelöbnisse, die Ich vor Gott und Menschen bei den Huldigungen zu Königsberg und hier geleistet habe! — Ja! Ja! — Das will Ich, so Gott Mir helfe!

Zum zweiten erneuere, wiederhole und bestätige Ich feierlich und ausdrücklich das heilige Gelöbnis, das Ich am 11. April 1847 ausgesprochen: „Mit Meinem Hause dem Herrn zu dienen!" — Ja! Ja! — Das will Ich, so Gott Mir helfe! Dies Gelöbnis steht über allen andern, es muß in einem jeden enthalten sein und alle andern Gelöbnisse, sollen sie anders Wert haben, wie lauteres Lebenswasser durchströmen.

Jetzt aber und indem Ich die Verfassungsurkunde kraft königlicher Machtvollkommenheit hiermit bestätige, gelobe Ich feierlich, wahrhaftig und ausdrücklich vor Gott und Menschheit, die Verfassung Meines Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten und in Übereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regieren. — Ja! Ja! — Das will Ich, so Mir Gott helfe!

Und nun befehle Ich das bestätigte Gesetz in die Hände des allmächtigen Gottes, dessen Walten in der Geschichte Preußens handgreiflich zu erkennen ist, auf daß er aus diesem Menschenwerke ein Werkzeug des Heils machen wolle für Unser teures Vaterland: nämlich der Geltendmachung seiner heiligen Rechte und Ordnungen! Also sei es!

6. Aus der Verfassungsurkunde des Preußischen Staates vom 31. Januar 1850.

Titel I. Vom Staatsgebiete.

Art. 2. Die Grenzen dieses Staatsgebiets können nur durch ein Gesetz verändert werden.

Titel II. Von den Rechten der Preußen.

Art. 4. Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.

Art. 5. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Bedingungen und Formen, unter welchen eine Beschränkung derselben, insbesondere eine Verhaftung zulässig ist, werden durch das Gesetz bestimmt.

Art. 6. Die Wohnung ist unverletzlich. Das Eindringen in dieselbe und Haussuchungen sowie die Beschlagnahme von Briefen und Papieren sind nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen gestattet.

Art. 7. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.

Art. 8. Strafen können nur in Gemäßheit des Gesetzes angedroht oder verhängt werden.

Art. 9. Das Eigentum ist unverletzlich. Es kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen vorgängige, in dringenden Fällen wenigstens vorläufig festzustellende Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes entzogen oder beschränkt werden.

Art. 11. Die Freiheit der Auswanderung kann von Staats wegen nur in Bezug auf die Wehrpflicht beschränkt werden.

Art. 12. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen.

Art. 19. Die Einführung der Zivilehe erfolgt nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes, welches auch die Führung der Zivilstandsregister regelt.

Art. 20. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

Art. 21. Für die Bildung der Jugend soll durch öffentliche Schulen genügend gesorgt werden.

Eltern und deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist.

Art. 22. Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat.

Art. 23. Alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten der Staatsdiener.

Art. 24. Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen.

Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften.

Die Leitung der äußern Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Beteiligung der Gemeinden aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen an.

Art. 25. Die Mittel zur Errichtung, Unterhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschulen werden von den Gemeinden und im Falle des nachgewiesenen Unvermögens ergänzungsweise vom Staat aufgebracht. Die auf besondern Rechtstiteln beruhenden Verpflichtungen Dritter bleiben bestehen.

Der Staat gewährleistet demnach den Volksschullehrern ein festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen.

In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich erteilt.

Art. 26. Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen.

Art. 27. Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Art. 29. Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubnis friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln.

Art. 30. Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen.

Art. 32. Das Petitionsrecht steht allen Preußen zu. Petitionen unter einem Gesamtnamen sind nur Behörden und Korporationen gestattet.

Art. 33. Das Briefgeheimnis ist unverletzlich.

Art. 34. Alle Preußen sind wehrpflichtig. Den Umfang und die Art dieser Pflicht bestimmt das Gesetz.

Titel III. Vom Könige.

Art. 43. Die Person des Königs ist unverletzlich.

Art. 44. Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsakte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

Art. 45. Dem Könige allein steht die vollziehende Gewalt zu. Er ernennt und entläßt die Minister. Er befiehlt die Verkündigung der Gesetze und erläßt die zu deren Ausführung nötigen Verordnungen.

Art. 46. Der König führt den Oberbefehl über das Heer.

Art. 47. Der König besetzt alle Stellen im Heere sowie in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gesetz ein anderes verordnet.

Art. 48. Der König hat das Recht, Krieg zu erklären (vergl. Art. 11 der Reichsverfassung!) und Frieden zu schließen, auch andre Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden.

Art. 49. Der König hat das Recht der Begnadigung und Strafmilderung.

Art. 50. Dem Könige steht die Verleihung von Orden und andern mit Vorrechten nicht verbundenen Auszeichnungen zu.

Art. 51. Der König beruft die Kammern und schließt ihre Sitzungen. Er kann sie entweder beide zugleich oder auch nur eine auflösen. Es müssen aber in einem solchen Falle innerhalb eines Zeitraums von sechzig Tagen nach der Auflösung die Wähler und innerhalb eines Zeitraums von neunzig Tagen nach der Auflösung der Kammern versammelt werden.

Art. 52. Der König kann die Kammern vertagen. Ohne deren Zustimmung darf diese Vertagung die Frist von dreißig Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden.

Art. 53. Die Krone ist den königlichen Hausgesetzen gemäß erblich in dem Mannesstamme des königlichen Hauses nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatischen Linealfolge.

Art. 54. Der König wird mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres volljährig.

Er leistet in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche Gelöbnis, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Übereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren.

Art. 56. Wenn der König minderjährig oder sonst dauernd verhindert ist, selbst zu regieren, so übernimmt derjenige volljährige Agnat, welcher der Krone am nächsten steht, die Regentschaft. Er hat sofort die Kammern zu berufen, die in vereinigter Sitzung über die Notwendigkeit der Regentschaft beschließen.

Titel IV. Von den Ministern.

Art. 60. Die Minister sowie die zu ihrer Vertretung abgeordneten Staatsbeamten haben Zutritt zu jeder Kammer und müssen auf ihr Verlangen zu jeder Zeit gehört werden.

Jede Kammer kann die Gegenwart der Minister verlangen.

Die Minister haben in einer oder der andern Kammer nur dann Stimmrecht, wenn sie Mitglieder derselben sind.

Art. 61. Die Minister können durch Beschluß einer Kammer wegen des Verbrechens der Verfassungsverletzung, der Bestechung und des Verrats angeklagt werden.

Titel V. Von den Kammern.

Art. 62. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und durch zwei Kammern ausgeübt.

Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich.

Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im ganzen angenommen oder abgelehnt.

Die erste Kammer wird fortan das Herrenhaus, die zweite Kammer das Haus der Abgeordneten genannt.

Art. 64. Dem Könige, sowie jeder Kammer steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen.

Gesetzesvorschläge, welche durch eine der Kammern oder den König verworfen worden sind, können in derselben Sitzungsperiode nicht wieder vorgebracht werden.

Art. 65. Die erste Kammer wird durch königliche Anordnung gebildet. Sie wird zusammengesetzt aus Mitgliedern, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit beruft.

Art. 69. Die zweite Kammer besteht aus 433 Mitgliedern.

Art. 70. Jeder Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler.

Art. 71. Auf jede Vollzahl von 250 Seelen der Bevölkerung ist ein Wahlmann zu wählen.

Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuern in drei Abteilungen geteilt, und zwar in der Art, daß auf jede Abteilung ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler fällt. Die erste Abteilung besteht aus denjenigen Urwählern, auf welche die höchsten Steuerbeträge bis zum Belaufe eines Drittteils der Gesamtsteuer fallen. Die zweite Abteilung besteht aus denjenigen Urwählern, auf welche die nächst niedrigeren Steuerbeträge bis zur Grenze des zweiten Dritteils fallen. Die dritte Abteilung besteht aus den am niedrigsten besteuerten Urwählern, auf welche das dritte Dritteil fällt. Jede Abteilung wählt besonders und zwar ein Dritteil der zu wählenden Wahlmänner. Die Abteilungen können in mehrere Wahlverbände eingeteilt werden, deren keiner mehr als 500 Urwähler in sich schließen darf. Die Wahlmänner werden in jeder Abteilung aus der Zahl der stimmberechtigten Urwähler des Urwahlbezirks ohne Rücksicht auf die Abteilungen gewählt.

Art. 72. Die Abgeordneten werden durch die Wahlmänner gewählt.

Art. 73. Die Legislaturperiode der zweiten Kammer wird auf fünf Jahre festgesetzt.

Art. 74. Zum Abgeordneten der zweiten Kammer ist jeder Preuße wählbar, der das dreißigste Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte infolge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses nicht verloren und bereits ein Jahr dem preußischen Staatsverbande angehört hat.

Art. 76. Die beiden Häuser des Landtages der Monarchie werden durch den König regelmäßig in dem Zeitraume von dem Anfange des Monats November jeden Jahres bis zur Mitte des folgenden Januar und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, einberufen.

Art. 77. Die Eröffnung und die Schließung der Kammern geschieht durch den König in Person oder durch einen dazu von ihm beauftragten Minister in einer Sitzung der vereinigten Kammern.

Beide Kammern werden gleichzeitig berufen, eröffnet, vertagt und geschlossen. Wird eine Kammer aufgelöst, so wird die andere gleichzeitig vertagt.

Art. 78. Jede Kammer prüft die Legitimation ihrer Mitglieder und entscheidet darüber. Sie regelt ihren Geschäftsgang und ihre Disziplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt ihren Präsidenten, ihre Vizepräsidenten und Schriftführer. Wenn ein Kammermitglied ein besoldetes Staatsamt annimmt oder im Staatsdienst in ein Amt eintritt, mit welchem ein höherer Rang oder ein höheres Gehalt verbunden ist, so verliert es Sitz und Stimme in der Kammer und kann seine Stelle in derselben nur durch neue Wahl wieder erlangen. Niemand kann Mitglied beider Kammern sein.

Art. 80. Keine der beiden Kammern kann einen Beschluß fassen, wenn nicht

die Mehrheit der gesetzlichen Anzahl ihrer Mitglieder anwesend ist. Jede Kammer faßt ihre Beschlüsse nach absoluter Stimmenmehrheit.

Art. 83. Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Überzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.

Art 84. Sie können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden.

Kein Mitglied einer Kammer kann ohne deren Genehmigung während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer, wenn es bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächstfolgenden Tages nach derselben ergriffen wird.

Gleiche Genehmigung ist bei einer Verhaftung wegen Schulden notwendig.

Jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied der Kammer und eine jede Untersuchungs- oder Zivilhaft wird für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben, wenn die betreffende Kammer es verlangt.

Art. 85. Die Mitglieder der zweiten Kammer erhalten aus der Staatskasse Reisekosten und Diäten nach Maßgabe des Gesetzes. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft.

Titel VI. Von der richterlichen Gewalt.

Art. 86. Die richterliche Gewalt wird im Namen des Königs durch unabhängige, keiner andern Autorität als der des Gesetzes unterworfene Gerichte ausgeübt. Die Urteile werden im Namen des Königs ausgefertigt und vollstreckt.

Art. 87. Die Richter werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt.

Art. 89. Die Organisation der Gerichte wird durch das Gesetz bestimmt.

Art. 90. Zu einem Richteramte darf nur der berufen werden, welcher sich zu demselben nach Vorschrift der Gesetze befähigt hat.

Art. 92. Es soll in Preußen nur ein oberster Gerichtshof bestehen.

Art. 93. Die Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte in Zivil- und Strafsachen sollen öffentlich sein. Die Öffentlichkeit kann jedoch durch einen öffentlich zu verkündenden Beschluß des Gerichts ausgeschlossen werden, wenn sie der Ordnung oder den guten Sitten Gefahr droht.

Titel VIII. Von den Finanzen.

Art. 99. Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden.

Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt.

Art. 101. In betreff der Steuern können Bevorzugungen nicht eingeführt werden.

Art. 103. Die Aufnahme von Anleihen für die Staatskasse findet nur auf Grund eines Gesetzes statt.

Art. 104. Zu Etats-Überschreitungen ist die nachträgliche Genehmigung der Kammern erforderlich.

Die Rechnungen für den Staatshaushaltsetat werden von der Ober-Rechnungskammer geprüft und festgestellt.

Allgemeine Bestimmungen.

Art. 106. Gesetze und Verordnungen sind verbindlich, wenn sie in der vom Gesetze vorgeschriebenen Form bekannt gemacht worden sind.

Art. 107. Die Verfassung kann auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, wobei in jeder Kammer die gewöhnliche absolute Stimmenmehrheit bei zwei Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens einundzwanzig Tagen liegen muß, genügt.

Art. 108. Die Mitglieder der beiden Kammern und alle Staatsbeamten leisten dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams und beschwören die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung.

7. Aus einer Denkschrift des Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. März 1858.

H. v. Poschinger, Preußen im Bundestage 1851—1859. Leipzig 1882. III. 487 ff.

Bis zum Jahre 1848 wurde der Deutsche Bund, welches auch die theoretischen Ansprüche an ihn sein mochten, tatsächlich doch nur als ein Schutzverein der deutschen Regierungen gegen Krieg und Revolution behandelt. Österreich ließ damals im allgemeinen die preußische Politik in Deutschland gewähren und nahm als Kaufpreis für diese Konzession die Unterstützung Preußens in europäischen Fragen entgegen; in Deutschland begnügte sich das Wiener Kabinett, nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß Preußen den ihm überlassenen Spielraum nur innerhalb gewisser Grenzen nutzbar mache. Zu diesem Behuf wurde insbesondere der Geschäftskreis des Bundes auf wenige und verhältnismäßig unwichtige Angelegenheiten beschränkt, das Widerspruchsrecht und die Unabhängigkeit der einzelnen Regierungen aber mit Schonung gepflegt; Angelegenheiten, über die Österreich und Preußen nicht einverstanden waren, gelangten nicht zur Verhandlung; eine aus den Protokollen ersichtliche Meinungsverschiedenheit beider Großmächte gehörte zu den Seltenheiten; ein offener Streit ihrer beiden Vertreter in den Sitzungen war etwas Unerhörtes und wurde als Gefahr für das Bestehen des Bundes unter allen Umständen vermieden. Auch mit kleinern Bundesregierungen, wenn sie nicht etwa einer Begünstigung liberaler Bestrebungen verdächtig waren, wurde lieber jahrelang verhandelt, als daß man ihnen durch Majoritätsbeschlüsse Zwang angetan hätte.

Der Gedanke, daß wichtige Meinungsverschiedenheiten durch Majoritätsbestimmungen am Bunde zur Entscheidung gebracht werden könnten, lag so fern, daß das Wiener Kabinett den Präsidialgesandten nur mit langen Unterbrechungen in Frankfurt anwesend sein und die Vertretung der österreichischen Interessen auf Jahr und Tag in den Händen des preußischen Gesandten ließ. Es begnügte sich damit, diesem in der Person des noch fungierenden königlich sächsischen Gesandten einen Beobachter zur Seite zu stellen.

Ein ganz andres Bild gewähren die Verhandlungen am Bundestage seit der Reaktivierung im Jahre 1851. Der Fürst Schwarzenberg nahm den Plan auf, die Hegemonie über Deutschland, zu der Preußen durch die konstituierenden Versammlungen und die Unionsversuche nicht hatte gelangen können, für Österreich durch die Mittel zu gewinnen, die ihm die bestehende Bundesverfassung darbietet. Der Gedanke lag nahe, nachdem Österreichs innere Organisation eine Richtung genommen hatte, in der dauernde Erfolge nur durch Anlehnung an Deutschland behufs der Kräftigung des verhältnismäßig wenig zahlreichen deutschen Elementes im Kaiserstaat erreicht werden konnten. Die Durchführung des Planes war möglich, wenn es Österreich gelang, sich der Majorität im Bunde auf die Dauer zu versichern, demnächst die Kompetenz des Bundes und seiner Majoritätsbeschlüsse zu erweitern, und wenn Preußen die Macht oder der Wille fehlte, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Der Augenblick war für eine solche Auffassung sehr günstig.

Im Besitz der Macht, Majoritätsbeschlüsse der Bundesversammlung ziemlich sicher herbeizuführen, jedenfalls solche, die unwillkommen sind, verschleppen und hindern zu können, hat Österreich sein Bestreben natürlich darauf gerichtet, den Wirkungskreis des ihm dienstbaren Instrumentes zu erweitern. Es ist zu

diesem Behuf erforderlich, mehr und wichtigere Gegenstände als vor 1848 in den Kreis der Bundesgesetzgebung zu ziehen, dann aber auch bei Beschlußnahme über sie das Widerspruchsrecht der einzelnen und der Minoritäten zu beseitigen und für Majoritätsbeschlüsse eine erweiterte Kompetenz zu gewinnen. Mit diesem Bestreben geht das der meisten Bundesstaaten, ganz abgesehen von dem Einflusse, den Österreich auf sie übt, vermöge ihrer eigenen Interessen vollständig Hand in Hand.

Die kleinern und Mittelstaaten haben keinen Beruf, einer Kräftigung des Bundes auf Kosten der einzelnen Regierungen abhold zu sein: sie finden in dem Bundesverhältnis allein die Garantie ihrer Existenz, und ihre Minister gewinnen durch dieses ein Piedestal, von dem herab sie über die Angelegenheiten Deutschlands und Preußens, ja selbst in der europäischen Politik lauter mitreden können, als es zulässig wäre, wenn sie mit den großen Verhältnissen der Weltpolitik in unmittelbare Beziehungen treten sollten. In der Bundesversammlung spricht jeder von ihnen ebenso laut und hat ebensoviel Stimmrecht wie Preußen, und insoweit sie zusammenhalten, geben sie den Ausschlag in den so häufig vor ihr Forum gezogenen Streitigkeiten Preußens und Österreichs.

In diesem System ist aber für Preußen, solange es nicht auf die Eigenschaft einer europäischen Macht verzichtet, kein Platz. Ein Großstaat, der seine innere und auswärtige Politik auf den Grundlagen seiner eignen Kräfte selbständig sichern kann und will, darf zu einer straffern Zentralisation des Bundesverhältnisses nur in dem Maße die Hand bieten, als er die Leitung der Bundeskörperschaft zu gewinnen und gemeinsame Beschlüsse, die seiner eignen Politik entsprechen, herbeizuführen vermag. Es ist also natürlich, daß Österreich sowohl wie Preußen gleichzeitig nach einer solchen Stellung im Deutschen Bunde streben. Diese ist aber nur für einen von ihnen möglich; Österreich ist gegenwärtig in ihrem Besitz und, wie vorstehend entwickelt, mit allen Hilfsmitteln ausgestattet, um sich darin erhalten zu können. Bei der jetzigen Organisation des Bundes, und solange seine Beschlüsse allein von den deutschen Fürsten und ihren Ministern abhängen, ist es für Preußen nach aller menschlichen Voraussicht unmöglich, Österreich den dominierenden Einfluß zu entreißen. Dessen ist sich Österreich bewußt, und darum lehnt es jeden Wunsch Preußens, sich über eine Teilung oder gemeinschaftliche Ausübung dieses Einflusses zu verständigen, ohne weiteres ab. Es hat erkannt, daß Preußen in der jetzigen Bundesversammlung zur Minorität prädestiniert ist, und glaubt deshalb, auch ohne Preußen und gegen Preußen, gestützt auf die Majorität der übrigen Bundesstaaten, Deutschland im Fahrwasser der Wiener Politik erhalten zu können.

Mit der Reaktivierung des Bundes ist daher das Prinzip der Schonung Preußens in den Verhandlungen des Bundes, der vorgängigen Verständigung zwischen Berlin und Wien über wichtigere Gegenstände von Österreich aufgenommen worden. So oft Preußen bei seiner abweichenden Ansicht verharrt, wird ihm in der Diplomatie und der Presse die Schuld der deutschen Uneinigkeit aufgebürdet, und diese Beschuldigungen nehmen die Färbung einer Anklage wegen Störung des Friedens im Bunde und Untergrabung seiner Institute an, sobald die allezeit bereite Majorität im Bunde Österreich zur Seite steht.

Wenn hiernach keine Aussicht ist, daß Österreich und seine Bundesgenossen sich freiwillig entschließen, ihrer Politik gegen Preußen eine andre Richtung

zu geben, so fragt es sich, ob Preußen dem gegenüber in seiner bisherigen Haltung auf die Dauer verharren kann.

Die bundesfreundlichste Nachgiebigkeit hat ihre Grenzen, und in Verhandlungen mit Österreich ist jede Konzession die Mutter einer neuen Forderung. Wenn die Sachen so weitergehen wie in der letzten Zeit, so kann der Moment nicht mehr fern sein, wo Preußen die Majorität der Überschreitung ihrer Befugnisse und die Majorität Preußen der Auflehnung gegen gültige Bundesbeschlüsse anklagen wird, beide sich also gegenseitig des Bundesbruchs beschuldigen.

Preußen in diese Lage zu versetzen, ist vielleicht das Ziel der Politik seiner Gegner; wie und wann eine solche Situation demnächst von ihnen weiter auszubeuten wäre, das wird von den Konstellationen der europäischen Politik abhängen, je nachdem diese es als tunlich erscheinen lassen, gegen Preußen mit mehr oder weniger Dreistigkeit aufzutreten.

Eine solche Situation, zumal wenn der Moment ihres Eintretens nicht zu berechnen ist, kann jedenfalls unbequem genug werden, um zur Anwendung von Vorbeugungsmitteln aufzufordern, insbesondere, wenn diese Mittel zugleich dahin führen, Preußens selbständiges Ansehen und seinen Einfluß auf Deutschland zu kräftigen.

Preußen würde dadurch seinem deutschen Berufe keineswegs untreu werden, es würde sich nur von dem Druck losmachen, mit dem die Fiktion seiner Gegner auf ihm lastet, daß „Bundestag" und „Deutschland" identische Begriffe seien, und daß Preußens deutsche Gesinnungen nach dem Maße seiner Fügsamkeit unter die Majorität der Bundesversammlung zu beurteilen seien. Seine deutschen Gesinnungen unabhängig von der Bundesversammlung zu betätigen, hat kein Staat in dem Maße den Beruf und die Gelegenheit wie Preußen, und es vermag dabei zugleich den Beweis zu liefern, daß Preußen für die mittlern und kleinern Staaten mehr Wichtigkeit hat als eine Majorität von neun Stimmen für Preußen. Die preußischen Interessen fallen mit denen der meisten Bundesländer, außer Österreich, vollständig zusammen, aber nicht mit denen der Bundesregierungen, und es gibt nichts Deutscheres als gerade die Entwicklung richtig verstandener Partikularinteressen.

XXVIII. Wilhelm I. bis zum Deutsch-französischen Kriege.

1. Ansprache des Prinz-Regenten an das neuberufene Ministerium. 8. November 1858.

L. Hahn, Kaiser Wilhelms Gedenkbuch. Berlin 1880.

Sie alle erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich ist, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, konservativen Grundlagen beruht. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das ist das Geheimnis der Staatsweisheit, wobei von allen Übertreibungen sich fern zu halten ist.

Handel, Gewerbe und die damit eng verbundenen Verkehrsmittel haben einen nie geahnten Aufschwung genommen; doch muß auch hier Maß und Ziel gehalten werden, damit nicht der Schwindelgeist uns Wunden schlage. Den Verkehrswegen müssen nach wie vor bedeutende Mittel zu Gebote gestellt

werden, aber sie dürfen nur mit Rücksicht auf alle Staatsbedürfnisse bemessen, und dann müssen die Etats innegehalten werden.

Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen den beiden christlichen Konfessionen eine möglichste Gleichberechtigung obwalten. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen. Dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebaren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird. Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Übergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden. — Das Unterrichtswesen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen soll und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nötige Bildung gewähren, ohne diese Klassen über ihre Sphären zu heben. Größere Mittel werden hierzu nötig werden.

Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indes auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.

Und so kommen wir zu Preußens politischer Stellung nach außen. Preußen muß mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden. Mit allen übrigen Mächten ist das freundliche Verhältnis gleichfalls geboten. In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indes einer Reform wird unterworfen werden müssen. — Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im stande ist.

2. Thronbesteigung König Wilhelms I. am 2. Januar 1861.

L. Hahn a. a. O. S. 92 ff.

An Mein Volk.

König Friedrich Wilhelm der Vierte ruht in Gott. Er ist erlöst von den schweren Leiden, die er mit frommer Ergebung trug. Unsre Tränen,

die in gerechter Trauer fließen, wolle der Herr in Gnaden trocknen; des Entschlafenen gesegnetes Andenken wird in Meinem, in eurem Herzen nicht erlöschen.

Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in dem Unsers hochseligen Vaters Majestät, der Heldenkönig — so nannte ihn der nun heimgegangene Sohn — nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an denen Mein verklärter Bruder hochherzig teilnahm, war König Friedrich Wilhelm dem Vierten ein heiliges Erbteil, das er treu zu pflegen wußte. Überall gewährte er edlen Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier königlicher Hand gab er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich dessen Hoffnungen erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war er bemüht, dem gesamten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen.

Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, dessen unvergeßliches Wort: „Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen“ auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der glorreichen Reihe der Monarchen, denen Preußen seine Größe verdankt, die es zum Träger des deutschen Geistes machten.

Dies hohe Vermächtnis Meiner Ahnen, das sie in unablässiger Sorge, mit ihrer besten Kraft, mit Einsetzung ihres Lebens gegründet und gemehrt haben, will Ich getreulich wahren. Mit Stolz sehe Ich Mich von einem so treuen und tapfern Volke, von einem so ruhmreichen Heere umgeben.

Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernste und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.

Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken mir vorsetze. Treu dem Eide, mit dem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen.

Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in der Stellung zu kräftigen, die es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß.

Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener Gott vertrauende Mut, der Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an Mir und an Meinem Volke bewähren und dieses Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, die sein Ratschluß Mir übergeben hat.

Berlin, am 7. Januar 1861.

Wilhelm.

3. Aus der Konfliktszeit.

Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1898. 1. Bd. S. 283.

In den ersten Tagen des Oktobers fuhr ich dem Könige, der sich zum 30. September, dem Geburtstage seiner Gemahlin, nach Baden-Baden begeben hatte, bis Jüterbogk entgegen und erwartete ihn in dem noch unfertigen, von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhofe, im Dunkeln auf einer umgestürzten Schiebkarre sitzend. Meine Absicht, indem ich die Gelegenheit zu einer Unterredung suchte, war, Se. Majestät über eine Aufsehen erregende Äußerung zu beruhigen, welche ich am 30. September (1862) in der Budgetkommission getan hatte . . . Preußen könne — das war der Sinn meiner Rede —, wie schon ein Blick auf die Karte zeige, mit seinem schmalen, langgestreckten Leibe die Rüstung, deren Deutschland zu seiner Sicherheit bedürfe, allein nicht länger tragen; diese müsse sich auf alle Deutschen gleichmäßig verteilen. Dem Ziele würden wir nicht durch Reden, Vereine und Majoritätsbeschlüsse näher kommen, sondern es werde ein ernster Kampf nicht zu vermeiden sein, ein Kampf, der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne . . . Roon, der zugegen war, sprach beim Nachhausegehen seine Unzufriedenheit mit meinen Äußerungen aus. Meine eigenen Gedanken bewegten sich zwischen dem Wunsche, Abgeordnete für eine energische nationale Politik zu gewinnen, und der Gefahr, den König in seiner vorsichtigen und gewaltsame Mittel scheuenden Veranlagung mißtrauisch gegen mich und meine Absichten zu machen. Um dem vermutlichen Eindruck der Presse auf ihn beizeiten entgegen zu wirken, fuhr ich ihm nach Jüterbogk entgegen.

Ich hatte einige Mühe, durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein, in einem gewöhnlichen Coupé erster Klasse saß. Er war in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." . . . Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: „Et après, sire?" — „Ja, après, dann sind wir tot," erwiderte der König. „Ja," fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte . . . ."

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußeren und persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltenen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußeren Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sichern Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl" selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene

Verantwortung handeln soll, die Kritik der Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod fürchtet, . . . war in ihm im höchsten Grade ausgebildet . . . Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten; er fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder und selbst seine Heiterkeit. Das Leben für König und Vaterland einzusetzen, war die Pflicht des preußischen Offiziers, um so mehr die des Königs, als des ersten Offiziers im Lande. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist . . . . Der König, den ich in Jüterbogk matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, war schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geraten.

4. Der Wiener Friede vom 30. Oktober 1864.

L. K. Aegidi und A. Klauhold, Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Hamburg 1861 ff. VII. Nr. 1728. Französisch.

Art. 3. Se. Maj. der König von Dänemark verzichtet auf alle seine Rechte auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen und verpflichtet sich, die Verfügungen anzuerkennen, die Ihre genannten Majestäten hinsichtlich dieser Herzogtümer treffen werden.

Art. 4. Die Abtretung des Herzogtums Schleswig umfaßt alle zu diesem Herzogtum gehörigen Inseln sowie das auf dem Festlande gelegene Gebiet. Um die Abgrenzung zu vereinfachen und Unzuträglichkeiten zu beseitigen, die aus der Lage der in schleswigsches Gebiet eingeschlossenen jütländischen Gebietsteile entspringen, tritt Se. Maj. der König von Dänemark an Ihre Majestäten den Kaiser von Österreich und den König von Preußen die jütländischen Besitzungen ab, welche im Süden der südlichen Grenzlinie des Distrikts Ripe gelegen sind; dagegen willigen Ihre Majestäten der Kaiser von Österreich und der König von Preußen ein, daß ein gleichwertiger Teil von Schleswig, der außer der Insel Arrö solche Gebietsteile umfaßt, die dazu dienen, den Zusammenhang des oben erwähnten Distrikts Ripe mit dem übrigen Jütland herzustellen und die Grenzlinie zwischen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu verbessern, vom Herzogtum Schleswig losgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde.

Art. 12. Die Regierungen von Österreich und Preußen werden sich von den Herzogtümern die Kriegskosten zurückerstatten lassen.

5. Bedingungen, unter denen Preußen die Bildung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein zugestehen wollte.

Aus einer Depesche v. Bismarcks vom 22. Febr. 1865 an den preußischen Gesandten v. Werther in Wien. Hahn, Fürst Bismarck. I. S. 271 ff. Die Bedingungen ergeben sich aus folgender Begründung.

Eure Exzellenz bin ich nunmehr in der Lage, in näherer Formulierung die Bedingungen anzugeben, unter welchen wir die Bildung eines neuen Staates Schleswig-Holstein nicht als eine Gefahr für die Interessen Preußens und Deutschlands ansehen dürften, und deren gesicherte Verbürgung das Königl. Staatsministerium daher berechtigen würde, Sr. Majestät dem Könige die

Übertragung Seiner durch den Friedensschluß vom 30. Oktober (1864) erworbenen oder sonst Ihm zustehenden Rechte auf einen andern vorzuschlagen.

Daß Preußen bei der Konstituierung des neuen Staates an denselben die Forderung eines festen und unauflöslichen Bündnisses stellen muß, ist selbstverständlich; es kann sich nicht einen eventuellen Gegner selbst schaffen wollen. Ebensosehr und noch mehr bedarf der neue Staat selbst eines solchen Bündnisses zu seiner eigenen Sicherheit, welche zugleich die Sicherung Deutschlands gegen Norden in sich begreift.

Die Herzogtümer bilden einerseits vermöge ihrer geographischen Lage und der politischen Verhältnisse einen sehr exponierten Angriffs- und Verteidigungspunkt für das gesamte Norddeutschland und für Preußen insbesondere; anderseits würden sie in einer isolierten militärischen Stellung nicht im stande sein, sich selbst zu schützen. Preußen wird daher immer ihren Schutz und ihre Verteidigung übernehmen müssen; und wenn es so weitgehende Verpflichtungen und die dafür erforderlichen Opfer auf sich nehmen soll, so muß es auch die Mittel erhalten, diese Verpflichtungen in wirksamer Weise jederzeit erfüllen zu können . . . Der Deutsche Bund kann seinen Schutz nicht auf das Herzogtum Schleswig ausdehnen, welches nicht zu ihm gehört . . . Von der Sicherheit Schleswigs hängt die Sicherheit Holsteins ab. Letzteres ist Bundesland, und der neue Souverän muß in den Stand gesetzt werden, seine Verpflichtungen gegen den Bund in militärischer wie in jeder anderen Hinsicht zu erfüllen. Holstein aber eine andere Militärorganisation zu geben als Schleswig, würde zu einer neuen Schwächung des staatlichen Zusammenhanges führen und das Einschreiten Preußens in Kriegszeiten lähmen. Es muß also ein Modus gefunden werden, um dem neuen Staate eine einheitliche Militärorganisation und zugleich die unumgängliche Verbindung mit dem preußischen Militärsysteme zu geben.

Für die Kriegsmarine der beiden Herzogtümer wird dieselbe organische Verschmelzung mit der preußischen beabsichtigt . . . Die Bildung einer selbständigen Marine Schleswig-Holsteins würde nach den Kräften dieses Staates schwer zu verwirklichen sein und unzulänglich bleiben, um die Kräfte, welche die Herzogtümer auf diesem Gebiete darbieten, für Deutschlands Wehrkraft zur See tätig zu machen.

Ich erwähne nur flüchtig der in dem Entwurf ebenfalls ausgesprochenen Territorialabtretungen (Festung Rendsburg, Kieler Hafen). Sie sind nach dem dringendsten Bedürfnis für die Befestigung des Landes und die Erfordernisse der preußischen Marine möglichst eng abgemessen und enthalten keinen erheblichen Gebietszuwachs für Preußen.

Die Bildung eines neuen, isolierten Zollgebiets zwischen Norddeutschland und dem skandinavischen Norden würde unnatürlich sein, auf alle materiellen Interessen lähmend einwirken und die bisherigen Verkehrsbeziehungen Preußens zu Dänemark und Schweden wesentlich verschlechtern. Die innere Selbständigkeit des neuen Staates und seine Verwaltung bleibt unbeschränkt. Nur soweit die Einrichtungen für die Aushebung des Militärs ꝛc. dabei in Betracht kommen, werden die inneren Verhältnisse den preußischen Einrichtungen angepaßt und den preußischen Militärbehörden die erforderliche Mitwirkung gesichert.

Außerdem muß die Kgl. Regierung sich in zwei Punkten einen bestimmten Einfluß vorbehalten. Der eine betrifft den (noch anzulegenden) Nord-Ostsee-Kanal, über welchen, da er die Verbindungslinie für die preußische Marine

in der Nord- und Ostsee bildet, Preußen ein Oberaufsichtsrecht in Anspruch nimmt. Der zweite bezieht sich auf das Post- und Telegraphenwesen in den Herzogtümern . . . .

6. Der Gasteiner Vertrag. 14. August 1865.

Aegidi und Klauhold a. a. O. IX. Nr. 2011.

Ihre Majestäten der Kaiser von Österreich und der König von Preußen haben sich überzeugt, daß das bisher bestandene Kondominium in den von Dänemark durch den Friedensvertrag vom 30. Okt. 1864 abgetretenen Ländern zu Unzukömmlichkeiten führt, die gleichzeitig das gute Einvernehmen zwischen ihren Regierungen und die Interessen der Herzogtümer gefährden. Ihre Majestäten sind deshalb zu dem Entschlusse gelangt, die ihnen aus dem Artikel 3 des erwähnten Traktats zufließenden Rechte fortan nicht mehr gemeinsam auszuüben, sondern bis auf weitere Vereinbarung deren Ausübung geographisch zu teilen.

Art. 1. Die Ausübung der von den hohen vertragschließenden Teilen durch den Art. 3 des Wiener Friedenstraktates vom 30. Okt. 1864 gemeinsam erworbenen Rechte wird, unbeschadet der Fortdauer dieser Rechte beider Mächte an der Gesamtheit beider Herzogtümer, in Bezug auf das Herzogtum Schleswig auf Seine Majestät den König von Preußen, in Bezug auf das Herzogtum Holstein auf Seine Majestät den Kaiser von Österreich übergehen.

Art. 2. Die hohen Kontrahenten wollen am Bunde die Herstellung einer deutschen Flotte in Antrag bringen und für diese den Kieler Hafen als Bundeshafen bestimmen. Bis zur Ausführung der desfallsigen Bundesbeschlüsse benutzen die Kriegsschiffe beider Mächte diesen Hafen, und wird das Kommando und die Polizei über ihn von Preußen ausgeübt. Preußen ist berechtigt, sowohl zur Verteidigung der Einfahrt Friedrichsort gegenüber die nötigen Befestigungen anzulegen als auch auf dem holsteinischen Ufer der Bucht die dem Zwecke des Kriegshafens entsprechenden Marine-Etablissements einzurichten. Diese Befestigungen und Etablissements stehen gleichfalls unter preußischem Kommando, und die zu ihrer Besatzung und Bewachung erforderlichen preußischen Marinetruppen und Mannschaften können in Kiel und Umgegend einquartiert werden.

Art. 3. Die hohen kontrahierenden Teile werden in Frankfurt beantragen, Rendsburg zur deutschen Bundesfestung zu erheben . . .

Art. 4. Während der Dauer der durch Art. 1 der gegenwärtigen Übereinkunft verabredeten Teilung wird die Königl. preußische Regierung zwei Militärstraßen durch Holstein, die eine von Lübeck auf Kiel, die andere von Hamburg auf Rendsburg, behalten. . . .

Art. 7. Preußen ist berechtigt, den anzulegenden Nord-Ostsee-Kanal je nach dem Ergebnis der von der Königl. Regierung eingeleiteten technischen Ermittlungen durch das holsteinische Gebiet zu führen. Insoweit dies der Fall sein wird, soll Preußen das Recht zustehen, die Richtung und die Dimensionen des Kanals zu bestimmen, die zur Anlage erforderlichen Grundstücke im Wege der Expropriation gegen Ersatz des Wertes zu erwerben, den Bau zu leiten, die Aufsicht über den Kanal und dessen Instandhaltung zu führen und das Zustimmungsrecht zu allen ihn betreffenden reglementarischen Bestimmungen zu üben.

Art. 9. Seine Majestät der Kaiser von Österreich überläßt die im mehrerwähnten Wiener Friedensvertrage erworbenen Rechte auf das Herzogtum Lauenburg Seiner Majestät dem Könige von Preußen, wogegen die Königl. preußische Regierung sich verpflichtet, der Kaiserl. österreichischen Regierung die Summe von zwei Millionen und fünfhunderttausend dänischen Talern zu entrichten, in Berlin zahlbar in preußischem Silbergelde vier Wochen nach Bestätigung gegenwärtiger Übereinkunft durch Ihre Majestäten den König von Preußen und den Kaiser von Österreich.

Art. 10. Die Ausführung der vorstehend verabredeten Teilung des Kondominiums wird baldmöglichst nach Genehmigung dieses Abkommens durch Ihre Majestäten den König von Preußen und den Kaiser von Österreich beginnen und spätestens bis zum 15. September beendet sein.

Das bis jetzt bestehende gemeinschaftliche Oberkommando wird nach vollendeter Räumung Holsteins durch die königl. preußischen, Schleswigs durch die kaiserl. österreichischen Truppen spätestens am 15. September aufgelöst werden.

So geschehen Gastein am 14. August Eintausend Achthundert Fünf und Sechzig.

G. Blome. v. Bismarck.

7. Preußens Austritt aus dem Deutschen Bunde.

Aegidi und Klauhold a. a. O. XI. Nr. 2317.

Österreich hatte die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit am 1. Juni dem Deutschen Bunde übertragen; infolgedessen erklärte der preußische Gesandte in der Sitzung am 9. Juni 1866:

Der Gesandte hat in Bezug auf die Eröffnung, durch welche Österreich die ganze schleswig-holsteinische Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimstellt und diesen von seiten Österreichs die bereitwilligste Anerkennung zugesichert hat, die Erklärung abzugeben, daß seine Regierung diesen Akt des Kaiserl. Hofes weder mit den zwischen den beiden Mächten bestehenden Verträgen, noch mit der Kompetenz des Bundes in Einklang bringen kann.

Die Beziehungen Preußens und Österreichs zueinander in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit sind von Anbeginn derselben durch bestimmte Vereinbarungen geregelt worden . . . In dieser Beziehung enthält die Konvention folgenden Passus: „Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig käme und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Verträge hinfällig würden, behalten die Höfe von Preußen und Österreich sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur im gegenseitigen Einverständnis festzustellen . . . Sie werden jedenfalls die Frage über die Erbfolge in den Herzogtümern nicht anders als im gemeinsamen Einverständnis entscheiden."

Entsprechend dieser Stellung wurde im Wiener Frieden . . . das gemeinsame Verfügungsrecht beider Mächte über die Herzogtümer anerkannt . . . und [in der Konvention von Gastein] die Souveränitätsrechte für beide Herzogtümer beiden Monarchen gemeinschaftlich vorbehalten.

Die Königliche Regierung . . . hat in einer nach Wien gerichteten Depesche bereits ausgesprochen, daß sie die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Verbindung mit der Bundesreform zu behandeln bereit ist . . . Sie erwartet auch jetzt nur den Augenblick, wo sie diese Frage mit einer Bundesgewalt verhandeln und erledigen kann, in welcher die Mitwirkung der nationalen Vertretung dem Einflusse partikularer Interessen das Gegengewicht hält und die Bürgschaft gewährt, daß die von Preußen gebrachten Opfer schließlich dem gesamten Vaterlande und nicht der dynastischen Begehrlichkeit zu gute kommen. Unter den gegenwärtigen Umständen aber . . . muß sie Einspruch dagegen erheben, daß über eigene, durch blutige Kämpfe und durch internationale Verträge erworbene Rechte ohne ihre Zustimmung Verfügung getroffen werde.

Schon am 9. April 1866 hatte Preußen einen Antrag auf Bundesreform gestellt; am 10. Juni legte sie einen dahingehenden, der deutschen Reichsverfassung ähnlichen Entwurf vor, der Österreich und Luxemburg ausschloß. Österreich protestierte dagegen und stellte am

11. Juni den Antrag auf Mobilmachung des nichtpreußischen Bundesheeres. Unmittelbar nach Annahme desselben am 14. Juni (mit 9 gegen 6 Stimmen) erklärte der preußische Gesandte folgendes:

Nachdem das Vertrauen Preußens auf den Schutz, den der Bund jedem seiner Mitglieder verbürgt hat, durch den Umstand tief erschüttert worden war, daß das mächtigste Glied des Bundes seit drei Monaten im Widerspruche mit den Bundesgesetzen zum Behufe der Selbsthilfe gegen Preußen gerüstet hat, die Berufungen der Königl. Regierung aber an die Wirksamkeit des Bundes und seiner Mitglieder zum Schutze Preußens gegen willkürlichen Angriff Österreichs nur Rüstungen mehrerer Bundesglieder ohne Aufklärung über deren Zweck zur Folge gehabt haben, mußte die Königl. Regierung die äußere und innere Sicherheit, die nach Art. 2 der Bundesakte der Hauptzweck des Bundes ist, bereits als in hohem Grade gefährdet erkennen.

Diese ihre Auffassung hat der vertragswidrige Antrag Österreichs und dessen eingehende, ohne Zweifel auf Verabredung beruhende Aufnahme durch einen Teil ihrer bisherigen Bundesgenossen nur noch bestätigen und erhöhen können.

Durch die nach dem Bundesrechte unmögliche Kriegserklärung gegen ein Bundesmitglied, die durch den Antrag Österreichs und das Votum der Regierungen, die ihm beigetreten sind, bedingt ist, sieht das Königl. Kabinett den Bundesbruch als vollzogen an.

Im Namen und auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs, seines allergnädigsten Herrn, erklärt der Gesandte daher hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansieht, ihn vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird.

Indes will Se. Majestät der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund aufgebaut gewesen ist, als zerstört betrachten.

Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für diese den angemessenen Ausdruck zu finden.

Die Königl. Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit noch vor und erklärt sich bereit, auf den durch eine solche Reform modifizierten Grundlagen einen neuen Bund mit den deutschen Regierungen zu schließen, die ihr dazu die Hand reichen wollen.

Der Gesandte vollzieht die Befehle seiner allerhöchsten Regierung, indem er seine bisherige Tätigkeit hiermit nunmehr für beendet erklärt.

8. König Wilhelms Aufruf „An Mein Volk".

Aegidi und Klauhold a. a. O. XI. Nr. 2333.

An Mein Volk.

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der

tapfern Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr."

Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen! Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Österreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus dem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; aber in dem kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht nur aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!"

Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird Uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn Wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften Unsrer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an seine Ehre Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwicklung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die Unsre Grenze deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk als ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsre Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

Ich habe alles getan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist Uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um Unsre Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen die, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft,

seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten, an, daß er Unsre Waffen segne! Verleiht Uns Gott den Sieg, dann werden Wir auch stark genug sein, das lose Band, das die deutschen Lande mehr dem Namen als der Tat nach zusammenhielt, und das jetzt durch die zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in andrer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern.

Gott mit Uns!

Berlin, den 18. Juni 1866. Wilhelm.

9. Des Königs Abreise zum Kriegsschauplatze.

L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms von 1849—1873. Schneider war Schauspieler und Schriftsteller, dann Vorleser bei Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., während des Deutsch-österreichischen Krieges im Hauptquartier des Königs als Berichterstatter für den Staatsanzeiger.

Am 29. Juni früh war ich im Arbeitszimmer des Königs, als gerade die Nachricht von den Siegen des Kronprinzen bei Skalitz eingetroffen war. Die Freude des Vaters und des Königs über diese glänzenden Erfolge war groß. Nachdem er mir die telegraphische Depesche gegeben, die ich noch einmal vorlesen mußte, sagte der König: „Mein Sohn ist glücklicher, als ich in meinen jungen Jahren gewesen bin. Mir waren ein solches Kommando und solche Siege nicht beschieden!“ Dann fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange alles zu gut, wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über den Berg!“

Am 30. früh ging es endlich fort. Ungefähr eine Woche vor dem Abgange des königlichen Hauptquartiers bemerkte ich in der Bibliothek eine große, aus starkem Holze und nichts weniger als elegant gebaute Kiste mit kräftigen Eisenblechen, in Form und Umfang einer Marktkiste ähnlich. Auf die Erkundigung beim Kammerdiener, was diese Kiste und an dieser Stelle zu bedeuten habe, hörte ich, daß der König schon wiederholt allerlei Papiere da hinein gepackt habe. Er traf also Vorsorge, wenn der Feldzug unglücklich verlief; denn wahrscheinlich sind doch die wichtigsten Papiere in diese Kiste verpackt worden, die ihres unscheinbaren Äußern wegen leicht beiseite gebracht und gerettet werden konnte. Der König hatte in seiner frühesten Jugend erfahren, was es heißt, wenn eine Königsfamilie zur Flucht gezwungen ist. Mit voller Zuversicht ging eigentlich in Preußen, außer einigen jungen Offizieren, niemand in diesen Krieg; selbst als die ersten Siegesnachrichten eingetroffen waren, ängstete die Besorgnis vor dem Ausgange einer Hauptschlacht die endliche Entwicklung des angeblich tiefen Planes, mit dem der feindliche Feldmarschall so geheimnisvoll tat, alle Welt. Wäre überhaupt der Charakter des Königs Wilhelm nicht fern von jeder Selbstüberhebung oder von jeder Geringschätzung andrer gewesen, so würde diese Kiste ein Beweis sein, daß er auch sehr wohl des Augenblicks gedachte, wo ihm das launenhafte Glück der Schlachten den Rücken kehren konnte, wie es einst seinem vortrefflichen Vater geschehen war.

König Wilhelm hatte zwar 1849 die Operationsarmee gegen die Insurgenten in der Pfalz und in Baden kommandiert und gesiegt; er hatte im Frieden große Truppenmassen zu bewegen verstanden, er hatte sich in der Kampagne 1864 gegen Dänemark überzeugt, daß die von ihm reorganisierte Armee, wenigstens ihre gegen Dänemark verwendeten einzelnen Teile, die alte preußische Schneidigkeit bewahrt: waren das aber wohl Garantien des Sieges über einen Feind wie Österreich, der seinerseits mit solcher Zuversicht auftrat? Der Entschluß zum Anfange des Krieges mußte den König schwere Kämpfe gekostet haben. Wenn es auch gewiß nicht wahr ist, was die Spenersche Zeitung in ihrer Nummer 180 erzählte, daß ein Flügeladjutant den König in der Nacht belauscht habe, wie er in seinem Kabinett auf die Kniee gefallen sei und laut gebetet habe — denn schwerlich würde der König das getan haben, wenn ein Belauschen durch seine Umgebung möglich gewesen wäre —, so hat er doch gewißlich schwer mit sich gerungen, ehe er durch einen Krieg von solchem Umfang alles auf das Spiel setzte.

Außer meiner Überzeugung habe ich auch Zeugnis dafür. Am 8. November, also lange nach der so überaus glücklichen Beendigung des Krieges, sagte der König auf Babelsberg zu dem Rittergutsbesitzer, Rittmeister a. D. von Arnstedt, einem allewege treuen, echt märkischen Edelmanne: „Sie glauben gar nicht, wie unendlich schwer es mir geworden ist, das Wort: Krieg! auszusprechen. Hätte ich es als Prinz und Soldat auszusprechen gehabt, wäre ich außer mir vor Freude gewesen; aber als König war ich mir meiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und zögerte so lange, als es nur irgend mit der Ehre Preußens verträglich war."

Der Abschied, den König Wilhelm am Morgen des 30. Juni auf dem Frankfurter Bahnhofe von seiner Familie nahm, war tiefergreifend für alle, die Zeugen davon waren. Der Sohn, ein Bruder und zwei seiner Neffen standen bereits vor dem Feinde, er selbst konnte in einigen Tagen ihm gegenüber stehen, und alles Liebe und Gewohnte blieb zurück, ungewiß, wie und unter welchen Umständen man sich wiedersehen würde. Er verließ seine Hauptstadt in einer materiellen Blüte und Wohlhabenheit, wie sie eine solche nie zuvor gekannt hatte, aber in zweifelhafter, ja teilweise feindlicher Gesinnung. Die Stadtverordneten hatten infolge politischer Erregung erklärt, sie wollten in gar keine Verbindung mehr mit dem Hofe treten; in allen Klubs war über Adressen zur Erhaltung des Friedens beraten worden; das Wort „Bruderkrieg" war in aller Munde; selbst die Siegesnachrichten wurden von verbissenen Gegnern nicht geglaubt, der Jubel des Volks darüber verhöhnt. Wahrlich, es war fast ebensoviel im Innern zu bekämpfen und zu besiegen als im offenen Felde. Soweit man eines Menschenwerkes sicher sein kann, war König Wilhelm seiner Armee sicher, aber nichtsdestoweniger blieb es wahr, daß die größte Zahl der Generäle noch keine Kriegserfahrung hatte, daß die Gefechte in Posen, Baden und Schleswig nur klein waren gegen das, was diesmal die nächsten Tage bringen mußten; daß der Krieg nach allem, was man darüber aus Österreich hörte, dort populär war, während er nach allem, was man in Preußen außerhalb der Armee sah, in der Masse des Volkes nicht die Teilnahme fand, die nach dem Siege jeder einzelne gehabt haben wollte.

Das waren wohl Gedanken, die dem Könige den Abschied von seiner Familie, von seiner Hauptstadt schwer machen konnten. Gewiß haben sie ihn

aber nicht lange beschäftigt, denn im Salonwagen, von den Männern umgeben, die ihm in Rat und Tat beistehen sollten (Bismarck, Roon, Moltke), auf jeder Station von einer froh erregten Menge, die bereits die ersten Siegesnachrichten erhalten hatte, jubelnd begrüßt, von immer neuen Nachrichten aus Schlesien und Böhmen erreicht, von denen wenigstens keine ungünstig war, wurde er durch die Begegnung mit ganzen Eisenbahnzügen österreichischer Gefangener, unter denen sich auch der Bürgermeister und mehrere Bürger der Stadt Trautenau befanden, die verräterischen Benehmens gegen preußische Truppen beschuldigt waren, durch die militärische Besetzung der sächsischen und der ersten böhmischen Bahnhöfe, durch das Erscheinen von Bäckerkolonnen, Sanitätstruppen und der bei Görlitz aufgehäuften immensen Fourage- und Proviantvorräte auf das hingewiesen, was nun einzig und allein not war: die volle Mannes- und Königskraft für das Bevorstehende, kein Blick rückwärts. Spät nachmittags in Reichenberg angekommen, befand sich das bis dahin sehr friedliche Hauptquartier mit einem Schlage in der Mitte der Kriegswirren. Der Bahnhof zeigte eine gewaltige Zerstörung. Elfhundert österreichische Gefangene waren in die Wartesäle, Schuppen und jeden nur irgend umschlossenen Raum eingesperrt, die Bewohner scheu, unwirsch und finster, Gerüchte von leidenschaftlicher Feindseligkeit der Böhmen mahnten zur Vorsicht, es sollten Vergiftungen stattgefunden haben. Preußische Soldaten sollten in einen Spirituskeller gelockt, die eiserne Tür dann verschlossen, der Spiritus in Brand gesteckt worden und alle jämmerlich verbrannt sein. Wichtiger als das war die Nachricht, daß sich in den nahen Bergen noch versprengte österreichische Truppen befinden sollten, die das unbedeckte Hauptquartier des Königs leicht überfallen konnten.

Als ich gegen Abend noch auf das Schloß des Grafen Clam-Gallas ging, wo der König abgestiegen war, um mich zu erkundigen, was für den morgenden Tag befohlen sei, sah ich, daß die ganze Infanterie der Stabswache versammelt worden war und sich in den Bosketts des Gartens zum Biwak einrichtete, um das Schloß in nächster Umgebung während der Nacht zu bewachen. So war man denn mitten in der Gefahr, und eine verhältnismäßig nur kurze Eisenbahnfahrt hatte hingereicht, um uns aus der Behaglichkeit und Sicherheit der Residenz in die Unsicherheit und, noch mehr, in die Besorgnisse eines Feldlagers zu versetzen; denn schon die ersten Stunden genügten zu der Wahrnehmung, daß sich in Kriegsverhältnissen nicht allein die Tätigkeit und Leistungsfähigkeit, sondern auch die Leichtgläubigkeit, Besorgnis und, wenn man so sagen darf, die Eindrucksfähigkeit der Menschen steigert. Ob und wieweit dies auch beim Könige der Fall war, kann ich nicht wissen; daß er sich aber bei den freudigsten wie augenblicklich schreckhaftesten Botschaften eine bewundernswerte Ruhe bewahrte, daß er nichts übereilte oder rasch einen Befehl gegeben hätte, der dann wieder zurückgenommen werden mußte, das kann gewiß jeder bezeugen, der den König während dieses Feldzuges beobachten konnte. Gleich am Morgen nach dem ersten Nachtquartier hatte ich einen Beweis davon. Ich befand mich im Vorzimmer, um zu erwarten, ob mir etwas befohlen werden würde, und sah durch die offene Tür in das Schlafzimmer des Königs, wo die Dienerschaft eben beschäftigt war, die sämtlichen Sachen für die nahe bevorstehende Abreise einzupacken. Der König hatte am Abende vorher noch bis spät in die Nacht und auch am Morgen schon geschrieben und war mitten in dem Gewirr des Einpackens

um sich her beschäftigt, seine Papiere zu ordnen, sie in die verschiedenen Mappen zu verteilen und diese ebenso ruhig zu verschließen, als ob er sich in Babelsberg befände. Und dabei waren bereits Rapporte eingelaufen über die weitere Vorbewegung der I. Armee über Gitschin hinaus, über rätselhafte Bewegungen des Feindes und über dessen Absicht, sich zwischen die I. und II. Armee zu schieben; so hatte ich wenigstens von den vor dem Schlosse versammelten Offizieren gehört, die ebenfalls die Abfahrt erwarteten. Dennoch zeigte sich beim Könige auch nicht die geringste Eile oder Unruhe, wozu schon das ungewöhnliche Geräusch der einpackenden Dienerschaft für jeden andern Veranlassung genug gegeben hätte; es war eben für ihn dieselbe Beschäftigung wie jeden andern Tag.

Ich fuhr voraus und wurde unterwegs bei einem Dorfe vor Sichrow (Sicherhof), dem zweiten Quartier vom 1. und 2. Juli, vom Könige eingeholt. Die Infanterie der Stabswache war bereits früh morgens von Reichenberg abmarschiert, ihre Kavallerie begleitete aber die königlichen Equipagen. Da ich die Nacht nicht in Sicherhof sondern in dem Städtchen Turnau zubrachte, so sah ich den König erst am 2. mittags in Gitschin wieder. Früher aus Turnau abgefahren, war ich auch früher als der König in Gitschin und sah ihn mit dem Prinzen Friedrich Karl, der ihm entgegengefahren war, im Wagen neben sich in die Stadt einfahren. Auf dem großen Markt vor dem zum Quartier bestimmten Gasthause abgestiegen, musterte der König sogleich die dort aufmarschierte Ehrenwache vom Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2, deren ganze äußere Erscheinung zeigte, daß sie schon Strapazen und Gefahr kennen gelernt hatte. Ein schlagender Kontrast zwischen der daneben aufmarschierten Kompagnie der Stabswache, die erst eine Nacht biwakiert hatte und noch nicht im Feuer gewesen war. Man sah es dem Könige an, wie ihn der Anblick der braven Pommern elektrisierte. Wie herzhaft schallte ihm das: „Guten Morgen, Eure Majestät!“ entgegen! Wie ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf den abgeschossenen Helmspitzen und von Hieben verbogenen Beschlägen! Das Wetter war regnerisch, der Schmutz der Landstraße entsetzlich, daher der Anzug nicht reinlich und der Sitz der Ausrüstungsgegenstände so willkürlich wie möglich. Doch schien sich der König von dem Anblick dieser Kompagnie gar nicht trennen zu können. Jetzt erst fühlte er sich in der ganzen Macht und Gewalt des Krieges, den er durchzukämpfen hatte.

10. Die Schlacht bei Königgrätz. 3. Juli 1866.

Graf Helmuth von Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Berlin 1891/93. III. Bd. S. 421 ff.

Die Stellung der Österreicher am 3. Juli hatte kaum mehr als eine Meile Front. Gegen sie rückten unsre drei Armeen aus einem Kreisbogen von 5 Meilen Erstreckung umfassend heran. Aber während im Zentrum die I. Armee mit dem IV. und II. Korps schon bei Tagesanbruch dicht vor dem Feinde stand, hatte auf dem rechten Flügel General von Herwarth von Smidar aus auf schlechten Wegen und bei nächtlichem Dunkel über zwei Meilen bis an die Bistritz zu marschieren, auf dem linken hingegen konnte der Befehl aus dem Hauptquartier nicht vor 4 Uhr früh beim Kronprinzen

eingetroffen sein. Es war daher geboten, mit dem Zentrum ein mehrstündiges hinhaltendes Gefecht zu führen. Vor allem mußte hier einer etwaigen Offensive des Feindes begegnet werden, und dafür standen auch das ganze III. und das Kavalleriekorps bereit, aber die Schlacht entscheiden konnte nur der doppelte Flankenangriff beider Flügelarmeen.

Mit meinen Offizieren war ich frühzeitig nach der Höhe von Sadowa aufgebrochen, und um 8 Uhr traf dort auch der König ein.

Es war ein trüber Morgen, und von Zeit zu Zeit fiel ein feiner Sprühregen. Die Fernsicht war beschränkt, indes sah man zur Rechten an dem weißen Streifen des Pulverdampfes, daß die Spitzen der I. Armee weithin vor den Dörfern an der Bistritz im Gefecht standen. Zur Linken, im Swip-Walde, hörte man lebhaftes Schützenfeuer.

Hinter dem König hielten außer seinem Stabe die fürstlichen Gäste mit ihrem zahlreichen Gefolge von Adjutanten, Reitknechten und Handpferden, eine Gruppe in Stärke von zwei Schwadronen. Eine österreichische Batterie schien sie zum Zielpunkte zu nehmen und veranlaßte einen Stellungswechsel mit verminderter Umgebung.

Ich ritt bald darauf mit Graf Wartensleben durch das bereits vom Feinde geräumte Sadowa. Hinter dem Walde hatte die Avantgarde der 8. Division unter dem Schutze der vorgeschobenen Tirailleure die Gewehre zusammengesetzt, aber zahlreiche Granaten einer großen Batterie vor dem Ausgange des Gehölzes schlugen dort ein. Beim weitern Vorreiten auf der Chaussee bewunderten wir die Seelenruhe eines mächtigen Ochsen, der unbekümmert um die Geschosse vorschritt und entschlossen schien, die feindliche Stellung zu durchbrechen.

Die gewaltige Geschützreihe der Artillerie des 3. und 10. österreichischen Korps dem Walde gegenüber verhinderte jedes Vorbrechen aus ihm, und es gelang mir, einen dazu erteilten Befehl zu inhibieren.

Inzwischen war aber weiter links General v. Franseckỳ tatsächlich zum Angriff geschritten. Unter lebhaften Kämpfen hatte er den Gegner aus dem Swip-Walde verdrängt und den jenseitigen Saum erreicht. Gegen ihn kämpfte auf österreichischer Seite das 4. Korps; nun aber wendeten sich gegen die vereinzelte 7. Division noch das 2. und Teile des 3. Korps, 51 Bataillone gegen 14. Im dichten Unterholze waren alle Abteilungen durcheinander geraten, die einheitliche Leitung hatte aufgehört, und trotz des hartnäckigsten Widerstandes wurden einzelne Trupps gefangen genommen, andre versprengt.

Ein solches Häuflein trat aus dem Walde, eben als der König mit seinem Stabe in der Nähe eintraf. Seine Majestät ließ es ziemlich ungnädig an, aber der verwundete Offizier, der seine kleine Schar zu sammeln bemüht war, führte sie sogleich wieder ins Gefecht. Wirklich behauptete die Division trotz großer Verluste den Nordsaum des Waldes. Sie hatte sehr bedeutende Kräfte des Feindes auf sich gezogen, die später an den Orten fehlten, deren Verteidigung ihnen oblag.

Es war 11 Uhr geworden. Die Spitzen der I. Armee hatten die Bistritz überschritten und die meisten der an dem Flusse belegenen Dörfer genommen. Aber dies waren nur Vorpostierungen des Feindes, die er ernstlich zu behaupten nicht beabsichtigte; dahinter standen seine Korps in einer Stellung, aus der sie mit 250 Geschützen das offene Gelände beherrschten, das der weitere Angriff zu durchschreiten hatte. Zur Rechten zwar war General

von Herwarth an der Bistritz eingetroffen, aber zur Linken vom Kronprinzen noch nichts zu sehen.

Die Schlacht war zum Stehen gekommen. Im Zentrum kämpfte die I. Armee noch um die Dörfer an der Bistritz, die Kavallerie konnte nicht vorwärts kommen, und die Artillerie fand keine günstigen Stellungen zum Auffahren. Die Truppen standen seit fünf Stunden im lebhaften Feuer des Feindes, ohne Verpflegung, da zum Kochen keine Zeit war.

Einiger Zweifel über den Ausgang der Schlacht mochte sich bei manchem regen; vielleicht auch bei Graf Bismarck, als er mir seine Zigarrentasche anbot. Wie ich später erfahren, hat er es für ein gutes Zeichen gehalten, daß ich ihm von zwei Zigarren kaltblütig die beste wegnahm.

Der König fragte mich um diese Zeit, was ich von dem Verlauf des Krieges halte. Ich erwiderte: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug."

Es konnte nicht anders kommen. Wir hatten die im Kriege durchaus nicht zu unterschätzende Überlegenheit der Zahl, und endlich mußte unsre II. Armee in Flanke und Rücken der Österreicher erscheinen. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr erblickte man auf der weithin sichtbaren und von einer Baumgruppe gekrönten Höhe, auf die schon lange unser Augenmerk gerichtet gewesen, eine weiße Wolke. Es war noch nicht die II. Armee, aber das Feuer, das auf sie gerichtet war, verkündete ihren nahen Anmarsch. Der freudige Ruf: „Der Kronprinz kommt!" ging durch alle Reihen. Ich schickte die erwünschte Nachricht an General von Herwarth, der inzwischen Problus den Sachsen trotz heldenmütiger Verteidigung entrissen hatte.

Die II. Armee war um $7\frac{1}{2}$ Uhr morgens aufgebrochen, nur das 1. Korps um $9\frac{1}{4}$ Uhr. Der Vormarsch auf schlechten Wegen, zum Teil querfeldein, hatte viel Zeit gekostet.

Die Fortschritte des Kronprinzen blieben unserm Blicke entzogen, aber um $3\frac{1}{2}$ Uhr befahl der König das Vorgehen nun auch der I. Armee.

Als wir aus dem Walde von Sadowa ins Freie hinaustraten, fanden wir zwar noch einen Teil der großen Batterie, die so lange das Vorgehen hier verhindert hatte, aber Pferde und Mannschaften lagen neben den zertrümmerten Geschützen hingestreckt. Sonst war auf weite Entfernung vom Feinde nichts mehr zu erblicken.

Der Rückzug der Österreicher aus der von zwei Seiten umklammerten Stellung war unvermeidlich geworden und auch schon vor geraumer Zeit angetreten. Ihre treffliche Artillerie, die bis zum letzten Augenblicke feuernd standhielt, hatte den Abzug verschleiert und der Infanterie einen beträchtlichen Vorsprung verschafft. Das Überschreiten der Bistritz verzögerte das Vorgehen besonders der Kavallerie, so daß nur vereinzelte ihrer Abteilungen noch an den Feind gerieten.

In scharfem Tempo ritten wir über das weite Schlachtfeld, ohne uns allzuviel nach den Greueln umzusehen, die es darbot. An seinem Ende fanden wir dann unsre drei Armeen, die sich schließlich aus den verschiedenen Regimentern auf engem Raume durchdrungen und untereinander gemischt hatten. Es brauchte 24 Stunden, um sie zu entwirren und die Verbände wieder herzustellen; eine augenblickliche Verfolgung war unmöglich, aber der Sieg war auch so ein vollständiger. Die ermatteten Truppen suchten sich nun in den nächsten Dörfern oder auf freiem Felde, so gut oder so schlecht es ging,

ihre Ruheplätze aus. An Lebensmitteln wurde natürlich genommen, was sich vorfand, mein wandernder Ochse wahrscheinlich auch. Die Angstrufe von Schweinen und Gänsen ließen sich hören; aber Not bricht Eisen, und die Proviantkolonnen konnten natürlich nicht zur Stelle sein.

Auch der König verblieb in einer Ortschaft auf dem Schlachtfelde, nur meine beiden Offiziere und ich mußten noch über fünf Meilen nach Gitschin fahren, wo die Bureaus sich befanden.

Wir waren am Morgen um 4 Uhr von dort ausgerückt und dann 14 Stunden im Sattel geblieben. Bei dem plötzlichen Aufbruch hatte niemand daran gedacht, Lebensmittel mitzunehmen. Mir schenkte ein Ulan vom 2. Regiment ein Scheibchen Wurst, Brot hatte er selbst nicht. Auf der Rückfahrt begegneten wir nun den endlosen Zügen der heranziehenden Proviant- und Munitionskolonnen, die oft die ganze Breite der Straße einnahmen. Erst nach Mitternacht erreichten wir das Quartier. Zu essen gab es dort um diese Stunde auch nichts; aber ich war auch so erschöpft, daß ich mich, wie ich war, im Überrock und Schärpe auf mein Lager warf und sofort einschlief. Am folgenden Morgen mußten indes neue Befehle aufgesetzt und Seiner Majestät in Horitz unterbreitet werden.

Hatte der große König sieben Jahre ringen müssen, um Österreichs Macht niederzukämpfen, so war das seinem glücklichern, aber auch mächtigern Enkel in weniger als ebensoviel Wochen gelungen. Entschieden war der Feldzug schon in den ersten acht Tagen vom 27. Juni bis 3. Juli.

Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung. Dem besiegten Österreich wurde kein Fußbreit seines Territoriums abgefordert, aber es mußte auf die Hegemonie in Deutschland verzichten.

Die Reichsfürsten trugen selbst die Schuld, wenn das alte Kaisertum seit Jahrhunderten schon nicht mehr deutsche, sondern Hauspolitik trieb. Österreich erschöpfte, während es die deutschen Westmarken ungeschützt ließ, seine Kräfte in Eroberungen jenseits der Alpen, statt dort, wohin die Donau zeigte. Sein Schwerpunkt lag außerhalb, der Preußens in Deutschland. Preußen fühlte sich stark und berufen, die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen. Der bedauerliche, aber unvermeidliche Ausschluß eines von ihnen aus dem neuen Reiche konnte nur durch ein späteres Bündnis annähernd ersetzt werden. Aber unvergleichlich mächtiger ist Deutschland ohne Österreich geworden, als es zuvor mit Österreich gewesen ist.

11. Der Friede zu Prag vom 23. August 1866.

Regidi und Klauhold a. a. O. XI. Nr. 2369.

Im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreieinigkeit!

Seine Majestät der König von Preußen und Seine Majestät der Kaiser von Österreich, beseelt von dem Wunsche, ihren Ländern die Wohltaten des Friedens wiederzugeben, haben beschlossen, die zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 unterzeichneten Präliminarien in einen definitiven Friedensvertrag umzugestalten.

Art. 2. Se. Maj. der Kaiser von Österreich gibt seine Zustimmung zu der Vereinigung des lombardo-venezianischen Königreichs mit dem Königreich Italien.

Art. 4. Seine Maj. der Kaiser von Österreich erkennt die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Se. Maj., das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, das Se. Maj. der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine internationale, unabhängige Existenz haben wird.

Art. 5. Seine Maj. der Kaiser von Österreich überträgt auf Seine Maj. den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogtümer Holstein und Schleswig mit der Maßgabe, daß die Bevölkerung der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Art. 6. Auf den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Österreich erklärt Se. Maj. der König von Preußen sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorialbestand des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem er sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des Norddeutschen Bundes durch einen mit Sr. Maj. dem Könige von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln.

Dagegen verspricht Se. Maj. der Kaiser von Österreich, die von Sr. Maj. dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen.

Art. 11. Seine Maj. der Kaiser von Österreich verpflichtet sich, behufs Deckung eines Teiles der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten an Se. Maj. den König von Preußen die Summe von vierzig Millionen preußischer Taler zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, die Se. Maj. der Kaiser von Österreich laut Art. 12 des gedachten Wiener Friedens vom 30. Oktober 1864 noch an die Herzogtümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit fünfzehn Millionen preußischer Taler und als Äquivalent der freien Verpflegung, die die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr okkupierten österreichischen Landesteilen haben wird, mit fünf Millionen preußischer Taler in Abzug gebracht werden, so daß nur zwanzig Millionen preußischer Taler zu zahlen bleiben. Die Hälfte dieser Summe wird gleichzeitig mit dem Austausche der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages, die zweite Hälfte drei Wochen später zu Oppeln bar berichtigt werden.

XXIX. Der Deutsch-französische Krieg. 1870/71.

1. Ausbruch des Krieges.

Hirth und Gosen, Tagebuch des französischen Krieges. Berlin 1871.

a. Die Vorgänge in Ems am 9.—14. Juli. Auf Befehl und Billigung Sr. Majestät redigiert und am 18. Juli an die Vertreter des Bundes im Auslande gesandt.

Der Graf Benedetti beantragte am 9. d. M. in Ems eine Audienz beim Könige, die ihm sofort bewilligt ward. In derselben verlangte er, der König

solle dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl erteilen, seine Annahme der spanischen Krone zurückzunehmen. Der König entgegnete, daß, da er in der ganzen Angelegenheit nur als Familienhaupt und niemals als König von Preußen begrüßt worden sei und daher keinen Befehl zur Annahme der Kronkandidatur erteilt habe, er ebensowenig einen Befehl zur Rücknahme erteilen könne. Am 11. erbat und erhielt der französische Botschafter eine zweite Audienz, in welcher er eine Pression auf den König auszuüben versuchte, damit derselbe in den Prinzen dringe, der Krone zu entsagen. Der König erwiderte, der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen, übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wolle, sich in diesem Augenblicke befinde. Auf der Brunnenpromenade am 13. morgens gab der König dem Botschafter ein ihm selbst soeben zugestelltes Extrablatt der „Kölnischen Zeitung" mit einem Privattelegramme aus Sigmaringen über den Verzicht des Prinzen mit der Bemerkung, daß er selbst, der König, noch kein Schreiben aus Sigmaringen erhalten habe, ein solches aber wohl heute erwarten könne. Graf Benedetti erwähnte, daß er schon gestern abend die Nachricht vom Verzicht aus Paris erhalten habe; und als der König hiermit die Sache als erledigt ansah, verlangte der Botschafter nunmehr ganz unerwartet vom Könige, er solle die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals wieder seine Einwilligung geben werde, wenn die qu. Thronkandidatur wieder aufleben sollte. Der König lehnte eine solche Zumutung bestimmt ab und blieb bei diesem Ausspruch, als Graf Benedetti wiederholt und immer dringender auf seinen Antrag zurückkam. Demungeachtet verlangte Graf Benedetti nach einigen Stunden eine dritte Audienz. Auf Befragen, welcher Gegenstand zu besprechen sei, ließ er erwidern, daß er den am Morgen besprochenen zu wiederholen verlange. Der König wies aus diesem Grunde eine neue Audienz zurück, da er keine andere Antwort als die gegebene habe, übrigens auch von nun an alle Verhandlungen durch die Ministerien zu gehen hätten. Den Wunsch des Grafen Benedetti, sich beim Könige bei seiner Abreise zu verabschieden, gewährte derselbe, indem er ihn bei seiner Fahrt nach Koblenz auf dem Bahnhofe am 14. im Vorübergehen begrüßte. Hiernach hat also der Botschafter drei Audienzen beim Könige gehabt, die stets den Charakter von Privatgesprächen trugen, da Graf Benedetti niemals als Beauftragter oder Unterhändler sich gerierte.

b. Frankreichs Kriegserklärung an Preußen. Französisch.

Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Befehle der Regierung die Ehre, Sr. Exzellenz dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Maj. des Königs von Preußen folgende Mitteilung zur Kenntnis zu bringen.

Die Regierung Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen konnte die Absicht, einen preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zu erheben, nur als ein gegen die Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten, und sah sich genötigt, von Sr. Maj. dem Könige von Preußen die Zusicherung zu verlangen, daß sich eine solche Absicht mit seiner Zustimmung nie verwirklichen würde.

Da Se. Maj. der König von Preußen sich geweigert hat, diese Versicherung zu geben, und im Gegenteil dem Botschafter Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen zu erkennen gegeben hat, daß er für diesen wie für jeden andern Fall

sich die Freiheit, je nach den Umständen zu handeln, vorzubehalten entschlossen sei, mußte die kaiserliche Regierung in der Erklärung des Königs einen sowohl Frankreich wie auch das europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken. Diese Erklärung ist noch verschärft worden durch die den Kabinetten gemachte Mitteilung der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und in irgend welche neue Erörterungen mit ihm zu treten.

Daher hat es die Regierung Ihrer kaiserl. Maj. für ihre Pflicht erachtet, sofort für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer gefährdeten Interessen Sorge zu tragen, und betrachtet sich, entschlossen, infolge der ihr bereiteten Lage alle für diesen Zweck gebotenen Maßregeln zu treffen, von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen befindlich.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Sr. Exzellenz ꝛc. ꝛc. die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung auszusprechen.

Berlin, den 19. Juli 1870. Le Sourd.

c. König Wilhelms Reise von Ems nach Berlin. Brief des Königs an die Königin. Oncken, Unser Heldenkaiser. Berlin (1897) S. 194.

Berlin, 15. Juli 1870.

So sind also die eisernen Würfel gefallen, schneller als man es erwarten konnte! Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und vor seinem Angesicht stehe ich mit ruhigem Gewissen, daß ich diese Katastrophe nicht verschulde. Sein Wille wird weiter geschehen und uns lenken! Amen!

Meine Reise also glich in und von Ems bis hier einem Triumphzuge, ich habe so etwas nicht geahnt, nicht für möglich gehalten. Alle Bahnhöfe überfüllt, auch die, wo nicht gehalten wurde; in Kassel eine Adresse des Magistrats, in Göttingen die ganze Universitätsjugend; von Braunschweig hatte ein Extrazug Hunderte von Menschen nach meiner Station gebracht; in Magdeburg waren alle Wagen und Transportwagen mit Menschen besetzt; in Potsdam der Perron Kopf an Kopf, und nun hier! Eine solche Masse Menschen und Wagen alle aufgefahren nebeneinander vom Bahnhof, Anhaltstraße, Königgrätzer bis zum Brandenburger Tor und unter den Linden auf der andern Seite, alle Fenster voller Menschen, Illumination und an dem Palais unabsehbar Menschen, denen ich mehrere Male am Fenster und unter der Veranda mich zeigen mußte, und noch diesen Moment, $^1/_2$11 Uhr, dauert das Singen und Schreien fort!! Mich erfüllt eine komplette Angst bei diesem Enthusiasmus, denn was für Chancen bietet nicht der Krieg, wo all dieser Jubel oft verstummen könnte und müßte! In Brandenburg kam mir Fritz, Bismarck, Roon und Moltke entgegen! Wir besprachen die ganze Lage, und ich setzte für morgen ein Conseil an, nicht ahnend, was mir bei der Ankunft bevorstand! Vom Feldmarschall (Wrangel), Generalen, Magistrat wurde ich empfangen und trat mit ihnen in das Zimmer — diese Personen zu begrüßen, als Bismarck ein Telegramm öffnete — die Kriegserklärung stand im Wolff: Telegramm (Anzeiger des Wolffschen Telegraphenbureaus), worauf Thile eins verlas, das die vollständigen Details bereits enthielt!

Denke Dir meinen Eindruck, solche Nachricht beim ersten Schritt in die Residenz! Natürlich war der erste Gedanke, sofort mit der Mobilmachung der ganzen Armee zu antworten, was sofort besprochen und befohlen wurde!! und jetzt sind die Befehlstelegramme schon nach allen Seiten fort! und ebenso sind die Süddeutschen aufgefordert, das Gleiche zu tun, von denen heute noch

die allerbesten Aussprüche eingingen und auch von einem völligen Enthusiasmus dort berichtet wird! Kurzum, es ist ein Nationalgefühl, wie man es wohl niemals so allgemein und gleich erlebt hat! — Aber welche Erwartungen werden mir aufgebürdet! Wie wird ihnen entsprochen werden können?! Gott mit uns! Dein treuester, tief ergriffener Freund W.

2. Thronrede König Wilhelms bei Eröffnung des Reichstages am 19. Juli 1870.

Wilhelms I. Reden, Proklamationen, Kriegsberichte ꝛc. II. Aufl. Berlin 1874. S. 117 ff.

Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Dank bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unsrer Unabhängigkeit aufrufen, wir dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen, und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaft einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehr seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und diesen nach Beseitigung jenes Vorwandes mit jener Geringschätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von der die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, das die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, die Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen wie Ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in den Händen des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, die vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unsers großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe der Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.

3. Die Schlacht bei Wörth. 6. August 1870.

a. Bericht des Preußischen Staatsanzeigers.

Die Südarmee hat einen glänzenden Sieg über die Franzosen erfochten. Der Hauptpunkt der überaus blutigen Schlacht, die morgens 4 Uhr begann und bis gegen 5 Uhr nachmittags währte, war das Dorf Wörth, $1\frac{1}{4}$ Meile von Sulz. Die Franzosen fochten unter Marschall Mac Mahon unter starken Truppenkorps, von denen ein Teil erst kurz vor und während der Schlacht per Eisenbahn herzugeführt worden war.

Die Schlacht war eine so mörderische wie kaum eine im Böhmischen Feldzuge. Sie wogte auf einem Gebiete von anderthalb Stunden im Umfang hin und her. Die Franzosen hatten sich bei Wörth und am Sauerbach in einer sehr günstigen Position verschanzt, und es kostete unserseits blutige Opfer, sie aus dieser vorteilhaften Stellung zu vertreiben. Unsre Truppen verrichteten Wunder der Tapferkeit und bewährten ihren alten Ruhm. Das Korps Mac Mahon wurde vernichtet, Mac Mahon selbst verwundet. Dem General Raoul sind beide Beine zerschmettert, und sein Tod steht jeden Augenblick zu erwarten. Von unsrer Seite kamen außer den Württembergern und Badensern unter General von Werder und dem größten Teile der bayrischen Truppen vor allem wieder das 5. und 11. norddeutsche Armeekorps ins Gefecht. Das zu letzterem gehörende meiningisch-koburg-gothaische Infanterie-Regiment Nr. 95 zeichnete sich durch große Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit aus. Es wurde am Nachmittage von französischen Kürassieren attackiert und erwartete in größter Ruhe den Angriff. Erst als die Kürassiere sich bis auf wenige Schritte genähert hatten, wurde Feuer auf sie gegeben, und wie die Karten eines fächerförmig ausgestreuten Kartenspiels sanken die Reiter nebst ihren Pferden hingestreckt zur Erde. Der Herzog von Koburg, der mit dem Kronprinzen von Preußen in die Schlacht hinausgeritten war und bis zu ihrem Ende an seiner Seite blieb, sprach dem Regimente noch auf dem Schlachtfelde seinen Dank

und seine Bewunderung in warmen Worten aus. Der Verlust ist auf deutscher wie auf französischer Seite sehr schwer an Offizieren und Mannschaften. Außer 5 Mitrailleusen-Batterien wurden 40 feindliche Geschütze und 2 Adler erbeutet. Die Zahl der Gefangenen anfangs betrug 3000 Mann und über 100 Offiziere. Nachdem die schwarzen Husaren und ein Kürassierregiment von hier aus abgesandt waren, um sich den in der Verfolgung des Feindes begriffenen Kavallerie-Regimentern anzuschließen, wurden abends am 7. noch weitere 1500 Gefangene und an 50 Offiziere eingebracht. Die meisten der Gefangenen, die diese Nacht in der hiesigen Kirche untergebracht waren und heute 7 Uhr morgens weiter befördert wurden, gehörten den Turkos- und Zuaven-Regimentern an.

b. Karl Klein, Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. München 1900. S. 131 ff.

Während das siegreiche deutsche Heer teils in geschlossenen Kolonnen vorüberflutete, teils in aufgelösten Haufen das eroberte Dorf Fröschweiler ausplünderte, erscholl plötzlich von Wörth herauf ein unbeschreibliches Getöse. Es mußte wieder etwas Neues, Außerordentliches im Anzuge sein. Die Soldaten sprangen, wie von elektrischem Feuer entzündet, zu allen Häusern und Höfen hinaus, stellten sich in Reih' und Glied und bildeten auf beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Mauer. Ich stand auf der Haustreppe. „Was ist denn?" — „Der Kronprinz kommt! Der Kronprinz kommt!" — Ich kann nicht sagen, wie diese Nachricht meine Seele durchzuckte . . . ich rief meinen Leuten zu: „Schnell heraus, der Kronprinz von Preußen kommt!" Und das Getöse dringt immer näher, und das Triumphgeschrei wird immer größer . . . . Jetzt sind sie im Unterdorf . . . . horch, wie sie jubeln! — gebt acht! — jetzt biegen sie um die brennende Kirche . . . . Die Trommeln wirbeln, die Siegeslieder brausen — eine ungeheure Begeisterung flammt durch die Reihen — alle Häupter sind entblößt, die Mützen fliegen hoch empor, und aus aller Mund tönt ein tausendfaches donnerndes Hurra! Hoch! Hurra! Wir stehen da, wie verzaubert . . . . Wahrhaftig, da zieht er, umgeben von seinen Generalen (Kirchbach trägt einen Kranz von Eichenlaub!), an unsern Blicken vorüber.

Wie sein Angesicht vor Freude strahlt, und wie er so wohlwollend die jubelnden Scharen begrüßt . . . . Kein Wunder . . . . Sie haben ihr Blut vergossen, und ihr Hurrarufen läutet dem geschlagenen Cäsar zum Grabe . . . Welch großartiges, majestätisches Schauspiel! Was doch in diesem Augenblick sein fürstliches Herz empfunden haben mag? Durch Flammen und Ruinen über die blutige Walstatt . . . . Ob durch die Siegesfreude auch eine Ahnung zieht von dem tausendfachen Weh, das der Krieg über die Völker wälzt? und ob es ihm nicht lieber wäre, einst wie ein rechter Salomo Deutschland in Frieden zu regieren, als mit Siegespalmen geschmückt auf schäumendem Schlachtroß über blutgetränkte Gefilde zu ziehen? . . . . Wir glauben's gerne; sein Blick ist milde, seine ganze Erscheinung erweckt Vertrauen; wir vernehmen es auch aus den wenigen Worten, die er zu den verzagten Einwohnern spricht: „Die Leute sollen sich nicht fürchten." Auch sieht man's den immer wieder Hurra rufenden Kriegern an, sie haben ihn lieb, denn er ist ihres Vaterlandes Hoffnung. Und ihm sieht man's auch an, er hat das Bewußtsein: „Ich bin

das Haupt, ich schlage, wenn sie streiten" . . . . Gott weiß, was die Zukunft in ihrem verschleierten Schoße birgt! . . . .

Der Siegeszug bewegt sich vorwärts in der Richtung nach Reichshofen. Im Oberdorf aber schwenkt der hohe Feldherr rechts ab in die Schindergasse; dort liegt in Reisehenners Stube der tapfre General Raoul, blutend aus vielen Wunden, mit zerbrochenem Schwert und brechendem Herzen. Der deutsche Sieger tritt in die Bauernhütte ein, schaut freundlich in die fieberglühenden Augen, drückt teilnahmsvoll die todesmatte Hand — ein Wort huldvoller Anerkennung, eine Träne hochherzigen Mitleids vergelten den erbitterten Widerstand, und noch einmal, unter gewaltigen Siegesmärschen und unter endlosem Freudengeschrei wogt der Triumphzug vorüber. Wir schauen zu, unser Herz möchte in Stücke zerspringen . . . . überall Schrecken, Brand und Verwüstung, und hier vor unsern Augen in stolzer Ruhmespracht der fremde Eroberer, in unbändiger Begeisterung die feindlichen Scharen . . . . O Krieg, wie schmerzlich, wie tränenreich sind deine Folgen! Jetzt rauschen die Feierklänge weiter hinab ins Tal . . . . aus dem Kirchturm schlagen die Flammen hoch gen Himmel und leuchten weit hinaus ins Schlachtgefilde. Aber das Getöse will kein Ende nehmen. Es naht ein andrer Zug. Da kommen sie als Gefangene, hundert-, tausendweise, aus allen Waffengattungen, unsre armen geschlagenen, vor etlichen Tagen noch so fröhlichen, siegesgewissen Soldaten! Da kommen sie, entwaffnet, zerrissen, staubbedeckt, niedergeschlagen, wie verurteilte Missetäter . . . . umschlossen, gedrängt, verhöhnt von deutschen Truppen, die sie triumphierend ins Lager abführen. Ist's möglich? Ganze Haufen Kanonen, Mitrailleusen, Wagen und sonstige Siegesbeute . . . . Ganze Bataillone . . . . Welche Niederlage, welche Demütigung! . . . . und für uns alle, welch wehmutsvoller Anblick, welch herzzerreißendes Schauspiel! Da kommen sie! todesmüde von dem langen, schweren Kampfe, bleich vor Schrecken, Gram und Verzweiflung, und: Vorwärts! donnert's hinterdrein und: Viktoria! schallt's von allen Seiten. Spott und Verwünschung regnet's von tausend Lippen. Und sie können und dürfen nicht zucken — sie sind ja vernichtet . . . . Siehe, wie dort ein deutscher Reiter mit blankem Säbel gegen einen französischen Offizier lossprengt und ihm seinen Degen aus der Scheide reißt, und wie dem Gefangenen vor Schmerz und Schmach die Tränen über die Wangen rollen! wie dort einem Turko, der keuchend, sterbensmüde sich dahinschleppt, die Kolbenstöße auf den Rücken fallen! Wie so manches Schimpfwort, so manche Roheit den geschlagenen Feind in die Gefangenschaft begleiten! Ach, so etwas vergißt man zeitlebens nimmer . . . . ja, das ist ein Tränenzug; wir sahen ihn, und auch unsre Tränen fließen; so mancher winkt mit nassen Augen ein dankbares Lebewohl zu unsern Fenstern herüber, und wir können ihm nichts mehr mitgeben als einen Seufzer voll Mitleid . . . . Und seht, wie dort auf der Bahre ein Verwundeter so kläglich wimmert! — Sie möchten ihn von einer Seite der Straße zur andern tragen, wo die Ärzte an Menschenleibern blutig hantieren — aber sie kommen nicht durchs Gedränge; denn durch solche Siegeszüge darf auch ein Verschmachtender keine Lücke brechen. Er soll zuschauen und . . . . sterben . . . . und stirbt, sein letztes Wehgeheul verhallt im Freudenjubel, und sein letzter Blick bricht über der Schmach seines Vaterlandes und seiner gefangenen Brüder. Das ist der Krieg! das ist der Krieg, nicht wie oft krankhafte Phantasie ihn träumt, das ist der Krieg in seiner wahren, entsetzlichen Gestalt.

Aber die vielen Gefangenen! . . . . immer wieder neue Transporte . . . . Wir begreifen es endlich. Sie haben unser Dorf mit Sturm genommen. Sie haben unser Heer unter eiserner Umarmung zusammengedrückt, und die Tore der Flucht den Großenwald hinab waren zu enge. Fahret wohl, ihr tapferen, schmachbedeckten Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit! Das Glücksrad ist zerbrochen. Fahret wohl, ihr unglücklichen Opfer napoleonischer und nationaler Missetat! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen!

4. Die Schlachten bei Metz. 16. und 18. August 1870.

a. Bericht des Grafen Schmettow, Kommandeurs der Halberstädter Kürassiere.

Halberstädter Intelligenzblatt. Jahrgang 1870. Nr. 169.

Kantonnement Etain, unweit Verdun, 22./8. 1870.

Hiermit gebe ich Ihnen an, was ich bis jetzt als positiv gewiß mitteilen kann. Ich habe gezögert, weil tot gesagte Persönlichkeiten mitunter gesund wieder erschienen sind. Noch bemerke ich, daß bei dieser Gelegenheit gefangen worden zu sein der Stolz eines jeden Betroffenen sein darf; denn nur verwundet, oder nachdem das Regiment auf seinem Heldenritt zwei Batterien und zwei Infanteriekolonnen durchbrochen, konnte es den französischen Kürassieren gelingen, Gefangene zu machen. Es wäre unverantwortlich von einem Führer, seine Truppen in den sichern Schlund des Todes hineinzuführen, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen. Dies war der Fall. Der Chef des Generalstabes des 3. Armeekorps, Oberst von Voigts-Rhetz, kam zu unserm hochverehrten Brigadekommandeur v. Bredow, den wir bei jeder Gelegenheit vorangesehen, und sagte: „Herr General, der kommandierende General hat mit dem General v. Rheinbaben verabredet, daß Sie am Walde hier durchbrechen müssen, und Sie stehen noch ruhig hier?“ General v. Bredow erwiderte: „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?“ „Jawohl,“ war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen und können nicht an den Wald herankommen, das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was noch längs des Waldes steht. Sie müssen attackieren, und zwar auf das energischste.“ Wir bildeten zwei Treffen, das Kürassierregiment auf dem linken Flügel den Waldessaum entlang, das Ulanenregiment auf dem rechten Flügel, hundert Schritt zurück. Unser braver General mit seinem Stabe (4 Offiziere), von denen er drei verlor, war ungefähr mit den Kürassieren in gleicher Höhe. Die erste Batterie wurde nur mit zwei Geschützen fertig zum Feuern, und wir waren darin. Die Ehre, den Kommandeur zu holen, konnte ich keinem andern überlassen, und ich glaube, ich habe ihn gefunden. Es war mir sehr klar, daß es sich bei diesem Todesritt nicht darum handelte, Trophäen heimzubringen, sondern alles niederzuwerfen, was noch zwischen Wald und Chaussee sich stehend befand. In der Batterie war alles niedergehauen, und so ging es in rasendem Jagen auf eine Infanteriekolonne, die niedergeritten und niedergehauen wurde, nachdem sie durchbrochen uns Schüsse nachschickte. Jetzt war das Regiment schon mit den Ulanen zusammengeschlossen. Eine zweite Batterie wurde attackiert, heruntergehauen, was nicht floh, und mit diesem fliehenden Teil ging es auf eine zweite Infanteriekolonne. Kurz, ehe sie erreicht, schwenkten aus einer Waldlücke zwei Schwadronen

französischer Kürassiere in die Lücken des Häufleins, und nachdem die letzte Kolonne Infanterie überritten, schwenkte das Häuflein nun pêle-mêle mit den französischen Kürassieren und den Ulanen rechts ab und jagte zurück. Vor der Batterie erhielt ich zwei Schüsse, die den Helm durchbohrten, ohne mich ernstlich zu berühren. Der Adjutant, von zwei Kugeln getroffen, stürzte vom Pferde, der eine Trompeter wurde heruntergeschossen, das Pferd des andern verwundet; ich sprach noch eine Weile mit dem Rittmeister Heister, bis auch er fiel. Eine Weile war Leutnant Campbell an meiner Seite, bis man ihm übel mitspielte beim Versuch, die Standarte den französischen Kürassieren zu entreißen, die er mit der linken Hand erfaßt hatte. Einige Leute hieben ihn wieder heraus.

Nie werde ich es vergessen, wie ich, ungefähr an der Stelle, von der wir ausgeritten, dem ersten Trompeter, den ich fand, das Regimentssignal zu blasen befahl. Die Trompete war durchschossen, und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein ging. Auf meinen Ruf fanden sich von elf Zügen (fünf waren detachiert gewesen) noch drei zusammen. Ein traurig ernstes Biwak, das folgte. Zwei Tage darauf waren wir wieder im Feuer.

Das Regiment verlor sieben Offiziere und 206 Mann. Von sämtlichen Offizieren ist nachgewiesen, daß sie sich in diesseitigen Lazaretten befinden; nur über den Leutnant Friese, der mit zerbrochenem Schenkel auf dem Schlachtfelde gesehen wurde, fehlt dem Regiment Kunde. Rittmeister Meyer und Portepeefähnrich von Stockhausen sind auf dem Schlachtfelde beerdigt.

Graf Schmettow.

b. Aus Briefen des Königs Wilhelm an die Königin Augusta.

W. Oncken, Unser Heldenkaiser. Berlin (1897). S. 145.

Rezonville, den 19. August 1870.

Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind.

Gestern früh gingen das 12., Garde- und 9. Korps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Korps, während das 7. und 8., sodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz stehen blieben.

Als jene Korps rechts schwenkten, in sehr waldigem Terrain, gegen Verneville und St. Privat, begannen diese Korps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amanvilliers-Chatel bis zur Metzer Chaussee abzuwarten. Diese weite Umgehung trat erst um 4 Uhr ins Gefecht mit dem Pivotkorps,[1]) dem 9., um 12 Uhr. Der Feind setzte in den Wäldern heftigen Widerstand entgegen, so daß nur langsam Terrain gewonnen wurde. St. Privat wurde vom Gardekorps, Verneville vom 9. Korps genommen, das 12. Korps und die Artillerie des 3. griffen nun ins Gefecht ein.

Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Korps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet, mit großen Verlusten.

Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorstoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein so enormes Feuer hinter Schützengräben, en étage

[1]) Das 9. Korps bildete den Drehpunkt (Pivot) für die schwenkenden Korps.

und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende 2. Korps den Feind mit dem Bajonett angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete.

Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich dieses Mal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen, die ich sah, begrüßten mich mit enthusiastischen Hurras. Sie taten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt verteidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedesmal zurückgeschlagen wurden.

Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen.

Ich scheue mich nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment soll sich brillant geschlagen haben, Walbersee ist verwundet, ernst, aber nicht tödlich, wie man sagt. Ich wollte hier biwakieren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin.

Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh. Wilhelm.

Pont-à-Mousson, 21. 8. 70.

Auf der Fahrt hierher am 19. passierten wir einen Teil des Schlachtfeldes vom 16., den ich noch nicht gesehen hatte! Da hört jede Beschreibung auf, über den Anblick der Leichen der französischen Garde, weit über 1000 noch unbestattet! und wenig Schritte gegenüber die unsrigen, aber weit geringer an Zahl! Bei solchen Anblicken mußte man an die denken, die solche Schrecknisse verursachten. Da hätte man Gramont, Ollivier und noch höher Stehende hinführen müssen, um ihr Gewissen zu rühren! Gott sei gelobt, daß das meinige ruhig dabei sein konnte, wenngleich es wohl dazu angetan war, sich selbst zu prüfen, was man doch selbst wohl verschuldete? Ach! das sind so furchtbar ernste Augenblicke, die man durchkämpft haben muß, um sie zu verstehen! Und nun der Gedanke, daß es ebenso aussehen mußte auf den Feldern, wo der Kampf am 18. wütete! und wo so entsetzlich viele der besten Bekannten gefallen sind oder verstümmelt. Ich nenne Dir keine, denn es ist zu schmerzlich, und Du erfährst sie immer noch zu früh! Aber Du kannst Dir denken, wie mein Herz blutet bei dem Gedanken an viele der allernächsten Bekannten und besten Offiziere, die dahin sind! . . .

Gott mit Dir und mit uns! Dein treuster Freund W.

5. Die Schlacht bei Sedan. 1. Sept. 1870.

a. Brief König Wilhelms an die Königin Augusta.

Hirth und Gosen a. a. O. II. 1661.

Vendresse, südl. Sedan, 3. September 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen, geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Krieg ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich,

mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folge in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31. und am 1. früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen, gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Korps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchéry kein Korps aufgestellt, in diesem Ort aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mézières deckten; Kavalleriedivision Graf Stolberg in der Ebene von Donchéry als rechter Flügel; in der Front gegen Sedan der Rest der Bayern. Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, 4. Korps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unsrer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen. Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Verteidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick vor unsrer Stellung auf einer dominierenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Pont Torcy. Der heftigste Widerstand des Feindes fing allmählich an nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 5. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervalle durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, was wir alles von unserm Standpunkt genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können. Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste, und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardieren zu lassen. Da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte, so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstleutnant v. Bronsart vom Generalstab als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayrischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Tore sich gemeldet habe. Der

Oberstleutnant v. Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef wurde er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern," erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den blessierten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille mit dem Brief an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allem und auf alle machte! Reille sprang vom Pferd und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté," alles weitere mir anheimstellend. Meine Antwort war, daß ich die Art unsrer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurras der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend. Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisierten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte. Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchéry stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchéry gekommen sei. Da er mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Nach dieser Begegnung beritt ich von halb 3 bis halb 8 Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl! Mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm.

b. Brief Bismarcks an seine Gemahlin.

Bismarckbriefe. VI. Aufl. Bielefeld und Leipzig 1897. S. 349.

Vendresse, 3. September 1870.

Mein liebes Herz! Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generalen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Seine Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte in der Nähe, dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Karl (dem Burschen), der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu.

Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. „N'importe," meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß Geviert, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der erstern auf Rekognoszierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leibkürassierregimente, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40 bis 60000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsre Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit all seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinem und Marias Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill (Wilhelm) sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Seiner Majestät

vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt.

Lebe wohl, mein Herz. Grüße die Kinder. Dein von Bismarck.

6. Die Übergabe von Metz.

G. H. Rindfleisch, Reserveoffizier im Westfäl. Infant.-Reg. Nr. 56, Feldbriefe. Herausgegeben von Ed. Ornold. Halle 1889.

Woippy, 30. Oktober.

Gestern war der große Tag der Übergabe von Metz, „notre Pucelle", wie die Zeitung von Metz am 29. Oktober selbst mit Spott sagt. Am 29. früh rückten wir bei Regen und Sturm über die Mosel zurück, die Wege waren grundlos, und der Himmel hing so voller Wolken, daß wir unsre neue Eroberung, die uns im Sonnenlichte so oft gehöhnt, nicht sehen konnten, aber unser war sie. Mit einem Fernrohre hatten wir in einem hellern Momente unsre Fahnen auf den uneinnehmbaren Wällen des Forts flattern gesehen. An der Chaussee, auf der das Canrobertsche Korps, das uns besonders zugefallen war, vorbeimarschieren sollte, stellten sich die Brigaden auf, mit flatternden Fahnen und geladenem Gewehr, ein kaudinisches Joch aus lebendigen Menschen gebildet. Mehrstündiges Harren, strömender Regen, aber kein Ruf der Ungeduld; jeder fühlte, daß die, die da kommen sollten, keinen Grund hatten sich zu beeilen auf ihrem sauren Gange. Endlich lief es die eisernen Reihen hinunter: sie kommen! Ich gestehe, daß mir das Herz weich wurde, und daß mir die Tränen in die Augen stiegen, als ich sie heranrücken sah, die stolzeste Armee, der Stolz der übermütigsten Nation, noch in ihrer Entbehrung so stolz und keck aussehend — nur den Wanderstab in der Hand, der die Waffe entfallen war. Es war ein Moment, dessen genugtuungsvolle Schauer mir nie aus der Seele schwinden werden, es durchbebte mich nur das eine Wort und der eine Gedanke: ein Gottesgericht, das sich vor deinen Augen abspielt! Es war auch stundenlang eine fast lautlose Stille, als der Zug vorbeiging — 40000 Mann, und sie nur das Viertel der gewaltigen Armee, die gebrochen und gedemütigt der Gefangenschaft entgegenging. Als es schon ganz dunkel war, liefen die letzten Abteilungen an uns vorüber, und während sie in das Dunkel des Moseltales hinaustrabten, zogen wir nach der verlassenen Festung zu.

Das Leben hier im Orte ist eigentlich mit nur wenigen Worten wiederzugeben. Alles geht bunt durcheinander, die Straßen, mit einem Kot ohne Maß bedeckt, wimmeln von preußischen Soldaten, die in ihrem Biwakschmutze recht zu dem düstern Regenwetter passen, das unser getreuer Verbündeter gegen die Belagerten gewesen ist; alles rennt umher, um sich zu orientieren, die mächtigen Batterien und verlassenen Biwaks zu sehen, mit denen das Dorf und die Umgegend bedeckt ist. Dazwischen treiben sich die französischen Offiziere mit ihren Burschen herum, die erst in den nächsten Tagen abgesetzt werden sollen, und der puppenartige Putz der Uniformen sticht grell ab gegen die düstere Lage, in der sie sich befinden. Die große Straße, die nach Metz führt, wimmelt von Landleuten, die sich nach Metz hineingeflüchtet hatten und nun, meist mit einem Pferde vor dem Wagen und dem Sielzeuge der geschlachteten andern darauf, oft im lächerlichsten Gewand, mit allerlei Hausrat und Plunder beladen, nach ihren Dörfern zurückkehren. — Viele, viele finden

nur kahle Trümmer, kaum einer wird sein Anwesen unverwüstet wiederfinden. Man hat sie mit den sündhaftesten Lügen eingeschüchtert, sie haben keine Möglichkeit des Urteils gehabt — wer gibt ihnen Entschädigung für ihren Untergang? Aber an alles das kann man nicht lange denken, es geht zu bunt durcheinander! Alle Stunden kommen neue Regimenter durch, endlose Kolonnen werden mit Fluchen und Schreien durchgejagt, dazwischen blüht vor jedem Hause, das etwas zurückliegt und so ein geschütztes Plätzchen gibt, die Marketender-Industrie; es kommen sogar schon Omnibusse aus Metz heraus. Unsere sämtlichen Burschen sind auf den Raub ausgezogen! Es steht hier vieles in Massen umher, was „niemand" gehört; zwei Wagen mit Pferden und Zeug haben wir uns ohne weiteres von der Gasse weggenommen, sie gehören „niemand", und wir brauchen sie, um uns für den Marsch bequem und sicher einzurichten, also ist das Exempel fertig, wer will danach fragen? — aber welches Elend klebt vielleicht an dem Besitze, was hat der arme convoyer zu leiden gehabt, bis er von Pferd und Wagen davongelaufen ist?! — Bei uns hat sich das Urteil über die französische Armee mächtig herabgestimmt, seit wir ihnen etwas näher auf die Finger gesehen haben. Mangel mögen sie in der letzten Zeit gelitten haben, und die Leiden des schlechten Wetters mögen sie noch härter getroffen haben als uns Nordländer. Aber heraus hätten sie gemußt, wenn sie wirklich ernstlich gewollt hätten; keine preußische Armee von derselben Stärke würde sich haben so einschließen lassen, sie hätten uns auf vielen Stellen, z. B. da, wo wir zuletzt gestanden, fast ohne Waffen beiseite drücken können; wir haben auf einer gefüllten Pulvertonne gelebt, ohne die Größe der Gefahr zu kennen, die über uns schwebte — aber es hat an der eisernen Strenge gefehlt, ohne die Massen, wie diese, nicht beherrscht werden können; der Eindruck der Niederlage vom 16. und 18. August ist zu mächtig und der Offizier nicht im stande gewesen, den gemeinen Mann mit fester Hand darüber hinwegzuheben. Deshalb haben sie niemals mit vollem Ernste angegriffen. Es ist gar nicht anders zu nennen als ein Gottesgericht, der glänzendste Sieg des ernsten, eisernen sittlichen Willens über einen leicht berauschten und rettungslos entmutigten Leichtsinn! Natürlich schreit alles über „Verrat", und die Metzer Zeitung vom 29. fragt Bazaine in einer offenen Ansprache, wieviel der Preis für das verratene Frankreich betragen habe! Aber wir wissen ja, was es mit dieser Rückzugsbrücke der großen Nation auf sich hat! Es ist alles wurzelfaul, und wenn dann der Schwindel zusammenbricht, hüllt sich die Masse in den Mantel der Unschuld und kreuzigt den einen oder andern Unglücklichen, der das Glück gehabt hat, an ihrer Spitze zu marschieren! Zu bessern ist an der Bande nicht. —

Es herrscht ein tiefer Haß gegen die Preußen in der ganzen Bevölkerung, und die plumpsten Lügen gegen uns werden am liebsten geglaubt. — Die Stadt Metz betritt man erst durch eine ganze Reihe von Neubefestigungen, nachdem man die Mosel auf einer prachtvollen Brücke überschritten hat. Das Innere der Stadt ist nicht gerade schön, winklige Gassen wie in Cöln und Häuser so grau und hoch wie in Leipzig, die Läden und Wirtschaften leer, erst hier und da ein Anfang neuen Verkehrs. Desto toller war das Treiben auf den Straßen. Es war, als ob alles auf den Gassen wäre, um sich umzusehen, wer die neueste Katastrophe überlebt hätte. Dabei wimmelte es besonders von französischen Offizieren, deren mehrere tausend zurückgeblieben waren, um den Abgang in die Gefangenschaft zu erwarten, in ihren bunten, papageien-

haften Uniformen aller Truppenteile und Grade, ein vollständiges Karnevalsbild. Uns Preußen betrachteten die Einwohner mit finstrer Neugierde, nur in den Geschäften, wo man sich einige Kleinigkeiten einkaufte, fing die deutsche Zunge an, sich zu lösen; auch kam es mir vor, daß auf der Straße, als ich mich mit einem Bengel über irgend etwas unterhielt, ein paar Weiber, die vorübergingen, im reinsten schwäbischen Deutsch bemerkten: „Se spreche doch als viel französisch." Die Offiziere kehrten meist die Gesichter weg, uns nicht anzusehen, oder affektierten eine müde Gleichgültigkeit — nur zuweilen erhaschte man einen Blick giftigen Hasses, doch ist mir nicht bekannt geworden, daß es irgendwo einen unangenehmen Zusammenstoß gegeben hätte. Wenn man sie anredete, waren sie im Gegenteil sehr höflich und nahmen es dankbar an, wenn man sie im Laufe des Gesprächs über die Orte unterrichtete, die ihnen zur Auswahl gestellt waren. Aber diese naive Geographie! Daß sie nach Salzburg oder Lemberg fragten, konnte man verzeihen, aber ein Artillerieoffizier, der in China, Mexiko und der Krim und mit seiner Truppe zeitweise in Straßburg gewesen war, kannte Rastatt so wenig wie Deutz! und damit hat das Volk die militärische Reise nach Berlin machen und den Frieden in Königsberg diktieren wollen.

7. Der Friede von Frankfurt. 10. Mai 1871.

Reichsgesetzblatt vom Jahre 1871. S. 223 ff.

Art. 1. Die Entfernung von Belfort bis zur Grenzlinie, wie sie zuerst zur Zeit der Verhandlungen von Versailles vorgeschlagen war und sich auf der dem ratifizierten Präliminarvertrage vom 26. Februar beigefügten Karte verzeichnet findet, wird als Maßstab für die Ausdehnung des Gebietsstreifens betrachtet, welcher kraft der darauf bezüglichen Klausel des ersten Präliminarartikels nebst der Stadt und Festung Belfort bei Frankreich verbleiben soll. . . .

Art. 2. Die früher französischen Einwohner der abgetretenen Gebiete, welche wirklich in demselben ansässig sind und die französische Nationalität bewahren wollen, sollen bis zum 1. Oktober 1872 nach einer vorgängigen, der zuständigen Behörde zu machenden Erklärung die Freiheit haben, ihren Wohnsitz nach Frankreich zu verlegen und sich dort anzusiedeln, ohne daß dieses Recht beeinträchtigt werde durch die Gesetze über den Militärdienst, dem gegenüber ihnen die Eigenschaft als französische Bürger erhalten wird. Sie sollen die Freiheit haben, ihren in den mit Deutschland vereinigten Gebieten belegenen unbeweglichen Besitz zu behalten.

Kein Einwohner der abgetretenen Gebiete darf persönlich oder an seinem Gute verfolgt, beunruhigt oder zur Rechenschaft gezogen werden von wegen politischer oder militärischer während des Krieges begangener Handlungen.

Art. 3. Die französische Regierung stellt der deutschen Regierung die Archive, Urkunden und Register zu, welche die bürgerliche, militärische und gerichtliche Verwaltung der abgetretenen Gebiete betreffen.

Art. 5. Die beiden Nationen werden eine gleiche Behandlung genießen hinsichtlich der Schiffahrt auf der Mosel, dem Rhein-Marne-Kanal, dem Rhein-Rhone-Kanal, dem Saar-Kanal und den mit diesen Schiffahrtsstraßen in Verbindung stehenden schiffbaren Gewässern. Das Recht der Flößerei wird erhalten werden.

Art. 7. Die Zahlung von 500 Millionen wird in den 30 Tagen nach der Wiederherstellung der Gewalt der französischen Regierung in Paris erfolgen. Eine Milliarde wird bezahlt werden im Laufe des Jahres und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872. Die drei letzten Milliarden bleiben zahlbar zum 2. März 1874,

wie bestimmt worden durch den Präliminarfrieden. Vom 2. März d. J. ab werden die Zinsen dieser drei Milliarden alljährlich am 3. März mit 5 Prozent gezahlt werden. . . . Alle Zahlungen dürfen nur in den Haupthandelsstädten Deutschlands geleistet und ausgeführt werden in Metall, Gold oder Silber, in Bankbilletts von England, Bankbilletts von Preußen, Billetts der Königlichen Bank der Niederlande, Billetts der Nationalbank von Belgien . . .

Nach der Zahlung der ersten halben Milliarde und der Ratifikation des definitiven Friedensvertrages werden die Departements der Somme, der unteren Seine und der Eure, soweit sie sich noch von den deutschen Truppen besetzt finden werden, geräumt werden. Die Räumung der Departements Oise, Seine und Oise, Seine und Marne und Seine ebenso wie der Forts von Paris wird stattfinden, sobald die deutsche Regierung die Wiederherstellung der Ordnung sowohl in Frankreich wie besonders in Paris als hinreichend erkennt, um die Ausführung der von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen zu sichern. Jedenfalls wird diese Räumung erfolgen bei der Zahlung der dritten halben Milliarde.

Die deutschen Truppen werden im Interesse ihrer Sicherheit die Disposition über die zwischen der deutschen Demarkationslinie und der Umwallung von Paris gelegene neutrale Zone auf dem rechten Seineufer haben.

Art. 10. . . . Natürlich darf die Armee von Paris und Versailles nach der Wiederherstellung der Gewalt der französischen Regierung in Paris und bis zur Räumung der Forts durch die deutschen Truppen 40000 Mann nicht überschreiten.

Bis zu dieser Räumung darf die französische Regierung keine Truppenansammlung auf dem rechten Ufer der Loire vornehmen . . . .

20000 Gefangene werden ohne Verzug auf Lyon in Bewegung gesetzt unter der Bedingung, daß sie unmittelbar nach ihrer Organisation nach Algerien verschickt werden, um in dieser Kolonie zur Verwendung zu kommen.

Art. 12. Alle vertriebenen Deutschen werden den ganzen und vollen Genuß aller Güter behalten, die sie in Frankreich erworben haben.

Diejenigen Deutschen, welche die gesetzlich erforderliche Erlaubnis zur Niederlassung in Frankreich erhalten hatten, werden in alle ihre Rechte wieder eingesetzt und können demnach von neuem ihren Wohnsitz auf dem französischen Gebiete nehmen.

Zu Urkund ꝛc.

Geschehen zu Frankfurt den 10. Mai 1871.

von Bismarck. Jules Favre.
Arnim. Pouyer-Quertier.
E. de Goulard.

XXX. Das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm dem Großen.

1. Die Errichtung des Deutschen Reiches.

L. Hahn, Kaiser Wilhelms Gedenkbuch 1797—1879. Berlin 1880.

a. Der Brief des Königs von Bayern an König Wilhelm. 3. Dez. 1870.

Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündnis werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen

Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Überzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, die Ew. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben.

Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde.

Sobald mir Ew. Majestät und die verbündeten Fürsten ihre Willensmeinung kundgegeben haben, würde ich meine Regierung beauftragen, das Weitere zur Erzielung der entsprechenden Vereinbarungen einzuleiten.

Ludwig.

b. Adresse des Norddeutschen Reichstags an König Wilhelm. 10. Dez. 1870.

Am 18. Dez. überreicht in Versailles durch den Präsidenten des Reichstages, Geh. Rat Dr. Simson.

Auf den Ruf Ew. Majestät hat das Volk um seine Führer sich geschart, und auf fremdem Boden verteidigt es mit Heldenkraft das frevelhaft herausgeforderte Vaterland. Ungemessene Opfer fordert der Krieg; aber der tiefe Schmerz über den Verlust der tapfern Söhne erschüttert nicht den entschlossenen Willen der Nation, die nicht eher die Waffen ablegen wird, bis der Friede durch gesicherte Grenzen besser verbürgt ist gegen wiederkehrende Angriffe des eifersüchtigen Nachbarn.

Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen.

Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.

Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen.

Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Taten ihrer Söhne bleiben. Möge dem Volke bald vergönnt sein, daß der ruhmgekrönte Kaiser der Nation den Frieden wiedergibt. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter einem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte Deutsche Reich unter seinem Kaiser sein.

Eurer Königlichen Majestät
alleruntertänigste, treugehorsamste
Der Reichstag des Norddeutschen Bundes.

c. Proklamation „An das deutsche Volk." 18. Jan. 1871.

Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen.

Demgemäß werden Wir und Unsre Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in Unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen.

Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke gegönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, die dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren.

Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm.

d. Die Feier der Kaiserproklamation in Versailles. 18. Januar 1871.

DD. Bernh. Rogge, Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus dem Kriegsjahre 1870/71. Hannover 1895. Rogge ward als Divisionspfarrer der I. Gardeinfanteriedivision von König Wilhelm beauftragt, den Gottesdienst bei der Kaiserproklamation abzuhalten.

Durch die Gnade und das besondere huldvolle Vertrauen des Königs ist es mir vergönnt gewesen, bei der Feier der Kaiserproklamation an hervorragender Stelle mitwirken zu können. Nachdem noch vor dem Schlusse des großen, zu Ende eilenden Jahres die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich und die Wiederherstellung der Kaiserwürde durch das Gesetzblatt des Norddeutschen Bundes verkündigt worden war, brauchte auch mit der feierlichen Weihe, die dem neugegründeten Reiche mitten im Kriegslager gegeben werden sollte, nicht mehr gezögert zu werden. Wir draußen im Felde wußten freilich nichts von einer solchen beabsichtigten Weihe. Wir stritten wohl darüber, ob nach dem beendeten Kriege in Berlin oder in einer der alten Krönungsstädte des Deutschen Reiches, zu Aachen oder zu Frankfurt am Main, die Krönungsfeier des wiedererstandenen deutschen Kaisers voll-

zogen werden würde. Aber wie wenig würde das dem schlichten Sinne des greisen Königs Wilhelm entsprochen haben! Sollte das neu aufgerichtete Reich überhaupt durch eine besondre Feier geweiht werden, so mußte diese einen einfachen, einen militärischen Charakter tragen. Das deutsche Heer hatte sich ja die Einheit des Vaterlandes blutig erkämpft, durch unser Volk in Waffen war es wahr geworden, was einst Friedrich Wilhelm der Vierte vor 21 Jahren vorahnend ausgerufen: „Nur auf dem Schlachtfelde kann eine Kaiserkrone errungen werden!“

In aller Stille, und ohne daß nach außen hin etwas verlautete, hatte sich der König den 18. Januar, den preußischen Krönungstag, für die feierliche Verkündigung des wiederhergestellten deutschen Kaisertums ausersehen. Ohne zu ahnen, um was es sich handle, erhielt ich am 15. Januar in später Nachmittagsstunde des kurzen Wintertages in meinem über sechs Meilen von Versailles entfernten Stabsquartier den Befehl, mich am folgenden Morgen um 9 Uhr beim Könige in der Präfektur zu Versailles zu melden. Mit ermüdeten Pferden trat ich sofort die Reise an, die infolge eingetretenen Glatteises auf teilweise unbekannten Wegen in das Dunkel der Nacht hinein nicht ohne Schwierigkeiten und bei der Nähe der feindlichen Vorposten, an denen mich der Weg vorbeiführte, auch nicht ohne Gefahr war. Doch gelang es mir, mit Hilfe von frischen Pferden, die mitten in der Nacht in St. Germain requiriert wurden, zur bestimmten Stunde Versailles zu erreichen.

Der König empfing mich aufs huldvollste in seinem äußerst einfachen Arbeitszimmer, hinter seinem Schreibtisch stehend. Nach der ersten Begrüßung sagte er: „Ich habe Sie rufen lassen, da am 18. Januar, unserm Krönungstage, die Proklamation der Kaiserwürde vorgenommen werden soll, und ich diesen Akt durch eine kurze kirchliche Feier eingeleitet sehen möchte. Da ich diesen Titel einmal annehmen soll, so habe ich diesen Gedenktag unsrer preußischen Geschichte dafür gewählt.“ Dann erteilte mir der König einige Fingerzeige in Bezug auf den Gang der Feier, empfahl mir Kürze und unterließ es nicht, hinzuzufügen: „Lassen Sie meine Person möglichst aus dem Spiele. Nicht ich habe es ja gemacht, sondern Gott hat es so gefügt.“

Es wird mir unvergeßlich sein, in wie demütiger und doch wahrhaft königlicher Weise der mit so vielen Siegen gekrönte Monarch sich über die ganze Angelegenheit aussprach. Er sagte u. a.: „Es wird mir recht schwer, mich in den neuen Titel zu finden, und ich hätte gewünscht, ihn für meine Person vermeiden zu können. Ich habe mir immer gedacht, daß erst mein Sohn ihn dereinst führen solle; aber die Verhältnisse haben sich nun einmal so gestaltet, daß ich die Annahme nicht umgehen kann.“ In sehr anerkennender Weise äußerte sich der König im weitern Verlaufe des Gesprächs über die ideale Richtung und echt deutsche Gesinnung des Königs Ludwig II. von Bayern.

Mit herzlichem Händedruck entlassen, traf ich im Vorzimmer des Königs den Kronprinzen, der mich scherzhaft als „consecrator imperii“ (Einsegner des Kaisertums) begrüßte und mich ins Schloß bestellte, wo die örtlichen Anordnungen für die Feier getroffen werden sollten. Als ich dann unter seiner Führung die zum Orte der Feier ausersehene Salle de Glaces des Versailler Schlosses, eine lange, gewölbte, prachtvolle Galerie betrat, sagte er: „Wie gefällt Ihnen dieses Festlokal?“ und fügte hinzu: „Sehen Sie, als ich im September zum ersten Male das Schloß besuchte, habe ich mir vorgenommen, daß in diesem Raume das neue Deutsche Reich und die Annahme des Kaiser-

titels verkündigt werden solle"; ein Beweis, wie stark den Erben der preußischen Krone schon damals der Gedanke an die Neuerrichtung des Reiches mit dem Kaiser an seiner Spitze beschäftigt hat .... Und in der Tat, keine Phantasie hätte sich für die bevorstehende Feier eine Stätte ersinnen können, die in so überwältigender Weise wie diese von dem Walten Gottes in der Weltgeschichte Zeugnis gab, die in so laut redender Sprache das Wort bestätigte, das König Wilhelm am Tage von Sedan gesprochen: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" Das Mittelbild der reichgemalten Decke zeigt in allegorischen Figuren die Staaten: Holland, Spanien und Deutschland gekettet zu den Füßen des stolzen Königs Ludwig liegen, der wie ein Gott über den besiegten Feinden thront, und unter dessen Bild als Motto und Wahlspruch des absoluten unumschränkten Königtums die stolze Inschrift prangt: „Le roy gouverne par lui-même." Unter diesem Deckengemälde hatte in frühern Zeiten bei großen Hofzeremonien der Thronsessel Ludwigs XIV. gestanden, vor dem die Gesandten der auswärtigen Mächte sich hatten beugen müssen, und an dieser Stelle des ehemaligen, längst dahingesunkenen Thrones sollte nun König Wilhelm, umgeben von den Fürsten des Deutschen Reiches, während der gottesdienstlichen Feier stehen, die bestimmt war, dem neuen Deutschen Reiche die kirchliche Weihe zu geben.

Am 18. Januar morgens erdröhnten statt der Salutschüsse, mit denen eine Feier von solcher Bedeutung im Vaterlande begrüßt worden wäre, hin und wieder die Kanonenschüsse von den Pariser Forts, insbesondere vom Mont Valérien mit seinen schweren Geschützen; aber auch die Batterien unsrer Belagerungsartillerie läuteten den großen Tag statt der Festglocken ein, die dereinst von den Krönungsdomen zu Aachen oder Frankfurt erklangen, wenn die deutschen Kaiser den Thron Karls des Großen bestiegen. Die Bewohner von Versailles wußten und ahnten nichts von dem großen historischen Vorgange, der sich unter ihren Augen vollziehen sollte, denn das strengste Geheimnis war darüber bewahrt worden. Die wenigsten wußten, warum heute die Reveille lauter als sonst erschallte, warum das „Preußenlied" mit dem „Heil dir im Siegerkranz" verbunden und die Klänge des Arndtschen Prophetengesanges: „Was ist des Deutschen Vaterland?" von den anwesenden Musikkorps geblasen, feierlich durch die Straßen tönten. Mir persönlich wurde an dem Morgen dieses denkwürdigen Tages noch eine ganz besondre Freude dadurch zu teil, daß ich aus dem Militärkabinett des Königs das Eiserne Kreuz zugeschickt erhielt mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß es mir unmittelbar und nicht erst auf dem Wege der vorgesetzten militärischen Behörden zugestellt würde, damit ich es schon bei der Feier tragen könne.

Gegen 10 Uhr wurden die Fahnen und Standarten, durch die die vor Paris liegenden Truppen der dritten Armee und der Maasarmee bei der Feier vertreten sein sollten — 56 an der Zahl, darunter 18 bayrische —, unter klingendem Spiel über die schöne Place d'Armes am Standbilde Ludwigs XIV. vorüber in das ehemalige Königsschloß gebracht und auf einer am Ende der Salle de Glaces errichteten Estrade aufgestellt, von der herab die Proklamation der mit der Krone Preußens fortan verbundenen Kaiserwürde vor sich gehen sollte. Der langgestreckte Saal, in dessen Mitte an einer der Langseiten ein Feldaltar errichtet war, begann sich mit den zur Feier befohlenen Deputationen der in und um Versailles liegenden Truppen, mit Offizieren aller Waffengattungen und Grade, mit den Oberbefehlshabern der

Belagerungskorps und allen zum königlichen Hauptquartier gehörigen Offizieren und Beamten zu füllen. Den mit der roten Felddecke der ersten Garde-Infanterie-Division bekleideten Altar, dessen Tisch dem Audienzzimmer Ludwigs XIV. entnommen war, umstanden neben mir die in Versailles und Umgegend liegenden Feld-, Divisions- und Lazarettpfarrer.

Punkt 12 Uhr verließ König Wilhelm in dem einfachen offenen Wagen, der zu seinen täglichen Spazierfahrten diente, sein Quartier in der Präfektur, um sich in das durch Louis Philipp zur Ruhmeshalle Frankreichs gemachte ehemalige Königsschloß zu begeben. Vor dem am Eingange des Schlosses stehenden Reiterstandbild Ludwigs XIV. war die 1. Kompagnie der Königsgrenadiere als Ehrenwache aufgestellt. Nachdem der König die Ehrenkompagnie abgeschritten hatte, betrat er, vom Kronprinzen am Fuße der „Treppe der Prinzen" empfangen und geleitet von sämtlichen in Versailles anwesenden Fürstlichkeiten den Festsaal, wo in dem Augenblick seines Eintritts ein militärischer Sängerchor den Psalm: „Jauchzet dem Herrn, alle Welt", anstimmte. Der König nahm an dem bereits erwähnten Platze dem Altar gegenüber Aufstellung, im Halbkreise um ihn die Prinzen und Fürsten. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, an ihrer Spitze der Bundeskanzler, Graf Bismarck. Nach dem Chorgesang stimmte die Versammlung den ersten Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" an. Der liturgische Teil des Gottesdienstes schloß mit der Vorlesung von Psalm 21: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe! Du gibst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt usw." Hierauf hielt ich die Weiherede. — Ein mächtig durch die weite Halle dahinbrausendes: „Nun danket alle Gott" beschloß diesen Teil der Feier. Der König begab sich darauf festen Schrittes auf die erwähnte Estrade, um den um ihn her versammelten Fürsten in kurzen Worten seinen Entschluß kund zu geben, daß er, unter Zustimmung aller deutschen Fürsten der vom Könige von Bayern an ihn gerichteten Aufforderung Folge leistend, mit Herstellung des Deutschen Reiches die Kaiserkrone für sich und seine Nachfolger an der Krone Preußens übernehme. Dem deutschen Volke aber wurde dieser Entschluß durch eine feierliche Proklamation (S. 425) kundgegeben, zu deren Verlesung Graf Bismarck an den Fuß der Estrade trat.

Es war der Höhepunkt der Feier, als hierauf der Großherzog Friedrich von Baden mit hoch erhobenem Helm und lauter Stimme das erste Hoch auf den neuerstandenen deutschen Kaiser ausbrachte, in das die Versammlung unter den Klängen der Nationalhymne begeistert einstimmte. Zum ersten Male neigten sich die Fahnen und Banner des deutschen Heeres huldigend vor dem erkornen Oberhaupte des ganzen Volkes. Als erster Untertan des Reiches aber trat der Kronprinz vor seinen Vater hin, um das Knie zum huldigenden Handkuß zu beugen, der Kaiser jedoch hob ihn empor, zog ihn an seine Brust und küßte ihn mit sichtlicher tiefer Bewegung auf beide Wangen. Alle standen unter dem ergreifenden Eindruck dieser Szene. Vieler Augen waren von Freudentränen feucht. Eine jahrhundertelang ebenso heiß als vergeblich gehegte Hoffnung war hier aufs herrlichste erfüllt, und unter welchen überwältigenden Umständen! Greisen Kriegern rannen die Tränen über die Wangen, weil ihr altes Preußen nun im neuen Deutschland aufging; junge Helden

waren von der Ahnung durchdrungen, daß sie für dieses Kaisertum ihr Leben zu geben haben würden. Wir alle standen vor Gottes Angesicht mitten in dem lebendigen Strom der von seiner Hand bewegten Weltgeschichte.

Nachdem der Kaiser die Glückwünsche der Fürsten entgegengenommen und die in der Versammlung anwesenden Generale, Offiziere und Beamten hatte an sich vorüber defilieren lassen, verließ er die Versammlung unter den festlichen Klängen des Hohenfriedberger Marsches. Das war der Tag von Versailles, unvergeßlich jedem, der ihn miterleben durfte, ein deutscher Kaisertag in der Residenzstadt Ludwigs XIV., eine deutsche Großtat in den „allen Ruhmestaten Frankreichs" geweihten Hallen des ehemaligen fränkischen Königsschlosses! Wie lange hatte man den Tag herbeigesehnt, an dem das Deutsche Reich mit seinem Kaiser an der Spitze wiederhergestellt sein würde, und nun mußte an diesem Orte solches geschehen und unter so ganz andern Umständen, als man sich den Eintritt eines so weltbewegenden Ereignisses früher gedacht hatte. Ich war überwältigt von Freude und von Dank dafür, daß es mir vergönnt war, diese Stunde nicht bloß persönlich mit zu erleben, sondern in ihr auch zur unmittelbaren Mitwirkung berufen zu sein. Von vielen Seiten wurde mir der wärmste und herzlichste Dank für die Weiherede zu teil. Als Kaiser Wilhelm beim Herausgehen aus dem Saale meiner ansichtig wurde, trat er an mich heran und sagte mit bewegter Stimme und mit Tränen in den Augen: „Wenn ich an diesem Tage erbaut sein wollte, so mußte ich Ihre Worte hören, sie haben mich tief ergriffen."

e. Aus einem Briefe des Kaisers an die Kaiserin.

W. Oncken a. a. O. S. 218.

Versailles, 18. 1. 71.

Eben kehre ich vom Schloß nach vollbrachtem Kaiserakt zurück! Ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war, teils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, teils und vor allem über den Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen! In einer Konferenz gestern mit Fritz, Bismarck und Schleinitz war ich zuletzt so moros, daß ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen! Erst nachdem ich in inbrünstigem Gebet mich an Gott gewendet habe, habe ich Fassung und Kraft gewonnen! Er wolle geben, daß so viele Hoffnungen und Erwartungen durch mich in Erfüllung gehen mögen, als gewünscht wurde! An meinem redlichen Willen soll es nicht fehlen! Die Feier ist sehr würdig vor sich gegangen . . . . . .

Dein treuester Freund W.

2. Kaiser Wilhelms I. Thronrede an den ersten Deutschen Reichstag am 21. März 1871.

Wilhelm I. Reden ꝛc. S. 146 ff.

Geehrte Herren!

Wenn ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum ersten Male den deutschen Reichstag um mich versammelt sehe, so drängt es mich vor allem, meinem

demütigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Mannszucht unsrer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit unsrer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unsrer Grenzen, die Unabhängigkeit unsrer nationalen Rechtsentwicklung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit der die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Der Geist, der in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, die Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren . . .

Der ehrenvolle Beruf des ersten deutschen Reichstages wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes denen zu betätigen, die den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt haben. Gleichzeitig werden Sie, geehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch die die Organe des Deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgabe zusammenwirken, die die Verfassung ihnen stellt; zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes . . .

Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für die durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind. Ein Gesetz über die Pensionen der Offiziere und Soldaten und über die Unterstützung ihrer Hinterbliebenen soll für das gesamte deutsche Heer die Ansprüche gleichmäßig regeln, die der gleichen Hingebung für das Vaterland an den Dank der Nation zustehen.

Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!

3. Aus der Verfassung des Deutschen Reiches.

Vom 16. April 1871. Reichsgesetzblatt vom Jahre 1871.

Seine Majestät der König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes, Seine Majestät der König von Bayern, Se. Majestät der König von Württemberg, Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden und Seine König-

liche Hoheit der Großherzog von Hessen und bei Rhein für die südlich vom Main belegenen Teile des Großherzogtums Hessen schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Dieser Bund wird den Namen Deutsches Reich führen und wird nachstehende Verfassung haben.

I. Bundesgebiet.

Art. 1. Das Bundesgebiet besteht aus den Staaten Preußen mit Lauenburg, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg (und Elsaß-Lothringen, Ges. v. 9. Juni 1871).

II. Reichsgesetzgebung.

Art. 2. Innerhalb dieses Bundesgebietes übt das Reich das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts dieser Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen.

Art. 3. Für ganz Deutschland besteht ein gemeinsames Indigenat (Heimats- oder Bürgerrecht) mit der Wirkung, daß der Angehörige (Untertan, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Ämtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist.

Dem Auslande gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reichs.

Art. 4. Der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten:

1. die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungs-Verhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen und Fremdenpolizei und über den Gewerbebetrieb, einschließlich des Versicherungswesens, soweit diese Gegenstände nicht schon durch den Art. 3 dieser Verf. erledigt sind, in Bayern jedoch mit Ausschluß der Heimats- und Niederlassungs-Verhältnisse, desgleichen über die Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern;

2. die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für die Zwecke des Reichs zu verwendenden Steuern;

3. die Ordnung des Maß-, Münz- und Gewichtssystems nebst Feststellung der Grundsätze über die Emission von fundiertem und unfundiertem Papiergelde;

4. die allgemeinen Bestimmungen über das Bankwesen;

5. die Erfindungspatente;

6. der Schutz des geistigen Eigentums;

7. Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schiffahrt und ihrer Flagge zur See und Anordnung gemeinsamer konsularischer Vertretung, welche vom Reiche ausgestattet wird;

8. das Eisenbahnwesen, in Bayern vorbehaltlich der Bestimmung im Artikel 46, und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs;

9. der Flößerei- und Schiffahrtsbetrieb auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letzteren sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle; desgleichen die Seeschiffahrtszeichen (Leuchtfeuer, Tonnen, Baken und sonstigen Tagesmarken);

10. das Post- und Telegraphenwesen, jedoch in Bayern [und Württemberg, seit 1902 nicht mehr] nur nach Maßgabe der Bestimmung im Artikel 52;

11. Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Zivilsachen und Erledigung von Requisitionen überhaupt;

12. sowie über die Beglaubigung von öffentlichen Urkunden;

13. die gemeinsame Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren;

14. das Militärwesen des Reichs und die Kriegsmarine;

15. Maßregeln der Medizinal- und Veterinärpolizei;

16. die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen.

Art. 5. Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Die Übereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend.

Bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen, die Kriegsmarine und die im Artikel 35 bezeichneten Abgaben gibt, wenn im Bundesrate eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag, wenn sie sich für die Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht.

III. Bundesrat.

Art. 6. Der Bundesrat besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes, unter welchen die Stimmführung sich in der Weise verteilt, daß Preußen mit den ehemaligen Stimmen von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt 17 Stimmen führt, Bayern 6, Sachsen 4, Württemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 2, Sachsen-Weimar 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, Braunschweig 2, Sachsen-Meiningen 1, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Lübeck 1, Bremen 1, Hamburg 1, zusammen 58 Stimmen.

Jedes Mitglied des Bundes kann soviel Bevollmächtigte zum Bundesrate ernennen, wie es Stimmen hat, doch kann die Gesamtheit der zuständigen Stimmen nur einheitlich abgegeben werden.

Art. 7. Der Bundesrat beschließt:

1. über die dem Reichstage zu machenden Vorlagen und die von demselben gefaßten Beschlüsse;

2. über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas anderes bestimmt ist;

3. über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze oder der vorstehend erwähnten Vorschriften oder Einrichtungen hervortreten. Bei Stimmengleichheit gibt die Präsidialstimme den Ausschlag.

Art. 9. Jedes Mitglied des Bundesrates hat das Recht, im Reichstage zu erscheinen, und muß daselbst auf Verlangen jederzeit gehört werden, um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten, auch dann, wenn dieselben von der Majorität des Bundesrates nicht adoptiert worden sind. Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesrates und des Reichstages sein.

IV. Präsidium.

Art. 11. Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, der den Namen Deutscher Kaiser führt. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen.

Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reichs ist die Zustimmung des

Bundesrates erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt.

Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Art. 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrates und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstages erforderlich.

Art. 12. Dem Kaiser steht es zu, den Bundesrat und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen.

Art. 13. Die Berufung des Bundesrates und des Reichstages findet alljährlich statt, und kann der Bundesrat zur Vorbereitung der Arbeiten ohne den Reichstag, letzterer aber nicht ohne den Bundesrat berufen werden.

Art. 14. Die Berufung des Bundesrates muß erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird.

Art. 15. Der Vorsitz im Bundesrate und die Leitung der Geschäfte steht dem Reichskanzler zu, welcher vom Kaiser zu ernennen ist.

Art. 16. Die erforderlichen Vorlagen werden nach Maßgabe der Beschlüsse des Bundesrates im Namen des Kaisers an den Reichstag gebracht, wo sie durch Mitglieder des Bundesrates oder durch besondere, von letzterem zu ernennende Kommissarien vertreten werden.

Art. 17. Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Überwachung der Ausführung derselben zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reichs erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

Art. 18. Der Kaiser ernennt die Reichsbeamten, läßt dieselben für das Reich vereidigen und verfügt erforderlichen Falles deren Entlassung.

Art. 19. Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, können sie dazu im Wege der Exekution angehalten werden. Diese Exekution ist vom Bundesrate zu beschließen und vom Kaiser zu vollstrecken.

V. Reichstag.

Art. 20. Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. Der Reichstag besteht aus 397 Abgeordneten.

Art. 21. Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag. Wenn ein Mitglied des Reichstags ein besoldetes Reichsamt oder in einem Bundesstaat ein besoldetes Staatsamt annimmt oder im Reichs- oder Staatsdienste in ein Amt eintritt, mit welchem ein höherer Rang oder ein höheres Gehalt verbunden ist, so verliert es Sitz und Stimme in dem Reichstag und kann seine Stelle in demselben nur durch neue Wahl wieder erlangen.

Art. 22. Die Verhandlungen des Reichstages sind öffentlich.

Wahrheitsgetreue Berichte über Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstages bleiben von jeder Verantwortlichkeit frei.

Art. 23. Der Reichstag hat das Recht, innerhalb der Kompetenz des Reiches Gesetze vorzuschlagen und an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrate resp. Reichskanzler zu überweisen.

Art. 24. Die Legislaturperiode des Reichstages dauert fünf Jahre. Zur Auflösung des Reichstages während derselben ist ein Beschluß des Bundesrates unter Zustimmung des Kaisers erforderlich.

Art. 25. Im Falle der Auflösung des Reichstages müssen innerhalb eines Zeitraumes von 60 Tagen nach derselben die Wähler und innerhalb eines Zeitraums von 90 Tagen nach der Auflösung der Reichstag versammelt werden.

Art. 26. Ohne Zustimmung des Reichstages darf die Vertagung desselben die Frist von 30 Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden.

Art. 27. Der Reichstag prüft die Legitimation seiner Mitglieder und entscheidet darüber. Er regelt seinen Geschäftsgang und seine Disziplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt seinen Präsidenten, seine Vizepräsidenten und Schriftführer.

Art. 28. Der Reichstag beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit. Zur Gültigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich.

Art. 29. Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.

Art. 30. Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufs getanen Äußerungen gerichtlich oder disziplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.

Art. 31. Ohne Genehmigung des Reichstages kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergriffen wird. Gleiche Genehmigung ist bei einer Verhaftung wegen Schulden erforderlich. Auf Verlangen des Reichstages wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied desselben und jede Untersuchungs- oder Zivilhaft für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben.

Art. 32. Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen.

VI. Zoll- und Handelswesen.

Art. 33. Deutschland bildet ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze.

Alle Gegenstände, welche im freien Verkehr eines Bundesstaates befindlich sind, können in jeden andern Bundesstaat eingeführt und dürfen in letzterem einer Abgabe nur insoweit unterworfen werden, als daselbst gleichartige inländische Erzeugnisse einer innern Steuer unterliegen.

Art. 35. Das Reich ausschließlich hat die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen, über die Besteuerung des im Bundesgebiete gewonnenen Salzes und Tabaks, bereiteten Branntweins und Bieres und aus Rüben oder andern inländischen Erzeugnissen dargestellten Zuckers und Sirups.

In Bayern, Württemberg und Baden bleibt die Besteuerung des inländischen Branntweins und Bieres der Landesgesetzgebung vorbehalten.

Art. 36. Die Erhebung und Verwaltung der Zölle und Verbrauchssteuern (Art. 35) bleibt jedem Bundesstaate, soweit derselbe sie bisher ausgeübt hat, innerhalb seines Gebietes überlassen.

Art. 38. Der Ertrag der Zölle fließt in die Reichskasse.

Bayern, Württemberg und Baden haben an dem in die Reichskasse fließenden Ertrage der Steuern von Branntwein und Bier und an dem diesem Ertrage entsprechenden Teile des vorstehend erwähnten Aversums keinen Teil.

VII. Eisenbahnwesen.

Art. 41. Eisenbahnen, welche im Interesse der Verteidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für notwendig erachtet werden, können kraft eines Reichsgesetzes auch gegen den Widerspruch der Bundesglieder, deren Gebiet die Eisenbahnen durchschneiden, unbeschadet der Landeshoheitsrechte, für Rechnung des Reichs angelegt oder an Privatunternehmer zur Ausführung konzessioniert und mit dem Expropriationsrechte ausgestattet werden.

Art. 42. Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behuf auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausrüsten zu lassen.

Art. 43. Das Reich hat dafür Sorge zu tragen, daß die Eisenbahnverwaltungen die Bahnen jederzeit in einem die nötige Sicherheit gewährenden baulichen Zustande erhalten und dieselben mit Betriebsmaterial so ausrüsten, wie das Verkehrsbedürfnis es erheischt.

Art. 45. Dem Reiche steht die Kontrolle über das Tarifwesen zu. Dasselbe wird namentlich dahin wirken:

1. daß baldigst auf allen deutschen Eisenbahnen übereinstimmende Betriebsreglements eingeführt werden;

2. daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt, insbesondere daß bei größeren Entfernungen für den Transport von Kohlen, Koks, Holz, Erzen, Steinen, Salz, Roheisen, Düngungsmitteln und ähnlichen Gegenständen ein dem Bedürfnis der Landwirtschaft und Industrie entsprechender ermäßigter Tarif, und zwar zunächst tunlichst der Einpfennig-Tarif, eingeführt werde.

Art. 46. Bei eintretenden Notständen, insbesondere bei ungewöhnlicher Teuerung der Lebensmittel, sind die Eisenbahnverwaltungen verpflichtet, für den Transport namentlich von Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, zeitweise einen dem Bedürfnis entsprechenden, von dem Kaiser auf Vorschlag des betreffenden Bundesrats-Ausschusses festzustellenden niedrigen Spezialtarif einzuführen, welcher jedoch nicht unter den niedrigsten auf der betreffenden Bahn für Rohprodukte geltenden Satz herabgehen darf.

Art. 47. Den Anforderungen der Behörden des Reichs in betreff der Benutzung der Eisenbahnen zum Zweck der Verteidigung Deutschlands haben sämtliche Eisenbahnverwaltungen unweigerlich Folge zu leisten. Insbesondere ist das Militär und alles Kriegsmaterial zu gleichen ermäßigten Sätzen zu befördern.

VIII. Post- und Telegraphenwesen.

Art. 48. Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesamte Gebiet des Deutschen Reichs als einheitliche Staatsverkehrs-Anstalten eingerichtet und verwaltet.

Art. 49. Die Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens sind für das ganze Reich gemeinschaftlich. Die Ausgaben werden aus den gemeinschaftlichen Einnahmen bestritten. Die Überschüsse fließen in die Reichskasse (Abschnitt XII).

Art. 50. Dem Kaiser gehört die obere Leitung der Post- und Telegraphenverwaltung an. Die von ihm bestellten Behörden haben die Pflicht und das Recht, dafür zu sorgen, daß Einheit in der Organisation der Verwaltung und im Betriebe des Dienstes sowie in der Qualifikation der Beamten hergestellt und erhalten wird.

Art. 52. Die Bestimmungen in den vorstehenden Art. 48 bis 50 finden auf Bayern keine Anwendung.

An den zur Reichskasse fließenden Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens hat Bayern keinen Teil.

IX. Marine und Schiffahrt.

Art. 53. Die Kriegsmarine des Reichs ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt dem Kaiser ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt, und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind.

Der Kieler Hafen und der Jadehafen sind Reichskriegshäfen.

Der zur Gründung und Erhaltung der Kriegsflotte und der damit zusammenhängenden Anstalten erforderliche Aufwand wird aus der Reichskasse bestritten.

Die gesamte seemännische Bevölkerung des Reichs, einschließlich des Maschinenpersonals und der Schiffshandwerker, ist vom Dienste im Landheere befreit, dagegen zum Dienste in der kaiserlichen Marine verpflichtet.

Art. 54. Die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine.

Art. 55. Die Flagge der Kriegs- und Handelsmarine ist schwarz-weiß-rot.

X. Konsulatswesen.

Art. 56. Das gesamte Konsulatswesen des Deutschen Reichs steht unter der Aufsicht des Kaisers, welcher die Konsuln nach Vernehmung des Ausschusses des Bundesrats für Handel und Verkehr anstellt.

XI. Reichskriegswesen.

Art. 57. Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.

Art. 58. Die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reichs sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen.

Art. 59. Jeder wehrfähige Deutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom vollendeten 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre, dem stehenden Heere — und zwar die ersten drei (bezw. zwei Jahre) bei den Fahnen, die letzten vier (fünf) Jahre in der Reserve —, die folgenden fünf Lebensjahre der Landwehr ersten Aufgebots und sodann bis zum 31. März desjenigen Kalenderjahres, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird, der Landwehr zweiten Aufgebots an.

Art. 60. Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres wird durch Gesetz normiert und wird pro rata der Bevölkerung von den einzelnen Bundesstaaten gestellt.

Art. 62. Zur Bestreitung des Aufwandes für das gesamte deutsche Heer und die zu demselben gehörigen Einrichtungen sind dem Kaiser jährlich soviel mal 675 Mark, als die Kopfzahl der Friedensstärke des Heeres nach Art. 60 beträgt, zur Verfügung zu stellen. (Vergleiche Abschnitt XII.)

Die Verausgabung dieser Summe für das gesamte Reichsheer und dessen Einrichtungen wird durch das Etatsgesetz festgestellt.

Art. 63. Die gesamte Landmacht des Reichs wird ein einheitliches Heer bilden, welches im Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht.

Der Kaiser hat die Pflicht und das Recht, dafür Sorge zu tragen, daß innerhalb des deutschen Heeres alle Truppenteile vollzählig und kriegstüchtig vorhanden sind, und daß Einheit in der Organisation und Formation, in Bewaffnung und Kommando, in der Ausbildung der Mannschaften sowie in der Qualifikation der Offiziere hergestellt und erhalten wird. Zu diesem Behufe ist der Kaiser berechtigt, sich jederzeit durch Inspektionen von der Verfassung der einzelnen Kontingente zu überzeugen und die Abstellung der dabei vorgefundenen Mängel anzuordnen.

Art. 64. Alle deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des Kaisers unbedingt Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Fahneneid aufzunehmen.

XII. Reichsfinanzen.

Art. 69. Alle Einnahmen und Ausgaben des Reichs müssen für jedes Jahr veranschlagt und auf den Reichshaushalts-Etat gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahres nach folgenden Grundsätzen durch ein Gesetz festgestellt.

Art. 70. Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden.

Art. 72. Über die Verwendung aller Einnahmen des Reichs ist durch den Reichskanzler dem Bundesrate und dem Reichstage zur Entlastung jährlich Rechnung zu legen.

Art. 73. In Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses kann im Wege der Reichsgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe sowie die Übernahme einer Garantie zu Lasten des Reiches erfolgen.

XIII. Schlichtung von Streitigkeiten und Strafbestimmungen.

Art. 78. Veränderungen der Verfassung erfolgen im Wege der Gesetzgebung. Sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrate vierzehn Stimmen gegen sich haben.

Diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältnis zur Gesamtheit festgestellt sind, können nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaates abgeändert werden.

4. Auszug aus den letztwilligen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms des Großen.

Königlicher Erlaß an den Minister des Königlichen Hauses vom 31. August 1888.

Koblenz, den 10. April 1857.

Im Glauben ist die Hoffnung!
Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe
auf ihn, er wird's wohl machen!
Herr, dein Wille geschehe im Himmel wie
auf Erden! —

Wenn diese Schrift in die Hände der Meinigen fällt, gehöre ich zu den Abgeschiedenen!

Möchte es mir vergönnt sein in meinen letzten Lebensstunden, meinen Geist den Händen meines Gottes zu empfehlen!

Möchte es mir vergönnt sein, von meinen Teueren, mich Überlebenden Abschied nehmen zu können!

Sollte ein jäher Tod mich ereilen, so möge mein ganzes Leben eine Vorbereitung für das Jenseits gewesen sein!

Möge Gott mir ein barmherziger Richter sein!

Ein vielbewegtes Leben liegt hinter mir!

Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, teuren geliebten Mutter erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben.

Wie kann ich meinem heißgeliebten König und Vater genugsam danken, daß er mich teilnehmen ließ an der Ehre und dem Ruhm des Heeres! Seiner Führung, Liebe, seiner Gnade danke ich ja alles, was er mir bis zu seinem Tode vertrauensvoll erwies! Die treue Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück!

Dem Könige, meinem Bruder, der mir zugleich vertrauensvoller Freund ist, kann ich nie hinreichend für diese Stellung zu ihm dankbar sein.

Wir haben schöne, aber auch schwere Zeiten zusammen durchlebt, die uns aber nur immer enger verbunden haben, vor allem die jüngsten Jahre, wo Verrat und Irrungen das teure Vaterland dem Abgrund nahe brachten. Seiner Gnade und seinem Vertrauen danke ich es, daß ich in Deutschland

auf seinen Befehl Ordnung und Zucht herstellen konnte, nachdem er im eigenen Lande dies Beispiel gegeben hatte.

Alle, die mit mir durch Freundschaft und Wohlwollen in Verbindung traten — und ihre Zahl ist nach Gottes Weisheit nicht gering gewesen —, finden hier meinen heißen Dank und zugleich den letzten Dank für ihre Liebe, mit der sie mir begegneten — wie wird unser Wiedersehen sein?

Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teueres und Schmerzliches begegnete! In Deine Hände befehle ich meinen Geist!! Amen.

Wilhelm.

Am 31. Dezember 1866.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu Hinterlassenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahnten Weise über die letzten Lebensjahre meines treuen Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung in tiefster Demut, um Preußen mit seinen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Überzeugung hat mich geleitet und gestählt in schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen jahrelang zu bestehen hatte.

Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich standhalten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich vergebe allen, die wissentlich und unwissentlich sich meinen auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes entgegensetzten, um die Macht der Krone zu schmälern und die Herzen der Preußen ihr zu entfremden. Mögen meine Nachkommen aber nicht vergessen, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—1866.

In dem Jahre, das heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für so viel Erduldetes reich entschädigt. In Demut erkenne ich diese göttliche Gnade, die mich ausersehen hat, in meinem vorgerückten Alter eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heile des engern und weitern Vaterlandes bestimmt zu sein scheint. Das Werkzeug, so Großes zu erreichen, die Armee, steht unübertroffen in diesem Augenblicke vor der Welt. Der Geist, der sie beseelt, ist der Ausdruck der Gesittung, die eine sorgliche Hand meiner erhabenen Vorfahren der Nation anerzogen hat. Die Armee finde in allen ihren Teilen in dieser ernsten Scheidestunde des Jahres meinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung, mit der sie meinem Rufe folgte und vor meinen Augen siegte — ein Erlebnis, für das ich Gott meinen demütigen Dank stammle!

Aber ganz Preußen finde hier meinen königlichen Dank für die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte!

Wo solche Vaterlandsliebe sich zeigt, da ist der gesunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht, und darum segnet Gott sie sichtlich! Meinen heißesten Dank finden alle hier, die mir halfen, durch schwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieses Jahres zu gelangen!

Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen sich dieses Segens würdig zeigen!

Möge mein Sohn und seine Nachkommen solches Volk und solche Armee um sich sehen und durch besonnenes, zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen beider sorglich fördern und Preußen die Stellung sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen ist!

Das walte Gott in seiner Gnade!!!

Mitternacht 1866—67. Wilhelm.

Berlin, 31. Dezember 1871, 11 Uhr abends.

Gott war mit uns! Ihm sei Lob, Preis, Ehre, Dank!

Als ich am Schlusse des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartete glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neueinigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht sei und ich es nun in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinst meinem Sohne Glück bringend hinterlassen würde, voraussehend, daß es ihm beschieden sein werde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

Aber nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten ebenso glorreichen als blutigen siebenmonatigen Kriege nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 71 geschehen. Der deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterm Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenigen Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt.

Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neu geeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein, die Güter in Demut zu genießen, die in blutigen, heißen Kämpfen errungen wurden!!

Herr, dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden!! Amen!

Wilhelm.

Berlin, 31. Dezember 1878, $\frac{1}{2}$11 Uhr abends.

Es geht ein Jahr zu Ende, welches für mich ein verhängnisvolles sein sollte. Ereignisse von erschütternder Art trafen mich am 11. Mai und am 2. Juni.

Die körperlichen Leiden traten zurück gegen den Schmerz, daß preußische Landeskinder eine Tat vollbrachten, die am Schlusse meiner Lebenstage doppelt schwer zu überwinden war und mein Herz und Gemüt für den Rest meiner

Tage finster erscheinen lassen! Doch muß ich mich ergeben in den Willen Gottes, der dies alles zuließ, aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten ließ, da er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden ließ, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhl des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erblicke ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie alles, was von ihm in Leid und Freude uns trifft. Darum preise ich die Vorsehung für die schmerzensvollen Ereignisse des ablaufenden Jahres. Sie haben mir auch Erhebendes gebracht durch die Teilnahme, die mir von allen Seiten zu teil wurde.

Zunächst findet hier meine Gemahlin meinen heißen Dank für ihre Liebe und Teilnahme, die sie mir, selbst leidend, schenkte, demnächst meine Tochter, die mit kindlicher Liebe mich pflegte und mir so wohl tat. Alle Familienmitglieder nah und fern finden hier meinen liebevollen Dank für alles, was sie mir Teilnehmendes in der Schmerzenszeit bewiesen. Allen denen, die in so überraschender Weise meiner gedachten, gebührt hier mein inniger Dank. Und woher kam diese Teilnahme? Von wo anders als vom Allmächtigen, dessen Führung es wollte, daß ich in der Welt so gestellt wurde, daß seine Gnade sich jedermann einprägte, die über mir waltete. Und in dieser Waltung erkenne ich wiederum seine Liebe und Barmherzigkeit, daß er mich ausrüstete, seinen Willen hier auf Erden zu vollführen, und er mich und mein Volk würdig fand, das übertragene Pfund zu verwalten. Also wiederum nur Gottes Gnade preise ich in allem, was mir von Menschen in der Leidenszeit Gutes zu teil ward. Aber nicht bloß in dieser Leidenszeit zeigte sich die Teilnahme, sondern jederzeit habe ich sie in einem Maße empfangen, das weit über das Verdienst ging, mit dem ich jenes Pfund verwalten konnte. Die Menschen haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen; aber der, der sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein, wo ich die Lehren und Weisungen des eingeborenen Sohnes des himmlischen Vaters nicht achtete!

Herr, dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden. Im Glauben ist die Hoffnung und die himmlische Liebe der Weg dahin! Amen!

Wilhelm.

5. Begründung der Sozialreform durch Kaiser Wilhelm den Großen.

Kaiserliche Botschaften an den Deutschen Reichstag.

a. Vom 17. November 1881. Gekürzt.

Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unsre Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsre kaiserliche Pflicht, dem Reichstage die Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsre Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgschaften seines innern Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf

den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unsern darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstages ohne Unterschied der Parteistellungen. In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstage stattgehabten Verhandlungen darüber einer Umarbeitung unterzogen, um dessen erneute Beratung vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, die sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch die, die durch Alter- und Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können.

Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, das auf den christlichen Fundamenten des Volkslebens ruht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letztern in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutze und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein.

b. Vom 14. April 1883. Gekürzt.

Wir haben es jederzeit als eine der ersten von Uns als Kaiser übernommenen Pflichten erkannt, der Lage der arbeitenden Klassen im ganzen Reiche dieselbe Fürsorge und Pflege zuzuwenden, die Wir in Preußen zur Fortbildung der von Unserm in Gott ruhenden Vater im Anfange dieses Jahrhunderts begründeten Reformen zu betätigen suchen. Wir haben Uns diese Pflicht besonders gegenwärtig gehalten seit dem Erlasse des Sozialistengesetzes und schon damals Unsre Überzeugung kund gegeben, daß die Gesetzgebung sich nicht auf polizeiliche und strafrechtliche Maßregeln zur Unterdrückung und Abwehr staatsgefährlicher Umtriebe beschränken darf, sondern suchen muß, zur Heilung oder doch zur Minderung des durch Strafgesetze bekämpften Übels Reformen einzuführen, die dem Wohle der Arbeiter förderlich und deren Lage zu bessern und zu sichern geeignet sind.

Wir haben dieser Überzeugung insbesondere in Unsrer Botschaft vom 17. November 1881 Ausdruck gegeben und Uns gefreut, als einen ersten Erfolg unsrer Sorgen und Bestrebungen in dieser Richtung in Unserm Königreich Preußen wenigstens die beiden ersten Stufen der Klassensteuerpflichtigen von dieser Abgabe an den Staat befreien zu können.

Dankbar für die einmütige Unterstützung Unsrer hohen Verbündeten, dankbar für die hingebende Arbeit Unsrer Behörden sehen Wir auch auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung den Anfang des Reformwerkes so weit gediehen, daß dem Reichstage beim Beginne der jetzigen Session der Entwurf eines Gesetzes über Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle in neuer, mit Rücksicht auf die früheren Verhandlungen umgearbeiteter Fassung vorgelegt und ergänzt werden konnte durch einen Gesetzentwurf zur Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens. . . .

Mit Sorge aber erfüllt es Uns, daß die prinzipiell wichtigere Vorlage über die Unfallversicherung bisher nicht weiter gefördert worden ist, und daß daher auf deren baldige Durchberatung mit gleicher Sicherheit nicht gerechnet werden kann. Bliebe diese Vorlage jetzt unerledigt, so würde auch die Hoffnung, daß in der nächsten Session weitere Vorlagen wegen der Alters- und Invalidenversorgung zur gesetzlichen Verabschiedung gebracht werden könnten, völlig schwinden, wenn die Beratungen des Reichshaushaltsetats für 1884/85 die Zeit und Kraft des Reichstages noch während der Wintersession in Anspruch nehmen müßten . . .

Wenn dann die Vorlage für die Unfallversicherung, wie nach dem Stande ihrer Bearbeitung zu befürchten steht, in der laufenden Frühjahrssession vom Reichstage nicht mehr beraten und festgestellt wird, so würde durch vorgängige Beratung des nächstjährigen Etats wenigstens für die Wintersession die Freiheit von andern unaufschieblichen Geschäften gewonnen werden, die erforderlich ist, um wirksame Reformen auf sozialpolitischem Gebiete zur Reife zu bringen. Die dazu erforderliche Zeit ist eine lange für die Empfindungen, mit denen Wir in Unserm Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, die zu lösen sind, ehe Unsre in der Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochenen Intentionen eine praktische Betätigung auch nur so weit erhalten, daß sie bei den Beteiligten volles Verständnis und infolgedessen auch volles Vertrauen finden.

Unsre kaiserlichen Pflichten gebieten Uns aber, kein in Unsrer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott Uns Frist gibt zu wirken.

Darum wollen Wir dem Reichstage durch diese Unsre Botschaft von neuem und in vertrauensvoller Anrufung seines bewährten treuen Sinnes für Kaiser und Reich die baldige Erledigung der hierin bezeichneten wichtigen Vorlagen dringend ans Herz legen.

6. Heimgang Kaiser Wilhelms des Großen.

Ansprache des Fürsten Bismarck an den Reichstag.

L. Hahn, Fürst Bismarck. V. Bd. Berlin 1890. S. 533.

Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits tatsächlich wissen werden: daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um $^1/_2$9 Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Art. 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird. Ich hatte von dem hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen in Betätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, die vor mir liegt, und die mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heißt also, etwa heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Se. Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Sr. Majestät vor mir. Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den

Wünschen der Mitglieder des Reichstages ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich sie als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, die den Stimmungen und den Überzeugungen des Reichstages entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen. Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit denen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unsrer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen. Aber das eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —, daß inmitten der schweren Schickungen, die der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Tatsachen waren, die ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unsers jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen, — ich habe noch heute ein Telegramm aus New York in dieser Beziehung erhalten — mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, das des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen, trotz allem, was dagegen versucht wird. Die zweite Tatsache, in der Se. Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwicklung seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Festigung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hatte — daß der Kaiser auf die Entwicklung, die die Lösung inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Tatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Fürstenhäuser, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstags das beschlossen worden ist, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen konnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern —, hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat. Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, das Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unsres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienst hat, das ihm zu Grunde liegt.

Meine Herren! Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, aufmerksame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahin-

geschiedenen Herrn verkörpert war — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, das der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat.

7. Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm den Großen.

Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1898. II. Bd. S. 287–291.

Das Schwergewicht, das nach dem Antritt der Regentschaft der Wille und die Überzeugung des Prinzen von Preußen und spätern Kaisers auf dem außermilitärischen, dem politischen Gebiete darstellte, war das eigenste Produkt der mächtigen und vornehmen Natur, die diesem Fürsten unabhängig von der ihm zu teil gewordenen Erziehung angeboren war. Der Ausdruck „königlich vornehm" ist prägnant für seine Erscheinung. Die Eitelkeit kann bei Monarchen ein Sporn zu Taten und zur Arbeit für das Glück ihrer Untertanen sein. Friedrich der Große war nicht frei davon, sein erster Tatendrang entsprang dem Verlangen nach historischem Ruhm; eine Eitelkeit der Art war dem Kaiser Wilhelm I. durchaus fremd, dagegen war ihm die Furcht vor berechtigter Kritik der Mit- und Nachwelt in hohem Maße eigen. Er war darin ganz preußischer Offizier, der sobald er durch höhern Befehl gedeckt ist, ohne Schwanken dem sichern Tode entgegen geht, aber durch die Furcht vor dem Tadel des Vorgesetzten und der öffentlichen Meinung in zweifelnde Unsicherheit gerät, die ihn das Falsche wählen läßt. Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicher Würde würde er gedacht haben: wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.

Monarch und Parlament hatten einander in schweren innern Kämpfen gegenseitig kennen und achten gelernt; die Ehrlichkeit der königlichen Würde, die sichere Ruhe des Königs hatten schließlich die Achtung auch seiner Gegner erzwungen, und der König selbst war durch sein hohes persönliches Ehrgefühl zu einer gerechten Beurteilung der beiderseitigen Situationen befähigt. Das Gefühl der Gerechtigkeit nicht bloß seinen Freunden und seinen Dienern gegenüber, sondern auch im Kampfe mit seinen Gegnern beherrschte ihn. Er war ein gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze noblesse oblige dispensiert fühlte; sein Verhalten in der innern wie in der äußern Politik war den Grundsätzen des Kavaliers alter Schule und des normalen preußischen Offiziergefühls jederzeit untergeordnet. Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinen feinen Gefühlen für königliche Würde und Pflicht zu nahe getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei „jeder Zoll ein König", und zwar ein gerechter und wohlwollender König und ehrliebender Offizier, den der Gedanke an sein preußisches porte-épée auf richtigem Wege erhielt. (Vergl. S. 393.)

Der Kaiser konnte heftig werden, ließ sich aber in der Diskussion von der etwaigen Heftigkeit dessen, mit dem er diskutierte, nicht anstecken, sondern brach dann die Unterredung vornehm freundlich ab. Wenn er heftig wurde gegen Leute, denen er wohlwollte, wie dem Grafen Roon oder mir, so war er entweder durch den Gegenstand selbst erregt oder durch fremde, außeramtliche

Besprechungen vorher an Auffassungen gebunden, die sich sachlich nicht vertreten ließen. Graf Roon hörte dergleichen Explosionen an wie ein Militär in der Front den Verweis eines Vorgesetzten, den er nicht verdient zu haben glaubt, aber er litt nervös darunter und sekundär auch körperlich. Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers, die ich seltener erlebte als Roon, niemals kontagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurechtgelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte, wie Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major (einer höhern Gewalt) habe, gegen die zu reagieren mir nicht gegeben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereignis, auf das ich mich einrichten müsse; und wenn mir das nicht gelang, so hatte ich eben meine Aufgabe nicht richtig angegriffen. Dieser mein Eindruck beruhte nicht auf meiner generellen Auffassung der Stellung eines Königs von Gottes Gnaden zu seinem Diener, sondern auf meiner persönlichen Liebe zu Kaiser Wilhelm I. Ihm gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebensowenig gehabt haben wie im elterlichen Hause. Es hinderte das nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständnis oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt haben, den ich heute in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses. Seinem redlichen Sinne und der Aufrichtigkeit seines Wohlwollens für andre, seiner aus dem Herzen kommenden und von hohem Sinne getragenen Liebenswürdigkeit verdankte er es, daß ihm eine gewisse Leistung leicht wurde und gut gelang, die der Verstandestätigkeit konstitutioneller Regenten und Minister von Zeit zu Zeit viel Mühe macht. Für öffentliche Ansprachen enthalten die jährlich wiederkehrenden Äußerungen solcher Monarchen, deren Konstitutionalismus als mustergültig betrachtet wurde, einen reichen Vorrat an Redewendungen; aber trotz aller sprachlichen Gewandtheit haben sowohl Leopold von Belgien wie Louis Philipp die konstitutionelle Phraseologie ziemlich erschöpft, und ein deutscher Monarch wird kaum im stande sein, schriftlich und gedruckt den Kreis der brauchbaren Äußerungen zu erweitern. Mir selbst ist keine Arbeit unbehaglicher und schwieriger gewesen, als die Herstellung des nötigen Phrasenbedarfs für Thronreden und ähnliche Äußerungen. Wenn Kaiser Wilhelm selbst Proklamationen redigierte, oder wenn er eigenhändig Briefe schrieb, so hatten diese immer etwas Gewinnendes, oft Begeisterndes. Sie berührten angenehm durch die Wärme seines Gefühls und die Sicherheit, die aus ihnen sprach, daß er Treue nicht nur verlangte, sondern auch gewährte. Il était de relation súre (er war den Verhältnissen gewachsen), eine von den fürstlichen Gestalten in Seele und Körper, deren Eigenschaften mehr des Herzens als des Verstandes die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und Anhänger auf Leben und Tod erklären. Für monarchische Gesinnung ist die Ausdehnung des Gebietes ihrer Ergebenheit nicht jedem Fürsten gegenüber dieselbe; sie unterscheidet sich, je nachdem politisches Verständnis oder Empfindung die Grenzen ziehn. Ein gewisses Maß der Hingebung wird durch die Gesetze bestimmt, ein größeres durch politische Überzeugung; wo es

darüber hinausgeht, bedarf es eines persönlichen Gefühls von Gegenseitigkeit, das bewirkt, daß treue Herren treue Diener haben, deren Hingebung über das Maß staatsrechtlicher Erwägungen hinausreicht.

Es ist eine Eigentümlichkeit royalistischer Gesinnung, daß ihren Träger, auch wenn er sich bewußt ist, die Entschließungen des Königs zu beeinflussen, das Gefühl nicht verläßt, der Diener des Monarchen zu sein. Der König selbst rühmte eines Tages (1865) gegen meine Frau die Geschicklichkeit, mit der ich seine Intentionen zu erraten und — wie er nach einer Pause hinzusetzte — zu leiten wußte. Solche Anerkennungen benahmen ihm nicht das Gefühl, daß er der Herr und ich sein Diener sei, ein nützlicher, aber ehrerbietig ergebener . . . Er hatte das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Er war zu vornehm für das Gefühl eines Edelmannes, der keinen reichen und unabhängigen Bauern im Dorfe vertragen kann. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke einer Eifersucht auf seinen Diener und Untertanen in den Sinn, und nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein, ebenso wie bei mir alle, auch übertriebene Huldigungen das Gefühl, der Diener dieses Herrn zu sein, in keiner Weise berührten. Diese Beziehungen und meine Anhänglichkeit hatten ihre prinzipielle Begründung in einem überzeugungstreuen Royalismus; aber in der Spezialität, wie er vorhanden war, ist er doch nur möglich unter der Wirkung einer gewissen Gegenseitigkeit des Wohlwollens zwischen Herrn und Diener, wie unser Lehnrecht die „Treue" auf beiden Seiten zur Voraussetzung hatte.

XXXI. Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung. 9. März 1888.

An Mein Volk!

Aus seinem glorreichen Leben schied der Kaiser.

In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten deutschen Kaiser! Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat. Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte er den sichern Grund zu den unter seiner Führung errungenen Siegen der deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte.

Und was er in heißem, opfervollem Kampfe seinem Volke errungen, das war ihm beschieden, durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern. Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend,

steht Deutschland geachtet im Rate der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden. Daß dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, seiner nie wankenden Pflichttreue, seiner unabläſſigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Tätigkeit, geſtützt auf die von dem preußiſchen Volke unwandelbar bewieſene und von allen deutſchen Stämmen geteilte opferfreudige Hingebung.

Auf Mich ſind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauſes verbunden ſind, und die Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beſchieden ſein mag, getreulich wahrzunehmen entſchloſſen bin. Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es Mein ganzes Beſtreben ſein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutſchland zu einem Horte des Friedens zu machen und in Übereinſtimmung mit den verbündeten Regierungen ſowie mit den verfaſſungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens die Wohlfahrt des deutſchen Landes zu pflegen.

Meinem getreuen Volke, das durch eine jahrhundertlange Geſchichte in guten wie ſchweren Tagen zu Meinem Hauſe geſtanden hat, bringe Ich Mein rückhaltloſes Vertrauen entgegen. Denn Ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürſt und Volk, die, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernſtammes bildet, Meine Krone allezeit ebenſo ſicher ruht wie das Gedeihen des Landes, zu deſſen Regierung Ich nunmehr berufen bin, und dem Ich gelobe, ein gerechter und in Freud wie Leid getreuer König zu ſein.

Gott wolle Mir ſeinen Segen und Kraft zu dieſem Wege geben, dem fortan Mein Leben geweiht iſt!

Berlin, den 12. März 1888. Friedrich III.

XXXII. Kaiſer Wilhelm II.

1. Seine Thronbeſteigung.

A. O. Klaußmann, Kaiſerreden. Leipzig 1901. S. 8.

An Mein Volk!

Gottes Ratſchluß hat über uns aufs neue die ſchmerzlichſte Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der ſterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Herrn Großvaters ſich kaum geſchloſſen hat, iſt auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majeſtät aus dieſer Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmütige, aus chriſtlicher Ergebung erwachſende Tatkraft, mit der er ſeinen königlichen Pflichten ungeachtet ſeines Leidens gerecht zu werden wußte, ſchien der Hoffnung Raum zu geben, daß er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beſchloſſen. Dem königlichen Dulder, deſſen Herz für alles Große und Schöne ſchlug, ſind nur wenige Monate beſchieden geweſen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens zu betätigen, die ihm die Liebe ſeines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die ihn ſchmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern errungen hat, wird dankbar gedacht werden, ſo lange deutſche

Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiele Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von dem Vertrauen zum preußischen Volke getragen, das der Rückblick auf unsere Geschichte Mir gewährt. In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schwereren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland. Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, die Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme Ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den 18. Juni 1888. Wilhelm.

2. Kaiser Wilhelms Fürsorge für die Arbeiter.

Deutscher Reichsanzeiger vom 8. Februar 1890. O. Klaußmann S. 90 ff.

a. Erlaß an den Reichskanzler vom 4. Februar 1890.

Ich bin entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche Meiner Fürsorge durch die Notwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern. Der Rückgang der heimischen Betriebe durch Verlust ihres Absatzes im Auslande würde nicht nur die Unternehmer sondern auch ihre Arbeiter brotlos machen. Die in der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten der Verbesserung der Lage unsrer Arbeiter lassen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder, wenn nicht überwinden, doch abschwächen. In der Überzeugung, daß auch andre Regierungen von dem Wunsche beseelt sind, die Bestrebungen einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehen, über welche die Arbeiter dieser Länder unter sich schon internationale Verhandlungen führen, will Ich, daß zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz durch Meine dortigen Vertreter amtlich angefragt werde, ob die Regierungen geneigt sind, mit uns in Unterhandlung zu treten behufs einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zu Tage getreten sind. Sobald die Zustimmung zu Meiner Anregung im Prinzip gewonnen sein wird, beauftrage Ich Sie, die Kabinette aller der Regierungen, welche an der Arbeiterfrage den gleichen Anteil nehmen, zu einer Konferenz behufs Beratung über die einschlägigen Fragen einzuladen.

b. Erlaß an den Handelsminister vom 4. Februar 1890.

Bei Meinem Regierungsantritt habe Ich Meinen Entschluß kund gegeben, die fernere Entwicklung unsrer Gesetzgebung in der gleichen Richtung zu fördern, in welcher Mein in Gott ruhender Großvater sich der Fürsorge für den wirtschaftlich schwächern Teil des Volkes im Geiste christlicher Sittenlehre angenommen hat.

So wertvoll und erfolgreich die durch die Gesetzgebung und Verwaltung zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes bisher getroffenen Maßnahmen sind, so erfüllen dieselben doch nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe.

Neben dem weitern Ausbau der Arbeiter-Versicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiet laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden.

Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben.

Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten.

Die staatlichen Bergwerke wünsche Ich bezüglich der Fürsorge für Arbeiter zu Musteranstalten entwickelt zu sehen, und für den Privatbergbau erstrebe Ich die Herstellung eines organischen Verhältnisses Meiner Bergbeamten zu den Betrieben, behufs einer der Stellung der Fabrikinspektionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahre 1869 bestanden hat.

Zur Vorberatung dieser Fragen will Ich, daß der Staatsrat unter Meinem Vorsitze und unter Zuziehung derjenigen fachkundigen Personen zusammentrete, welche Ich dazu berufen werde. Die Auswahl der letzteren behalte Ich Meiner Bestimmung vor.

Unter den Schwierigkeiten, welche der Ordnung der Arbeiterverhältnisse in dem von Mir beabsichtigten Sinne entgegenstehen, nehmen diejenigen, welche aus der Notwendigkeit der Schonung der heimischen Industrie in ihrem Wettbewerb mit dem Auslande sich ergeben, eine hervorragende Stelle ein. Ich habe daher den Reichskanzler angewiesen, bei den Regierungen der Staaten, deren Industrie mit der unsrigen den Weltmarkt beherrscht, den Zusammentritt einer Konferenz anzuregen, um die Herbeiführung gleichmäßiger, internationaler Regelungen der Grenzen für die Anforderungen anzustreben, welche an die Tätigkeit der Arbeiter gestellt werden dürfen . . .

3. Feier des fünfundzwanzigjährigen Reichsjubiläums am 18. Januar 1896.

A. O. Klaußmann a. a. O. S. 130.

Die Jubelfeier begann mit einem glänzenden Feste im Weißen Saale des Königlichen Residenzschlosses, wobei der Kaiser folgende Thronrede verlas:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem fünfundzwanzig Jahre verflossen sind seit dem Tage, an dem Unsers in Gott ruhenden Großvaters Majestät der einmütigen Aufforderung der deutschen Fürsten und Freien Städte und dem Wunsche der Nation entsprechend die deutsche Kaiserwürde angenommen hat, haben Wir beschlossen, das Gedächtnis dieses denkwürdigen Ereignisses feierlich zu begehen, das dem langen Sehnen des deutschen Volkes endliche und glänzende Erfüllung brachte und dem wieder errichteten Reiche die Stellung schuf, die ihm nach seiner Geschichte und kulturellen Entwicklung inmitten der Völker des Erdreichs gebührt.

Wir haben dazu die Bevollmächtigten Unsrer hohen Verbündeten und die Vertreter des Volks sowie die Männer entboten, die in jener großen Zeit an dem Werk der Einigung der deutschen Stämme hervorragend mitgewirkt haben.

Umgeben von den Fahnen und Standarten ruhmreicher Regimenter, den Zeugen des Todesmutes unsrer Heere, die an jenem Tage den deutschen Kaiser grüßten, erinnern Wir Uns tief bewegten Herzens des erhebenden Bildes, das das in seinen Fürsten und Völkern geeinte Vaterland den Zeitgenossen bot.

Im Rückblick auf die verflossenen fünfundzwanzig Jahre fühlen Wir Uns zunächst gedrungen, Unserm demütigen Danke gegenüber der göttlichen Vorsehung Ausdruck zu geben, deren Segen sichtlich auf dem Reiche und seinen Gliedern geruht hat.

Das bei der Annahme der Kaiserwürde von Unsers unvergeßlichen Herrn Großvaters Majestät angegebene und von seinen Nachfolgern an der Krone übernommene Gelöbnis, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken, ist mit Gottes Hilfe bis dahin erfüllt.

Von dem Bewußtsein getragen, daß es berufen sei, niemand zuliebe und niemand zuleide im Rate der Völker seine Stimme zu Gunsten des Friedens zu erheben, hat das junge Reich sich ungestört dem Ausbau seiner innern Einrichtungen überlassen können.

In freudiger Begeisterung über die heiß ersehnte und schwer errungene Einheit und Machtstellung, in festem Vertrauen auf die Führung des großen Kaisers und auf den Rat bewährter Staatsmänner, insonderheit seines Kanzlers des Fürsten von Bismarck, stellten sich die werktätigen Kräfte der Nation rückhaltlos in den Dienst der gemeinsamen Arbeit. Verständnisvoll und opferbereit betätigte das Reich seinen Willen, das Erworbene festzuhalten und zu sichern, die Schäden des wirtschaftlichen Lebens zu heilen und bahnbrechend

den Weg zur Förderung der Zufriedenheit der verschiedenen Klassen der Bevölkerung vorzuzeichnen.

Was in dieser Beziehung geschehen und geschaffen ist, dessen wollen wir uns freuen.

Neben der Ausbildung unsrer Wehrkraft, die zum Schutze der Unabhängigkeit des Vaterlandes auf der Höhe der Leistungsfähigkeit zu erhalten Unsre kaiserliche Pflicht ist, haben Gesetzgebung und Verwaltung in deutschen Landen die Wohlfahrt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der wirtschaftlichen Tätigkeit zu pflegen sich angelegen sein lassen.

Freie Bahn für die Entfaltung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation, Hebung des durch diese Entfaltung bedingten Wohlstandes, Herstellung einheitlichen Rechts, Sicherung unparteiischer, achtunggebietender Rechtspflege und Erziehung der Jugend zur Gottesfurcht und Treue gegen das Vaterland, das sind die Ziele, die das Reich unablässig erstrebt hat.

So wertvoll aber die bisher erreichten Erfolge auch sein mögen, nicht müde werden wollen Wir bei der Fortsetzung des Uns vorgezeichneten Weges. Der weitere Ausbau der Reichseinrichtungen, die Festigung des Bandes, das die deutschen Stämme umschlingt, die notwendige Abwehr der mancherlei Gefahren, denen Wir ausgesetzt sind, erfordert neben den Ansprüchen einer schnell voranschreitenden Entwicklung aller Zweige menschlicher Tätigkeit dauernd unsre rastlose und hingebende Arbeit.

Wie Wir selbst von neuem geloben, dem Vorbild Unsers in Gott ruhenden Herrn Großvaters in treuer Pflichterfüllung nachzueifern, so richten Wir an alle Glieder des Volks Unsre Kaiserliche Aufforderung, unter Hintansetzung trennender Parteiinteressen mit Uns und Unsern hohen Verbündeten die Wohlfahrt des Reiches im Auge zu behalten, mit deutscher Treue sich in den Dienst des Ganzen zu stellen, um so in gemeinsamer Arbeit die Größe und das Glück des geliebten Vaterlandes zu fördern.

Geschieht das, so wird, das hoffen wir zuversichtlich, auch ferner der Segen des Himmels nicht fehlen, dann werden wir wie in jener großen Zeit geeint und fest allen Angriffen auf unsre Unabhängigkeit begegnen und ungestört der Pflege unsrer eignen Interessen uns hingeben können.

Das Deutsche Reich aber wird, weit entfernt davon, eine Gefahr für andre Staaten zu sein, begleitet von der Achtung und dem Vertrauen der Völker, nach wie vor eine starke Stütze des Friedens bleiben.

Daß dem so sei, das walte Gott!

Gegeben Berlin im Schloß den 18. Januar 1896.

Wilhelm.

Darauf ergriff der Kaiser die Fahne des 1. Garderegiments z. F., senkte sie vor den Versammelten und sprach mit tiefer Bewegung:

Angesichts dieses ehrwürdigen Feldzeichens, das eine fast zweihundertjährige ruhmbedeckte Geschichte bezeugt, erneuere Ich das Gelübde: Für des Volkes und des Landes Ehre einzustehen, sowohl nach innen, als nach außen. Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott!

4. Dankbarkeit des Kaisers gegen Moltke.

Klaußmann a. a. O. S. 187 u. 195.

a. Ansprache des Kaisers an Moltke bei dessen 90. Geburtstage am 26. Oktober 1890.

Mein lieber Feldmarschall!

Ich bin am heutigen Tage mit erlauchten Herren und den Führern Meines Heeres gekommen, um Ihnen unsre herzlichsten und tiefgefühlten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag ist für uns ein Tag des Zurückblickens und vor allen Dingen ein Tag des Dankes. Zunächst spreche Ich Meinen Dank aus im Namen derjenigen, die mit Ihnen zusammen geschaffen und gefochten haben und die dahingegangen sind, deren treuester und ergebenster Diener Sie aber gewesen. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für Mein Haus und damit zur Förderung der Größe unsres Vaterlandes getan. Wir begrüßen in Ihnen nicht nur den preußischen Führer, der unsrer Armee den Ruhm der Unüberwindlichkeit geschaffen hat, sondern den Mitbegründer und Mitschmieder des Deutschen Reiches. Sie sehen hier hohe und erlauchte Fürsten aus allen Gauen Deutschlands, vor allen des Königs von Sachsen Majestät, der, ein treuer Bundesgenosse Meines Großvaters, es sich nicht hat nehmen lassen, Ihnen persönlich seine Anhänglichkeit zu bezeigen. Alles erinnert an die Zeit, wo er mit Ihnen für Deutschlands Größe hat fechten dürfen.

Die hohen Auszeichnungen, die Mein verblichener Großvater Ihnen schon hat zu teil werden lassen, haben Mir nichts mehr übrig gelassen, um Meinen Dank Ihnen noch persönlich bezeugen zu können; also bitte Ich Sie, eine Huldigung von Mir annehmen zu wollen, die einzige, die Ich in Meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann. Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe Ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in so manchem harten Strauße geweht haben, bei sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Teil von Ihnen geschrieben worden ist. Als ein persönliches Andenken von Mir bitte ich Sie, das Zeichen der Würde, mit äußerem Schmucke versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde bereits im Feuer erworben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung dessen, was Ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe.

Meine Herren, Ich bitte Sie, alle mit Mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, erhalte und schütze unsern greisen Feldmarschall noch lange zum Wohle des Heeres und des Vaterlandes! Dem Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß er in seiner Größe es verstanden hat, nicht allein dazustehn, sondern eine Schule zu bilden für die Führer des Heeres in Zukunft und alle Ewigkeit, die, in seinem Geiste erzogen, die Größe, Stärke und Kraft unsres Heeres ausmachen werden, geben wir Ausdruck durch den Ruf: Se. Exzellenz, der Feldmarschall Graf Moltke, hurra!

b. Beim Empfang der Nachricht von Moltkes plötzlichem Tode am 25. Oktober 1891 telegraphierte Kaiser Wilhelm von Weimar nach Berlin:

Bin wie betäubt, eile sofort zurück. Habe eine Armee verloren und kann es nicht fassen.

c. Kabinettsorder des Kaisers vom 26. Oktober 1891.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse ist am gestrigen Abend der Generalfeldmarschall Graf von Moltke aus diesem Leben abberufen worden. Tief erschüttert sehe Ich den greisen Helden, Meinen treuen Freund und Berater, von Meiner Seite gerissen. Ich betraure auf das schmerzlichste den unersetzlichen Verlust, den mit Mir Meine Armee wie das ganze deutsche Vaterland erlitten hat. Hohe Ehre sei seinem Angedenken, welches für alle Zeiten unauslöschlich in den Blättern der Weltgeschichte fortleben und den späteren Geschlechtern das Bild des tiefen Denkers, des großen Feldherrn lebendig erhalten wird. Bis zum letzten Atemzuge hat der Verewigte in bescheidener Einfachheit, selbstloser Pflichterfüllung und unwandelbarer Treue Meinen Erlauchten Vorfahren wie Mir gedient und durch seine hervorragenden Gaben und seine glänzenden Leistungen in siegreichen Kriegen wie im stillen Wirken des Friedens sich unaussprechliche Verdienste erworben um den Ruhm der Armee und das Wohl des Vaterlandes, dessen Dankbarkeit nie erlöschen wird.

5. Ehrung Bismarcks.

a. Erlaß des Kaisers.

Friedrichsruh, 2. August 1898.

Mit Meinen hohen Verbündeten und mit dem ganzen deutschen Volke stehe Ich trauernd an der Bahre des ersten Kanzlers des Deutschen Reichs, des Fürsten Otto von Bismarck, Herzogs von Lauenburg. Wir, die wir Zeugen seines Wirkens waren, die Wir zu ihm als dem Meister der Staatskunst, als dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlandes und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs bewundernd aufblickten, sind tief erschüttert durch den Heimgang des Mannes, in dem Gott der Herr das Werkzeug geschaffen, den unsterblichen Gedanken von Deutschlands Einheit und Größe zu verwirklichen. Nicht ziemt es in diesem Augenblick, alle Taten, die der große Entschlafene vollbracht, alle Sorgen, die er für Kaiser und Reich getragen, alle Erfolge, die er errungen, aufzuzählen. Sie sind zu gewaltig und mannigfaltig, und nur die Geschichte kann und wird sie alle in ihre eherne Tafel eintragen. Mich aber drängt es, vor der Welt der einmütigen Trauer und der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben, von welcher die ganze Nation heute erfüllt ist, und im Namen der Nation das Gelübde abzulegen, das, was er, der große Kanzler, unter Kaiser Wilhelm dem Großen geschaffen hat, zu erhalten und auszubauen und, wenn es not tut, mit Gut und Blut zu verteidigen. Dazu helfe uns Gott der Herr! Wilhelm I. R.[1])

[1]) I. R. = Imperator, Rex, d. i. Kaiser, König.

b. Rede des Reichskanzlers Grafen von Bülow bei der in Gegenwart des Kaiserpaars am 16. Juni 1901 vollzogenen Enthüllung des Bismarckdenkmals vor dem Reichstagsgebäude in Berlin.

Deutscher Reichs- und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger vom 17. Juni 1901. Nr. 141.

Am Abend seines Lebens hat Fürst Bismarck geäußert, er sei Gott dankbar dafür, daß es ihm vergönnt gewesen sei, seinen Namen dauernd in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden. Heute ist unter denen, die mich hier umgeben, ist im ganzen deutschen Volke niemand, der nicht fühlte und wüßte, daß die Spur der Erdentage des großen Kanzlers nicht untergehen, daß die Bewunderung und Dankbarkeit für ihn nicht aufhören werden, so lange ein deutsches Herz schlagen, ein deutscher Mund reden, eine deutsche Faust sich ballen wird. Dies Bewußtsein ist heute noch stärker, lebendiger und klarer als in den Tagen, wo Fürst Bismarck unter uns weilte. Denn Fürst Bismarck war nicht wie sein gleich unvergeßlicher Nebenmann, der Feldmarschall Moltke, der still im reinen Äther unpersönlicher Betrachtung kreisende Aar. Er war eine Löwennatur, er stand auf der Erde im Staube des Kampfes, er hat bis zuletzt nicht aufgehört, mit Leidenschaft zu kämpfen, und der Kampf bringt berechtigte Gegnerschaft und ungerechte Verkennung, ehrliche Feindschaft und blinden Haß. Der Haß aber, hat vor zweitausend Jahren Perikles gesagt am Grabe der für ihre Altäre gefallenen Athener, ist von kurzer Dauer, unvergänglich jedoch der Ruhm. Nachdem sich der Staub des Kampfes verzogen hat, leuchtet uns nur die Erinnerung an unerreichte Taten und an eine unvergleichliche Persönlichkeit. So wird der gigantische Schatten des Fürsten Bismarck wachsen, je weiter der Lebenstag des deutschen Volkes vorrückt und je mehr das nationale Urteil ausreift.

Auf märkischer Scholle, im Herzen Preußens geboren, ist Otto von Bismarck in den Mauern Berlins aufgewachsen. Den Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, einst dort am untern Ende der Wilhelmstraße gelegen, hat er nachmals die Geburtsstätte seiner Luftschlösser genannt. Hinter dem Bretterzaun dieses Gartens zeigte dem Knaben die Phantasie die ganze bunte Erde mit ihren Wäldern und Burgen und allen den Erlebnissen, die seiner warteten, die ganze weite Welt, die dieser Knabe einst umgestalten sollte, als er nach einem Menschenalter in die Wilhelmstraße zurückkehrte und die größte Epoche der deutschen Geschichte begann. Nachdem er unter und mit Kaiser Wilhelm dem Großen in gewaltiger Energie das Reich aufgerichtet hatte, sicherte er diesem und der Welt in ebenso seltener Mäßigung und Selbstbeherrschung den Frieden. Er hat, um mit Fichte zu reden, das deutsche Volk aus dem Gröbsten herausgehauen. Er hat, um mit seinen eigenen Worten zu reden, das deutsche Volk in den Sattel gehoben, was vor ihm keinem geglückt war. Er hat ausgeführt und vollendet, was seit Jahrhunderten das Sehnen unsres Volkes und das Streben unsrer edelsten Geister gewesen war, was die Ottonen und Salier und Hohenstaufen vergeblich angestrebt hatten, was 1813 den Kämpfenden als damals nicht erreichter Siegespreis vorschwebte, wofür eine lange Reihe Märtyrer der deutschen Idee gekämpft und gelitten hatten. Und er ist gleichzeitig der Ausgangspunkt und Bahnbrecher einer neuen Zeit für das deutsche Volk geworden. In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern.

Nicht in dem Sinne, als ob es vaterländische Pflicht wäre, alles zu billigen, was er gesagt und getan hat. Nur Toren oder Fanatiker werden behaupten wollen, daß Fürst Bismarck niemals geirrt habe. Auch nicht in

dem Sinne, als ob er Maximen aufgestellt hätte, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage blindlings anzuwenden wären. Starre Dogmen gibt es weder im politischen noch im wirtschaftlichen Leben, und gerade Fürst Bismarck hat von der Doktrin nicht viel gehalten. Aber was uns Fürst Bismarck gelehrt hat, ist, daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen, noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse der Volksgemeinschaft, die Salus publica (das öffentliche Wohl), die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein darf. Was uns sein ganzes Wirken zeigt, ist, daß der Mensch das Schiff lenken kann, das auf dem Strome fährt, nicht aber den Strom selbst, daß wir, wie Fürst Bismarck sich ausgedrückt hat, die großen Dinge nicht machen, aber den natürlichen Lauf der Dinge beobachten und das, was dieser Lauf zur Reife gebracht hat, sichern können. Mit andern Worten, daß es in der Politik darauf ankommt, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen, an die Erreichung des zu Nutz und Frommen des Landes Erreichbaren aber alles zu setzen.

Keine Partei kann den Fürsten Bismarck für sich allein mit Beschlag belegen, aber jede kann und soll trotz der Gegensätze in dieser oder jener Frage vor diesem Toten den Degen senken. Er gehört keiner Koterie (Partei), er gehört der ganzen Nation, er ist ein nationales Eigentum. Er ist auf politischem Gebiete und im Reiche der Tat, was Goethe im Reiche der Geister auf dem Gebiete der Kunst und Kultur für uns gewesen war. Auch er hat, wie Schiller von Goethe sagte, die Schlange erdrückt, die unsern Genius umschnürte. Goethe hat uns auf dem Gebiete der Bildung geeinigt, Bismarck uns politisch denken und handeln gelehrt. Und wie Goethe für immer als Stern an unserm geistigen Himmel steht, so ist Bismarck uns die Gewähr dafür, daß die Nation ihre Gleichberechtigung mit andern, ihr Recht auf Einheit, Selbständigkeit und Macht niemals aufgeben kann. Er hat uns das Beispiel gegeben, nie zu verzagen, auch in schwierigen und verworrenen Zeiten nicht. Er lehrte uns, uns selbst treu zu bleiben. Er gab uns Selbstbewußtsein, Unternehmungsgeist und Leben. In ihm kann sich wie in einem Spiegel die Nation selbst beschauen, denn er war vor allem ein Deutscher im vollsten Sinne des Wortes. Er ist nur auf deutschem Boden denkbar und für den Deutschen ganz verständlich.

Dort vor uns liegt die Sieges-Allee. Wenn diese stolze Straße von den Askaniern und von den Nürnberger Burggrafen bis zum großen deutschen Kaiser führt, so verdanken wir es in erster Linie dem Genie des Mannes, dessen Bild in Erz sich jetzt vor unsren Blicken enthüllen soll, seiner Ausdauer, seinem heldenhaften Mut, seiner Klugheit, seiner Arbeit für die Dynastie (das Hohenzollernhaus), die aus dem Süden Deutschlands zu uns kam, um von hier aus Nord und Süd auf ewig zu verbinden. Sein Werk ist so beschaffen, daß es ihn überleben kann. In der Mitte von Europa gelegen, sind wir darauf hingewiesen, immer en vedette (auf dem Posten) zu sein, aber stark genug, unsre Unabhängigkeit nach jeder Seite zu behaupten. Von Gegensätzen durchzogen in politischer, wirtschaftlicher und konfessioneller Beziehung, wird es uns nie an inneren Kämpfen fehlen, aber sie werden nicht mehr im stande sein, den Reif zu sprengen, der vor dreißig Jahren geschmiedet wurde.

So möge denn des großen Mannes Name als Feuersäule vor unserm

Volke herziehen in guten und in schweren Tagen. Möge sein Geist für immer mit uns sein, mit uns und unsrer Fahnen Flug. Möge unser deutsches Volk seiner großen Zukunft in Frieden und Freiheit, in Wohlfahrt und Stärke entgegengehen unter der Führung des glorreichen Hohenzollernhauses, auf dessen Schultern die Zukunft der Nation ruht!

6. Deutschlands Weltstellung und Seemacht.

Trinkspruch Kaiser Wilhelms II. bei dem Festmahl, welches die Stadt Hamburg nach dem Stapellauf des Panzerschiffes „Kaiser Karl der Große" am 18. Oktober 1899 im Kaisersaale des Rathauses gab. A. O. Klaußmann a. a. O. S. 268 ff.

Es gereicht Mir zur besondern Freude, an dem heutigen historischen Gedenktage wieder in Ihrer Mitte weilen zu können. Ich fühle Mich gleichsam erfrischt und neu gestärkt, so oft Ich von den Wogen des frisch sprudelnden Lebens einer Hansastadt umspült werde.

Es ist ein feierlicher Akt, dem wir soeben beigewohnt haben, als wir ein neues Stück schwimmender Wehrkraft des Vaterlandes seinem Element übergeben konnten. Ein jeder, der ihn mitgemacht hat, wird wohl von dem Gedanken durchdrungen gewesen sein, daß das stolze Schiff bald seinem Berufe übergeben werden könne; wir bedürfen seiner dringend, und bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte. Sein Name erinnert uns an die erste glanzvolle Zeit des alten Reiches und seines mächtigen Schirmherrn.

Und auch in jene Zeit fällt der allererste Anfang Hamburgs, wenn auch nur als Ausgangspunkt für die Missionstätigkeit im Dienste des gewaltigen Kaisers.

Jetzt ist unser Vaterland durch Kaiser Wilhelm den Großen neu geeint und im Begriff, sich nach außen hin herrlich zu entfalten. Und gerade hier inmitten dieses mächtigen Handelsemporiums empfindet man die Fülle und Spannkraft, die das deutsche Volk durch seine Geschlossenheit seinen Unternehmungen zu verleihen im stande ist. Aber auch hier weiß man es am höchsten zu schätzen, wie notwendig ein kräftiger Schutz und die unentbehrliche Stärkung unsrer Seestreitkräfte für unsre auswärtigen Interessen sind.

Doch langsam nur greift das Gefühl hierfür im deutschen Vaterlande Platz, das leider noch zu sehr seine Kräfte in fruchtlosen Parteiungen verzehrt. Mit tiefer Besorgnis habe Ich beobachten müssen, wie langsame Fortschritte das Interesse und politische Verständnis für große, weltbewegende Fragen unter den Deutschen gemacht hat.

Blicken wir um uns her! Wie hat seit einigen Jahren die Welt ihr Antlitz verändert! Alte Weltreiche vergehen, und neue sind im Entstehen begriffen. Nationen sind plötzlich im Gesichtskreis der Völker erschienen und treten in ihren Wettbewerb mit ein, von denen kurz zuvor der Laie noch wenig bemerkt hatte. Erzeugnisse, die umwälzend wirken auf dem Gebiete internationaler Beziehungen sowohl wie auf dem Gebiete national-ökonomischen Lebens der Völker, und die in alten Zeiten Jahrhunderte zum Reifen brauchten, vollziehen sich in wenigen Monden.

Dadurch sind die Aufgaben für unser deutsches Reich und Volk in mächtigem Umfange gewachsen und erheischen für Mich und Meine Regierung ungewöhnliche und schwere Anstrengungen, die nur dann von Erfolg gekrönt

sein können, wenn einheitlich und fest, den Parteiungen entsagend, die Deutschen hinter uns stehen.

Es muß dazu aber unser Volk sich entschließen, Opfer zu bringen. Vor allem muß es seine Sucht ablegen, das Höchste in immer schärfer sich ausprägenden Parteirichtungen zu suchen. Es muß aufhören, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Es muß seine alten Erbfehler eindämmen, alles zum Gegenstand ungezügelter Kritik zu machen, und es muß vor den Grenzen Halt machen, die ihm seine eigensten, vitalsten Interessen ziehen. Denn gerade diese alten politischen Sünden rächen sich jetzt schwer an unsern Seeinteressen und unsrer Flotte.

Wäre ihre Verstärkung Mir in den ersten acht Jahren Meiner Regierung trotz inständigen Bittens und Warnens nicht beharrlich verweigert worden, wobei sogar Hohn und Spott Mir nicht erspart geblieben sind, wie anders würden wir dann unsern blühenden Handel und unsre überseeischen Interessen fördern können!

Doch Meine Hoffnungen, daß der Deutsche sich ermannen werde, sind noch nicht geschwunden. Denn groß und mächtig schlägt die Liebe in ihm zu seinem Vaterlande. Davon zeugen die Oktoberfeuer, die er heute noch auf Bergeshöhen anzündet, und mit denen er auch das Andenken an die herrliche Gestalt des heute gebornen Kaisers in der Erinnerung mitfeiert. Und in der Tat, einen wundervollen Bau hat Kaiser Friedrich mit seinem großen Vater und dessen großen Paladinen errichten helfen und uns als Deutsches Reich hinterlassen. In herrlicher Pracht steht es da, ersehnt von unsern Vätern und besungen von unsern Dichtern!

Nun wohlan! Statt wie bisher in ödem Zank sich darüber zu streiten, wie die einzelnen Kammern, Säle, Abteilungen dieses Gebäudes aussehen oder eingerichtet werden sollen, möge unser Volk in idealer Begeisterung, wie die Oktoberfeuer auflodernd, seinem idealen zweiten Kaiser nachstreben und vor allem an dem schönen Bau sich freuen und ihn schützen helfen!

Stolz auf seine Größe, bewußt seines innern Wertes, einen jeden fremden Staat in seiner Entwicklung achtend, die Opfer, die seine Weltmachtstellung verlangt, mit Freuden bringend, dem Parteigeist entsagend, einheitlich und geschlossen hinter seinen Fürsten und seinem Kaiser stehend, so wird unser deutsches Volk auch in den Hansastädten ihr großes Werk zum Wohle unsers Vaterlandes fördern helfen. Das ist Mein Wunsch zum heutigen Tage, mit dem Ich Mein Glas erhebe auf das Wohl Hamburgs.

7. Der Kaiser als oberster Kriegsherr und als Friedenshort.

Klaußmann a. a. O. S. 184 ff.

a. Kabinettsorder vom 29. März 1890.

Der gesteigerte Bildungsgrad unsres Volkes bietet die Möglichkeit, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung des Offizierkorps in Betracht kommen. Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage wie vordem das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten beseelt hat, soll und muß demselben unverändert erhalten bleiben. Und das ist nur

möglich, wenn die Offizieraspiranten aus solchen Kreisen genommen werden, in denen dieser Adel der Gesinnung zu Hause ist. Neben den Sprossen der adligen Geschlechter des Landes, neben den Söhnen Meiner braven Offiziere und Beamten, die nach alter Tradition die Grundpfeiler des Offizierkorps bilden, erblicke Ich die Träger der Zukunft Meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerten bürgerlichen Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt und anerzogen werden. Ich kann es nicht gutheißen, wenn manche Kommandeure sich für die Heranziehung des Offiziersersatzes eigene, einseitige Grundsätze schaffen, wenn beispielsweise die Grenzen der erforderlichen wissenschaftlichen Bildung so eng gezogen werden, daß für die Annahme eines jungen Mannes die Ablegung der Abiturientenprüfung als unabweisbare Bedingung hingestellt wird. Ich muß es mißbilligen, wenn der Eintritt abhängig gemacht wird von einer übermäßig hohen Privatzulage, welche die Söhne wenig begüterter, aber nach Gesinnung und Lebensauffassung dem Offizierkorps nahestehender Familien der Armee fernhalten muß. Ich will nicht, daß in Meiner Armee das Ansehen der Offizierkorps nach der Höhe der Eintrittszulage bemessen werde, und schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den preußischen Offizier von alters her ausgezeichnet haben. In diesem Sinne mit Aufbietung aller Kräfte zu wirken, ist die Aufgabe der Truppenkommandeure. Unausgesetzt haben sie es sich klar zu machen, daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und groß zu ziehen, die Selbstverleugnung bei ihren Offizieren zu heben, und daß hierfür das eigene Beispiel in erster Linie mitwirken muß. Wie Ich es den Kommandeuren erneut zur Pflicht mache, den mancherlei Auswüchsen des Luxus zu steuern, die in kostspieligen Geschenken, in häufigen Festessen, in einem übertriebenen Aufwande bei der Geselligkeit und ähnlichen Dingen zu Tage treten, so halte Ich es auch für angezeigt, der Auffassung nachdrücklich entgegenzutreten, als sei der Kommandeur selber vermöge seiner Dienststellung zu umfangreichen Ausgaben für Repräsentationszwecke verpflichtet. Ein jeder Offizier kann sich durch angemessene Förderung einer einfachen, standesgemäßen Geselligkeit Verdienste um seinen Kameradenkreis erwerben; zum „Repräsentieren“ aber sind nach Meinem Willen nur die kommandierenden Generale verpflichtet, und darf es in Meiner Armee nicht vorkommen, daß gutgediente Stabsoffiziere mit Sorgen den Geldopfern entgegen sehen, die mit dem etwaigen Erreichen der Regimentskommandeurstellung vermeintlich ihrer warten. Ich werde Mir von Zeit zu Zeit neben den Eingaben über die Offizieraspiranten Nachweisungen über die bei den Truppenteilen üblichen Zulagen und die Gehaltsabzüge vorlegen lassen. Wie Ich hiermit bestimme, daß Mir solche Offiziere namhaft zu machen sind, welche den auf Vereinfachung des Lebens gerichteten Einwirkungen ihrer Vorgesetzten nicht entsprechen, so werde Ich die Kommandeure wesentlich mit danach beurteilen, ob es ihnen gelingt, einen geeigneten und ausreichenden Nachwuchs an Offizieren heranzuziehen und das Leben ihrer Offizierkorps einfach und wenig kostspielig zu gestalten. Ich wünsche von Herzen, daß ein jeder Meiner Offiziere nach erfüllter Pflicht seines Lebens froh werde. Dem überhandnehmenden Luxus in der Armee muß aber in allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden.

b. Kabinettsorder vom 15. Februar 1890, Bestrafung wegen Mißhandlung Untergebener betreffend.

Klaußmann a. a. O. S. 184.

An den Kriegsminister!

Ich habe aus den Mir von den kommandierenden Generalen eingereichten Nachweisungen über die Bestrafung wegen Mißhandlung Untergebener erfahren, daß die Bestimmungen der Order vom 1. Februar 1843 noch nicht durchweg in dem Geiste aufgefaßt und gehandhabt werden, in dem sie gegeben worden sind. In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zu teil werden, weil eine solche die wesentlichste Grundlage bildet, um in demselben Dienstfreudigkeit und Hingebung an den Beruf, Liebe und Vertrauen zu den Vorgesetzten zu hegen und zu fördern. Treten Fälle von fortgesetzten systematischen Mißhandlungen Untergebener hervor, so haben Mir die kommandierenden Generale bei Einreichung der Nachweisungen zu berichten, welchen Vorgesetzten die Verantwortung mangelhafter Beaufsichtigung trifft, und was ihrerseits gegen denselben veranlaßt worden ist. Sie haben hiernach das Erforderliche zu veranlassen und den kommandierenden Generalen auch die Bemerkungen, zu welchen Mir die letzten Erhebungen Anlaß gegeben haben, zugehen zu lassen.

c. Der Kaiser als Friedenshort.

J. Penzler, Die Reden Kaiser Wilhelms II. Leipzig, Reclam. S. 45, 104 u. 305.

Schon als Prinz — am 8. Februar 1888 — sprach Kaiser Wilhelm bei einem Festmahle des Brandenburgischen Provinziallandtages:

Ich weiß wohl, daß im großen Publikum und speziell im Auslande Mir leichtsinnige, nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken imputiert werden: Gott bewahre Mich vor solch verbrecherischem Leichtsinn!

Am 21. April 1890 sprach er bei einem Festmahle an Bord des Lloyddampfers „Fulda“:

Daß es selbstverständlich Meine erste Sorge ist, nach allen Richtungen so weit als möglich für den Frieden zu sorgen, das geschieht ja natürlich auch im Hinblick auf das, was der Lloyd zu leisten hat; denn gerade der Handel und Wandel vermag nur zu blühen und zu grünen, wenn die Geschäfte in sicherer Hut und sicherer Obhut sind.

Bei der Vorfeier der Eröffnung des Nord-Ostseekanals am 18. Januar 1895 in Hamburg sagte der Kaiser:

Wir vereinen zwei Meere; auf das Meer lenken sich unsre Gedanken, das Meer, das Sinnbild der Ewigkeit. Meere trennen nicht, Meere verbinden; die verbindenden Meere werden verbunden durch dieses neue Glied zum Segen und Frieden der Völker. Die gepanzerte Macht, die versammelt ist auf dem Kieler Hafen, soll zu gleicher Zeit ein Sinnbild des Friedens sein, des Zusammenwirkens aller europäischen Kulturvölker zur Hochhaltung und Aufrechterhaltung der europäischen Kulturmission. Aller Völker Herzen richten sich hierher mit fragendem Blick. Sie erheischen den Frieden. Im Frieden nur kann Welthandel sich entwickeln, im Frieden nur kann er gedeihen, und Frieden werden und wollen wir aufrecht erhalten.

8. Des Kaisers Ansicht über die Aufgabe der Kunst.

Rede des Kaisers an die Künstler, welche die Denkmäler der Siegesallee geschaffen haben, am 18. Dezember 1901. Klaußmann a. a. O. S. 310 ff.

Wie ist es mit der Kunst überhaupt in der Welt? Sie nimmt ihre Vorbilder und schöpft aus den Quellen der großen Mutter Natur, und diese, die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit, bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen, die der Schöpfer sich selbst gesetzt hat, und die nie ohne Gefahr für die Entwicklung der Welt überschritten oder durchbrochen werden können. Ebenso ist es in der Kunst, und beim Anblick der herrlichen Überreste aus der alten klassischen Zeit überkommt einen auch wieder dasselbe Gefühl: hier herrscht auch ein ewiges, sich gleichbleibendes Gesetz, das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Ästhetik. Dieses Gesetz ist durch die Alten in einer so überraschenden, überwältigenden Weise und vollendeten Form zum Ausdruck gebracht worden, daß wir mit allen modernen Empfindungen und allem unseren Können stolz darauf sind, wenn uns gesagt wird bei einer besonders guten Leistung: Das ist beinahe so gut, wie es vor 1900 Jahren gemacht worden ist, aber beinahe.

Unter diesem Eindrucke möchte Ich Ihnen dringend ans Herz legen: Noch ist die Bildhauerei zum größten Teile rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da, erhalten Sie sie so und lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urteil und allerlei Witz der Lehre dazu verleiten, diese Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufgebaut ist! Eine Kunst, die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe, und das darf die Kunst nie werden. Mit dem vielgebrauchten Worte Freiheit und seiner Flagge verfällt man gar oft in die Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühle der Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besondern Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst.

Aber noch mehr, die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie andern Völkern mehr oder weniger verloren gegangen sind. Es bleibt nur das deutsche Volk übrig, das an erster Stelle berufen ist, diese großen Ideen zu hüten, zu pflegen und fortzusetzen, und zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden und sich abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erfreuen und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten. Wenn nun die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, weiter nichts tut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist, dann versündigt sie sich damit am deutschen Volke. Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit, und wenn wir hierin den andern Völkern ein Muster sein und bleiben wollen, so muß das ganze deutsche Volk daran mitarbeiten, und soll die Kultur ihre Aufgabe voll erfüllen, dann muß sie bis in die untersten Schichten des Volkes hindurch-

gedrungen sein. Das kann sie nur, wenn die Kunst die Hand dazu bietet, wenn sie erhebt, statt daß sie in den Rinnstein niedersteigt.

9. Kaiser Wilhelm II. als Christ.

Klaußmann a. a. O. S. 421.

a. Rede des Kaisers bei der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem am 31. Oktober 1898.

Gott hat in Gnaden Uns verliehen, daß Wir in dieser allen Christen heiligen Stadt das dem Erlöser der Welt zu Ehren errichtete Gotteshaus haben weihen können. Was Meine in Gott ruhenden Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhundert ersehnt und als Förderer und Beschützer der hier im evangelischen Sinne begründeten Liebeswerke erstrebt haben, das hat durch die Erbauung und Einweihung der Erlöserkirche Erfüllung gefunden. Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit. Mit fürbittender Teilnahme begleitet die evangelische Christenheit weit über Deutschlands Grenzen hinaus unsre Feier. Die Abgesandten der evangelischen Kirchengemeinschaft und zahlreiche evangelische Glaubensgenossen aus aller Welt sind mit uns hierhergekommen, um persönlich Zeuge zu sein der Vollendung des Glaubens- und Liebeswerkes, durch das der Name des höchsten Herrn und Erlösers verherrlicht und der Bau des Reiches Gottes auf Erden gefördert werden soll. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsre Füße stehen, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungstat unsres Herrn und Heilands. Sie bezeugt uns die gemeinsame Arbeit, die alle Christen über Konfessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint. Die welterneuernde Kraft des von hier ausgegangenen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen, sie mahnt uns im glaubensvollen Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Betätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen, sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsre teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen. Von Jerusalem kam der Welt das Licht, in dessen Glanz unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. . . . . Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen; wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unsrer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: „Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen" an diesem feierlichen Tag hier wiederhole, fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbnis. . . . Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde Gottvertrauen, Nächstenliebe, Geduld im Leiden und tüchtige Arbeit des deutschen Volkes edelster Schmuck bleiben, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr und mehr durchdringe und heilige. Er, der gnadenreiche Gott, wird unser Flehen

erhören, das ist unsre Zuversicht. Er, der Allmächtige, ist der starke Hort, auf den wir bauen.

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

b. Aus der Ansprache an die Bonner Studenten am 24. April 1901.

Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte gebrauchen. Aber nicht, um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verschwenden oder in den Dienst einseitiger Parteitendenzen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsre Ideale zu pflegen. Gewaltig sind die Geistesheroen, die der Stamm der Germanen durch Gottes Gnade hat hervorbringen dürfen, von Bonifatius und Walter von der Vogelweide bis auf Goethe und Schiller, und sie sind zum Lichte und Segen der ganzen Nachwelt geworden. Sie wirkten „universal" und waren doch streng in sich selbst abgeschlossene Germanen, d. h. Persönlichkeiten, Männer! Die brauchen wir auch heute, mehr als je. Mögen Sie auch dahin streben, solche zu werden! Wie soll das aber möglich sein, wer soll Ihnen dazu verhelfen? Nur einer, dessen Namen wir alle tragen, der unsre Sünden getragen und ausgetilgt, der uns vorgelebt und gearbeitet, wie wir arbeiten sollen, unser Heiland und Herr, der pflanze den sittlichen Ernst in Sie, daß Ihre Triebfeder stets lauter und Ihre Ziele stets hehre seien! Die Liebe zu Vater und Mutter, zum Vaterhaus und Vaterland wurzelt in der Liebe zu ihm. Dann werden Sie gefeit gegen Verlockungen jeder Art, vor allem gegen die Eitelkeit und den Neid, und dann können Sie singen und sagen: Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt! Dann werden wir auch fest und kulturspendend in der Welt dastehn, und Ich werde ruhig Meine Augen schließen, sehe Ich eine solche Generation um Meinen Sohn heranwachsen. Dann Deutschland, Deutschland über alles!

Die Wahlsprüche der hohenzollernschen Fürsten.

Wahlsprüche der Hohenzollern. Zusammengestellt und historisch erläutert von Heinric von Mühler. Breslau 1884.

Kurfürsten.

Friedrich I.
(1415—40.)

Wer Gott getraut, den verläßt er nicht.

Friedrich II.
(1440—70.)

Beten und arbeiten.

Albrecht Achilles.
(1470—86.)

In Gotts Gewalt
Hab' ich's gestalt;
Er hat's gefügt,
Daß mir's genügt.

Johann Cicero.
(1486—99.)

All Ding ein Weil.

Joachim I. (Nestor).
(1499—1535.)

Judicio et Justitia.
(Durch Gericht und Gerechtigkeit.)

Joachim II. (Hektor).
(1535—71.)

Regium est, omnibus benefacere
(Königlich ist's, allen wohlzutun.)

Johann Georg.
(1571—98.)

Juste et clementer.
(Gerecht und milde.)

Johann Friedrich.
(1598—1608.)

Initium sapientiae timor Dei.
(Der Weisheit Anfang ist des Herr Furcht.)

Johann Sigismund.
(1608—19.)

Pro lege et pro grege.
(Für Gesetz und Volk.)

Georg Wilhelm.
(1619—40.)

Anfang bedenk' das End'.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
(1640—88.)

Deus fortitudo mea.
(Gott ist meine Stärke.)

Könige.

Friedrich I.
(1688—1701—1713.)

Suum cuique.
(Jedem das Seine.)

Friedrich Wilhelm I.
(1713—40.)

Nec soli cedit.
(Er — der preußische Adler — weicht der Sonne nicht.)

Friedrich II. der Große.
(1740—86.)

Pro gloria et patria.[1])
(Für Ruhm und Vaterland.)

Friedrich Wilhelm II.
(1786—97.)

Sincere et constanter.
(Aufrichtig und standhaft.)

Friedrich Wilhelm III.
(1797—1840.)

Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoffnung in Gott.

Friedrich Wilhelm IV.
(1840—61.)

Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen!

Kaiser und Könige.

Wilhelm I.
(1861—71—88.)

Gott mit uns![2])

Friedrich III.
(1888.)

Furchtlos und beharrlich.

Wilhelm II.

Allweg guet Zolre!

---

[1]) Zugleich Fahnenspruch des preußischen Heeres.
[2]) Inschrift des Eisernen Kreuzes.

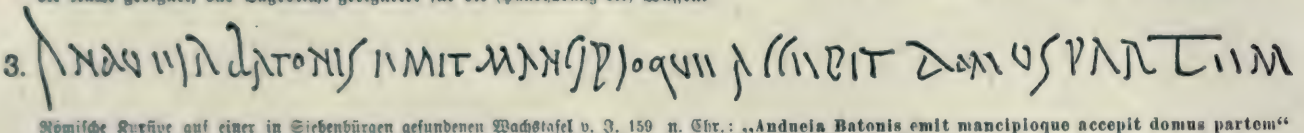
Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

1. PASCITVRINMAGNASILVATORMONSAIVVENCA

Sogenannte Kapitalschrift, welche den Steinschriften der Augusteischen Zeit am meisten sich nähert. Die Probe, welche in etwas verkleinertem Maßstab gegeben ist, bietet aus einer Vergilhandschrift des 3. oder 4. Jahrhunderts n. Chr. den Hexameter **„Pascitur in magna Sila** (dafür ist silva verschrieben) **formonsa iuvenca“ d. h. es weidet auf der weiten Sila** (einer Bergwaldung) **eine junge Kuh von schöner Gestalt** (Verg. Georg. III, 219).

2. CONSILIIS·NOX·APTA·DVCVM·LVX·APTIOR·ARMIS·

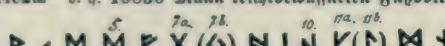
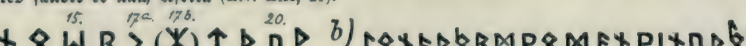
Flüchtigere Kapitalschrift aus dem Herkulanensischen Papyrus, welcher ein Gedicht auf die Schlacht von Actium enthält, also in den Jahren 31 v. Chr. bis 79 n. Chr. geschrieben sein muß. Der Hexameter **„consiliis nox apta ducum, lux aptior armis“** lautet in der Übersetzung: **für** (listige) **Pläne der Feldherren** (ist) **die Nacht geeignet, das Tageslicht geeigneter für die** (Handhabung der) **Waffen.**

3. 

Römische Kursive auf einer in Siebenbürgen gefundenen Wachstafel v. J. 159 n. Chr.: **„Anduela Batonis emit manciploque accepit domus partem“ d. h. Anduela, die Frau des Bato, erwarb und empfing durch förmlichen Kaufakt einen Teil des Hauses.**

4. XIIImiliaDCCCL·peditescetratosmisitinafricam

Unzialschrift, eine Schriftgattung, welche eine Anzahl von Buchstaben in abgerundeter Form bietet und schon im 4. Jahrh. n. Chr. ausgebildet war. Die Probe stammt aus einer Livieshandschrift des 8. Jahrhunderts: **„tredecim** (XIII) **milia octingentos quinquaginta** (DCCCL) **pedites cetratos misit in Africam“ d. h. 13850 Mann leichtbewaffneten Fußvolkes sandte er nach Afrika** (Liv. XXI, 21).

5. a)  b) 

Runen. Sie sind eine dem lateinischen Alphabet ähnliche Schrift, deren Gebrauch allen Germanenstämmen gemeinsam gewesen zu sein scheint. Die Zeichen des Runenalphabetes finden sich z. B. auf einer Silberspange, die einem Merowingergrab vom Ende des 6. Jahrhunderts in der Nähe von Charnay (Bourgogne) entnommen wurde, und erscheinen nach unserer Folge geordnet

1 5 7a 7b 10 11a u. b 15 17a 17b 20

(Probe a) = **a b e** (d h. k) **d o f g** (nasaler Gutturallaut) **h i j l m n o p r s** (stimmhaftes s) **t th u w.**

Probe b bietet die Inschrift auf einer Silberspange, die bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg mit römischen Kaisermünzen gefunden wurde, von welchen die untersuchten bis auf Valens († 378) herabreichen: **„lona thiore Wodan winuth lonath“** d. h. (nach Dietrichs Übersetzung) **mit teurem Lohne Wodan Freundschaft lohnet.**

6. auxiliare nobis &redimenos propter misericordiamtuam

Karolingische Minuskel. Sie stellt eine Reform der merowingischen Schrift (vergleiche die Abbildung der Urkunde) unter Einfluß der alten Minuskel dar, welche sich etwa seit dem 5. Jahrhundert aus der Unzialschrift entwickelte (Halbunzialschrift). Für die Ausbildung und Verbreitung der karolingischen Minuskel sorgte besonders die Schreibschule des Alkuin in Tours. Dieser entstammt, wie man annimmt, ein Kodex der Cölner Dombibliothek, dem die Probe entnommen ist: **„auxiliare nobis et redime nos propter misericordiam tuam“ d. h. hilf uns und erlöse uns wegen deiner Barmherzigkeit.**

7. Attila rex quonda tulit illud tẽpe regnũ. Impiger antiquos sibimet renouare tũphos.

Die mittelalterliche Minuskel entwickelte sich aus der karolingischen Schrift, welche allmählich zur Alleinherrschaft gelangte. Die Probe rührt von einer Handschrift des Waltharliedes aus der Mitte des 12. Jahrhunderts her: **„Attila rex quondam tulit illud tempore regnum, impiger antiquos sibimet renovare triumphos“** d. h. **der König Attila beherrschte einst jenes (der Hunnen) Reich zu der Zeit, rastlos bedacht, für sich die alten Siege zu erneuern** (Vers 11 u. 12).

8. Wie chunden wir si bringen. spch d' lobes rich. her zv disen landen. daz waere vnmvgelich.

Seit dem 13. Jahrhundert bildete sich eine mehr eckige Buchschrift heraus, d. i. die sogenannte Mönchsschrift. Dazu gehören die Proben 8 und 9. Erstere ist eine Stelle aus der Hohenems-Laßbergischen Handschrift der Nibelungen vom Anfang des 13. Jahrhunderts: **„wie chunden“** (konnten) **wir si bringen — sprach der lobes rich** (des Lobes reiche sc. König) **— her zuo disen landen! daz waere unmugelich** (unmöglich)“ (12. Avent. 4. Str.).

9. got hymelischer vater durch dine milte gvte geschvf du den menschen in drivaltiger werdichait.

Anfang des „Schwabenspiegels“ (Handschrift des 14. Jahrhunderts:) **„got, himelischer vater, durch dine milte** (milde) **güte geschüf** (schufest) **du den menschen in drivaltiger** (dreifacher) **werdichait** (Würdigkeit)“.

10. Et statim gallus iterũ cãtauit. Et recordatus est petrus verbi

Die Mönchsschrift wurde zum Vorbild der ersten Drucklettern genommen. Erst später ahmten daneben die Drucker den italienischen Humanisten nach, welche seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts besonders für die klassischen Autoren zu der reinen Minuskel des früheren Mittelalters zurückgekehrt waren, und so entstand der Gegensatz der sogenannten lateinischen Schrift zur deutschen, den man vorher nicht gekannt hatte. Zu der Mönchsschrift gehört eine Gattung größerer Buchstaben, welche für die Missalen oder Meßbücher verwendet wurden. Diese Schriftgattung benutzte Gutenberg für die Herstellung der Lettern, mit denen er 1450 zu Mainz die lateinische Bibel herstellte, welche die Reihe der gedruckten Bücher beginnt. Diese Bibel enthält auf jeder Seite in zwei Spalten je 36 Zeilen, deren zwei in der Probe enthalten sind: **„Et statim gallus iterum cantavit. Et recordatus est petrus verbi“** d. h. **Und sogleich krähte der Hahn zum andernmal. Und es gedachte Petrus an das Wort** (Ev. Marci 14, 72).

11. vinster waren auff dem antlütze des abgrundes: vñ der geist gotz ward getragẽ auf die wasser.

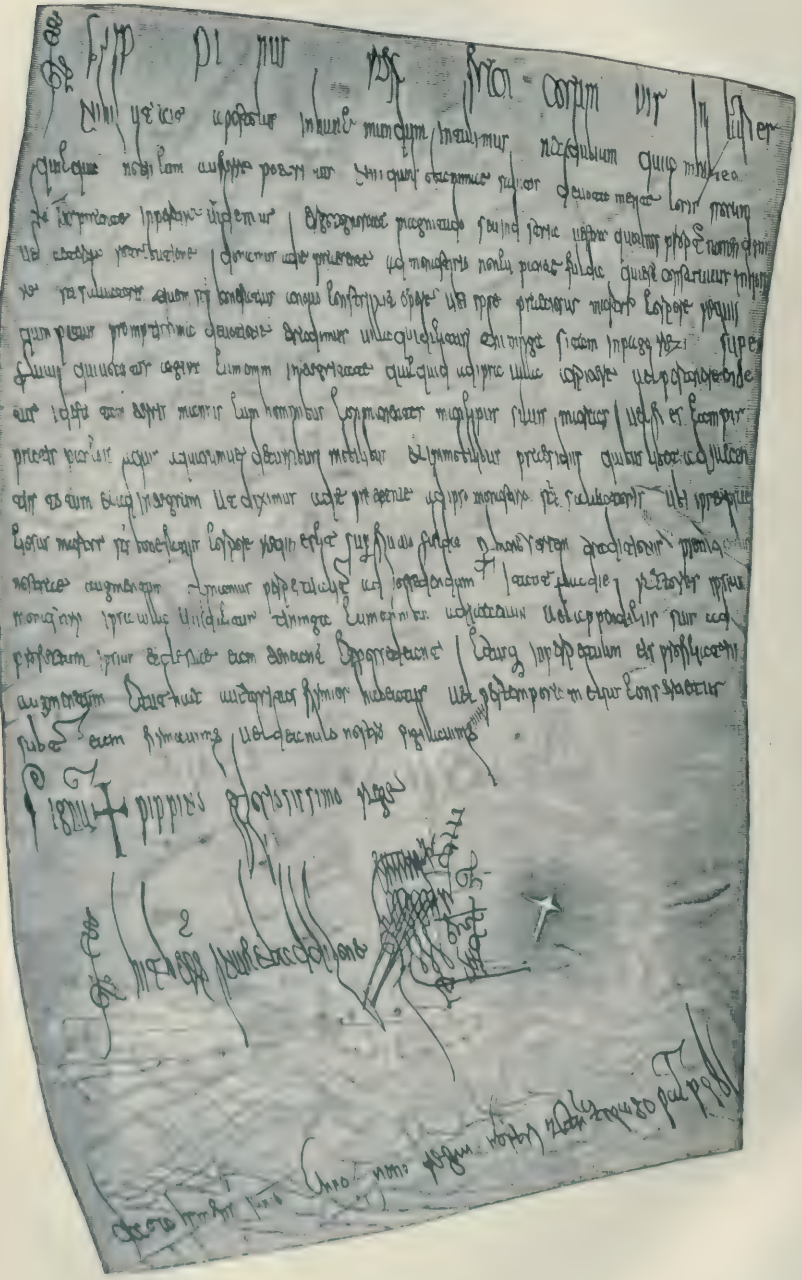
Probe aus der ersten deutschen Bibel, gedruckt zu Straßburg 1466 (1. Mos. 1, 2)

12. Gedruckt in der Kayserlichen Stat Nürnberg Durch den Ettern Hannsen

Schlußschrift des „Theuerdank“, welcher 1517 zu Nürnberg gedruckt wurde und mit seinen Holzschnitten sowie den besonders dazu geschnittenen Typen (bedeutungsvoll für die Entwicklung der deutschen Fraktur) ein künstlerisches Meisterwerk der deutschen Frührenaissance ist. Man ergänze „Schönsperger, Bürger zu Augsburg“.

Anmerkung: Die Schrifttafel und die folgende Urkunde mit den Erläuterungen sind der Freundlichkeit des Herrn Dr. Georg Steffen in Leipzig zu verdanken.

Altestes (etwa auf die Hälfte verkleinertes) Original der in deutschen Archiven aufbewahrten Königsurkunden.



Erläuterung.

1. (C.) [1]) Pip-pi-nus rex Fran-corum vir inluster.
2. Nihil ut ait apostolus in hunc mundum intulimus nec dubium quia nihil ex eo
3. quicquam nobiscum auferre poterimus nisi quod ob animae salutis devota mente locis sanctorum
4. deo inspirante impertire videmur ergo cognoscat magnitudo seu industria vestra quod nos propter nomen domini
5. vel aeterna retributione donamus a die praesente ad monastirio nuncupante Fulda qui est constructus in homo
6. re sancti salvatoris quem sanctus Bonefatius a novo construxit opere ubi ipse praeciosus martyr corpore requiescit
7. quin potius promptissima devotione tradimus villa qui dicitur Tininga sitam in pago Rezi super
8. fluvio qui vocatur Agira cum omni integritate quicquid ad ipsa villa aspicere vel pertenere vide
9. tur id est tam terris mansis cum hominibus commanentes mancipiis silvis marcas vel fines campis
10. pratis pascis aquis aquarumve decursibus mobilibus et immobilibus praesidiis quibuslibet adiaecen
11. tiis totum et ad integrum ut diximus a die praesente ad ipso monastirio sancti salvatoris ubi ipse prae
12. ciosus martyr sanctus Bonefatius corpore requiescit super fluvio Fulda per hanc seriem traditionis pro mercede
13. nostrae augmentum donamus perpetualiter ad possedendum ita ut ab hac die rectores ipsius
14. monastirii ipsa villa qui dicitur Tininga cum omnibus adiaecentiis vel appendiciis suis ad
15. profectum ipsius ecclesiae eam teneant et possedeant et usque in perpetuum eis proficiat in
16. augmentum et ut haec auctoritas firmior habeatur vel per tempora melius conservetur
17. subter eam firmavimus vel de anulo nostro sigillavimus
18. Signum ✝ [2]) Pippino gloriosissimo rege.
19. (C.) [1]) Hitherius in vice Baddilone (s. r.) [3]) (l. s.)[4])
20. data in mensi Junio anno nono regnum nostri actum Atiniago pal(atio) publ(ico).

Anm.: 1. Sogenanntes Chrismon, d. i. das symbolische Zeichen für die Anrufung Gottes.
2. Das Handmal, welches der Schreiber bis auf einen kleinen Teil fertig machte und der König (Pippin war des Schreibens unkundig) vollendete. Deutlich ist der Vollziehungsstrich in dem Kreuze erkennbar.
3. Signum recognitionis oder das Ausfertigungszeichen, dessen Schnörkel „subscripsi" bedeuten.
4. Locus sigilli, Stelle des Siegels, das verloren gegangen. Für dasselbe war ein Kreuzschnitt in das Pergament gemacht und ein Wachsklumpen durch das Loch gedrückt worden.

1. Im Namen Gottes! Pippin, der erlauchte König der Franken.
2. Wir haben, wie der Apostel [1]) sagt, nichts auf diese Welt gebracht, und es ist nicht zweifelhaft, daß wir nichts von derselben
3. mit uns zu nehmen vermögen werden mit Ausnahme dessen, was wir wegen unseres Seelenheiles mit frommem Sinne den Stätten der Heiligen
4. auf göttlichen Antrieb zu widmen scheinen. Daher möge Eure Hoheit und Pflichttreue erfahren, was wir wegen Gottes Namen
5. und der ewigen Vergeltung von dem heutigen Tag an das Kloster übertragen, welches sich Fulda nennt. Das ward errichtet zu Ehren
6. des heiligen Erlösers, und in neuer Schöpfung gründete es der heilige Bonifatius; hier ruht er selbst, der teure Martyrer, mit seinem Leibe.
7. Ja wahrlich mit bereitester Ergebenheit verleihen wir das Dorf, welches Tininga [2]) heißt und in dem Gau Rezi [3]) an dem
8. Flusse, der Agira [4]) genannt wird, liegt, in seinem ganzen und unverletzten Bestande, was nur auf das Dorf sich zu beziehen und zu erstrecken scheinen möge:
9. Das ist mit Land, Hufen samt den darauf seßhaften Leuten, Unfreien, Waldern, Mark oder Gebiet, Feldern,
10. Wiesen, Weiden, Gewässern und Wasserläufen, beweglichem und unbeweglichem Inventar, allem möglichen Zubehör.
11. Ganz und vollständig, wie gesagt, von dem heutigen Tag, eben dem Kloster des heiligen Erlösers, wo der treue
12. Märtyrer, der heilige Bonifatius, mit seinem Leibe ruht an dem Flusse Fulda, durch diesen Akt der Schenkung für Vermehrung
13. unseres Seelenlohnes geben wir (es) zum ewigen Besitze dergestalt, daß vom heutigen Tag die Leiter dieses
14. Klosters jenes Dorf, welches Tininga genannt wird, samt allem Zubehör oder damit Verbundenen zum
15. Vorteil der Kirche (dasselbe) inne haben und besitzen sollen, und daß es für die Dauer ihnen gedeihen möge zum
16. Wachstum. Und damit diese Verordnung festere Geltung und durch die Zeiten besseren Bestand bewahre,
17. haben wir unter derselben unsere Beglaubigung folgen und mit dem Bilde von unserem Ringe das Siegel anbringen lassen.
18. Handmal ✝ des ruhmwürdigen Königs Pippin.
19. Im Namen Gottes! (Ich), Hitherius, an Stelle des Baddilo [5]) unterschrieb. (Stelle des Siegels.)
20. Vollzogen im Juni des neunten Jahres unserer Regierung (d. i. 760), angeordnet in der königlichen Pfalz Attigny.

Anm.: 1. Paulus an Timoth. I, 6, 7.

2. Das heutige Deiningen.

3. Das Ries im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben.

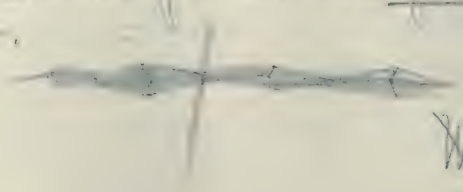
4. Eger, welche in den Donauzufluß Wörnitz mündet.

5. Baddilo war der Vorgesetzte, welcher die Kanzlei leitete, und Hitherius der unter ihm beschäftigte Notar.

Von der Freiheit eines Menschen

Ein ein Mensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan.

Ein ein Mensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.



3-1

HG
H7118q

Hoffmeyer, L.:
Lehrbuch für den Geschichtsunterricht.
III Teil. Quellenbuch.

430181

DATE

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED